Geschichte des deutschen Volkes

David Müller, Rudolf Lange

Digitized by Google

Gov 313. 8.17

Harvard College
Library

THE GIFT OF

GRENVILLE HOWLAND NORCROSS

OF BOSTON

Class of 1875

Digitized by Google

Digitized by Google

David Müller,

Geschichte des deutschen Volkes.

Orig. Aufn. v. Reichard & Lindner, Berlin. Lichtdruck v. Meisenbach Riffarth & Co., Berlin.

Verlag von Franz Vahlen in Berlin.

Digitized by Google

Geschichte

des

deutschen Volkes

in kurzgefaßter übersichtlicher Darstellung

zum Gebrauch

an

höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung

von

Dr. David Müller,

weiland Professor am Polytechnikum zu Karlsruhe.

Siebzehnte, verbesserte Auflage,

nach dem Tode des bisherigen Herausgebers Prof. **Dr. Friedrich Junge**

besorgt von

Dr. Rudolf Lange,

Direktor des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin.

Ausgabe für den Schulgebrauch.

Mit 6 geschichtlichen Karten und einem Dreikaiserbildnis.

Berlin 1900.

Verlag von Franz Vahlen

Mohrenstraße 13/14.

Sr. Königlichen Hoheit

dem

Erbgroßherzog Friedrich von Baden

zu seiner Abiturientenprüfung am 5. Juli 1875

unterthänigst gewidmet

vom

Verfasser.

Eure Königliche Hoheit

wollen mir gestatten, an diesem Tage, der ein Tag der Ehre für Sie, wie für Ihre fürstlichen Eltern ist, Ihnen das Buch dauernd zu dediciren, das eben in seiner sechsten Auflage erscheint, und dessen ich mich für den Unterricht in der deutschen Geschichte für Eure Kgl. Hoheit als Leitfaden habe bedienen dürfen. Zum ersten Male in unserem nationalen Leben hat ein, zu künftiger Regierung bestimmter Fürst sich der ganzen Ausbildung unseres deutschen Gymnasiums unterzogen und verläßt es nun mit dem ehrenden Zeugnisse der Reife. Er hat damit, dem Willen Seines erhabenen Vaters folgend, das Vorbild gegeben, daß für das Beste, das überhaupt im Unterrichte erstrebt werden kann, nemlich gründliches Wissen gepaart mit sittlichem Geiste und religiösem Ernste, auch für die Höchstgestellten im Leben keine passendere Grundlage vorhanden sei, als sie in unserem deutschen Gymnasium bereits seit Menschenaltern gegeben ist. Für den Lehrer der Geschichte aber bei Eurer Kgl. Hoheit lag hierin der Wink, Eurer Kgl. Hoheit auch zunächst das mitzutheilen, was sein Buch der gesammten deutschen Jugend darzureichen sich bemüht, nemlich die objektiven Thatsachen in patriotischer Darstellung, ohne sie durch Verhüllungen oder Schmeicheleien zu modificiren. Er sah sich in diesem Streben begünstigt durch die edlen Vorbilder, wie sie Eurer Kgl. Hoheit Ahnen in ältester und neuester Zeit gegeben und wie es namentlich Eurer Kgl. Hoheit erhabener Vater in schöner Treue gegen das Reich wie in Liebe und Arbeit für die eigenen Unterthanen Ihnen darstellt. Auf diese Eure Kgl. Hoheit zu verweisen, das hat ihm oft seine Arbeit erleichtert und sie im besten Sinne zu einer lohnenden gemacht. Und wenn nun in wenigen Tagen der Zeitpunkt naht, wo mit Eurer Kgl. Hoheit eintretender Majorennität Höchstdieselben die Pflichten des Schülers mit denen des Mannes vertauschen, so darf er freudig die Hoffnungen eines ganzen Volkes theilen, daß Eure Kgl. Hoheit solcher Vorbilder würdig sein werden und daß die edlen Gesinnungen gewissenhafter Pflichterfüllung, die Eure Kgl. Hoheit stets in der Schule gezeigt, auch Eure Kgl. Hoheit ins Leben begleiten mögen.

Eurer Kgl. Hoheit unterthänigster

Dr. David Müller.

Vorwort zur ersten Auflage.

Für die mittleren Klassen unserer höheren Lehranstalten in Preußen ist in dem ein Jahr umfassenden Cursus von Quarta eine Uebersicht der alten Geschichte vorgeschrieben, der sich dann in dem zweijährigen Cursus der Tertia die vaterländische Geschichte anreihen soll. Erst in dem vierjährigen Cursus der oberen Klassen folgt die allgemeine Weltgeschichte. Diese einfache Vertheilung des Stoffes ist ohne Zweifel auch die richtigste. Wenn hie und da außer Preußen schon auf der mittleren Lehrstufe die kosmopolitische Neigung zur Universalgeschichte vorwiegt, so kann derselben nur auf Kosten unserer vaterländischen Erziehung genügt werden. Gerade in dem frischen Alter von 12—15 Jahren, wo im Knaben der Jüngling reift, soll mit der deutschen Geschichte auch deutscher Sinn geweckt werden.

Und eben nur die deutsche Geschichte kann die „vaterländische" sein in allen deutschen Staaten, zumal in Preußen. Preußen hat fast aus allen deutschen Stämmen schöne und stolze Zweige in sich verwachsen lassen. Wie soll man diesen eine enge, altbrandenburgische Geschichte aufdrängen, von der doch Friedrich der Große selbst bekennt (Mémoires pour servir etc.): „L'histoire de la maison de Brandenbourg n'intéresse que depuis Jean Sigismond." Unsere Gelehrten mögen heute anders denken, und auch ich weiß wahrlich die Wichtigkeit brandenburgischer wie jeder anderen Quellenforschung anzuerkennen: für unsere Schüler aber bleibt (vorausgesetzt, daß die ersten Hohenzollern, Friedrich I. und II. und Albrecht Achilles bereits in der deutschen Geschichte ihr Recht gefunden haben) das Wort des großen Königs noch immer zutreffend. Es mag vielleicht den Berliner Knaben, der selbst schon am Havelufer und am Schildhorn gestanden, interessiren, etwas von Jatzko, dem Wendenfürsten, zu hören: dem rheinischen liegt jedenfalls mehr daran, die großartige städtische Entwickelung von Köln kennen zu lernen, dem schlesischen, etwas von der Mongolenschlacht, und dem thüringischen Knaben in Erfurt und Mühlhausen, etwas von den glänzenden Landgrafen auf der Wartburg zu wissen. Es würden die Letzteren solche heimische Dinge nicht blos mehr interessiren, als die fernen brandenburgischen, sie haben auch ein Recht darauf sie kennen zu lernen.*) Denn so lange die brandenburgische Geschichte selbst noch Provinzialgeschichte ist, hat sie keinen Vorzug vor der anderer Landschaften, ja steht den

*) In diesem Sinne befindet sich bei der Behandlung der dritten Periode der Abschnitt B. Mehr darüber weiter unten.

meisten an Ergiebigkeit nach. Anders gestaltet sich die Sache von der Zeit des Großen Kurfürsten an. Aber von hier aus ist die preußische Geschichte auch die deutsche, und umgekehrt; eine Trennung beider ist unmöglich. Preußen wird für so viele ruhmreiche Mühen, die es in älteren wie neuesten Tagen für das gesammte deutsche Vaterland getragen hat, immerhin wohl den Anspruch erheben dürfen, daß die deutsche Geschichte auch die seine sei.

In diesem Sinne unternahm ich es, die nachfolgende „Geschichte des deutschen Volkes" zu schreiben. Mir schwebte das Ziel vor, dem Schüler ein Buch zu übergeben, das nicht blos ein trockener Leitfaden wäre. Nicht als mißkennte ich die „selbstlose Arbeit", die einem solchen, soll er ernsten Anforderungen genügen, zu Grunde liegen muß. Aber ich sagte mir, daß der Knabe nicht blos in der Schule und durch den Lehrer lernt. Haftet doch eine Geschichte, ein Vers, ein Wort, die er im Fluge, im zufälligen Lesen aufraffte, oft besser, als das noch so mühsam Eingeübte. Er suche, finde und erwerbe sich Manches selbst. Darum möchte das Büchlein dem Schüler eine Freude sein, nicht eine neue Last zu dem reichen Maße der schon vorhandenen. Und ich möchte jeden Lehrer bitten, es nicht dazu zu machen. Ich halte nichts von dem spielenden Lernen. Unser Beruf ist ernste Arbeit. Aber der Lehrer selber soll in der Schule mit dem Schüler arbeiten, nicht blos bequem aufgeben und immer wieder aufgeben. Lucae 11, 46.

Die Methode des historischen Unterrichts — leider spreche ich aus Erfahrung — scheint mir ohnehin noch schwankend zu sein. Geschichte ist nicht blos, wie man glauben könnte, einfaches Erzählen. Am Wenigsten aber schickt sich die Kathedermethode für die Schule. Der Schüler verträgt sie nicht, selbst wenn er von Stunde zu Stunde angehalten wird, zu referiren. Wäre auch noch so viel Anregung da, ich fürchte, das positive Ergebniß im Lernen wird gering sein. Denn des Schülers Thätigkeit dabei ist eine nur passive, die Uebersicht geht ihm verloren und je eigenthümlicher und umfassender die Darstellung ist, um so mehr wird er in die Gefahr kommen, zum ertödtenden Nachschreiben seine Zuflucht zu nehmen, um doch etwas zu haben, woran er sich halten kann. Der Lehrer, der dieser Methode folgt, wird am Liebsten gar kein Lehrbuch wünschen, höchstens einen Leitfaden zu Repetitionen und zur Uebersicht. Nur mag er sorgen, wie er im Cursus auskommt, wenn er sich überhaupt nicht genial darüber hinwegsetzen will. — Aber gerade der historische Unterricht erfordert Selbstentsagung. Gar mancher ist deshalb prinzipiell in das entgegengesetzte Extrem, in die rein schematische Methode verfallen. Man sucht durch stets wiederkehrende Repetitionen die Hauptdaten einzuprägen, oder giebt im glücklicheren Falle einen scharfen, vielleicht geistreichen, aber immer doch skizzenhaften Abriß. Fehlt doch die Zeit, auf Schulen mehr als das Nöthigste zu geben, wenn es sicher und fürs Leben sein soll! Dafür reicht freilich ein Leitfaden, ja selbst eine Tabelle aus. Diese Methode vergißt nur, daß Uebersicht und Zusammenfassung erst nach vorausgegangenem

Detail einen Werth hat, und daß, wer dies bereits beherrscht, von einem scharfen Umriß sehr erbaut sein kann — während der Schüler, dem es fehlt, mit Recht nur abstrakte Betrachtungen und leblose Namen und Zahlen sieht und nur selten noch die Lust behalten wird, jemals später den hohlen Rahmen durch eigenes Studium mit Anschauungen auszufüllen.

Ich möchte nun nicht gerade einen Mittelweg, aber doch einen Ausweg vorschlagen. Wie wenn ein Lehrbuch, das zugleich Lesebuch wäre, dem Lehrer ganze Partieen abnehmen könnte, so daß dieser nur Verständniß und Aneignung zu überwachen hätte, und so für zweierlei Zeit gewönne: Erstens: durch häufige Repetitionen die unerläßliche Uebersicht und Festigkeit in den Thatsachen zu erzielen; und zweitens: einzelne Abschnitte in jedem Semester, vielleicht begleitet von eigenen, erneuten und erfrischenden Studien, den Schülern im ausführlichen Detail und in den anschaulichsten Zügen vorzuführen? So würde er sich selbst vor Verknöcherung bewahren, und der Schüler begriffe auf jeder Stufe, was Geschichte sei — nemlich Leben.

Indem ich nach diesem Gesichtspunkte arbeitete, wuchs mir freilich das Büchlein über die zuerst fixirten Grenzen; daß es deshalb doch noch ein Schulbuch sein kann, glaube ich verbürgen zu können. Man wird mir sagen, für einen Schüler der mittleren Klassen ist Manches zu hoch gegriffen, ist zu viel gegeben. Ich weiß das selbst sehr wohl. Aber auch der Primaner kann es noch einmal zur Hand nehmen, wenn er Universalgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit treibt. Daß der Unter- und Obertertianer sich nicht im Buche verirrt, dafür eben ist der Lehrer da, der für ihn die Auswahl trifft, ihm die Paragraphen bezeichnet, die er verstehen kann, die ihm die stündlichen Repetitionen erleichtern und noch übrig bleibende Lücken ausfüllen.

Je freier man das Buch behandelt, ich denke, um so besser. Ich wenigstens habe bei diesem Verfahren bereits hinsichtlich der beiden ersten Hefte gefunden, daß selbst sehr junge und schwache Schüler dasselbe mit Vortheil, ich glaube sogar mit Freudigkeit gebrauchten.

Es bleibt mir nur noch übrig, einzelnen Abschnitten des Buches ein begleitendes Wort mitzugeben. Die culturhistorischen Partieen haben ihm bis jetzt zu meiner Freude die meisten Freunde erworben. Daß dieselben bei der ersten und letzten Periode fehlen, ist aus Gründen geschehen, die der kundige Leser bald auffinden wird. Ferner bedarf der Abschnitt B. in Periode III. S. 145 bis 172 (17. Aufl. S. 167—195) einer Rechtfertigung. Soll denn der Schüler die ganze Territorial-Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts durcharbeiten? Sicherlich nicht, und ich sollte es sehr bedauern, wenn das Buch so mißverstanden würde. Aus diesem Abschnitte, denke ich mir, wählt der Lehrer die Geschichte der Landschaft, in der er lebt und wirkt, und erweitert meine Skizze zu einem vollen Bilde. Das Uebrige benutze er beiläufig, und ich möchte, wieder aus bereits gewonnener Erfahrung, rathen, Manches an die Geographie anzuknüpfen. Denn im Allgemeinen

darf man doch voraussetzen, sowohl daß Geschichte und Geographie in derselben Hand liegen, als auch, daß mit der Geschichte Deutschlands die Geographie Deutschlands parallel läuft. — Daß ich in der Reformationsgeschichte und bei den Befreiungskriegen nicht blos Licht in Licht gemalt, sondern auch die Schattenzüge angedeutet habe, — das war ich der Höhe unserer heutigen historischen Wissenschaft und der Wahrheit schuldig.

Man wird von einem Werkchen, wie diesem, keine auf Quellenstudien begründete neue Ergebnisse verlangen. Ich folge unseren großen Meistern „nur wie der Aehrenleser folgt dem Schnitter". Nicht alle konnte ich in den Noten nennen, aber ich bekenne hier gern noch einmal, daß ich ihnen mein Buch verdanke. Daß mir die eigentlichen Quellen nicht unbekannt waren, läßt sich doch vielleicht an einigen Stellen erkennen.

Wenn ich für viele Mühe einen Dank in Anspruch nehme, so ist es der pädagogische. Und so übergebe ich das Büchlein denn auch getrost dem pädagogischen Verstande, nicht dem unpädagogischen Mechanismus. Möge es hinauswandern mit Gott!

Berlin, im September 1864.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Diese zweite Auflage der „Geschichte des deutschen Volkes" ist ebensowohl eine verkürzte, wie eine vermehrte. Verkürzt ist sie um einige, durch zu viel Detail unklar sich darstellende Partieen in der Kaisergeschichte und im 17. Jahrhundert; vermehrt aber schon in den früheren Perioden durch einige frisch hinzugefügte individuelle Züge, dann aber durch den Versuch, die nun abgeschlossene Periode von 1815—1866, die ich „Deutschland unter dem Bunde" genannt habe, für die Jugend zu behandeln, und endlich durch die erhebende Geschichte des großen Jahres 1866.

Hinzuzufügen habe ich nur ein Wort der Freude, daß diese Arbeit nunmehr zu einer zweiten Auflage hat reifen dürfen; und ein Wort der Genugthuung, daß ich in den Grundanschauungen derselben keinen Zug in Folge der erschütternden Bewegungen des vergangenen Jahres zu ändern gehabt habe. In Preußen vollendet sich die deutsche Geschichte. Das habe ich, Preuße nicht durch Geburt, aber längst durch freie Wahl meines Herzens, geglaubt, seit ich politisch zu denken begonnen; das hatte ich von Anbeginn als den leitenden Gedanken in diesem Büchlein festgehalten und darf es heute um so freudiger behaupten. Gebe Gott dem vaterländischen Werke, an dem unsre edelsten Männer schaffen, und zu dem diese Schrift nur ihr bescheidenes Sandkorn reicht, Gedeihen, damit es auch fernerhin eine Lust bleibe, deutsche Geschichte zu schreiben, zu lehren und zu lernen.

Berlin, Königs Geburtstag, den 22. März 1867.

Aus dem Vorwort zur dritten Auflage.

. . . . Dem Buche ist das seltene Glück zu Theil geworden, in seinen drei einander folgenden Auflagen jedesmal mit einem ruhmvollen Abschnitte auf der Bahn unserer vaterländischen Entwickelung zusammen zu fallen: Bei seinem Erscheinen 1864 mit der Befreiung Schleswig-Holsteins, jener That, in der Preußen, und ihm angeschlossen das übrige Deutschland, seiner Kraft mit seiner hohen Aufgabe sich bewußt wurde; bei der zweiten Auflage 1867, nachdem die schmerzvolle, aber unvermeidliche Abrechnung mit Oesterreich geschehen, mit der Gründung des Norddeutschen Bundes; diesmal, bei der dritten, mit dem herrlichen Wiederaufbau des deutschen Kaiserreiches unter einem Helden und Herrscher, den an Würde und Größe keiner der früheren Kaiser überragt, nicht Karl der Große, nicht Otto, nicht Barbarossa. Solche Zeiten unseres Volkes erlebt zu haben, ist Gnade von Gott; noch Größeres zu wünschen, wäre Vermessenheit. Aber daß da bleibe und innerlich gedeihe was nun geschaffen, dafür soll unser Herz glühen, dafür soll Kopf und Arm schaffen. Dafür will auch dies Büchlein ferner wirken: es hat Vieles Raum neben einander im neuen Reiche!

Berlin, in den Ostertagen 1871.

Aus dem Vorwort zur achten Auflage.

Wennschon der Unterzeichnete sich von vornherein wohl bewußt war, mit der Besorgung der neuen Auflage von Dr. David Müllers „Geschichte des deutschen Volkes", die ihm die geehrte Verlagsbuchhandlung nach dem am 20. Juli 1877 erfolgten Tode des verdienten Herrn Verfassers anvertraut, eine Arbeit ebenso voll von Schwierigkeit als Verantwortlichkeit übernommen zu haben, so ist ihm doch erst im Laufe der Arbeit die Größe seiner Aufgabe ganz klar geworden. Dem Urtheile der Fachmänner muß er es überlassen, ob er sie einigermaßen gelöst; nur wie er sie verstanden, will er hier in aller Kürze angeben.

Daß bei einem so weit verbreiteten Buche, wie das vorliegende ist, das in so kurzer Zeit der deutschen Schule ein werthvolles, fast unentbehrliches Hilfsmittel, dem deutschen Hause ein Liebling geworden ist, für den Herausgeber nicht die Rede sein konnte von prinzipiellen Aenderungen in Anlage und Haltung, schien mir selbstverständlich. Ich habe denn auch die Eintheilung, selbst die Paragraphirung nicht angetastet. . . . . Auch die Haltung des Ganzen habe ich unberührt gelassen, ... wenn nicht — und das ist für die ganze Bearbeitung mein erster und leitender Grundsatz gewesen — die geschichtliche Wahrheit eine Aenderung unabweisbar gebot.

Der Fleiß, die Sorgsamkeit, mit denen der Herr Verfasser seinen massenhaften Stoff zusammengetragen, die Geschicklichkeit, die er bei der Verarbeitung desselben bewiesen, sind allgemein anerkannt, vielleicht von Niemand mehr als mir, der dem Verfasser Zeile für Zeile, Wort für Wort nachgegangen. Daß trotz alledem vielfache Irrthümer vorgekommen, daß nicht wenige durch die verschiedenen Auflagen, soviel auch in jeder einzelnen gebessert worden ist, stehen geblieben, daß veraltete Anschauungen beibehalten sind, wird am Wenigsten der Kundige auffällig finden, der da weiß, wie schwer es ist, auch nur auf engem Gebiete, für den Zeitraum von Jahren und Jahrzehnten das vorhandene Material zu beherrschen, der schnell vorwärts schreitenden Forschung überallhin zu folgen. Ich habe mich bemüht, nach dieser Seite des Richtigen das Buch nach Kräften zu fördern. . . . . Benutzt habe ich, was mir zu Gebote stand, so weit es mit meinen Grundsätzen vereinbar war. Denn ein Buch, wie das vorliegende, darf, meine ich, keine Anhäufung von neuen, eben auftauchenden, morgen vielleicht widerlegten Ansichten über Thatsachen und Personen sein. Neueren Aufstellungen gegenüber konnte, wo ich selbst das Material nicht so beherrschte, um zu einer endgiltigen Entscheidung befähigt zu sein — und das war natürlich nur für verschwindend kleine Zeiträume der Fall — mein Verfahren nur das sein, daß ich dem Urtheile bewährter Kenner der fraglichen Periode folgte, und wo mir ein solches noch nicht vorlag, auf die Aufnahme des Neuen überhaupt verzichtete, falls sich nicht die Richtigkeit desselben geradezu aufdrängte.

. . . . Stand mir das Bestreben, das Richtige herzustellen, in erster Linie, so mußte, bei der Bestimmung des Buches für Schule und Haus, der zweite Punkt, auf den die Aufmerksamkeit zu richten war, Ausdruck und Darstellung sein. Vielleicht hätte hier mehr geändert werden sollen, als ich gethan, aber die Pietät gegen den Herrn Verfasser gebot mir, seine Individualität möglichst zu wahren und nur da zu ändern, wo es unumgänglich nothwendig war. Auch nach dieser Seite ist mir oft nicht die schwerste Arbeit gewesen, wo ich anders geschrieben, sondern wo ich das Alte behalten habe. . . . .

Und nun geleite das Wort, das der Herr Verfasser diesem Werke mitgab, als er es zum ersten Male hinaussandte in die Welt, es auch jetzt auf seinem Pfade: „Möge es hinauswandern mit Gott."

Altenburg, im September 1879.

F. Junge.

Aus dem Vorwort zur elften Auflage.

Größere Änderungen hat die neue Auflage außer in dem Abschnitte über die Hansa (§§ 296 ff.), wo nach den Ergebnissen der neueren Arbeiten Berichtigungen nötig waren, nur erfahren in der Darstellung der Kriege von 1866 (§§ 731 ff.) und 1870 (§§ 753 ff.). Es schien geboten, die Ge-

schichte dieser ruhmreichen Zeit der militärischen Einzelheiten, die jetzt schwerlich noch das Interesse wie in den unmittelbar den Ereignissen folgenden Jahren beanspruchen dürften, zu entkleiden. Der Herausgeber hat versucht das zu thun. Hoffentlich ist es ihm gelungen, ohne den Eindruck des Miterlebten, der lebensvollen Frische und Wärme, durch welche gerade diese Partieen des Buches ausgezeichnet sind, irgendwie zu verwischen.

Als ein echter und rechter Ausdruck der großen Zeit, da das neue Deutsche Reich entstand, ist David Müllers Geschichte des deutschen Volkes allgemein anerkannt worden, möge das Buch jetzt, da der Trieb, sich zu sondern, der dem deutschen Volke so eigentümlich ist wie der sich zu einen, von neuem sich regt, möge es jetzt das Seine dazuthun, die deutsche Jugend hinzuweisen auf die rechte Bahn und den deutschen Mann zu erhalten auf derselben.

Greiz, im Mai 1884. **F. Junge.**

Aus dem Vorwort zur zwölften Auflage.

Nachdem der Herausgeber in einem besonderen Schriftchen: „Der Geschichtsunterricht auf Gymnasien und Realgymnasien nach den preußischen Verordnungen vom 31. März 1882. Ein erweitertes Vorwort zu David Müllers Geschichtsbüchern für Lehrer der Geschichte", Berlin, Franz Vahlen, 1886, seine Ansichten über Methode dargelegt, nachdem er weiter Gelegenheit gefunden, in seinem Referat der Direktorenkonferenz der Provinz Sachsen 1886 (Verhandlungen S. 218 bis 273) über manche vorher nicht erörterte Seiten des Unterrichts in der Geschichte sich auszusprechen, glaubt er hier von allem Methodischen absehen zu dürfen. —

Unter schweren Kämpfen ist die deutsche Einheit errungen. Sie ist jetzt unser, doch wer vermag zu sagen, wann die Stunde schlägt, wo wir sie mit unserem Herzblut werden verteidigen müssen? Möge dann auch unser Buch als eines erfunden werden, das wahrhaft deutsche Gesinnung genährt, das Deutschlands Jugend, das dem deutschen Mann, der deutschen Frau Gottvertrauen und Mut geschaffen und erhöht!

Greiz, im August 1887. **F. Junge.**

Aus dem Vorwort zur dreizehnten Auflage.

.... Die neue Auflage ist für David Müllers Geschichte des deutschen Volkes ein Ereignis. Hunderttausend Exemplare werden damit weit überschritten.

Schwerlich hätte das Buch, das nicht als eigentliches Schulbuch von Jahr zu Jahr im buchstäblichen Sinne des Wortes verbraucht wird, eine

so schnelle Verbreitung gefunden, wenn nicht das ruhmreiche Emporsteigen unseres Volkes das Interesse an seiner Geschichte in den weitesten Kreisen geweckt und immer lebendiger gemacht hätte, aber so groß der Anteil ist, den die Erhebung Deutschlands an dem Erfolge des Buches hat, das Verdienst des so früh der Wissenschaft und den Seinen entrissenen Herrn Verfassers wird dadurch nicht geschmälert. Ihm gebührt die Anerkennung, den rechten Ton gefunden zu haben, in dem die deutsche Geschichte auf unsere Zeitgenossen wirkt. Durch geschickte Verbindung von Staaten- und Kulturgeschichte hat er eine Geschichte des deutschen Volkes in kurzer Fassung geschaffen, die geeignet ist das Verständnis der Ereignisse und Thatsachen der Gegenwart wirklich zu vermitteln; durch die gerechte Verteilung von Licht und Schatten, durch die Beschneidung des minder Wichtigen, die ausführliche Behandlung des Bedeutenden, durch die klare und doch lebendige Erzählung, die knappe und doch scharf zeichnende Charakteristik, zuletzt und vor allem durch die entschiedene Betonung des Berufes der Hohenzollern und Preußens hat er der deutschen Geschichte fürs Volk die Gestaltung gegeben, die sich als die rechte bewährt hat. Es ist dem Verewigten nicht beschieden gewesen, das Ereignis, welches diese neue Auflage für das Buch bezeichnet, zu erleben, aber er hat noch gesehen, daß sich sein Werk von Jahr zu Jahr breitere Bahn brach, und er durfte vertrauen, daß ihm auch weiterhin Fürsorge und Erfolg nicht fehlen würden.

Und neben dem Verdienste des verstorbenen Herrn Verfassers soll die redliche und rastlose Arbeit des Herrn Verlegers für das Buch nicht übergangen werden. Sechsundzwanzig Jahre sind es her, daß die erste Auflage in einem anderen Verlage erschien. Die Vorzüge des Buches schufen ihm sofort einen Leserkreis, aber er blieb doch verhältnismäßig klein, bis der jetzige Herr Verleger im Jahre 1870 den Vertrieb übernahm. Unermüdlich hat er seitdem für das Buch gearbeitet. Auch diese neue Auflage hat wieder eine besondere Bereicherung erfahren durch Hinzufügung der sechs geschichtlichen Karten, die den geschichtlichen Atlas nicht ersetzen, wohl aber für die wichtigsten Zeiträume ein übersichtliches Bild, das jedem Leser sofort zur Hand ist, geben sollen. Neben dem schönen Bilde unseres nun verewigten ersten deutschen Kaisers, das schon die letzten Auflagen schmückte, liefern diese Karten einen neuen Beweis für des Herrn Verlegers eifriges Bemühen, auch durch die äußere Ausstattung das Buch immer würdiger zu machen der Gunst der deutschen Jugend und des deutschen Hauses, die es so schnell erworben hat.

Unter dem Eindrucke der ersten Regierungsjahre König Wilhelms I. ist das Buch entstanden. Zwölf Auflagen hat es unter seiner Regierung erlebt. Nun ist des deutschen Reiches erster Kaiser, mehr als neunzigjährig, hinabgestiegen zu seinen Ahnen, in den Tod gefolgt ist ihm nur allzu schnell sein geliebter Sohn, Kaiser Friedrich; unser Kaiser Wilhelm II., des ersten Kaisers Enkel, hält jetzt Deutschlands Scepter in starker Hand, er hält die Wacht

am Rhein. Gott schütze ihn, Gott führe ihn, Gott erfülle ihn mit dem rechten Geiste zu Deutschlands Heil!

Unserem Buche aber möge es beschieden sein auch unter des neuen Kaisers Regiment an seinem bescheidenen Teile mitzuarbeiten an der Erhaltung und der Schaffung des deutschen Sinnes, dem festen Grunde, auf dem Deutschlands Größe sicher ruht!

Magdeburg, im August 1890. **F. Junge.**

Vorwort zur fünfzehnten Auflage.

Die Lehrpläne vom 6. Januar 1892 haben dem Unterrichte in der Geschichte, namentlich auch der vaterländischen, Aufgaben gestellt, die eine vollständige Umarbeitung vieler Schulbücher zur unabweisbaren Notwendigkeit gemacht haben. Für David Müllers Geschichte des deutschen Volkes ist das nicht der Fall gewesen, weil der hochverdiente, so früh von seiner Arbeit abberufene Herr Verfasser lange, ehe die Lehrpläne erschienen sind, sein Buch in ihrem Geiste und Sinne abgefaßt hat. Gleichwohl ist die neue Auflage der Schulausgabe, in der Reihe der gesamten Auflagen die fünfzehnte, kein unveränderter Abdruck der dreizehnten (1890). Manches ist geändert, ich hoffe, gebessert worden, aber keine Änderung ist vorgenommen, welche die Benutzung der neuen Auflage neben der vorhergehenden erschwerte oder gar unmöglich machte. Vollkommen unangetastet ist die Anlage und Einteilung geblieben, auch die Zahl und Ordnung der Paragraphen ist beibehalten. Neu eingefügt sind nur ganz wenige, mit einem * bezeichnete Paragraphen [194.*) 798a. 802, 2. Absatz], erweitert mehrere, namentlich von § 699 an. Was sonst geändert ist, betrifft entweder den Ausdruck und die Darstellung oder erklärt sich durch die Anmerkungen. Besonders hinzuweisen ist nur auf die sachlichen Änderungen in den §§ 2. 80. 81. 103. 127. 138. 141. 156. 187. 208. 307. 314. 353. 456. 463. 464. 467. 487. 509. 561. 579, in denen Berichtigungen oder weitere Ausführungen des bisher Gegebenen nötig erschienen.

Die Lehrpläne verlangen Berücksichtigung unserer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung bis 1888 im Anschluß an die vaterländische Geschichte und die Lebensbilder der preußischen Herrscher. Unser Buch entspricht, so hoffe ich, dieser Forderung, ohne in den Fehler der Verstiegenheit zu verfallen. Ich hoffe auch, daß es den Forderungen, die man an ein „vaterländisches“ Geschichtsbuch mit Recht stellt, auch in Preußen Genüge thut. Besonderen Darstellungen der Brandenburgisch-preußischen Geschichte soll ihr Recht jetzt so wenig wie früher bestritten werden, aber

*) Dafür sind die §§ 198. 199 zusammengezogen, so daß von § 200 an die Zählung wieder mit der der 13. Auflage übereinstimmt.

manchem Übereifer gegenüber darf man wohl daran erinnern, daß auch die Lehrpläne als Aufgabe des Geschichtsunterrichts in Obertertia und Untersekunda deutsche und preußische Geschichte hinstellen, nicht die preußische allein.

Eine Ergänzung zu unserem Buche habe ich mit meinen „Quellen und Hilfsmitteln zur deutschen Geschichte“, Berlin, Franz Vahlen, 1893, zu geben versucht. Vielleicht ist die Zusammenstellung manchem willkommen gerade darum, weil sie nur das „Notwendigste, Verständlichste, Zugänglichste“ bieten will.

Die sechs geschichtlichen Karten, die schon der vorigen Auflage der Schulausgabe mitgegeben waren, sind auch diesmal von dem Herrn Verleger wieder beigefügt worden, denn für den Zweck, dem sie dienen sollten, haben sie sich wohl bewährt.

Das Bildnis Kaiser Wilhelms I. ist durch ein Dreikaiserbild ersetzt. Unter der weitstrahlenden Kaiserkrone, vereint um Preußens Aar, umwunden von des Lorbeers und deutscher Eichen Gezweig stehen sie vor uns: der greise Kaiser, der das Reich gegründet, der heldenhafte Sohn, der dazu geholfen, und der Enkel, unser Kaiser.

Unser Kaiser! In Treue und Liebe, mit Stolz und Bewunderung haben wir ihn so genannt, seitdem er den Thron bestiegen — daß wir es heute mit dem Gefühle überströmenden freudigen Glückes thun können, das verdanken wir der wahrhaft kaiserlichen Gabe, die er uns zu seinem Geburtstage geschenkt. „Fürst Bismarck wieder in Berlin, als Gast seines Königs und Kaisers, wie ein alter Freund empfangen und hoch geehrt!“ Das war die große Kunde, die wie ein Lauffeuer durch das ganze deutsche Reich, durch alle Welt sich verbreitete mit Blitzesschnelle, die alle deutschen Herzen aufjubeln ließ in reinster Freude. Wie klingt es doch heute so hell und laut aus jeder deutschen Brust, das Wort, das zu lehren der Jugend und dem Alter auch unser Buch nie müde werden soll: „Mit Gott für Kaiser und Reich!“

Magdeburg, Kaisers Geburtstag, den 27. Januar 1894. **F. Junge.**

Vorwort zur sechzehnten Auflage.

Unverändert in der Anlage, in der Einteilung des Stoffs wie in der äußeren Ausstattung, darf sich doch auch diese sechzehnte Auflage, ich hoffe, mit Recht eine verbesserte nennen. Ich danke das vornehmlich den vielen freundlichen Mitteilungen von Fachgenossen. Sachliche Änderungen finden sich, abgesehen von den Stellen, wo die hinzugefügten Anmerkungen den erforderlichen Hinweis geben, in den §§ 9. 47. 53. 55. 56. 76. 83. 99. 118. 121. 147. 162. 188. 201. 213. 216. 223. 224. 231. 235. 242. 250. 251.

255. 274. 281. 296. 298. 299. 304. 317. 324. 409. 448. 472. 504. 535. 537. 540. 548. 595. 600. 641. 643. 649. 704. 724. 738. 793. 796, zahlreicher noch sind die Besserungen im Ausdruck und in der Darstellung, die ich glaube hier nicht einzeln aufführen zu sollen. Daß der Gebrauch der neuen Auflage neben den früheren durch diese Änderungen nicht erschwert wird, darf der Herausgeber ohne weiteres aussprechen.

Wie weit der Geschichtsunterricht auf die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwickelung bis 1888 eingehen soll — diese viel erörterte Frage hat der Herausgeber in seinem Bericht für die Direktorenkonferenz der Provinz Sachsen 1896 eingehend behandelt, er darf hier wohl auf die „Verhandlungen" S. 181—256 einfach verweisen. —

Wenige Wochen noch, und der Tag kehrt uns wieder, da vor 100 Jahren unser großer König Wilhelm I., der erste deutsche Kaiser, geboren ward. Was er uns Älteren gewesen, die wir die Zeit seiner Großthaten mit durchleben durften, das empfinden wir jetzt wieder, ergriffen bis ins Innerste unseres Herzens, und wir fühlen doppelt und dreifach die Pflicht, der Jugend lieb und wert zu machen, was er, was sein Sohn uns geschaffen, was sein Enkel, unser Kaiser, uns erhält und weitergestaltet in nie rastender Arbeit, das Deutsche Reich. Das hat unser Buch gewollt von seinem Entstehen an, das will es heute und immer: „Mit Gott für Kaiser und Reich".

Magdeburg, den 11. Februar 1897. **F. Junge.**

Vorwort zur siebzehnten Auflage.

Der Aufforderung der geehrten Verlagsbuchhandlung, nach dem am 21. April 1899 erfolgten allzufrühen Tode des bisherigen Herrn Herausgebers die Fürsorge für die „Geschichte des deutschen Volkes", die seit langer Zeit schon in Schule und Haus heimisch geworden ist, zu übernehmen, bin ich, wenn auch nicht ohne Bedenken, doch mit Freude nachgekommen: ist es mir doch eine Ehre, wie im Amte, so auch auf litterarischem Gebiete der Nachfolger des hochverehrten Mannes zu sein, dessen Geschichtsunterricht mir einst in meiner Primanerzeit so großen Genuß gewährte und der mich dann als jungen Lehrer durch Rat und Beispiel so gefördert hat. —

Die „Geschichte des deutschen Volkes" ist mir ebenso wie die anderen geschichtlichen Bücher meines Vorgängers längst genau bekannt. Wenn ich trotzdem nicht ohne Zagen an die Besorgung der neuen Auflage ging, so lag das einmal an dem Umstand, daß ich mich gerade rüstete, ein neues, arbeitsreiches Amt zu übernehmen, vor allem aber daran, daß ich wohl wußte, wie schwer es ist, das Alte pietätvoll zu schonen und doch den Fortschritten der Wissenschaft Rechnung zu tragen. Hoffentlich ist es mir gelungen, mit

den vorgenommenen Verbesserungen im allgemeinen das Richtige zu treffen. Freilich habe ich mehr geändert, als ich ursprünglich beabsichtigte; aber auch in dieser Auflage ist Anlage und Einteilung des Stoffs durchaus die alte geblieben, und ohne Schwierigkeit kann sie neben den früheren gebraucht werden, wenn sich auch gleich im Anfang (§§ 1—4) eine teilweise Umarbeitung notwendig machte. Weiter gehende Veränderungen finden sich dann vor allem in den §§ 17, 18, 92, 138, 157, 162, 165, 174, 190, 213, 225, 238, 257, 296, 300, 310, 346, 423, 505, 518, 525, 526, 575, 697, 719, 746, 751, 774, 790, 793 und 802. Auch sonst zeigt das Buch ziemlich viele, wenn auch meist nur geringfügige Abweichungen von der vorigen Auflage, und ich habe nicht nur aus Rücksicht auf die geschichtliche Wahrheit sachliche Änderungen vornehmen zu müssen geglaubt, sondern auch die Darstellung, wo dies ohne allzu gewaltsame Eingriffe möglich war, einfacher und natürlicher zu gestalten gesucht, was mir gerade bei einem Buche von der Art des vorliegenden als dringend wünschenswert erschien. Nirgends sind dagegen die vorgenommenen Änderungen bloßer Willkür entsprungen, und so werden sie der weiteren Verbreitung des längst bewährten Buches hoffentlich nicht schaden. Es auch ferner auf seiner Höhe zu erhalten soll mein eifriges Bestreben sein, und ich werde, da ich mir wohl bewußt bin, daß auch jetzt noch so manches der Änderung bedarf, für jeden mir aus dem Kreise der Fachgenossen zugehenden Verbesserungsvorschlag sehr dankbar sein, wie ich es diesmal vor allem den Herren Realgymnasiallehrer Dr. Wiegandt in Rostock und Oberlehrer Dr. Kück in Friedenau bin.

Wird mir in der erbetenen Weise Unterstützung zu teil, so darf ich wohl hoffen, daß die „Geschichte des deutschen Volkes“ auch fernerhin im deutschen Hause und in der deutschen Schule ein gern gesehener Gast bleiben und ein wenig mit dazu beitragen wird, vor allem im Herzen unserer Jugend die Liebe zum Vaterlande zu wahren und zu nähren.

Berlin, den 11. Januar 1900.

R. Lange.

Inhalt.

I. Deutsche Stammes-Geschichte.

A. Urgeschichte. Römer und Germanen.

B. Die große Völkerwanderung.

C. Der fränkische Stamm.

II. Deutsche Kaisergeschichte.

A. Die karolingischen Reiche.

B. Herrscher aus dem sächsischen Hause.

C. Herrscher aus dem fränkischen (salischen) Hause.

D. Herrscher aus dem staufischen Hause.

E. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

III. Deutsche Fürsten- und Ländergeschichte.

A. Geschichte des Reichs.

B. Deutsche Fürsten- und Ländergeschichte.

C. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

IV. Deutsche Reformationsgeschichte.

A. Reformation der Kirche.

B. Gegenreformation und dreißigjähriger Krieg. Zeit des Übergewichts der habsburgischen (österreichisch-spanischen) Monarchien in Europa.

C. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

V. Deutsche Nationalgeschichte.

A. Zeit des Übergewichts Frankreichs in Europa. Sinken der habsburgischen Monarchien. Emporwachsen Preußens. 1648—1740.

B. Zeitalter Friedrichs des Großen. 1740—1786 ff.

C. Kampf gegen die französische Revolution und die Napoleonische Gewaltherrschaft. 1792—1815.

D. Deutschland bis zur Aufrichtung des Kaisertums. 1815—1871.

E. Das deutsche Reich unter den Kaisern Wilhelm I., Friedrich und Wilhelm II.

Karten.

Tabelle der deutschen Geschichte.

Erste Periode bis 800.

Urgeschichte. Römer und Germanen.

Jahreszahl		Seite
	Die Deutschen, arischer oder indogermanischer Abstammung	5
	kommen nach Europa ins heutige Deutschland	7
113 v. Chr.	Kimbern und Teutonen	7
102	Marius schlägt die Teutonen bei Aquä Sextiä	8
101	Marius schlägt die Kimbern bei Vercellä	8
58	Cäsar in Gallien, schlägt den Ariovist	9
55 u. 53	Cäsar geht zweimal über den Rhein	9
12—9	Feldzüge des Drusus im nördlichen Germanien	12
9 n. Chr.	Quinctilius Varus von **Armin,** dem Cherusker, im **Teutoburger Walde** geschlagen	13
14—16	Feldzüge des Germanicus im nördlichen Germanien	13. 14
69	Aufstand der Bataver unter Claudius Civilis	14
98	Tacitus schreibt seine Germania	14
	Großer Einfluß der römischen Kultur auf Germanien	20. 21
166—180	Der Markomannenkrieg des Marcus Aurelius	22
um 200	Es bilden sich die größeren sogenannten germanischen Völkerbünde der Goten, Alamannen, Thüringe, Burgunden, Sachsen und Franken	22—24
311—381	Vulfila; die Bibel ins Gotische übersetzt. Anfänge des Christentums bei den Germanen	24

Die große Völkerwanderung.

um **375**	Die Hunnen brechen aus Asien herein. **Beginn der sog. großen Völkerwanderung**	25
378	Die Westgoten, ins Römerreich aufgenommen, besiegen den Kaiser Valens bei Adrianopel	25
395	Kaiser Theodosius teilt das römische Reich in ein abendländisches unter seinem Sohne Honorius und ein morgenländisches unter seinem Sohne Arkadius	25
395	Die Westgoten unter König Alarich verheeren Griechenland	25
401—403	Alarich durch Stilicho von Italien abgewehrt	26
405	Die pannonischen Goten des Ratiger (Radagais) von Stilicho bei Fäsulä geschlagen	26
408	Stilicho von Honorius hingerichtet. Neue Einfälle der Westgoten in Italien	26
410	Alarich erobert Rom, stirbt in Süditalien	26
411	Sein Nachfolger Athaulf führt die Westgoten ins südliche Gallien	27
	Wallia erobert Spanien für das weströmische Reich	27
429	Die Vandalen unter Genserich erobern die Provinz Afrika	27
Von 449 an	Die Angelsachsen erobern die Provinz Britannien	27. 28
451	Zug des Hunnenkönigs Attila gegen Gallien	29
	Aëtius besiegt ihn auf den catalaunischen Feldern bei Troyes	29
452	Attila in Italien. Papst Leo der Große	30
455	Die Vandalen unter Genserich plündern Rom	30

Vorwalten des fränkischen Stammes.

Zweite Periode. 800—1254.

Die Karolinger.

Jahreszahl		Seite
841	Schlacht bei Fontanet	66
843	**Vertrag von Verdun.** Lothar erhält Italien und Mittelfranken, Karl der Kahle Westfranken (Frankreich), Ludwig Ostfranken (Deutschland)	66
870	Vertrag von Mersen	69
871—901	Alfred der Große, König der Angelsachsen	72
879	Boso von Vienne gründet das Reich Arelat oder Niederburgund	69
884—887	Karl der Dicke vereinigt noch einmal sämtliche karolingische Reiche. Einfälle der Normannen. Der Welf Rudolf gründet das Reich Hochburgund	69—71
887—899	Arnulf von Kärnten	70—72
891	Arnulf schlägt die Normannen an der Dyle	72
911	Ludwig das Kind stirbt. Die Karolinger in Deutschland erlöschen	74
	In Frankreich tritt Karl der Einfältige die Normandie an die Normannen ab	72
911—918	König Konrad I. der Franke. Kämpfe nach außen gegen die Magyaren und im Innern gegen die Herzöge	74

Herrscher aus dem sächsischen Hause. 919—1024.

919—936	König Heinrich I., der Gründer des deutschen Reichs	75—78
928	Sieg über die Wenden. Brennaburg erobert	77
933	Sieg über die Ungarn (auf dem Unstrutried)	78
	Hoch- und Niederburgund werden in ein Königreich vereinigt	71
936—973	Otto I. der Große	78—85
939	Vollständiger Sieg über die Herzöge	80
951	Die Vermählung Ottos mit Adelheid giebt ihm Ansprüche auf die Krone von Italien	82
953	Zweiter Kampf der Herzöge (Liudolf und Konrad) gegen Otto	82. 83
955	Sieg über die Ungarn auf dem Lechfelde	83
962	**Otto I. erneuert das Kaisertum** Karls des Großen	84
968	Das Erzbistum Magdeburg begründet, unter ihm die Bistümer Merseburg, Zeitz, Meißen, Havelberg, Brandenburg und Posen	80
973—983	Kaiser Otto II.	85. 86
982	Ottos Niederlage bei Cotrone. Aufstand der Wenden	86
983—1002	Kaiser Otto III.	86. 87
	Theophano und Adelheid führen während seiner Minderjährigkeit die Regierung	87
	Beginnender Verfall der deutschen Königsmacht	87. 88
1002—1024	Kaiser Heinrich II. stellt sie wieder her	88—90
1016	Erste Ansiedlung der Normannen in Süditalien	89. 90

Herrscher aus dem fränkischen Hause. 1024—1125.

1024—1039	Kaiser Konrad II.	90—93
	Kampf gegen die Herzöge, besonders gegen Ernst von Schwaben	92
1026	Romfahrt, Freundschaft mit Knut dem Großen, Schleswig an Dänemark abgetreten	92
1033	Das Königreich Burgund fällt an das Reich	93
1039—1056	Heinrich III.	94—96
	Macht des Reichs über Polen, Böhmen und Ungarn befestigt	94
1046	Synode zu Sutri. Heinrich III. entsetzt drei Päpste	95
	Einfluß des Klosters Cluny	94
1053	Die Normannen besiegen den Papst Leo IX. bei Civitate	95
1056—1106	Heinrich IV.	96—103
1062	Fürstenverschwörung. Der 12jährige Heinrich wird von Anno entführt	97
	Einfluß Adalberts von Bremen	97
1066	Wilhelm (der Eroberer) von der Normandie besiegt die Angelsachsen	72

Herrscher aus dem staufischen Hause. 1138—1254.

Dritte Periode. 1254—1517.

Deutsche Fürsten- und Ländergeschichte.

Jahreszahl		Seite
1349	Die Pest (der schwarze Tod) in Deutschland. Flagellanten	153. 212
1354(?)	Berthold Schwarz erfindet (?) das Schießpulver	224
1356	**Die Goldene Bulle** ordnet die deutsche Königswahl und die Stellung der Kurfürsten	154
1363	Tirol kommt an Österreich	193
1368	Sieg der deutschen Hanse über den Dänenkönig Waldemar III.	206
1373	Karl IV. erwirbt die brandenburgischen Marken für sein Haus	188
1373—1415	Die Lützelburger in den Marken	188. 189
1376—1389	Schwäbischer Städtekrieg	208
1377	Schlacht bei Reutlingen	208
1378—1417	Die Kirchenspaltung oder das Schisma	157. 158
1378—1400	König Wenzel von Böhmen (Lützelburg)	155 ff.
1386	Sieg der Schweizer bei Sempach über Leopold von Österreich	194. 215
1388	Schlacht bei Döffingen	155. 208
	Sieg der Schweizer bei Näfels	216
1396	Niederlage Siegmunds gegen die Türken bei Nikopolis	163
1400	Wenzel abgesetzt	156
1400—1410	König Ruprecht von der Pfalz	156
1409	Konzil zu Pisa	158
1410	Der deutsche Orden bei Tannenberg von den Polen besiegt	198
	Drei Könige: Wenzel, Jost von Mähren und Siegmund	157
	Zu derselben Zeit drei Päpste	158
1411	**Der erste Hohenzoller, Friedrich VI., Burggraf von Nürnberg, Verweser in den brandenburgischen Marken**	190
1411—1437	Kaiser Siegmund	157—161
1414—1418	Konzil zu Konstanz	158. 159
1415	Hus verbrannt. Papst Johann XXIII. entsetzt	159
1417	Ende des Schismas. Martin V. Papst	159
1419—1436	Hussitenkriege. Ziska	160. 161
1422	Die Askanier in Wittenberg erlöschen. Land und Kur gehen an das Haus Wettin über	180
1431—1443 (1449)	Konzil zu Basel	161
1437	Siegmund stirbt. Erlöschen des lützelburgischen Hauses. Sein Schwiegersohn Albrecht von Österreich erbt Böhmen und Ungarn	161
1438—1439	König Albrecht II. von Österreich	161
	Von nun an bis 1740 sitzen in ununterbrochener Folge Habsburger auf dem deutschen Thron.	
1440—1493	Kaiser Friedrich III.	162—165
1440—1470	Friedrich II. Eisenzahn, Kurfürst von Brandenburg	164. 191
1440	Gutenberg erfindet die Buchdruckerkunst	223
1444	Einfall der Armagnacs. Die Schweizer bei St. Jacob an der Birs	163. 216
1445—1450	Friedrich der Sanftmütige von Sachsen und sein Bruder Wilhelm im Kampfe	181
1453	Konstantinopel von den Türken erobert	164
1455	Der sächsische Prinzenraub	181
1460	Der Dänenkönig Christian I. (von Oldenburg) wird zum Herzog von Schleswig-Holstein gewählt	177
1462	Sieg Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz bei Seckenheim	163. 169
1466	Friede zu Thorn. Das Ordensland (Preußen) von Polen lehnsabhängig	199
1470—1486	Albrecht Achilles Kurfürst von Brandenburg	191
1474	Neuß von Karl dem Kühnen belagert	164
1476	Siege der Schweizer bei Granson und bei Murten	164. 216 f.
1477	Karl der Kühne von Burgund fällt bei Nancy	164. 217
	Maximilian, Sohn Friedrichs III., heiratet Karls Tochter Maria von Burgund	164
1486—1525	Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen	181
1493—1519	Kaiser Maximilian I.	165—167
1486—1499	Johann Cicero, Kurfürst von Brandenburg	192
1495	Der ewige Landfriede. Reichskammergericht	166

Vierte Periode. 1517—1648.

Reformationszeit.

Gegenreformation. Österreichisch-spanische Monarchie. Dreißigjähriger Krieg.

Fünfte Periode. 1648 bis zur Gegenwart.

Übergewicht Frankreichs in Europa. Preußens Emporwachsen.

Jahreszahl		Seite
1672—1678	(1679) Ludwigs XIV. zweiter Raubkrieg, gegen Holland	289. 290
1673	Der Große Kurfürst zieht zu Hilfe. Friede zu Vossem	305
1675	**Der Große Kurfürst schlägt die Schweden bei Fehrbellin** (28. Juni)	306
1676	Der Große Kurfürst erobert Vorpommern	306
1678	(1679) Friede zu Nymwegen	290
1679	Friede zu St. Germain	307
1680—1685	Réunionskammern	290
1681	Straßburg geraubt	291
1683	Wien von den Türken belagert und befreit	293
1685	Ludwig XIV. hebt das Edikt von Nantes auf	308
1687	Blutgericht zu Eperies	294
1688—1713	Friedrich III. Kurfürst von Brandenburg	309—311
1688—1697	Dritter Raubkrieg, gegen die Pfalz	291. 292
1692	Hannover zur 9. Kur erhoben	299
1697	Friede zu Ryswijk	291
	11. Sept. Prinz Eugen besiegt die Türken bei Zenta	294
	Der Kurfürst August der Starke von Sachsen wird König von Polen	299
1699	Friede zu Karlowitz	294
1700	Karl II., König von Spanien, stirbt	295
1701	**Preußen zum Königreich** erhoben (18. Jan.)	310
1701 bis 1713(1714)	**Spanischer Erbfolgekrieg.** Österreich, das Reich, England und Holland gegen Ludwig XIV.	294—297
1704	Marlborough und Prinz Eugen siegen bei Höchstädt (13. Aug.)	296
1705—1711	**Kaiser Joseph I.**	296
1706	Marlborough siegt bei Ramillies (23. Mai), Eugen bei Turin 7. Sept. (Preußen kämpfen mit unter Leopold von Dessau)	296
1706	Karl XII., König von Schweden, in Sachsen	313
1708	Sieg bei Oudenarde	296
1709	Sieg bei Malplaquet	296
1711—1740	**Kaiser Karl VI.**	297. 298
1713—1740	**König Friedrich Wilhelm I. in Preußen**	311—315
1713	England, Holland, Preußen ꝛc. schließen mit Ludwig XIV. den **Frieden zu Utrecht**	297
1714	Österreich schließt den **Frieden zu Rastatt**: es erhält Neapel, Sardinien, Mailand, die Niederlande	297
	Das deutsche Reich schließt den Frieden zu Baden	297
	Das Haus Hannover gelangt auf den englischen Königsthron	299
1717	Prinz Eugen erobert von den Türken Belgrad	298
1718	Friede zu Passarowitz	298
1719	Hannover erwirbt die Fürstentümer Bremen und Verden	313
1720	Im Frieden zu Stockholm erwirbt Preußen Vorpommern bis zur Peene	313
1724	Klopstock geboren	350
1729	Lessing geboren	350
1733—1735	Polnischer Thronfolgekrieg	314
1733	Wieland geboren	351
1740	Karl VI. stirbt (20. Okt.); laut der **pragmatischen Sanktion** folgt seine Tochter **Maria Theresia** in der Regierung	298. 317

Zeitalter Friedrichs des Großen. 1740—1786 ff.

1712	Friedrich der Große zu Berlin geboren (24. Jan.)	315
1730	Fluchtversuch des Prinzen	315. 316
1740	**Friedrich II., der Große, König in Preußen** (31. Mai)	316
	(Dez.) Friedrich besetzt Schlesien	317. 318
1740—42	**Erster schlesischer Krieg**	317—321
1741	Friedrich siegt bei Mollwitz (10. April)	319
1741—1748	Österreichischer Erbfolgekrieg	319—322
1742—1745	Kaiser Karl VII. (von Bayern)	320
1742	Friedrich siegt bei Czaslau und Chotusitz (17. Mai)	320

Kampf gegen die französische Revolution und die Napoleonische Gewaltherrschaft. 1792—1815.

Deutschland bis zur Aufrichtung des Kaisertums.
1815—1871.

Geschichte des deutschen Volkes.

Übersicht.

Die deutsche Geschichte läßt sich in folgende Abschnitte zerlegen:

Erste Periode.

Vom **ersten Auftreten der Deutschen** in der Geschichte bis auf **Karl den Großen** oder bis zur **Bildung des Reiches im Jahre 800. Deutsche Stammesgeschichte.**

A. Urgeschichte. Römer und Germanen. B. Die große Völkerwanderung. C. Der fränkische Stamm.

Zweite Periode.

Von der **Bildung des Reiches** bis zum **großen Interregnum.** Von 800—1254. Blüte des römischen Reiches deutscher Nation. **Deutsche Kaisergeschichte.**

A. Die karolingischen Reiche. B. Herrscher aus dem sächsischen Hause. C. Kaiser aus dem fränkischen (salischen) Hause. D. Herrscher aus dem staufischen Hause. E. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

Dritte Periode.

Vom **großen Interregnum** bis zur **Reformation.** Von 1254—1517. Zerfall des Reiches, Bildung der österreichischen Großmacht. **Deutsche Fürsten- und Ländergeschichte.**

A. Geschichte des Reiches. B. Deutsche Fürsten- und Ländergeschichte. C. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

Vierte Periode.

Vom **Auftreten Luthers** bis zum **westfälischen Frieden.** Von 1517 bis 1648. Auflösung des Reiches, Beginn eines neuen geistigen Lebens. **Deutsche Reformationsgeschichte.**

A. Reformation der Kirche. B. Gegenreformation und dreißigjähriger Krieg. Zeit des Übergewichts der habsburgischen (österreichisch-spanischen) Monarchie in Europa. C. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

Fünfte Periode.

Vom **westfälischen Frieden, 1648,** bis zur **Gegenwart.** Bildung der brandenburgisch-preußischen Großmacht. Blüte des deutschen Geisteslebens. Befreiungskriege. Aufrichtung des **deutschen** Reiches. **Deutsche Nationalgeschichte.**

A. Zeit des Übergewichts Frankreichs in Europa. Sinken der habsburgischen Monarchie. Emporwachsen Preußens. 1648—1740. B. Zeitalter Friedrichs des Großen. 1740—1786 ff. C. Kampf gegen die französische Revolution und die Napoleonische Gewaltherrschaft. 1792—1815. D. Deutschland bis zur Aufrichtung des deutschen Kaisertums. 1815—1871. E. Das deutsche Reich unter den Kaisern Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II.

Erste Periode.

Vom ersten Auftreten der Deutschen in der Geschichte bis auf Karl den Großen oder bis zur Bildung des Reiches im Jahre 800.

Deutsche Stammesgeschichte.

A. Urgeschichte. Römer und Germanen.

1. Abstammung der Deutschen.

§ 1. Im fernen Hochasien, der geheimnisvollen Wiege der Menschheit, hat man lange Zeit auch die Stammesheimat des großen arischen*) oder indogermanischen Völkerstammes gesucht, zu dessen frischesten und lebenskräftigsten Zweigen unser deutsches Volk gehört. Kein Denkmal, keine Geschichte, ja selbst keine Sage reicht in die Ferne jener Urzeit, in der unsere Vorfahren noch mit den andern arischen Stämmen vereint waren. Nur des Menschen ältestes und heiligstes Eigentum, die Sprache, vermag auf die ersten geschichtlichen Spuren zu leiten. Wie die unverkennbare Verwandtschaft der arischen Sprachen in der Bildung und Abwandlung der Wörter uns die ursprüngliche Zusammengehörigkeit der Völker dieses großen Stammes erst gelehrt hat, so hat der Umstand, daß sich viele Wörter finden, die bei geringer lautlicher Verschiedenheit doch bis auf den heutigen Tag in allen diesen Sprachen dieselben sind, uns noch einen Schritt weiter gebracht. Die Dinge, die sie bezeichnen, müssen — so hat man geschlossen — schon unseren gemeinsamen Ureltern vor ihrer Zerspaltung in verschiedene Völker bekannt gewesen sein; und so erwächst, wenngleich nur in den allgemeinsten Zügen, ein Bild jener Alten, ihrer Vorstellungen wie ihrer Beschäftigungen.

Die Arier waren ein einfaches, kräftiges Hirtengeschlecht. Wo in Wahrheit sein Heimatssitz gewesen ist, ob wirklich in Hochasien oder im europäisch-asiatischen Steppengebiet um die mittlere Wolga oder, wie neuerdings auch behauptet wird, in Skandinavien — darüber fehlt uns jede sichere Kunde. Doch mag jenes Land unserm Vaterlande nicht unähnlich gewesen sein: es war wohl ein kühles Hochland, das Wolken und Stürme

---

*) Manche wollen den Namen **Arier** nur für den asiatischen Zweig der Indogermanen gelten lassen, also für Iranier und Inder, die sich nachweislich Arjas nannten.

umrauschten, mit schattigen Wäldern, die das Wild belebte, und sonnigen Triften, auf denen die Herden weideten. Die Halmfrucht, Gerste oder Spelt, wuchs wild und lud zu den ersten dürftigen Anfängen des Ackerbaus ein. Einfach wie die Lebensart und die Sprache der Arier waren auch ihre religiösen Grundbegriffe. Der helle Himmel, die regenbergenden Wolken, die Blitze, die das Gewölk zerreißen, und die Winde, die es, wie Hunde die Herde, tummeln, die unheimliche Nacht, die schönen Strahlen der Morgenröte, das königliche Sonnenlicht: alle diese Naturerscheinungen galten ihnen als göttliche Mächte.

§ 2. Wie lange die Arier vereint geblieben sind, erzählen uns ihre Sprachen nicht, und warum sie ausgezogen sind, können wir nur vermuten. Öfter als ihre vielberufene Wanderlust wird der Druck, den aus dem Innern Asiens vordringende Stämme ausübten, die Ursache gewesen sein, und in den weitaus meisten Fällen wird die Sorge für ausreichende Nahrung*) die Bewegung veranlaßt haben. Schwer ward das Wandern unsern Altvordern damals gewiß noch nicht, denn noch war feste Seßhaftigkeit ihnen fremd und der Abbruch des Zeltes oder der Hütte leicht. In welcher Weise sich die einzelnen Glieder allmählich selbständig gemacht haben, vermögen wir bis zu einem gewissen Grade zu erkennen. Ganz deutlich tritt hervor eine Trennung der Indogermanen in eine östliche (asiatische) und eine westliche (europäische) Gruppe von Stämmen. Zur ersten gehören die Iranier und Inder, zur zweiten die Griechen, Italer, Kelten, Germanen, Slaven und Litauer. Von diesen blieben die drei erstgenannten Stämme nach der Auswanderung aus der Heimat wohl noch längere Zeit vereint. Dann trennten sich zunächst die Griechen ab, die in ihrer neuen Heimat zu unvergleichlicher Herrlichkeit des geistigen Lebens erblühten; darauf die Römer, die auf der Apennin-Halbinsel eine vordem nie gesehene Höhe staatlicher Macht und Ordnung erreichten. Nördlich von ihnen, im mittleren und südlichen Deutschland und dann weiter nach Westen bis zum atlantischen Ozean, in Spanien, Gallien und Britannien, ließen sich die Kelten nieder, und noch heute tragen in unserm Vaterlande Flüsse und Berge, Bäche und Wälder vielfach keltische Namen. Doch konnten sich die Kelten nicht dauernd behaupten. Durch Uneinigkeit geschwächt, verfallend nach kurzer Glanzzeit, sind sie, von Römern und Germanen bedrängt, etwa vom zweiten Jahrhundert v. Chr. an überall unterlegen, und nur ihre Reste wohnen noch an den Küsten des atlantischen Meeres, in der Bretagne, in Wales, in Schottland und Irland.

§ 3. Wie und wann sich die Germanen vom Hauptstamme losgelöst haben und welche Wege sie gewandert sind, ist völlig dunkel. Aber das wenigstens kann nach den neusten Ergebnissen der Forschung als sehr wahrscheinlich angenommen werden, daß sie zu der Zeit, wo das Dunkel, das über der Urzeit liegt, sich zu lichten beginnt, in der norddeutschen Tiefebene zwischen Weser und Oder, in Schleswig-Holstein und Südskandinavien saßen. Dies Gebiet also haben wir wohl als die eigentliche Heimat der selbständig gewordenen Germanen zu betrachten, und von hier breiteten sie sich dann weiter aus. An der Nordsee fand zur Zeit Alexanders des Großen der kühne Grieche Pytheas aus Massilia (Marseille) das erste deutsche Volk,

*) Vgl. über dies „rasche Versagen des Nahrungsspielraums“ K. Lamprechts Deutsche Geschichte 1, S. 53 ff.

dessen Name uns genannt wird, die Teutonen. Unsere Vorfahren selbst hatten, als die Römer sie kennen lernten, längst die alten Wanderzüge vergessen; sie hielten sich für Kinder des Bodens, den sie bauten, und leiteten ihren Ursprung von den Göttern her. Germanen wurden sie von den Kelten genannt, d. h. wahrscheinlich Nachbarn (nach andern: Rufer im Streite); Deutsche nannten sie sich selbst, aber erst mehr als tausend Jahre später, nach ihrer Sprache (deutsch, d. h. volkstümlich, im Gegensatz zum Latein, der Sprache der Gelehrten).

2. Kimbern und Teutonen. Sueben. Cäsar und Ariovist.

§ 4. Die Römer waren seit dem Ende der punischen Kriege Herren der Länder um das Mittelmeer. Als sie dann an die Unterwerfung der Kelten westlich und nördlich von dem Italien schützenden Alpenwall gingen, begegneten sie sich unvermutet mit den Germanen, die in derselben Arbeit begriffen waren. Die ersten deutschen Stämme, mit denen sie zusammentrafen, waren die Kimbern und Teutonen. Die Kimbern wohnten ursprünglich wahrscheinlich östlich der mittleren Elbe und wurden zum Aufbruch nach Süden veranlaßt durch die starke Übervölkerung des rechtselbischen Germanien; ermöglicht wurde ihr gewaltiger Wanderzug nach dem Süden durch den Abzug der bis dahin noch in Deutschland seßhaft gewesenen keltischen Stämme, namentlich der Volker. Hinter den Kimbern her drangen die Teutonen, die vorher an der Nordsee gewohnt hatten, nach dem Süden. Beide Stämme rückten dann gegen die Ostalpen vor und trafen auf die hier wohnenden keltischen Taurisker (in Kärnten, Steiermark, Krain). Diese riefen den in der Nähe stehenden römischen Konsul um Hilfe an. Papirius Carbo fand den neuen Feind so furchtbar, daß er ihn nur durch Verrat bezwingen zu können glaubte: aber seine falsche Kunst schlug gegen ihn um, und bei Noreja, dem heutigen Neumarkt in Steiermark, besiegten ihn die Germanen (113 v. Chr.). Nun zogen sie weiter nach Westen und gelangten durch das Gebiet der Helvetier, von denen sich zwei Stämme ihnen anschlossen, nach Gallien, wo sie einige Jahre hausten. Dann drohten sie in Italien einzufallen. Mit ihren Bitten um Land und Saatkorn immer wieder abgewiesen, hatten sie schon mehrmals römische Heere geschlagen, und die Gefahr für Rom war groß; es zitterte vor diesen „Barbaren", wie einst vor dem Brennus und vor Hannibal. Denn was man von ihnen vernahm, war furchterregend und seltsam. Man staunte die straffen, gewandten, riesigen Leiber an, das blonde Haar, die kühnen, blauen Augen, die unvergleichliche Körperkraft. Fast nackt stürmten sie in den Kampf; die lange Stoßlanze oder der kürzere Wurfspeer waren ihre Hauptwaffen. Doch die Reiter schmückten eherne Panzer und hell leuchtende weiße Schilde; dazu Helme, wie seltsame Tierköpfe mit fürchterlich gähnenden Rachen geformt. Als Wurfspieß führten sie einen Speer mit doppelter Spitze; im Handgemenge brauchten sie lange und gewichtige Schwerter. Auch die Weiber erschienen kriegerisch, wenigstens begleiteten sie mit Zuruf die Schlachten; einige unter ihnen, mit weißem Linnengewand angethan, weissagten als Priesterinnen, indem sie den Kriegsgefangenen über ehernem Kessel die Kehle durchschnitten, aus dem herabrinnenden Blute. Aus unbekannten Gründen unterließen dann die Germanen für jetzt den beabsichtigten Einfall; sie trennten sich, und während die Teutonen wieder ins Innere Galliens hineinzogen, drangen die Kimbern, nachdem sie alles

Land zwischen Rhone und Pyrenäen verwüstet hatten, nach Spanien vor. Hier von den Keltiberern zurückgeworfen, kehrten sie um, und mit den Teutonen wieder vereint, beschlossen sie nun wirklich — vielleicht erst nachdem ein Angriff gegen die Belgen gescheitert war — in Italien einzudringen und sich hier das Land zur Ansiedelung, das sie so oft vergebens erbeten hatten, zu erobern. Die Masse der Germanen ließ eine abermalige Teilung rätlich erscheinen: die Teutonen wollten, der Rhone und der Straße am Meere folgend, südlich von den Seealpen einbrechen, die Kimbern wählten den Weg über den Brennerpaß.

§ 5. Längst war dem römischen Volke einer solchen Gefahr nur ein Mann gewachsen erschienen, Gaïus Marius. Der gewaltige Bauernsohn aus Arpinum, der zum ersten Male Konsul ward, um den Jugurtha zu besiegen, stand jetzt, dem Gesetz und Herkommen zuwider schon zum dritten Male hintereinander zum Konsul und zum Feldherrn gegen die Germanen erwählt, in der provincia Narbonensis (Provence), um die nach Italien führenden Straßen zu überwachen. Durch jahrelange Vorbereitungen hatte er seine Soldaten wieder an die alte Zucht gewöhnt und ihre Seelen gestählt gegen den Schrecken, der vor den Barbaren einherging. Als jetzt die Teutonen an seinem wohlverschanzten Lager, das sie vergeblich bestürmt hatten, vorbeigezogen waren, rückte er ihnen vorsichtig nach und brachte ihnen bei den warmen Quellen von Aquä Sextiä (dem heutigen Aix) eine vernichtende Niederlage bei (102 v. Chr.). Die ganze Masse, Männer, Frauen und Kinder, ging unter. Dann wandte er sich, zum fünften Male Konsul, nach Italien. Hier waren die Kimbern aus dem Etschthale eingebrochen und hatten bereits ein Jahr lang in der Ebene nördlich vom Po gehaust. In der mörderischen Schlacht bei Vercellä (101 v. Chr.) vernichtete er ihr Schlachtviereck, das, $^3/_4$ Meilen lang und gleich tief, gegen ihn anrückte. Noch im letzten Verzweiflungskampfe zeigten Männer und Weiber — die zuletzt ihre Kinder und sich selbst töteten — unerschütterlichen Todesmut und Freiheitssinn. „Das heimatlose Volk der Kimbrer war nicht mehr“ *), aber noch lange blieb den Römern die grausige Erinnerung an das trotzige, kriegsgewaltige Volk, und wohl hatten die Landsleute des Marius recht, wenn sie ihn damals als „dritten Gründer Roms“, als Retter seines Vaterlandes begrüßten.

§ 6. Kimbern und Teutonen erscheinen nur als die kühnen Vorläufer größerer Wanderungen des germanischen Stammes. Bald folgten ihnen neue Massen nach. Doch vergingen mehr als 40 Jahre, bis Römer und Deutsche auf dem von beiden Völkern umstrittenen Boden der Kelten sich wieder im Kampfe begegneten. Das römische Gemeinwesen war in dieser Zeit von Parteiunruhen und Bürgerkriegen zerrüttet. Indessen rückten die Germanen in stätem Fortschreiten nach Westen gegen und über den Rhein. Im Alpenlande bedrängten sie die keltischen Helvetier, und der Niederrhein war ihnen schon lange keine Schranke mehr: sollen doch die zahlreichen belgischen Stämme südlich von ihm, bis in die Gegend der Seine und Marne, aus der Mischung von Germanen und Kelten entstanden sein. Bald drangen germanische Scharen aus verschiedenen Völkerschaften, die mit dem Gesamtnamen Sueben genannt werden, auch über den Mittelrhein nach Gallien vor. Das schöne Land gefiel ihnen; immer neue Massen folgten nach; von

*) Mommsen, Römische Geschichte, II S. 186.

15 000 stieg ihre Zahl allmählich auf 120 000. An ihrer Spitze stand als Herzog, von den Römern mit dem Titel eines Königs geehrt, Ariovist, der, in das fruchtbare, lockende Land von den uneinigen Bewohnern selbst hereingerufen, nun nach dessen völliger Eroberung trachtete.

§ 7. Dies geschah um dieselbe Zeit (58 v. Chr.), als Gaïus Julius Cäsar in Gallien für den Staat neue Erwerbungen, für sich Ruhm und die künftige Herrschaft über das ganze römische Reich suchte. Das zunächst bedrohte Volk der Häduer rief ihn gegen Ariovist zu Hülfe. Mit dem Stolze des echten Römers entbot Cäsar, der für Italien eine neue Kimberngefahr befürchtete und es darum nicht für gut hielt, daß die Germanen sich allmählich gewöhnten den Rhein zu überschreiten, den deutschen Heerführer wie ein oberster Schiedsrichter vor sich. Doch Ariovist erwiderte nicht minder stolz, wenn er etwas von Cäsar brauche, würde er zu Cäsar kommen; sonst könne jener zu ihm kommen; er begreife überhaupt nicht, was Cäsar in seinem Gallien, das er im Kriege besiegt, zu suchen habe. So griff man zu den Waffen. Der Kampf war für Cäsar nicht leicht. Auch er, wie einst Marius, mußte erst die Verzagtheit seiner Legionen überwinden, die sich fürchteten, mit Männern zu kämpfen, von denen die Gallier behaupteten, nicht einmal ihre Mienen und die Schärfe ihres Blickes könne man ertragen. Nachdem ihm dies gelungen war, besiegte er den Ariovist an der kleinen Doller unweit der jetzigen Stadt Mülhausen im oberen Elsaß und trieb ihn und die wenigen seiner Sueben, die dem Gemetzel entrannen, die Jll hinab über den Rhein. Die Sueben waren vom linken Rheinufer vertilgt. Milder war der Sieger gegen die germanischen Völker, die mit Ariovist verbündet gewesen waren. Die Reste der Triboker, Nemeter und Vangionen traten unter römische Botmäßigkeit und blieben auf dem linken Rheinufer zwischen dem Strom, dem Wasgenwald und der Haardt als Schutzwehr gegen ihre eigenen Landsleute angesiedelt.

Bei der nun folgenden allgemeinen Unterjochung der Gallier und Belgen (58—50 v. Chr.) wurden auch die anderen deutschen Stämme, die auf dem linken Ufer des Niederrheins seßhaft geworden waren, von Rom abhängig. Und Cäsar war entschlossen, weiteres Eindringen germanischer Scharen um jeden Preis zu verhindern. Das mußten die Tenktērer und Usipier zuerst an sich erfahren, die, von den Sueben im Rücken gedrängt, zum Teil den Rhein überschritten hatten und von Cäsar mit römischer Treulosigkeit vernichtet wurden (55 v. Chr.). Nur ihre Reste blieben auf dem rechten Rheinufer übrig und wohnten anfangs nördlich der Lippe, später zwischen Sieg und Main. Nach solchen Siegen konnte es Cäsar unternehmen, zweimal eine Brücke über den Rhein zu schlagen und als der erste Römer seine Legionen über den herrlichen Fluß zu führen (55 und 53 v. Chr.). Tiefer jedoch in das von Wäldern beschattete, ihm selbst unheimliche Land einzudringen wagte er nicht. Von dieser Zeit an galt der Rhein als Grenzfluß zwischen dem römisch gewordenen Gallien und dem freien Germanien.

§ 8. Cäsar selbst giebt in seinen Schriften die erste genauere Kunde von dem Lande und seinen Bewohnern; er zuerst unterschied die Germanen von den Kelten. Er rühmt ihre Kriegstüchtigkeit, ihre Abhärtung, ihre Gastfreiheit, die Reinheit ihrer Sitten. Er kennt im Innern ihres Landes den großen hercynischen Wald (Gesamtname für die Gebirgszüge vom Schwarzwald bis zu den Karpathen) und den Bacenis (Wesergebirge

und hessisches Bergland). Er weiß von fabelhaften oder wunderbaren Tieren, die in jener Wildnis leben, zu erzählen. Was er aber von den öffentlichen Einrichtungen und von dem Gemeindeleben sagt, gilt zunächst wohl nur von den Sueben, mit denen er in nähere Berührung kam. Diese waren noch nicht völlig seßhaft geworden, auch Grundbesitz einzelner war bei ihnen noch nicht vorhanden; der ganze Boden gehörte der Gemeinde. Nur ein Teil davon ward abwechselnd bebaut, das übrige brach gelassen; und nur die eine Hälfte der Männer ward zu diesem Geschäft abwechselnd erlesen, die andere zog auf Krieg und Eroberung aus. Ehre wie Sicherheit schien es zu bringen, wenn weit um die Grenzen her alles wüst gelegt war. Der Kampf war das Lebenselement dieser Stämme. Nur im Kriege stellten sich alle Hundertschaften (Gaue), d. h. die geschlechtlich-wirtschaftlichen Unterabteilungen eines ganzen Stammes, unter die Führung eines Mannes; im Frieden regierte sich jede Hundertschaft selbst durch die Versammlung ihrer Freien, die sich aus edlem Geschlecht einen Obmann (princeps) setzten. — Ohne Zweifel gab es im Norden und Nordwesten Deutschlands im Gegensatz zu diesen Sueben schon damals fester ansässige und deshalb anderslebende, weniger unstäte Germanen; doch scheint allerdings die Mehrzahl der Stämme zu Cäsars Zeit bei der Leichtigkeit, mit der sie ihre Sitze wechseln, noch eine Zwischenstufe einzunehmen zwischen dem wilden und launenhaften Wandern der Kimbern und Teutonen und der auf Boden und Heimat gegründeten Gesittung späterer Nachkommen.

3. Das römische Kaiserreich im Eroberungskampfe gegen die Stämme der Germanen.

§ 9. Bald wurden die Römer auch mit den tiefer im Lande wohnenden Germanen bekannt. Julius Cäsar war unter den Dolchen seiner Mörder gefallen, und noch einmal hatten Bürgerkriege das römische Weltreich durchwühlt. Endlich erntete Cäsar Octavianus, genannt Augustus, was Julius Cäsar gesät hatte, und ward der Gründer der Monarchie. Das große römische Reich ordnete sich im Innern und festigte sich an seinen Grenzen durch Anlage neuer Provinzen. Gegen Germanien folgten diese dem Laufe des Rheines und der Donau. Auf dem linken Rheinufer teilte man zwei Bezirke ab: das obere und untere Germanien (später Germania prima und Germania secunda genannt); längs der Donau lagen drei Provinzen: Rätien (mit Vindelicien), Noricum und Pannonien, alle mit Ausnahme Rätiens von Kelten bewohnt, die von den Stiefsöhnen des Augustus, Drusus und Tiberius, im Jahre 15 v. Chr. unterworfen worden waren. Außer den oben (§ 7) genannten Stämmen der Triboker, Nemeter und Vangionen dienten am Rhein auch noch andere deutsche Völker den Römern: so die Ubier, die unter der Regierung des Augustus über den Rhein gezogen und auf dessen linkem Ufer im Gebiete des heutigen Köln*) angesiedelt worden waren; so weiter rheinabwärts der Teil der Sugambrer, den des Tiberius arge List zur Ansiedlung auf dem linken Rheinufer bewogen hatte; so die Bataver im Mündungslande des Stroms. Auch die unmittelbaren Anwohner des rechten Rheinufers, die Tenkterer und

*) Die „Stadt der Ubier" erhielt, als sie 51 n. Chr. zur römischen Kolonie erhoben wurde, zu Ehren der Agrippina, der Gemahlin des Kaisers Claudius, der Tochter des Germanicus und der Mutter des Nero, den Namen Colonia Claudia Agrippinensis.

Usipier (§ 7), gehorchten Rom. Aber darüber hinaus nach Osten hin saßen freie Germanen. Längs der Meeresküste wohnten von der Mündung des Rheins bis zur Mündung der Ems die Friesen, weiterhin östlich von der Ems bis zur Elbe die Chauken, starke und gerechte Männer, riesenhafte Gestalten, wie Tacitus sie schildert, endlich südlich von ihnen, in dem Flachlande an der mittleren Weser, die Angrivarier. In der Tiefebene zwischen der Lippe und dem Oberlauf der Ems wohnten die Brukterer und nordöstlich von ihnen, im heutigen Münsterlande, die Marser; südlich von ihnen, vom Quellgebiet der Ruhr, Sieg und Eder bis zum Rhein hin, die Sugambrer. Östlich von diesen im heutigen Hessenlande saßen die trotzigen, kriegserfahrenen Chatten, südlich von ihnen bis zum Rheingau Reste der Sueben Ariovists, während nördlich von den Chatten, von der Weser bis östlich vom Harz, die Cherusken, damals der kräftigste Stamm, ihre Wohnsitze hatten. Von diesen südlich, östlich von den Chatten, über den Thüringer Wald bis zur Donau hin, wohnten die Hermunduren, die bald mit den Römern in ein nachbarlich freundliches Verhältnis traten. Einen gemeinsamen Namen für diese Stämme kannte man im Volke nicht. Daß trotzdem ein Gefühl der Zusammengehörigkeit da war, beweist die alte Stammessage, die uns Tacitus bewahrt hat, wonach alle diese Stämme sich ableiteten von den drei Söhnen des „Mannus, Sohnes des erdgeborenen Tuisco" und sich danach gliederten in die wohl Kultgemeinschaften darstellenden Gruppen der Ingväonen, d. h. Völker am Meer (im wesentlichen die späteren Sachsen), Istväonen, d. h. Völker am Rhein (später Franken), Herminonen, d. h. Völker des Binnenlandes (später Thüringe).

Dies waren die ansässigen Stämme der Germanen. Sie unterscheiden sich ziemlich scharf von den unstäteren, weiter östlich wohnenden Sueben.*) Unter diesen waren die Langobarden, noch westlich der unteren Elbe (vgl. Bardengau und den Flecken Bardowiek), durch ihre Kühnheit, die Semnonen, um Havel und Spree, durch Macht und Größe berühmt. Längs den Küsten des suebischen Meeres (der Ostsee) wohnten im heutigen Mecklenburg die Variner, jenseits der Oder die Rugier und weiter hinaus um die Weichselmündungen die Guttonen. Das südlich gelegene Land um Warthe und Netze hatten die Burgundionen inne. — Von den der Donau zugekehrten suebischen Völkern ward das der Markomannen das wichtigste. Es war unter seinem Herzog Marobod aus der Maingegend in das (keltische) Bojerland, Böhmen, eingezogen, hatte es unterworfen und ließ sich nun von Marobod eine Königsherrschaft gefallen, die ganz dem römischen Muster nachgebildet war. — Im Flußgebiet der obern Oder und Weichsel bis dahin, wo die Germanen mit den Sarmaten grenzten, saßen zahlreiche kleinere Völkerschaften wie die Silinger u. a. m.; im heutigen Mähren, bis nach Ungarn hinein, wohnten die Quaden, noch weiter nach Osten bis gegen die untere Donau die Bastarner, die schon im 2. Jahrh. v. Chr. als Söldner im Heere des macedonischen Königs Perseus genannt werden.

§ 10. Die Römer waren zu sehr gewöhnt die Völker nur kennen zu lernen, um sie zu unterjochen, als daß nicht auch jetzt, als Namen und Wohn-

*) Unsere Kenntnis ist hier sehr unsicher. So hat der Name der Sueben, die wir zu Cäsars Zeit im westlichen Deutschland fanden, später verschiedene Bedeutungen. Bald ist er ein Sammelname für die germanischen Völker des Ostens und Nordens, bald die Bezeichnung für einige mit einander verbundene Stämme im Elbegebiet, zu denen besonders die oben erwähnten Langobarden und Semnonen, vielleicht auch die westlichen Hermunduren gehören.

sitze der germanischen Völker nach und nach bekannt wurden, die Lust sie zu beherrschen in ihnen hätte mächtig werden sollen, zumal die Zersplitterung und Uneinigkeit der Germanen leichten Sieg zu verbürgen schien. So begannen sie denn unter der Regierung des Augustus den Kampf. Am Rhein übernahm Drusus, der heldenhafte Stiefsohn des Kaisers, den Oberbefehl (13—9 v. Chr.). Er verband durch einen Kanal den Rhein mit dem Zuidersee, der damals noch ein Binnensee mit stromartigem Abfluß zum Meere war, und mit Batavern und Friesen im Bunde griff er mit einer Flotte, die in die Ems eindrang, erst die Brukterer, dann, nachdem er gelandet war, auch die Chauken erfolgreich an (12 v. Chr.). Die Rückfahrt war freilich nicht ohne Gefahr. Die römischen Galeeren gerieten auf die Watten der friesischen Küsten und konnten nur mit Mühe wieder flott gemacht werden. Im folgenden Jahre drang Drusus in das Innere des Landes bis an die Weser gegen die Cherusken vor (11 v. Chr.) und gründete dann bei seiner gefahrvollen Rückkehr zum Rheine die Burg Aliso am Zusammenfluß von Alme und Lippe unweit Paderborn als Stützpunkt für die östlichen Unternehmungen. Dann schaffte er sich (10 v. Chr.) einen festen Rückhalt für fernere Züge, indem er den ganzen Rhein abwärts, von Mainz (Mogontiäcum) bis Xanten (Castra vetera), Kastelle anlegte, und drang darauf (9 v. Chr.), diesmal vom Main aus, erst bis zur Werra, dann bis östlich vom Harz, ja bis zur Elbe vor. Hier aber ward seinem Vordringen ein Ziel gesetzt: wie erzählt wird, trat ihm eine „weise Frau" entgegen, warnte ihn weiter vorzugehen und schreckte ihn mit der Weissagung seines nahen Todes. Auf dem Rückwege stürzte er mit dem Pferde und starb an den Folgen eines Schenkelbruchs, erst dreißig Jahre alt. Ihm folgte im Oberbefehl sein Bruder, der verschlagene Tiberius. Der wußte den Zwist der germanischen Stämme so geschickt zu benutzen und alle Lockungen römischer Macht und Üppigkeit so gut zu handhaben, daß er sich der Unterwerfung aller zwischen Rhein und Elbe wohnenden Germanen rühmen konnte. Durch treulosen Verrat gelang es ihm, 40 000 Sugambrer (§ 9) an das linke Rheinufer umzusiedeln. Schon erhoben sich römische Märkte und Ansiedelungen im deutschen Lande, und römische Kaufleute durchzogen es in allen Richtungen; schon lernten deutsche Fürsten von den Römern, in deren Dienste sie traten, Kriegs- und Regierungskunst; schon war der Germanen Kraft nicht mehr gefürchtet wie ehedem: Domitius Ahenobarbus, einer der Nachfolger des Tiberius im Oberbefehl, wagte es, römische Legionen über die Elbe zu führen. Nur Marobod (§ 9), der sein Heer auf 70 000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter gebracht und die suebischen Völker bis zu den Semnonen und Langobarden hin unterworfen hatte, war noch zu fürchten. Gegen ihn wandten sich nun die Römerscharen vom Rhein und an der Spitze der Hauptmacht Tiberius vom Süden her (6 n. Chr.). Des Marobod Untergang schien unvermeidlich: da rief den Tiberius ein furchtbarer Aufstand der Donauvölker zurück; er bot dem Marobod den Frieden an, und dieser nahm ihn an.

§ 11. Während der ebenso kluge wie tapfere Stiefsohn des Kaisers in schwerem Ringen die Anführer niederwarf, beschwor in Norddeutschland der neue Statthalter Quinctilius Varus ein noch schwereres Ungewitter über Rom herauf. An den knechtischen Sinn der Syrer, denen er früher geboten hatte, gewöhnt, verfuhr er auch in Norddeutschland bereits wie der Verwalter einer unterworfenen Provinz. Längere Zeit ertrugen es die Deutschen. Als er aber ihr heimisches Recht durch das römische verdrängte

und alle die römischen Erpressungskünste, wie er sie vordem in der Provinz Syrien geübt hatte, rücksichtslos in Anwendung brachte, da schwoll unter dem Druck langsam aber furchtbar der deutsche Zorn und Freiheitstrutz, und in Arminius, Segimers Sohn, einem jungen Cheruskerfürsten, erstand dem Volk ein Rächer. Er war ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling von edlem Geschlecht, tapferer Hand und schnellem Geist. Im römischen Dienst hatte er römische Kriegskunst und List erlernt. Er war's, der die norddeutschen Stämme, die Brukterer, Marser, Angrivarier, Chatten, vor allem aber seine Cherusken zur Empörung trieb. Auch Marobod ward aufgefordert, blieb aber, obwohl selbst noch kurz zuvor bedroht, dem Bunde fern. Varus stand indessen ruhig in seinem Sommerlager an der Weser und verachtete die Warnung des Cheruskenfürsten Segestes, der aus Haß gegen Arminius zum Verräter ward. Als die Eidgenossenschaft gebildet war, empörte sich, der Verabredung gemäß, zuerst ein kleiner abseitswohnender Stamm. Die gute Jahreszeit war vorüber und Varus gerade im Begriff die Legionen in das Winterlager zurückzuführen. Auf einem Umweg wollte er dabei die Aufständischen unterwerfen, und so sicher war er seiner Sache, daß er sich von Armin mit deutschen Hilfstruppen begleiten ließ. Aber plötzlich umringte ihn das gesamte Aufgebot der verschworenen Völkerschaften. Zwei Tage widerstanden die Römer, auf fast ungangbaren Waldwegen westwärts der Burg Aliso zurückend, dem Schlachtengrimm des deutschen Landsturms, dem strömenden Regen, dem brausenden Sturm. Noch schlugen sie am ersten Abend ihr Lager nach den Regeln ihrer Kriegskunst auf, am zweiten nur noch mit dem dürftigsten Notbehelf; am dritten unterlagen sie, drei stolze Legionen Roms, in der Schlacht im Teutoburger Walde*) (9 n. Chr.). Ihre Adler gingen verloren, Varus selbst stürzte sich in sein Schwert. Gegen die Gefangenen, besonders die römischen Advokaten, wütete die Rache der Sieger. Der greise Augustus und mit ihm Rom zitterten vor einem möglichen Angriff der Germanen; doch begnügten sich diese frei zu sein.

§ 12. Um die germanischen Lande von der drückenden Herrschaft der Römer zu befreien, hatten sich die verschiedenen Stämme unter des kühnen Arminius Befehl gestellt, aber der Bund lockerte sich, sobald die nächste Aufgabe gelöst war. Nicht einmal im Cheruskenlande vermochte Arminius unangefochten seine Stellung als Haupt des Volkes zu bewahren, und es wäre Vermessenheit gewesen, auf eine Verbindung der germanischen Stämme zum Angriffskriege gegen Rom zu hoffen, zumal Marobod, damals noch immer Germaniens mächtigster Fürst, nur mit Neid auf des Arminius Ruhm sah. So hemmte Uneinigkeit die Kraft der Deutschen, und Germanicus, des Drusus Sohn, konnte es unternehmen, die römische Waffenehre gegen sie wiederherzustellen. Noch im Jahre 14 n. Chr., nach Bewältigung eines furchtbaren Soldatenaufstandes, der bei der Kunde vom Tode des Augustus und dem Regierungsantritt des Tiberius (14—37) unter den rheinischen Legionen ausgebrochen war, drang er ins Land der Marser ein, hieb die wehrlos bei einem Festschmaus Überfallenen zusammen und zerstörte ihr Heiligtum. Dann griff er (15 n. Chr.) die Chatten und Cherusken an, erreichte die Walstatt der Varusschlacht und bestattete die bis dahin unbegrabenen Gebeine seiner Landsleute. Die Gattin Armins selbst, Thusnelda, die

---

*) Der Ort der Schlacht hat sich trotz aller Mühe nicht mit Sicherheit nachweisen lassen.

der junge Cheruskenfürst bald nach seinem Siege ihrem Vater Segestes entführt hatte, fiel in die Gewalt der Römer. Der eigene Vater, der sich ihrer bemächtigt hatte, lieferte sie aus. Da erhoben sich noch einmal gemeinsam Cherusken, Chatten und Brukterer, von Armins Reden entflammt, und kaum entging ein Teil des zurückkehrenden römischen Heeres dem Lose des Varus. Dennoch drang Germanicus (16 n. Chr.) auf der von seinem Vater geschaffenen Wasserstraße durch Zuider- und Nordsee bis in die Ems, landete hier, erzwang angesichts der Feinde den Weserübergang und schlug Arminius östlich von diesem Fluß in zwei Schlachten, an einem wahrscheinlich in der Gegend des Süntel gelegenen Platz, der Idistaviso (Idisiaviso d. i. Elfenwiese?) genannt wird, und zum zweitenmal beim weiteren Vordringen nach Osten (wohl am Steinhuder Meer). Germanicus hatte gesiegt, aber die Germanen nicht bezwungen. Er selbst hielt es für geraten zurückzukehren, und mußte nun mit seiner Flotte, die sich auf 1000 Kiele belief, zuletzt noch die Schrecken des nordischen Meeres kennen lernen. Bald darauf rief ihn Tiberius zurück. Im fernen Asien starb er (19 n. Chr.).

§ 13. Von der Zeit an ruhten die Eroberungskriege der Römer gegen die Deutschen. Man überließ sie nach des Tiberius Rat ihrer eigenen Zwietracht. Und in der That befehdeten sich bald nachher Marobod und Arminius. Marobod mußte weichen, ward bald darauf durch Katwalda aus seiner Herrschaft vertrieben und fand zuletzt nur noch bei den Römern Zuflucht und Gnadenbrot. Arminius sank unter den verräterischen Dolchen seiner eigenen Verwandten, weil er „nach der Alleinherrschaft strebte", im 37. Jahre seines Lebens, im 12. nach seinem Siege im Teutoburger Walde (21. n. Chr.), aber sein Name und Ruhm lebte in den Heldenliedern seines Volkes fort. „In der Schlacht manchmal, im Kriege nie besiegt", war er selbst nach römischem Zeugnis „unstreitig der Befreier Deutschlands", vielleicht der erste, der auf dessen Einigkeit gehofft hat.

Nur von blutigem Stammeshader wissen die dürftigen Nachrichten der römischen Schriftsteller für die nächste Folgezeit zu berichten. Mit innerem Behagen und wohl nicht ohne Übertreibung erzählen sie, wie sich die Cherusken im Kampfe mit den Chatten, diese im Kampfe mit den Hermunduren fast ganz aufrieben, wie die Brukterer durch einen ähnlichen Stammeskrieg sanken. Aber deutsche Söldner bildeten jetzt schon den Kern der römischen Heere und setzten mit Kaiser Vitellius noch einmal Italien in Schrecken (69 n. Chr.). Um dieselbe Zeit erhoben sich die bisher den Römern befreundeten Bataver am Niederrhein unter einem kühnen Führer, Claudius Civilis, im Bunde mit Friesen, Brukterern, Tenkterern; eine Prophetin Veleda im Bruktererlande leitete mit ihrem Rate die Unternehmungen. Weithin nach Gallien trugen sie ihre siegreichen Waffen und unterlagen erst der neu erstarkenden Römermacht unter Vespasian (70 n. Chr.).

4. Charakter, Sitten und Gemeindeleben der Germanen.

§ 14. Bald nach dieser Zeit, 98 n. Chr., schrieb ein römischer Geschichtsschreiber von ernstem Sinn und scharfem Blick, der größte, den die römische Kaiserzeit hervorgebracht hat, Cornelius Tacitus, seine Germania, das erste Werk, das uns über das Leben unserer Vorfahren ausführlichere Kunde giebt. Ihre Gestalt und ihr Ansehen schildert er ganz wie Cäsar;

noch wohnen sie nördlich der Donau, östlich vom Rhein, im Süden der Nordsee, während gegen Südosten, gegen die Sarmaten und Daker (in Südrußland, Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien) nicht die Natur sondern gegenseitige Furcht die Grenze bildet. Dem Südländer zwar erscheint das Land von Wäldern starrend, den Sonnenstrahlen unzugänglich, reich an häßlichen Sümpfen: doch war der Ackerbau bereits allgemein. Roggen und Gerste ward gebaut, nur die edleren Obstsorten fehlten noch. Die Gebirge hegten mehr Eisen als Gold und Silber. Nicht mehr war alles Land Gemeindebesitz (Almende); der Boden war zum Teil schon besonderes Eigentum des einzelnen freien Mannes, der sich durch sprödes und stolzes Selbständigkeitsgefühl auszeichnete. Städte, die den Germanen Gefängnisse däuchten, waren noch nicht vorhanden; im allgemeinen lebten sie in Dörfern, doch mit geschlossenen Hofstätten; auch kommen mit Wall und Graben umzogene feste Plätze als Bergungsstätten vor. Blockhäuser, aus Baumstämmen fest und stark erbaut und am Giebel mit Kalk getüncht, erhoben sich als Wohnungen des freien Besitzers. Den Acker bauten die Frauen und wer von den Männern zum Waffendienst nicht fähig war. Wer größeren Besitz hatte, ließ wohl auch Teile durch Knechte und Hörige bewirtschaften und empfing deren Abgaben. Dem Germanen selbst schien Jagd und Krieg, sonst Nichtsthun, allein des Freien würdig. Die Kleidung, welche die Frauen und Mägde selbst fertigten, bestand bei den Männern aus einem wollenen, enganliegenden Wams, bei den Weibern gewöhnlich aus einem leinenen, rot benähten Hemd. Im Sommer gingen die Männer oft, wie die Kinder immer, nackt. Im Winter trug man Pelze. Spangen von edlem Metall waren bei den Reicheren bereits keine Seltenheit. Heilig war das Hauswesen und vor allem die Ehe. Das Weib stand unter der Gewalt des Mannes, die er gewann, indem er dem Vater der Braut ein Roß, ein Rindergespann und Waffen darbot. Aber im Hause des Gatten waltete das Weib hochgeehrt als Herrin (Frau), ja in ihr verehrte der Germane etwas Heiliges und Prophetisches. Oft begleiteten die Weiber das ausrückende Heer der Männer zum Kampfe, und ihr Ruf befeuerte jenen den Mut. Die Kinder der Freien und der Knechte wuchsen miteinander auf, bis die Schwertleite den Freigeborenen wehrbar machte. Die Waffen bestanden in der Framea, dem furchtbaren Wurfspieß, den sie auf unglaublich weite Entfernung schleuderten; ferner in Schwertern, langen Lanzen, Äxten und Keulen, Bogen und Pfeil. Die Schilde waren von Holz und mit glänzenden Farben bemalt. Auch gerüstete Reiter kommen vor, während die Fußgänger, die gewöhnlich mit jenen untermischt kämpften, ohne Harnisch waren. Ihre Schlachtordnung bildeten sie keilförmig; in ihr standen sie nach Familien, Sippen, Hundertschaften (Gauen) zusammengeschart; Bilder wilder Tiere wurden als Feldzeichen den einzelnen Stämmen vorangetragen. Vor der Schlacht stimmten sie den Barditus an, den „Schildgesang“, der dem Donner des Schlachtengottes gleich zu den Feinden hinüber dröhnen sollte. Weichen galt nicht für schimpflich, wenn man wich, um sich zu neuem Angriff zu sammeln. Den Schild zu lassen, war die ärgste Schmach. Tempel hatten sie nicht; sie beteten die Götter in Hainen und Wäldern an; ein besonderer Priesterstand, wie die Kelten in ihren Druiden ihn hatten, fehlte; es übte nach alt-arischer Weise der Vater für das Haus, der Fürst für den Gau, der König, wo Königsherrschaft bestand, für den Staat die priesterlichen Dienste: Opfer und Anrufung der Götter. Aber man hatte der religiösen Gebräuche sehr viel: man warf das Los, beobachtete den

Vogelflug, horchte auf das Wiehern der Rosse und suchte den Ausgang der Schlacht durch einen zuvor angestellten Zweikampf vorherzusagen. Ebenso achtete man auf Tage und Zeiten, Neumond und Vollmond. — Die großen Tugenden des Volkes, Tapferkeit, Keuschheit, Wahrhaftigkeit und Gastfreiheit, fanden nur in den Lastern des Trunkes und des Spieles einen entstellenden Gegensatz; aber selbst in diesen noch konnte man Stärke des Muts und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung bewundern.

§ 15. So etwa schildert uns Tacitus den Charakter, so die Sitten unserer Vorfahren; ein vollständigeres Bild von ihrem Sein und Wesen gewinnen wir aber erst, wenn wir uns auch das Gemeindeleben der Germanen vorstellen. Tacitus giebt uns auch hier reichen Stoff, und andere Quellen ergänzen seine Skizze zu volleren Formen. Alle Freien hatten an dem Gemeindeleben Anteil. Es gab zwar neben den Freien noch Edelinge (einen Adel); aber sie bildeten keinen die Freien drückenden Stand; dazu war ihre Zahl viel zu gering. Ein größeres Ansehen, das vielleicht schon lange hindurch vom Vater auf den Sohn vererbt war, wohl auch damit verbunden ein größerer Besitz, zeichnete sie allein aus. Das nächste und heiligste Band bildete die Familie, ein weiteres die durch Blutsverwandtschaft verbundene Sippe; in ihnen fand der einzelne seinen Schutz und seine Gewähr; für Tötung oder Verletzung traten sie ein zur Rache oder Acht. Doch konnte vor der Gemeinde der Verletzte sich mit ihnen abfinden durch eine bestimmte Buße, indem er das Wergeld zahlte; und so ward der furchtbare Brauch der Blutrache gemildert. Die benachbarten freien Grundbesitzer bildeten unter sich zunächst die Markgenossenschaft, die zusammen ihr Gemeindeland — Wald, Wiese, Moor und Weide — ihre Almende hatten. Die einfachste politische Gemeinschaft war die Hundertschaft oder der Gau (centena, pagus), der meist natürliche geographische Grenzen hatte. In der Versammlung desselben (zur Neu- oder Vollmondszeit) berieten gewaffnet alle Freien. Hier ward der erwachsene Jüngling durch die Schwertleite wehrhaft und mündig gemacht, und die versammelte Gemeinde fand das Recht über alles, was Leben und Eigentum betraf. An der Spitze jedes Gaues stand (§ 8) ein Fürst (princeps, später bei den Sachsen gogreve genannt), der nicht erbberechtigt, sondern erwählt,*) aber doch in der Regel aus dem bevorzugten Geschlechte stammend, nach der Väter Brauch auf der Mal- oder Dingstätte öffentlich unter freiem Himmel Gericht und Versammlung leitete. Der Fürst war auch der natürliche Anführer des Gaues im Kriege: beteiligten sich alle Gaue einer Volksgemeinschaft (civitas) an einem solchen, so ward, wahrscheinlich aus der Zahl der Fürsten, ein Herzog gewählt, der den Oberbefehl führte und nach Beendigung des Krieges wieder in seine frühere Stellung zurücktrat. In wichtigen Fällen kommen Versammlungen der ganzen Völkerschaft (concilia) vor, ebenso Versammlungen einzelner oder mehrerer Völkerschaften zur Verehrung eines gemeinsamen Heiligtums. — Neben Edlen und Freien gab es Halbfreie oder Hörige (sogenannte Liten oder Laten), die ein Eigentum gleichsam nur in Erbpacht besaßen und dem eigentlichen Grundherrn Steuern entrichteten,

*) Für diese Wahl des Fürsten gilt, was Lamprecht, Dtsch. Gesch. I, S. 125, sagt: „Es war keine bis ins kleinste abgekartete, nach allen technischen Erwägungen und Erfahrungen etwa unseres vielwählenden Zeitalters ausgestattete Ordnung, durch welche der Häuptling berufen ward. Er wurde überhaupt nicht so sehr berufen, als er nach Geburt und Verdienst unter dem Beifall der Gemeinde, welcher er angehörte, in den Beruf des Herrschers hineinwuchs."

Dav. Müller, Deutsche Gesch.

DAS RÖMISCHE KAISERREIC

Entworfen von Ph. Manning 1889

Verlag von Fran

Digitized by Google

Geograph. Anstalt von Wagner & Debes Leipzig

: Vahlen in Berlin.

Digitized by Google

und vollständig **Unfreie** oder **Knechte**, die als kauf- und tauschbare Sache galten, aber doch milde behandelt wurden und oft ein von ihrem Herrn ihnen zugewiesenes Stück Land und einen eigenen Hausstand hatten. Die Liten mochten aus der alten unterworfenen Urbevölkerung stammen; die Knechte waren meist Kriegsgefangene und deren Nachkommen.

§ 16. Neben den Stämmen, die eine freie Gemeindeverfassung hatten, gab es freilich auch solche, die unter **Königen** standen. Ähnlich wie der Adel beruhte auch die Königswürde vor allem auf dem Alter des Geschlechtes, das sich oft göttlicher Abstammung rühmte: ist doch kuninc selbst wohl nichts anderes als „der Geschlechting“ (von kuni das Geschlecht), d. h. einer, dessen Stellung und Würde auf dem Geschlechte beruht. Wo das Königtum besteht, vereint es in sich Rechte und Pflichten des Fürsten und Herzogs. Der König ist der Vertrauensmann, der Vertreter des ganzen Stammes. Er hat den Vorsitz in Rat und Gericht, den Oberbefehl im Kriege und, was vor allem wichtig ist, er ist selbstverständlich der dauernde Oberpriester seines Volkes, ihm wird gleich den Helden Homers patriarchalische Ehre am gastlichen Herde, im Kreise der Schmausenden und Zechenden, bei Opfer und Festesfeier zu teil. Erblich war anfangs auch die Königswürde nicht, doch hielt man sich wie bei den Fürsten an das einmal geheiligte Geschlecht. Starb dieses aus, so kor man durch Erhebung auf den Schild, wie früher den Herzog, so jetzt den neuen König. — Von besonderer Bedeutung für die älteren Zeiten ist die Sitte der **Gefolgschaften**. Jünglinge, die noch kein Eigentum hatten, oder solche, die entweder vor der Blutrache flüchtig (sogenannte Recken) oder als jüngere Söhne ohne Grundbesitz geblieben waren (denn der Deutsche teilte sein Gut nicht gern, sondern hinterließ es gewöhnlich seinem Ältesten), kurz Heimatlose (elilendi), schlossen sich einem Fürsten oder Könige an, dessen Dienste sie sich in unbeschränkter Treue ergaben. Sie bildeten sein Gesinde (gasindi), er war ihr Herr (hêriro) und Brotgeber (hlâford) und zog an ihrer Spitze auf eigene Hand zum Kampfe aus, um dann in der Gabenhalle als Schatzspender und Ringverteiler unter ihnen zu thronen. Je größer die Zahl, je kühner der Mut der Genossen, desto größer war der Ruhm und die Macht des Gefolgsherrn: erklärlich, daß vornehmlich die Könige starke Gefolgschaften um sich sammelten.

So erscheinen uns denn unsere Vorfahren schon um diese Zeit, wo wir zuerst tiefer in ihre Art und Weise hineinblicken, nicht mehr als rohe Barbaren. Sie zimmern, schmieden, weben; sie kennen den Pflug, der den Boden, und das Schiff, das die Welle durchschneidet. Sie haben ein eigentümlich tüchtiges, freies Gemeindeleben, dessen Grundzüge sich bei den Völkern des großen germanischen Stammes bis auf den heutigen Tag erhalten haben oder noch jetzt sich neu beleben. Sie haben eine Sprache, deren älteste Spuren in den auf Kampf und Sieg, Ehre und Kraft, Anmut und Schönheit hindeutenden Namen noch jetzt vor uns liegen: eine Sprache mit reichen Wurzeln und vom feinsten Bau, mit vollem, feierlichem Klang und bildungsfähig für die höchsten Aufgaben des Geistes. Was aber mehr als alles dies gilt: sie besitzen in der sittlichen Kraft ihres Charakters, in ihrer Sittenreinheit, ihrem ungebrochenen Kriegs- und Todesmut, in ihrer Rechtsachtung und Treue einen geistigen Schatz, der sie fähig macht, bald als das die Erde umgestaltende und verjüngende Volk aus ihrer bisherigen Stille herauszutreten.

5. Götterglaube der alten Germanen.

§ 17. Noch ist bisher eine wichtige Seite des Lebens unserer Vorfahren, ihre Religion, unberücksichtigt geblieben, und doch stellt sich in dem, was ein

Mensch oder ein Volk glaubt, oft am besten sein Charakter dar. Wir lernten bereits oben (§ 1) die religiösen Anschauungen unserer Urahnen, der Arier, kennen; diese sind es, die auch dem späteren, ausgebildeten Götterglauben der Inder, Griechen und Germanen in gemeinsamen Zügen zu Grunde liegen. Es waren die Kräfte der Natur, die sie unter den riesigen Bäumen, an rauschenden Strömen, auf weitblickenden Höhen und in schauerlichen Waldschluchten verehrten: aber diese hatten bereits bei unseren Vorfahren persönliche Gestaltungen angenommen, wenn auch nicht in so vollendetem Grade, wie dies bei den Griechen geschehen ist. Und noch heute leben diese Gestalten unserem Volke unbewußt in Märchen und Sagen, im Zauberspuk und Gespensterglauben unter uns fort und lassen uns schließen auf die einst von unseren Vorfahren verehrten Götter.

Als Himmels- und Sonnengott wurde ursprünglich Ziu (bei den Sachsen Saxnot) verehrt, dessen Name sich lautlich genau mit dem Dyaus der alten Inder, dem Zeus der Griechen und dem Juppiter der Römer deckt. Den kriegerischen Stämmen der Deutschen wurde er jedoch bald zum Gott des Kriegs und auch in dieser Hinsicht später durch einen anderen Gott verdunkelt, durch Wodan oder Wuotan. Als Gott des Windes fuhr dieser im brausenden Wetter hoch zu Roß durch die Luft einher, gefolgt von dem wütenden Heer, gleich dem wilden Jäger, der sein Abbild in der Sage ist; aber er schützte auch alle Kultur, war der Gott der Dichtung und der Heilkunst, erfüllte den Wunsch und spendete den Sieg. Das Roß war ihm heilig und wurde ihm als Opfer dargebracht. — In scheuer Ehrfurcht schauten die Deutschen zu Donar (in Norddeutschland Thuner) auf, dem Gewittergott, der aus seinem roten Bart die Blitze blies und in hochragender, jugendschöner Gestalt auf dem Wolkenpfade dahinfuhr. Den Menschen ist er ein segenbringender Gott, der Beschützer des Ackerbaus, der Begleiter der Ehe, der Gott des Eigentums. Ihm ist der hochragende Baum, die Eiche, geheiligt und die rote Eberesche; unter den Tieren der Fuchs und das Eichhörnchen. — Außerdem ward auch eine Todes-, Wind- und Erdgöttin verehrt, der, wie dem Wodan, — vor allen in den Zwölfnächten — das Sturmlied vorausklingt; sie kommt unter verschiedenen Namen vor: in Norddeutschland als Frija, Frea, in mitteldeutschen Gegenden als Holda (Frau Holle), in Süddeutschland als Perchta (Frau Bertha). Menschlicher gedacht ist sie die Spinnerin, die Göttermutter, die Haus und Herd segnet und bei der die noch ungeborenen und die bereits wieder gestorbenen Kinder weilen. Die freundlichen und feindseligen Kräfte der Natur finden mannigfache Gestaltung, besonders in den Zwergen, die die Hüter der unterirdischen Schätze und Meister feiner Erzarbeit sind, sowie in den unholden Riesen, den alten Herren der Erde, den Feinden der Götter und Menschen.

§ 18. Das sind die einfachen Grundsätze der deutschen Naturreligion; majestätischer, gleichsam in ein Heldenlied verwandelt, erscheint dieser Naturdienst bei unseren nordischen Stammesbrüdern, besonders in dem von Norwegen aus besiedelten Island. Bei ihnen hielt das Heidentum sich Jahrhunderte länger als bei uns und ward durch das Lied der Sänger, der Skalden, nur immer herrlicher ausgebildet. Gedichte dieser Art sind die Heldenlieder der Edda, von denen die ältesten im 9. Jahrhundert entstanden sein mögen. Da thront Odin — Wodan — auf dem Hochsitz in Walhalla, im Goldhelm und Goldharnisch; auf seinen Schultern sitzen die Raben Hugin und Munin (Gedanke und Erinnerung), die ihm täglich

alle Neuigkeiten aus der Welt zutragen, zu seinen Füßen lagern zwei Wölfe. So lenkt er von oben her als Allvater die Welt und läßt durch die Schlachtenjungfrauen, die Walküren, die auf der Walstatt gefallenen Helden, die durch sein Losorakel dazu erlesen sind, zu den ewigen Göttersitzen emportragen. Da werden die Kämpfe Thors — Donars — gegen die Riesen verherrlicht: auf einem mit Böcken bespannten Wagen rast er dahin und schwingt seinen mächtigen Hammer in unablässigem Kampfe gegen die Unholde. Da tritt uns als Odins Sohn der einarmige Kriegsgott Tyr — Ziu — entgegen. Da ist, anstatt der deutschen Fria, Holda oder Bertha, Odins Gemahlin Frigg und neben ihr (oft auch sich mit ihr deckend) Freyja, die Göttin der Liebe und Schönheit, die auf dem mit Katzen bespannten Wagen einherfährt. Ihr Bruder ist Freyr, der gabenmilde Herr über Regen und Sonnenschein, der auf dem goldborstigen Eber reitet. — Tiefsinnig deutet dann dieser Götterglaube schon auf seinen eigenen Fall. Das ganze Gebäude der Welt wird nämlich versinnlicht in einer Riesenesche, Yggdrasill, die durch die Reiche der Welt hindurch ragt, unter denen Asgard, wo die Götter, Midgard, wo die Menschen, und Jötunheim, wo die Riesen wohnen, die wichtigsten sind. Am Urdirbrunnen (Urdir = Schicksalsmächte), der an Yggdrasills Wurzeln quillt, sitzen die Nornen, die Schicksalsschwestern, aber ein Hirsch und eine Ziege fressen von den Knospen des Baums, und ein Drache nagt unter seinen Wurzeln. Die Midgardsschlange umwindet im Meer die ganze Erde. Auch in die Götterwelt ist bereits Tod und Schuld gedrungen. Der schönste und reinste der Götter, Baldur, ist durch des schlimmen Loki Arglist getötet. Loki selbst ist vom alten Riesengeschlecht; Hel, die Midgardsschlange und der Fenriswolf sind seine Kinder. Vor allem der Fenriswolf mit seinem Geschlecht bedroht die Götter und die Welt. Noch zwar liegt er im Eisenwalde am Zauberbande gefesselt. Aber in den aufgesperrten Rachen seiner Söhne, die Sonne und Mond jagen, träuft das auf Erden frevelhaft vergossene Verwandtenblut und stärkt sie; es kommt die Zeit, wo sie Sonne und Mond verschlingen. Da wird die Erde erbeben, und alle Ketten und Bande werden brechen. Auch der Fenriswolf wird sich losreißen, und dann kommt das Götterende oder Göttergericht*). Surtur stürmt an der Spitze von Muspelheims Söhnen — den Feuergeistern — über die Brücke Bifröst zum Sturm auf Asgard, die Midgardsschlange windet sich los, über das Meer kommt Naglfar, das Totenschiff. Heimdal, der Wächter an Bifrösts Rand, stößt in das Giallarhorn, und der furchtbare Streit beginnt. Im Zweikampfe fallen sie alle, Götter wie Ungeheuer; zuletzt schleudert Surtur Feuer über die Welt, daß sie verzehrt wird. Aber aus den Flammen steigt eine neue wiedergeborene Schöpfung auf; Baldur kehrt zurück und mit ihm eine selige Unschuldszeit.

Es läßt sich nicht bestimmt nachweisen, wie weit die Deutschen diesen kühneren Vorstellungen**) der altnordischen Stammesbrüder gefolgt sind; auch mochten je nach den Landschaften Abweichungen***) vorkommen. Doch

---

*) „ragnarok". Der bekannte Ausdruck „Götterdämmerung" (genau: „Verfinsterung der Götter") ist die Übersetzung der sich später findenden Nebenform ragnarökkr.

**) Daß sie erst spät durch das Christentum hineingetragen worden, nicht altes Eigentum der nordischen Göttersage gewesen sind, hat man in neuerer Zeit wohl behauptet, aber nicht bewiesen.

***) Abweichungen in solchem Maße, daß man von einem einheitlichen Götterglauben der Deutschen streng genommen gar nicht reden kann.

nennt ein deutscher heidnischer Zauberspruch, der im 10. Jahrhundert aufgezeichnet, aber viel früher entstanden ist, unter anderen Gottheiten auch den Baldur, und noch nach Karl dem Großen, im 9. Jahrhundert, beschrieb ein deutscher christlicher Dichter den Weltuntergang, von dem die Bibel weissagt, ganz ähnlich, wie die Lieder der Edda die sogenannte Götterdämmerung schildern (§ 90). — Tiefsinn und Ernst, Kampfesmut und Lebenskraft, das sind die Züge, die aus der Religion unserer Vorfahren nicht minder als aus ihren täglichen Lebensgewohnheiten uns entgegenleuchten.

6. Friedliche Einwirkung Roms auf die Germanen.

§ 19. Was über die Germanen das Schwert nicht hatte erringen können, das errang im Laufe der ersten zwei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung die großartige Ordnung und Einheit des römischen Kaiserstaates und die Überlegenheit römischer Bildung: nämlich einen weithin wirkenden Einfluß, der jedoch die Deutschen nicht, wie dies bei den Kelten meist der Fall war, um ihre Sprache, ihr Recht, ihre Religion, mit einem Worte um ihre Nationalität zu bringen vermochte. Als Grenzen zwischen dem römischen Reich und den Germanen durften noch immer Rhein und Donau gelten; doch hatten die tüchtigen Kaiser, die länger als ein Jahrhundert von Vespasian bis Mark Aurel das Reich lenkten, es für nötig erachtet, eine Militärgrenze rechts vom Rhein und nördlich der Donau zu schaffen. So war der Winkel deutschen Landes, der zwischen dem oberen Lauf beider Flüsse gelegen ist (das heutige Baden, Württemberg, bayerische Franken), gegen Ende des 1. Jahrhunderts und in den beiden folgenden zum römischen Gebiet gezogen und nach römischer Weise militärisch kolonisiert worden. Eine Grenzsperre (limes) zog sich von Rheinbrohl (südl. von Bonn), den Taunus und einen Teil der Mainebene umfassend, zum Main oberhalb Hanau, folgte diesem bis über Aschaffenburg hinaus und bog dann zum Neckar hinüber. Später ward dem südlichen Teil dieser Linie eine zweite östlichere vorgelegt, die, der Richtung des Mains von Aschaffenburg weiter folgend, Lorch an der Rems zum Endpunkt hatte. Hier schloß sich eine andere nach Osten bis Kehlheim oberhalb Regensburg laufende Grenzlinie an. Diese letztere war nur durch eine Aufschüttung von Bruchsteinen gekennzeichnet; dem Zwecke der Grenzwehr kann sie also nicht gedient haben. Etwas anders steht es mit den erstgenannten Linien. Hier beweisen die Kastelle, die höchstens einen halben Tagemarsch (15 Kil.) von einander entfernt waren, der vor ihnen sich hinziehende Wall mit Graben, die auf der Innenseite des Walls angelegten Wachttürme, daß kriegerische Ereignisse vorgesehen waren. An eine Verteidigung der ganzen langen Grenzlinie war dabei schwerlich gedacht; die Kastelle, die untereinander durch Kunststraßen nicht verbunden waren, sollten wohl nur wie Brückenköpfe die rückwärts gelegenen Straßen schützen. Innerhalb dieser mehr denn 70 Meilen langen Grenzsperre, deren Reste noch jetzt als Pfahlgraben, auch als Teufelsmauer bezeichnet werden, wohnten teils angesiedelte alte Soldaten, teils Kolonisten meist deutscher oder gallischer Abstammung, die wohl einen Zehnten zahlen mußten; wenigstens wird das Land bei Tacitus einmal Zehntland (agri decumates) genannt.

§ 20. In diesen Gebieten sowohl wie in den römischen Grenzprovinzen erwuchs eine den Germanen bis dahin fremde Kultur. Zunächst entstand, besonders den Rhein entlang, eine Reihe Städte oder stadtähnlicher Flecken.

Im rätischen Lande am Bodensee lag Bregenz, weiter rheinabwärts erstand Augst (Augusta Rauracorum) bei Basel. Im oberen Germanien gewannen Straßburg, Speyer, Worms Bedeutung, und neben dem Standlager Mogontiacum erwuchs Mainz; im unteren Germanien entstanden neben den Kastellen und Standlagern des Drusus (§ 10) die Städte Bingen, Koblenz, Remagen, Bonn, Neuß, Xanten u. a.; ihnen allen voran stand Köln (§ 9), und auf dem ehemaligen Gebiet der gallischen Treverer an der oberen Mosel strahlte Trier in allem Glanze einer großen römischen Stadt. Auch im Donaugebiet erwuchsen blühende Städte: so in Vindelicien Augsburg, Passau und Regensburg, in Noricum Salzburg, in Pannonien Wien. Von Baden-Baden bis nach Aachen und Spaa hinab war fast jede warme und mineralische Quelle bekannt, benutzt und meist schon überbaut. In Noricum wurden Eisenbergwerke ausgebeutet. Bald wurden die sonnigen Ufer der Mosel und des Rheins mit Reben bepflanzt; edlere Obstbäume, feinere und seltenere Gartenfrüchte, einen vervollkommneten Ackerbau dankten diese Gegenden den Römern und verbreiteten diese Wohlthaten auch zu den freigebliebenen deutschen Stämmen. Die großen römischen Militär- und Handelsstraßen, die teils durch Gallien, teils über die Alpen führten, liefen am Rhein und an der Donau aus; aber noch weiterhin gelangte der römische Kaufmann auf noch weniger gebahnten und doch wohlbekannten Handelswegen bis zur Nord- und Ostsee. Im Innern Germaniens handelte er Pferde und Rinder, Pelzwerk und Felle, Daunen, Wolle, ja selbst Wollengewebe ein; Rauchfleisch, Honig, Rüben, Rettiche wurden nach Rom versandt; Spargel, am Rhein gewachsen, und einige leckere Fischarten aus den deutschen Flüssen, wie auch seltene Arten Geflügel zierten als Leckerbissen die Tafel des römischen Schwelgers. Die Ostseeküste lieferte den wertvollen Bernstein, und mit dem deutschen Goldhaar schmückten sich römische Frauen.

§ 21. Die Deutschen bekamen dagegen von Rom den viel begehrten Gold- und Silberschmuck, feinere Kleidung, südlichen Wein. — Noch enger wurde die Verbindung der Germanen mit den Römern durch den Söldnerdienst, in den jene sich häufig begaben. Schon Cäsar hatte erkannt, wie gut die deutsche Kühnheit im römischen Heere zu verwerten sei, schon Augustus hatte den Schutz und die Hut seiner Person der Treue deutscher Garden am liebsten anvertraut. Dies Dienen im römischen Heere griff bald allgemein um sich. Es lag in den deutschen Erbverhältnissen, daß die jüngeren Söhne Waffenhandwerk und Beute suchen mußten (§ 16); der alte deutsche Wander- und Abenteuertrieb wirkte mit; auch erfüllte die Pracht und Herrlichkeit des „ewigen Roms“ den nordischen Sohn der Wildnis mit ehrfürchtigem Staunen und nahm solchem Dienen jeden Vorwurf der Schande. Es kam vor, daß sich deutsche Stämme aus Rom ihren Fürsten erbaten; oder daß ein Kuning mit seinem Gefolge, ja daß ein ganzer Volksstamm gegen Land, das ihm eingeräumt wurde, sich den Römern zu Kriegsdienst verpflichtete. Deutsche Söldnerscharen kämpften neben den Legionen die Schlachten der römischen Kaiser, hielten Wacht an den fernen Grenzen des Reiches, wie in der Hofburg der Herrscher. Heimkehrend mochte dann der germanische Söldner mit seinen Erzählungen neben dem Staunen zugleich Begehr nach solcher Herrlichkeit in den Seelen seiner Stammesgenossen wecken, die den Fremden gegenüber nur das Recht des Schwertes und der Stärke kannten. Und die Zeit kam bald, wo die römische Schwäche offenbar wurde.

7. Entstehung sogenannter germanischer Völkerbünde. Erste Angriffe auf das Römerreich. Vulfila.

§ 22. Fast drei Jahrhunderte waren seit dem kimbrischen Schrecken vergangen, da pochten von neuem germanische Scharen an die Pforten Roms. Von den nachrückenden Slaven gedrängt, unfähig, in den sich verengenden Gebieten die schnell wachsende Volksmenge zu ernähren, suchten sie Sitze innerhalb des Römerreichs, und ihr ungestümes Drängen hörte nicht eher auf, als bis sie ihr Ziel erreicht hatten. Schon der letzte der guten Kaiser, Mark Aurel (161—180), führte lange und schwere Kriege gegen die Markomannen und Quaden, die die römischen Donauprovinzen bedrohten (166—174, 178—180 n. Chr.). Nachdem er zu Vindobona (Wien) gestorben war, sank das römische Kaiserreich schnell und unaufhaltsam. Schon unter Mark Aurels Sohn Commodus (180—192) begann der Verfall. Vergeblich versuchten einige seiner Nachfolger Einhalt zu thun: die Zustände wurden je länger desto schlimmer. Der Thron wurde meist durch Soldatenrevolutionen gewonnen und verloren, die Provinzen sanken durch Bürgerkrieg, Unordnung der Verwaltung, Pest und andere Unglücksfälle in namenloses Elend. Und während so das Reich im Innern zerüttet wurde, erhoben die Feinde an den Grenzen immer kühner ihr Haupt und steigerten die allgemeine Verwirrung durch räuberische Einfälle, am kühnsten von allen die Germanen, deren Angriffen die weiten Nordgrenzen des Reiches ausgesetzt waren. Aber auch bei ihnen tritt von dieser Zeit an eine Veränderung ein. Wir hören nicht viel mehr von den kleineren Stämmen, die einst Tacitus genannt hatte. Neue Namen treten uns entgegen, Gesamtnamen für ganze Reihen einzelner Völkerschaften, und auch wo die alten Namen geblieben, sind sie nicht selten umfassender geworden. Daß damit Völkerbünde bezeichnet wurden, geschlossen zum Kampf gegen die Römer, mit besonderen Heeresverfassungen und mit Heereskönigen an der Spitze, wie man bisher meist angenommen hat, ist so allgemein gewiß nicht richtig, aber sicher hängen diese Änderungen mit Wandlungen des wirtschaftlichen und staatlichen Lebens zusammen. Welcher Art sie gewesen sind, läßt sich mit voller Bestimmtheit nicht sagen, aber höchst wahrscheinlich ist es, daß für die Seßhaftigkeit, die jetzt durchgedrungen war, die Völkerschaftsverfassung der Urzeit, die auf Krieg, Raub und Herdentrieb gegründet war, nicht mehr genügte; „nur das Heer eines großen Stammes konnte jetzt die gewonnene Heimat verteidigen, eine neue begründen helfen.“*)

§ 23. Von den Völkern, die so in neuer Ordnung auf den Schauplatz treten, verdienen an erster Stelle Erwähnung die Goten. Nach der Völkertafel des Tacitus hausten sie um die Weichselmündungen, ohne noch zu rechter Seßhaftigkeit gekommen zu sein. Schon damals standen sie unter Königen. Was uns ihre alten Sagen, die uns ihr späterer Chronist Jordanes aufbewahrt hat, berichten, daß sie von der Insel Skanz, d. h. Skandinavien, herstammen, ist wahrscheinlich richtig. Dort, heißt es, drückt im Winter das Land eine vierzigtägige Nacht, die Gewässer erstarren von Eis und Schnee, und wenn dann die Wölfe darüber laufen, so erblinden sie. Von dort aus, wie ein Bienenschwarm ausziehend, kamen die Goten über das baltische Meer an die Weichselmündungen. In den weiten Ebenen, welche die Sarmaten (§ 9) bewohnten, fanden

*) Nach Lamprecht, Dtsch. Gesch. I, 272.

sie bis zu der römischen Provinz Dacien, die Trajan zwischen Donau, Theiß und Dnjestr gegründet hatte, keinen ebenbürtigen Gegner. Sie dehnten sich also in dieser Richtung aus, eroberten den größten Teil Daciens und erreichten um die Mitte des 3. Jahrhunderts sogar das schwarze Meer. Zwischen diesem und der Ostsee lagen nun ihre fast unbegrenzten Sitze. Sie teilten sich in Westgoten, südlich vom waldigen Karpathenzuge und östlich bis zum Dnjestr, und in Ostgoten, in den weiten östlichen Ebenen jenseits dieses Flusses. Die ersteren standen später unter dem Königshause der Balten, die letzteren schon früh unter dem der Amaler. Verwandte Stämme, wie die Gepiden, Heruler, Rugier und Vandalen, waren ihnen angeschlossen; noch weiter nach Osten zwischen Don und Wolga wohnte der halb-arische Stamm der Alanen. Auch slavische Stämme waren in Abhängigkeit von ihnen. Die Goten unternahmen im dritten Jahrhundert furchtbare Plünderungszüge zu Lande in die benachbarten römischen Provinzen Mösien und Thracien; gegen sie fiel der heldenmütige Kaiser Decius in einer mörderischen Schlacht; zu Schiffe suchten sie die Küsten des schwarzen Meeres heim, ja sie fuhren durch den Bosporus und die Dardanellen und verwüsteten die kykladischen Inseln, die Küsten Griechenlands und Joniens, wobei sie z. B. den berühmten Dianentempel zu Ephesus verbrannten. Furchtbar haben sie da gehaust, und doch waren die Goten nicht etwa durch Wildheit berüchtigt, im Gegenteil gerade sie haben sich von Anfang an milderen Sitten und der Kultur zugänglich gezeigt. Auch einen Anlauf zur Bildung eines größeren Staates nahmen sie. Es war um die Mitte des 4. Jahrhunderts, als der Ostgotenkönig Ermanarich seine große Herrschaft in den Ebenen des östlichen Europa gründete. Nur lose war die Verbindung der Völkerschaften, und schwerlich darf man sie als ein Reich bezeichnen, aber als Ansatz dazu war sie immerhin bemerkenswert.

§ 24. War wenigstens der Name der Goten alt, neu nur die Ausdehnung, die er gewann, so klingen andere dieser umfassenden Namen im Anfange des 3. Jahrhunderts zum erstenmal an unser Ohr, so zunächst der der Alamannen. Wenn man schon in ihrem Namen den Hinweis auf eine Vereinigung von Völkern hat finden wollen, so ist das irrig. Alah heißt „Götterhain“ und hat nichts mit unserem Worte „alle“ zu thun. Thatsache ist nur, daß die Alamannen aus alten suebischen Stämmen zusammengeschmolzen waren und, aus dem Osten Deutschlands nach Westen vorrückend, zuerst am heutigen fränkischen Jura, an der östlichen Linie des Pfahlgrabens (§ 19), auftraten. Bald mußten die Römer ihnen das Zehntland räumen. Vergeblich wurden sie von einzelnen der späteren Kaiser, vornehmlich von Probus und Julian, mit vorübergehendem Erfolge bekämpft; sie brachen immer wieder vor, und Gallien, selbst das nördliche Italien, hatte von ihren Einfällen zu leiden. Endlich setzten sie sich um den Oberrhein und im Schwarzwald, zwischen dem Wasgenwald und dem Lech und südwärts bis zum Alpenkamme, fest. Aus den Hermunduren und anderen Völkerschaften bildeten sich die Thüringe, die, unter einem Könige geeinigt, im 5. Jahrhundert durch die ganze Mitte Deutschlands bis an den Harz, ja bis über ihn hinaus wohnten; im Osten war ihre Grenze der Böhmerwald und weiter nordwärts die Saale. Zwischen ihnen und den Alamannen, östlich vom Odenwalde, am obern Main, saßen damals die Burgundionen, die aber bald weiter zum Mittelrhein, in die Gegenden um Worms, vordrangen, wo sie auch das Christentum annahmen. Die ganze norddeutsche Tiefebene vom Harz bis zur Nordsee und von der Elbe

bis fast zum Niederrhein hatten die **Sachsen** eingenommen. Ihren Sagen und manchen geschichtlichen Winken nach kamen sie von Norden her über die Elbe als Eroberer, und es mögen in sie die alten, hier seßhaften Stämme, namentlich die Chauken, Cherusken und Angrivarier, übergegangen sein. Sie trugen ihren Namen von ihrem kurzen Schwert, sahs, und lebten ohne Königsherrschaft in altgermanischen Gau- und Gemeindeverbänden (§ 15). Endlich am Mittel- und Niederrhein, an der Maas und an der Waal, treten die **Franken** auf, deren Kern vielleicht die hier angesiedelten oder zum Teil in der alten Heimat zurückgebliebenen Sugambrer bildeten (§§ 9. 10), und zu denen auch die Nachkommen der Chatten, Ubier, Bataver und andrer Stämme jener Gegenden gehörten. Sie standen unter Stammeskönigen, deren Gewalt erst später **ein** König in seiner Hand vereinigte (§ 49). Sachsen und Franken, um diese Zeit noch befreundet und meist im Bunde, waren auf ihren leichten Fahrzeugen, mit denen sie der stürmischen See trotzten, furchtbare Seeräuber und suchten oft die Küsten Britanniens, Galliens, selbst Spaniens und Siciliens heim. Ruhiger als beide Stämme saßen die **Friesen** am Saume der Nordsee und auf den davor liegenden Inseln.

§ 25. Den Angriffen dieser germanischen Völker waren die Römer auf die Dauer nicht gewachsen. Kräftige Kaiser, wie Probus, Diokletian, Konstantin der Große, wiesen sie wohl in ihre alten Grenzen zurück; aber es war gar viel Niederlage in diesen Siegen. Germanen waren die Heerführer der Kaiser, Germanen die Kerntruppen, Germanen saßen an den Grenzen als Hüter des Reiches, Germanen waren überall — und doch brach die Flut der Angreifer immer von neuem los. Die Germanen hatten die Schwäche des Römerreichs kennen gelernt. Das Christentum, das sich allmählich, gerade unter den Drangsalen von außen, über das Römerreich verbreitet hatte und endlich durch Konstantin den Großen die herrschende Religion des Staates geworden war, vermochte diesen als Ganzes nicht zu retten; ja die Laster des Reiches vergifteten jetzt die Kirche und erzeugten Parteiungen und Despotie, vor allem spitzfindige Zänkereien um Glaubenslehren. Dagegen nahmen eben um diese Zeit auch die Germanen die ersten Keime des Christentums auf. Längst wohl schon (seit etwa 100 n. Chr.) hatte es in den römischen Städten am Rhein und der Donau Wurzel gefaßt; die Sage knüpft die Gründung der Bistümer Mainz, Trier, Köln und Tongern an Apostelschüler, wie St. Krescenz, Maternus u. a. m. Jetzt trug **Vulfila** (311—381), entsprossen aus einer **westgotischen** Familie nördlich der Donau in der Provinz Dacien, seinem Volke das Christentum zu und übersetzte die Bibel ins Gotische. Es ist dies das älteste Denkmal germanischer Sprache, das wir haben. Mit dem Moment aber, wo diese neue größte Geistesmacht von den verderbten Völkern der alten Welt zu den Deutschen überging, war auch die Zeit gekommen, wo sie die letzten Notwälle des Römerreiches zerbrechen und sein Gebiet überfluten sollten, um die Herren des Erdteils zu werden an der Römer Statt.

Das Vaterunser aus der Übersetzung des Vulfila mag uns ein Beispiel geben, wie damals die Sprache der Germanen klang.

Atta unsar thu in himinam, veihnai noma thein. quimai thiudinassus theins. vairthai vilja theins, sve in himina jah ana airthai. hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga. ja aflet uns thatei skulans sijaima, svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim. jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin; unte theina is thiudangardi jah mahts jah vulthus in aivins. amen.

B. Die große Völkerwanderung.

1. Hunnen. Westgoten. Vandalen.

§ 26. Lange hatten im innern Hochasien schon Völkerbewegungen stattgefunden, infolge deren zuletzt der mongolische Stamm der Hunnen nach Europa einbrach, um hier Wohnsitze zu suchen (um 375 n. Chr.). Gestalt, Lebensart und Sitte dieses Volkes waren den Germanen so fremd und schrecklich wie den Griechen und Römern. Ein Nomadenvolk, lebten sie mehr auf Rossen und Wagen als auf der festen Erde; furchtbar waren sie im Angriff, mit ihren schnellen Pferden, den knochengespitzten Pfeilen und den tückisch geworfenen Schlingen, furchtbar noch im Fliehen und unermüdlich in Erneuerung des Kampfes. Die Goten glaubten, sie seien aus unreiner Ehe gotischer verbannter Zauberweiber und der Dämonen der Wüste entsprossen: so grauenvoll und häßlich war der erste Eindruck, den dies Volk auf ihre Gemüter machte.

Mit ihrem Einbruche beginnt die sogenannte große Völkerwanderung. Wohl waren der Wanderungen, namentlich germanischer Völker, auch vorher schon viele gewesen; doch den Anstoß zu der großen Bewegung, die das schon so lange und schwer erschütterte römische Reich endlich zu Falle brachte und Raum schuf für neue germanische Staatsgebilde, gab erst das Auftreten der Hunnen. Westlich von der Wolga trafen sie zuerst auf die Alanen (§ 23), die sich ihnen unterwarfen. Dann griffen sie die Ostgoten an, die noch unter dem mehr als 100jährigen Ermanarich (§ 23) standen. Sie besiegten sie, vielleicht mit Hilfe innerer Unruhen, und Ermanarich fiel durch Mord oder durch sein eigenes Schwert. Im weiteren Vordringen bedrohten sie nun auch die Westgoten, die geteilt von zwei Fürsten beherrscht wurden, von Athanarich, der an dem heidnischen Götterglauben der Väter fest hielt, und von Fridigern, der bereits Christ war. Jene fügten sich oder warfen sich in die Karpathen, diese baten um Aufnahme in das Kaiserreich. Kaiser Valens gewährte sie, verlangte aber Ablieferung der Waffen; nicht als Heer, nur als Ackerbauer wollte er sie ansiedeln. Sie mußten gehorchen, und im Frühling 376 kamen sie, 200000 wehrhafte Männer mit Weib und Kind, über die hochgeschwollene Donau. Aber die Habsucht der römischen Beamten und die Not trieb die eben noch Flüchtigen und Schutzflehenden zum Aufstande und zum Kriege. Schrecklich ward Thracien heimgesucht, ja bis Thessalien und Macedonien drangen die gotischen Scharen. Vergebens versuchten die römischen Feldherrn ihnen Einhalt zu thun, und als der Kaiser Valens selbst gegen die Feinde zu Felde zog, da besiegten sie ihn in der blutigen Schlacht bei Adrianopel (378) völlig; Valens selbst kam um.

§ 27. Theodosius, der im Reiche folgte, der letzte große römische Kaiser, wußte sie zu versöhnen, machte sie zu seinen Kriegern und Bundesgenossen und siedelte sie in Thracien an. Ehe er starb (395), teilte er das Reich, das er noch einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, unter seiner Herrschaft vereinigt hatte, in einen oströmischen Theil, den sein ältester Sohn Arcadius, und in einen weströmischen Theil, den Honorius erhielt. Arcadius, von seinem Minister Rufinus geleitet, reizte die Westgoten aufs neue. Diese erhoben den kühnen und schlauen Alarich aus dem edlen Geschlechte der Balten nach väterlicher Sitte auf den Schild, und alsbald durchzog der neue König, indem er Angriff und Belagerung fester Städte vermied, plündernd und verwüstend die ganze Balkanhalbinsel (395). Durch die Thermopylen, an Athen vorüber, kam er bis in den Peloponnes — unge-

hindert betrat sein Fuß die Stätten altgriechischer Herrlichkeit. Erst vom Westreiche mußte Hilfe und Erlösung kommen. Sie brachte des Honorius Minister, Stilicho, von Abkunft selbst ein Germane; nur mit Mühe rettete damals Alarich sein Heer in die Heimat zurück. Aber vom Ostreiche erhielt er nun zum Wohnsitze den oströmischen Teil der Provinz Illyrien eingeräumt und ward damit der unmittelbare Nachbar Westroms und Italiens. Nun richtete er seine Angriffe gegen Westrom; schon 401 fiel er in Italien ein. Aber Stilicho schlug den Alarich, der schon die ganze Poebene verwüstet hatte, bei Pollentia am Tanaro, dann bei Verona von neuem zurück und rettete Italien und Rom.

§ 28. Inzwischen hatte die Bewegung der Völker nördlich der Donau ununterbrochen fortgedauert. Alanen und Vandalen, einst Zugehörige der Herrschaft des Ermanarich, waren nach dessen Fall in das heutige Deutschland gezogen. Hier drängten wohl schon jetzt die Slaven von Osten vor und warfen die suebischen Völker aus ihren Sitzen östlich der Elbe. Wie damals die Völker im eigentlichen Deutschland durcheinanderwogten, liegt nicht klar vor uns. Aber schon jetzt begann jene schöne römische Kulturwelt an der Donau und dem Rhein in Trümmer zu sinken. Ein Heer von pannonischen Ostgoten, denen sich Bruchstücke verbündeter Völker angeschlossen hatten, brach, mehrere Hunderttausend stark, unter der Führung des Ratiger (Radagaisus) in Italien ein. Auch sie schlug Stilicho (405), bei Fäsulä unweit Florenz, aber nur mit dem Aufgebot der letzten Kraft des römischen Reiches. Er zog die Legionen vom Rhein und aus Britannien zurück und gab damit diese Gegenden preis, die nun Empörern und den Barbaren zum Raube fielen. Die bisher in Pannonien seßhaften Völkerschaften der Vandalen und Alanen, gemischt mit Sueben, Gepiden, Herulern, Alamannen, Burgunden, überschritten im Winter 406 den Oberrhein, plünderten drei Jahre lang Gallien und warfen sich dann 409 nach Spanien; hier gründeten die Sueben im heutigen Galicien, die Alanen im heutigen Portugal und die Vandalen in Andalusien Germanenherrschaften auf römischem Boden. Fast alle diese Völker waren bereits Christen und standen unter Königen.

Italien war um dieselbe Zeit der Tummelplatz germanischer Scharen. Gegen den Germanen Stilicho nämlich hatte sich die römische Partei am Hofe erhoben. Der Kaiser Honorius hatte ihn hinrichten lassen und sich so selbst seiner letzten Stütze beraubt. Sogleich brach Alarich mit seinen Westgoten in Italien ein (408). Er rückte vor Rom, das seit Hannibal keinen fremden Feind vor den Thoren gesehen hatte. Die furchtbarste Hungersnot brach in der Großstadt aus. Als die römischen Abgesandten großprahlend ihn einzuschüchtern meinten, indem sie mit dem verzweifelten Widerstande einer Million Bewohner drohten, sagte er spöttisch: „Je dichter das Gras, um so besser das Mähen“, und als sie, von seinen Forderungen erschreckt, endlich nur noch bange fragten: „Was, o König, willst Du uns denn lassen?“, sagte er stolz und hart: „Das Leben.“ So hatten einst römische Feldherrn gehandelt und gesprochen: jetzt waren die Rollen vertauscht, und demütig erkauften die ehemaligen Herren der Welt mit ihren kostbaren Schätzen Alarichs Abzug. Aber in Italien blieb er. Schon 409 stand er wieder vor Rom, setzte einen Kaiser ein, den er bald wieder fallen ließ, und nahm 410, als er zum drittenmal vor Rom erschien, die gewaltige Stadt. Honorius hatte sich schimpflich in das feste Ravenna gerettet und Italien und seine Hauptstadt gleichgiltig preisgegeben. Die Goten aber benahmen sich, obwohl sie die Stadt plünderten, immer noch menschlicher und milder,

als ehedem die Römer in ähnlichen Fällen. Dann führte sie Alarich in den Süden Italiens; es scheint, er wollte über Sicilien nach Nordafrika, der Kornkammer Roms, hinüber. Aber auf dem Wege erlag der jugendliche Held den Anstregungen und dem Klima, und seine Goten gaben ihm nächtlich bei Cosenza am Busento ein verborgenes, königliches Grab (410).

§ 29. Sie wählten nun Alarichs Schwager Athaulf zu ihrem Könige. Er hatte es jetzt in der Hand, das weströmische Reich zu zertrümmern, aber er erkannte, daß seine Goten doch nicht imstande seien, an Stelle des verbrauchten römischen ein neues Reich, das Dauer verspräche, zu gründen; so beugte er sich der Majestät des römischen Namens und trat mit Honorius in Unterhandlung. Ob es zu einer Einigung kam, ist ungewiß; fest steht nur, daß Athaulf Italien räumte und ins südliche Gallien zog; nach einigem Schwanken, welche Partei er ergreifen sollte, kämpfte er für den Honorius gegen den Usurpator Jovinus und sagte dann dem Kaiser für eine Getreidespende sogar die Auslieferung seiner Schwester Placidia zu, die sich seit 408 als Gefangene im Gotenlager befand; aber das Getreide blieb aus, der Mangel nötigte ihn auf eigene Hand Eroberungen in Gallien zu machen, und Narbonne, Toulouse und Bordeaux fielen in seine Hand. Wohl um sich einen Rechtstitel auf diese Gebiete zu verschaffen, vielleicht auch, weil so die Versöhnung mit Honorius am sichersten schien, vermählte er sich nun mit Placidia. Zu Narbonne fand die Feier mit hohem Gepränge statt. Neben der Tochter des großen Theodosius saß Athaulf, eine Stufe niedriger als sie selbst; so viel vermochte noch die Hoheit des Kaisernamens. Bald darauf brachen Streitigkeiten zwischen Römern und Goten aus. Athaulf sah sich genötigt Gallien zu verlassen; ehe er sich in Spanien recht festsetzen konnte, fiel er zu Barcelona durch Meuchelmord, die Westgoten aber besiegten unter seinem Nachfolger Wallia die germanischen Völker, die sich in Spanien angesiedelt hatten (§ 28), unterwarfen noch einmal fast die ganze pyrenäische Halbinsel dem weströmischen Reiche und erhielten zum Lohne dafür Sitze nördlich der Pyrenäen zwischen Garonne und Loire und in angrenzenden Landstrichen. So gründeten sie eine Herrschaft, die sich zunächst noch als abhängig vom römischen Reiche betrachtete: sie bildeten gleichsam ein Heer im römischen Dienst, das aber statt des Soldes mit Landbesitz entschädigt war. Schon aber waren auch andere Provinzen des weströmischen Reichs von Germanen besetzt. Die Vandalen, jener den Goten verwandte Stamm, gingen unter ihrem Könige, dem lahmen, verschlagenen Genserich (Geiserich), aus Spanien nach Nordafrika hinüber (429) und eroberten für sich diese Provinz, die herrlichste des Reichs, die nun auf das fürchterlichste verwüstet ward. Das alte Karthago ward der Sitz eines germanischen Königs (439). Die Westgotenherrschaft aber umfaßte bald alles Land von den Pyrenäen bis zur Loire, und auch südlich der Pyrenäen griff sie immer weiter um sich. Schon unter Wallias Nachfolger schwand auch der letzte Schatten römischer Oberhoheit; Tolosa (Toulouse) ward der Königssitz.

Der erste Stoß der Völkerwanderung hatte also dem weströmischen Reiche seine schönsten Provinzen genommen: Afrika, Spanien, Südgallien waren in der Hand gotischer oder doch germanischer Völker.

2. Angelsachsen. Attila. Untergang des weströmischen Reichs.

§ 30. Das weströmische Reich eilte seinem Untergange entgegen. Von Gallien, einst der blühendsten Provinz, war nur noch der nördlich von der

Loire gelegene Teil römisch, und auch dieser ward gegen die Angriffe der Franken, Burgunden, Westgoten nur durch die Thätigkeit des Patricius Aëtius behauptet, der, ein zweiter Stilicho, ein Beschützer und Erhalter des Reichs ward. Damals verlor das Reich auch die wichtige Provinz Britannien. Dies Land war unter römischer Herrschaft blühend, aber auch unkriegerisch geworden. Stilicho hatte es von seinen Legionen entblößt, um Italien zu retten (§ 28). Die keltisch-römischen Bewohner, die Briten, konnten sich gegen die Einfälle der Pikten und Skoten von Schottland her nicht selber schützen; so kam man auch hier auf den Gedanken, Deutsche in Sold zu nehmen. Man kannte die Sachsen (§ 24) und die ihnen stammverwandten Angeln und Jüten als kühne Seeräuber, die oft die Küsten Britanniens plündernd heimsuchten. Jetzt rief man sie um Hilfe an. Die Sage erzählt, daß zuerst zwei Edelinge, Hengist und Horsa, mit drei Schiffen an der Themsemündung gelandet seien (auf Hengist und durch ihn auf Wodan führten die Äskinge, die späteren Könige von Kent, der südöstlichsten Spitze der Insel, ihre Abstammung zurück); bald folgten Sachsen, Angeln und Jüten in dichten Schwärmen; schnell wurden sie aus Beschützern Eroberer und unterwarfen ganz Britannien (von 449 an). Nur in den Gebirgen von Wales leistete die alte keltische Bevölkerung, namentlich unter ihrem Könige Arthur, † 537 (es ist der König Artus der Sage), heldenmütigen Widerstand. Viele Briten zogen die Auswanderung den unaufhörlichen Kämpfen vor. Sie gingen über den Kanal in die Nordwestspitze Galliens und schufen hier auf dem Boden der alten Armorika ein neues Britannien (Bretagne). In dem eigentlichen Britannien aber entstanden allmählich sieben angelsächsische Königreiche: Kent, Sussex, Essex, Wessex (vorwaltend sächsisch) und Ostanglia, Mercia und Northumberland (vorwaltend anglisch). Bis über den Firth of Forth hinaus gingen diese deutschen Ansiedelungen; nur in dem schottischen Hochlande blieb die alte keltische Bevölkerung der Gälen.

§ 31. Als diese Eroberungen der Angelsachsen begannen, erbebte das weströmische Reich von einem zweiten großen Stoße der Völkerwanderung bis in seine Grundfesten hinab. Der Stamm der Hunnen, der den Anstoß zu der sogenannten großen Völkerwanderung gegeben hatte (§ 26), war seitdem in die untere Donauebene und in das heutige Ungarn vorgedrungen. Die germanischen Völker, die einst dem Ermanarich gehorcht, hatten sich ihnen meist gefügt. Und je mehr die Hunnen als tapfere Männer von ihnen erkannt wurden, je mehr ihre Sitten etwas den Germanen Verwandtes annahmen, um so mehr schwand der erste Abscheu, den diese vor ihnen empfunden hatten: dem Tapfersten zu dienen, galt dem Germanen nicht als schändlich. Seit dem Jahre 433 war Attila oder, wie ihn die deutsche Sage nennt, Etzel König der Hunnen, der das ganze heutige Ungarn und das freilich arg verheerte Land bis fast zum Rhein hin beherrschte. Zwischen Theiß und Donau, den Karpathen nahe, erhob sich seine Residenz, ein großes, weitläufiges Dorf; darin sein Schloß, ein hölzernes, mit vielen Gängen umgebenes Gebäude, mitten in einem sehr großen viereckigen Hof, der mit Pfahlwerk umwallt war. Attila selbst trug noch das Gepräge des asiatischen Nomaden; er war kurz und untersetzt, mit dickem Kopf, gewaltigem Nacken und kleinen, aber stolz rollenden Augen. Ihm gehorchten außer seinen Hunnen viele deutsche Völker: vor allen die Ostgoten, außer ihnen Gepiden, Turcilingen, Heruler, Rugier, Skiren und selbst die Thüringe tief in der Mitte Deutschlands; es waren die noch heidnisch gebliebenen germanischen Völker. Auch

von den Slaven, die bereits im Osten Europas vordrangen (§ 28), folgten ihm manche Stämme. So stand er da als der gewaltigste Heeresfürst, den die Geschichte der Völkerwanderung kennt; seine furchtbare Hand reichte auch nach Osten bis Konstantinopel, ja bis zum Euphrat und Libanon.

§ 32. Da das oströmische Reich unter einem tüchtigen und thatkräftigen Kaiser den Angriffen Attilas erfolgreich widerstand, Westrom aber fast wehrlos erschien, so wandte sich der Blick des Eroberers von selbst nach dieser Seite hin, und der verschlagene Vandalenkönig Genserich (§ 29), der von dem Westgotenkönige Theoderich und von Rom einen Angriff besorgte und diesen hindern wollte, hatte geringe Mühe, ihn zu einem Zuge gegen Westen zu bestimmen. Im Jahre 451 brachen seine Völkermassen auf. Er zog die Donau aufwärts, dann durch Böhmen, Thüringen, das ehemalige Burgundenland*) und überschritt den Rhein. Wohin sein Roß trat, da ward das Land eine Wüste. Zwei gewaltige Heeressäulen drangen, die eine über Trier, die andere über Metz, gegen die Loire vor. Schon ward Orléans belagert. Da nahte sich Aëtius. Auf die Nachricht davon hob Attila die Belagerung auf und wandte sich in die Ebene zwischen Marne und Seine zurück nach den catalaunischen Feldern in der Champagne, wo er bei einem Orte Mauriacum, eine Meile von Troyes, Stellung nahm. Hier begegneten sich 451 die Heere, und es kam zu einer der gewaltigsten Völkerschlachten, die die Geschichte aufzuweisen hat. Auf Attilas Seite standen vor allem seine Hunnen und unter drei Fürsten die ihm nicht minder treuen Ostgoten, dazu Thüringe, Burgunden, Franken, Gepiden, Rugier, Skiren, eine unzählbare Schar. Aëtius, der letzte Beschützer, jetzt fast der Gebieter des zerfallenden Roms, führte das römische Heer der gallischen Provinz; seine Hauptstärke aber bestand in den von ihm zu Hilfe gerufenen Westgoten, die hier unter ihrem König Theoderich gegen ihre Stammesbrüder, die Ostgoten, kämpften; damit verband er Teile der Franken und Alanen, die zu ihm geflohen waren, Sachsen, die schon längst am Kanal, und Burgunden, die erst jüngst an der Rhone angesiedelt waren, ja britannische Völker, die, aus England vor den Sachsen weichend, damals eben die Bretagne besetzt hatten (§ 30). So standen hier Germanen gegen Germanen, ja zerrissene Glieder einzelner Völker gegeneinander; die christliche, römisch-germanische Welt gegen die heidnische, hunnisch-germanische. Die ungeheure Schlacht entschied sich gegen Attila. So heiß war sie, daß ein Bach, der über das Gefilde rann, vom Blute hoch anschwoll und daß trotzdem die kampfesmüden oder todwunden Streiter ihren Durst daraus löschten. Den Sieg bezahlte der König der Westgoten mit dem Leben; aber noch auf dem Schlachtfelde hoben diese seinen Sohn Thorismund auf den Schild, und alsbald stürmte der zur Blutrache. Mit dem Abend zog sich Attila in seine Wagenburg zurück; die ganze Nacht klang die Totenklage der Hunnen und ihrer Verbündeten furchtbar zu den Siegern herüber; aus den Sätteln seiner Reiterei hatte der König einen Scheiterhaufen bauen lassen, um sich mit seinen Getreuen zu verbrennen, falls Aëtius am andern Morgen den Kampf erneute, den zu bestehen er nicht mehr hoffen durfte. Aber auch Aëtius war froh, daß die Schlacht ruhte, und ließ die Gottesgeißel, wie man bei den Christen (allerdings erst später) Attila

*) Die Burgunden (§ 24) unter König Gundahar waren von Aëtius mit Hilfe hunnischer Scharen 435 besiegt, dann 437 von diesen letzteren fast vertilgt worden — eine Begebenheit, deren blutiges Andenken im Heldenliede fortlebte; den Rest des Volkes hatte Aëtius nach Savoyen versetzt, von wo sie sich schnell nach der Rhone hin ausbreiteten.

nannte, ungehindert den Rückweg über den Rhein und nach Ungarn hin antreten. — Ein Jahr darauf (452) griff Attila mit seinen Hunnen Italien an; die Stadt Aquileja ward zerstört, und die Bewohner der Küsten flüchteten sich in die Lagunen, wo damals die Anfänge Venedigs entstanden; brennend und raubend durchzog Attila die Polandschaften, und die ganze Halbinsel lag wehrlos vor dem Eroberer. Da vermittelte nach der Überlieferung der große römische Bischof Leo, daß Attila sein Heer, das ohnehin von Mangel und Krankheit gedrückt sein mochte, zurückführte. Ein Jahr darauf starb er (453). Mit ihm zerfiel die Herrschaft der Hunnen. Die schmucklosen Totenlieder, die sie bei seiner Bestattung ihrem Helden zu Ehren sangen, waren auch die Grabgesänge der hunnischen Allgewalt. Die Germanen aber machten den gefürchteten heldenkühnen Herrscher gleichsam zu dem Ihren, indem sie ihn neben ihren besten Männern in der großen deutschen Heldensage fortleben ließen.

§ 33. Wenige Jahrzehnte nur noch dauerte das weströmische Kaisertum. Der feige Kaiser Valentinian III. stieß den Bezwinger Attilas, den Aëtius, dessen selbständige Stellung ihm mißfiel, mit eigener Hand nieder (454). Er selbst fiel bald darauf ebenfalls durch Mord, und seine Witwe, Eudoxia, die der Mörder des Valentinian gezwungen hatte, seine Gemahlin zu werden, soll selbst aus Rache die Vandalen aus Afrika über das Meer nach Rom gerufen haben. Diese, noch immer unter des alten Genserich (§ 29.32) Führung, waren die einzigen unter den Germanen, die sich eine Flotte geschaffen hatten, durch die sie auch bereits über die großen Inseln des Mittelmeeres, über Sicilien, Sardinien und Korsika, geboten. Begierig folgte der „Meerkönig" dem Rufe, und das „goldne" Rom ward 14 Tage hindurch furchtbar geplündert (455).*) Die Kaiser, die nun in Rom rasch wechselten, waren Puppen in der Hand der deutschen Söldnerführer. Denn das ganze Heer des Kaisers bestand nur noch aus Germanen, Trümmern verschiedener Völkerschaften, die dort Sold gesucht hatten. Zuletzt forderten auch diese, wie ihre Stammesgenossen in den Provinzen, Landbesitz in Italien, und zwar den dritten Theil des Bodens. Da dies verweigert ward, machte der Feldherr Odovakar an der Spitze seiner Heruler, Skiren, Turcilingen und Rugier dem weströmischen Kaisertum ein Ende, indem er den letzten Imperator, einen Knaben Romulus Augustulus, des Purpurs beraubte und fortan, dem Namen nach als Patricius des Kaisers von Ostrom (der sich nach dem Sturze des weströmischen Kaisertums als rechtmäßigen Herrn des ganzen Römerreiches ansah), in der That aber als deutscher König selbständig in Italien gebot. So fiel durch die Deutschen das weströmische Kaiserreich, nachdem es schon zuvor alle seine Provinzen, Afrika, Spanien, Gallien, Britannien an sie verloren hatte. Dies geschah im Jahre 476. Man schließt mit diesem Ereignisse die alte Geschichte; für die deutsche Geschichte bildet es kaum einen Abschnitt.

3. Theoderich der Große. Rundblick. Neue Zustände der Germanen.

§ 34. Als sich das Hunnenreich nach Attilas Tode aufgelöst hatte, waren auch die Ostgoten, die damals in den Ebenen der Donau, in

*) Die spätere Überlieferung hat darum den Vandalennamen für Barbarei und Verheerung sprichwörtlich gemacht: wohl mit Unrecht, denn die Vandalen haben nicht schlimmer gehaust, als ihre germanischen Stammesgenossen bei gleichem Anlaß; die Zerstörung der römischen Kunstwerke fällt gewiß nicht ihnen, sondern den mittelalterlichen Parteikämpfen zur Last.

Pannonien, wohnten, wieder selbständig geworden. Nachbarn des oströmischen Reichs, wurden sie nun statt der Hunnen dessen Plage. Der Sohn eines ihrer Fürsten, aus dem Geschlecht der Amaler, Theoderich, war selbst in Konstantinopel, wo er 10 Jahre als Geisel gewesen war, erzogen worden und ward, schon durch jugendliche Heldenthaten bewährt, um die Zeit des Falls von Westrom zum König aller Ostgoten gewählt. Ihn forderte der Kaiser auf zur Wiedereroberung Italiens, nachdem er ihn schon früher mit den höchsten römischen Würden und Titeln (Magister militum und Patricius) geschmückt hatte, und wie in seinem Namen, in der That aber völlig selbständig, zog Theoderich aus gegen Odovakar (488). Es galt einen harten Kampf von Germanen gegen Germanen; Theoderich siegte zwar über Odovakar und zwang ihn zur Flucht in das feste Ravenna; aber dieser brach von hier wieder gegen die Goten vor, und lange schwankte das Kriegsglück, bis zuletzt Theoderich, von Westgoten aus Gallien unterstützt, den Odovakar abermals an der Adda schlug und nach dreijähriger Belagerung 493 Ravenna einnahm. Odovakar, der sich auf Vertrag ergeben hatte, ward trotzdem bald darauf mit seinen Blutsfreunden erschlagen. Nun legte Theoderich sein gotisches Gewand ab, nahm den römischen Purpur an und gebot von Ravenna aus über Italien. Sein Ziel war, römische und gotische Weise zu verschmelzen und die verwüsteten Länder wieder emporzubringen. Und wenigstens das zweite hat er erreicht; die Verschmelzung beider Nationen ward vor allem verhindert durch den Dünkel der Römer gegen die Barbaren — denn das blieben ihnen die Ostgoten immer — und durch die Unduldsamkeit der athanasianischen Römer gegen die arianischen Goten (§ 37).

§ 35. Obwohl Theoderichs des Großen Regierung und Charakter nicht ohne Flecken war, wie sein Treubruch gegen Odovakar und später z. B. auch die Hinrichtung des edlen Boëthius bewiesen, herrschte er doch über Italien mit großer Weisheit und Gerechtigkeit, so daß selbst die römische Bevölkerung seine Zeit als eine goldene pries (493—526). Das Freundschaftsverhältnis zu Ostrom, von dem er scheinbar sogar abhängig war, behielt er bei. Aber allen germanischen Völkern galt er als der größte und gewaltigste ihrer Könige, sein Rat ward weithin gefordert und gehört, und als gerade während seiner Regierung Chlodovech mit seinen Franken Gallien unterwarf, fanden Westgoten und Burgunden bei ihm Hilfe, ein Teil der Alamannen Zuflucht und Aufnahme. So durfte er, wenngleich nur vorübergehend, daran denken, alle Germanen gleichsam in einen großen Staatenbund unter ostgotischer Führung zu vereinigen. Und gerade damals hatten deren Waffen die weitesten Ziele erreicht, die ihnen gesteckt waren.

Überblicken wir kurz die damalige Ausbreitung der Germanen. In Italien, dem Mittelpunkte des alten Römerreichs, das die Germanen gestürzt hatten, saßen die Ostgoten; ihre Herrschaft ging von der Rhone und der Donau bis zur Südspitze Siciliens; in Nordafrika, in Sardinien und Korsika, wie auf dem Mittelmeere geboten die Vandalen, in Spanien die Westgoten, neben denen im Nordwesten der Halbinsel noch selbständige Sueben wohnten. Über Gallien hatten sich gerade zu dieser Zeit (§ 44 ff.) die Franken ausgebreitet, deren Herrschaft damals auch schon die Gebiete der Alamannen mit umfaßte und so bis über den Rhein reichte. Neben ihnen saßen im Südosten des Landes an der Rhone und in der heutigen Schweiz die Burgunden (§ 32 Anm.). Britannien gehorchte den Angelsachsen. Die skandinavischen Völker waren gleichfalls Germanen und ihren südlichen Brüdern in Sprache, Recht und Sitten nahe

verwandt. Im eigentlichen Deutschland waren die Friesen, die Sachsen und die Thüringe im ganzen an den alten Stellen geblieben (§ 24). Nur der Osten hatte ein anderes Ansehen gewonnen, denn das Land östlich der Elbe gehörte nicht mehr Deutschen, sondern Slaven. Südlich zwischen Donau und Alpen aber saß der neue Stamm der Bayern (Bojoarier), in dem Überreste anderer suebischer Stämme verbunden waren mit den alten Markomannen, von deren früheren Wohnsitzen im Lande der Bojer der ganze Stamm den Namen erhielt (§ 9). Weiter die Donau hinab hatten auf dem rechten Ufer die Heruler ihre Wohnsitze, auf dem linken, gegen die Karpathen hin, die Gepiden, beide ebenfalls germanische Stämme. Vom Norden her rückten die Langobarden (§ 9), die damals in dem heutigen Mähren saßen, langsam gegen die Donau vor. So war also die ganze westliche Hälfte unseres Erdteils germanischer Herrschaft unterthan; diese war an die Stelle der römischen Weltmacht getreten, die nur noch im Osten (Griechenland, Kleinasien, Syrien und Ägypten) ein verkümmertes und vielfach gefährdetes Dasein fristete.

§ 36. Man würde irren, wenn man sich diese Völker als völlig roh, jedes nur auf eigene Hand und ohne Plan hin handelnd, denken wollte. Im Gegenteil finden wir bei den Helden der Völkerwanderung, — bei Alarich, Genserich, Attila, Theoderich — einen scharfen weitspähenden Blick. Zwar wissenschaftliche Bildung besaßen sie noch nicht, und bei Griechen und Römern hießen sie deshalb noch Barbaren. Selbst Theoderich der Große konnte, wenn man der Überlieferung glauben darf, nicht schreiben und unterzeichnete seinen Namen, indem er mit schwarzer Farbe über eine Schablone strich, in die dieser eingeschnitten war. Aber trotzdem paßt der Name von Barbaren im heutigen Sinne nicht mehr auf diese Völker. Ihre schon ursprünglich so schöne, klangvolle Sprache war bereits durch die Poesie weiter entwickelt und gebildet. Und die Sprache war ein mächtiges Band, das alle diese Völker zusammenhielt. Sänger zogen von einem Königshofe zum andern; und was zu Ravenna vor Theoderich gesungen wurde, das konnte in Karthago bei den Vandalen, in Paris bei Chlodovech, in Burg-Scheidungen bei den Thüringen gleichfalls vorgetragen und verstanden werden. Boten, Gesandtschaften und Briefe gingen und kamen von einem Hofe zum andern; Geschenke wechselten, Ehen und Bündnisse wurden geknüpft. So wußten diese Völker voneinander und kannten ihre Zusammengehörigkeit. Aus diesem Wechselverkehr entstand schon damals das Heldenlied, das die Erinnerung an die großen Thaten deutscher Helden aus der Zeit der Völkerwanderung bewahrte: aber die Dichtung gestaltet in kühner Weise die Ereignisse um und rückt zusammen, was in der Wirklichkeit um ganze Menschenalter auseinander liegt, was weite Räume voneinander trennen; sie mischt Mythisches mit Historischem. So singt sie von Ermanarich, von Theoderich dem Großen (dem starken Dietrich von Berne, d. i. von Verona, der zweiten Residenz Theoderichs neben Ravenna), von seinem treuen Rittersmann Hildebrand, ferner vom Fall der Burgundenkönige, vom weitherrschenden Etzel und von Sigurd oder Sigfrit, der, ursprünglich ein nordischer Frühlingsgott, jetzt ein jugendlicher Held ist, treu und kindlich, arglos und doch gewaltig wie keiner — das vollendete Abbild des deutschen Charakters.

§ 37. In den eroberten römischen Provinzen saßen die Germanen als die Herren, nun sämtlich unter Königen. Ein Teil des Rechts der alten Gaugemeinden (§ 15) war auf diese übergegangen, und die neuen Verhältnisse hatten neue Rechte hinzugefügt, wie das Münzrecht, das Recht

der Besteuerung der Welschen*) (so nannten die Germanen die alte, lateinisch-redende Bevölkerung dieser ehemals römischen Provinzen), die Pflege der Beziehungen zur Kirche, die schon jetzt die größte Grundbesitzerin war und deren Bischöfe zum Teil von den Königen eingesetzt wurden. Die Sieger hatten sich in den meisten Ländern ein Drittel, in einzelnen sogar zwei Drittel von Grund und Boden abtreten lassen — aus jedem Mann eines solchen erobernden Germanenheeres war also ein Gutsbesitzer und gleichsam ein Edelmann geworden. Sie waren die Herren, die Welschen die Unterthanen. Diese waren zwar in den furchtbaren Kriegen sehr zusammengeschmolzen, doch bildeten sie immer noch den Grundstock der ländlichen Bevölkerung und waren fast allein die Bewohner der Städte. Sie hatten ihr römisches Recht behalten, während die Germanen sich untereinander nach ihrem Stammrecht richteten. Gewöhnlich waren die Germanen nach den ersten, meist wilden und grausamen Einbrüchen milde Herren. Hatten die Einwohner von ihrem Landbesitz viel aufgeben müssen, so war dagegen der furchtbare Steuerdruck weggefallen, der in der letzten Zeit des Römerreichs auf den schon verarmten Unterthanen gelastet hatte. Im ganzen waren auch den Welschen die Germanen Befreier, Befreier von dem Druck der Kaisergewalt und der Willkürherrschaft der kaiserlichen Beamten, Schöpfer eines neuen, frischeren Lebens. Dennoch befreundeten sich beide Schichten der Bevölkerung nicht recht miteinander, und von einer Verschmelzung war, zumeist aus religiösen Gründen, nirgends die Rede. Die Germanen waren zwar, als sie die römischen Provinzen eroberten, fast sämtlich Christen, und nur die Franken und Angelsachsen bildeten eine Ausnahme; aber das Christentum war ihnen in der Form des arianischen Bekenntnisses überliefert worden, das später dem athanasianischen hatte weichen müssen, das als das katholische, d. h. als das allgemeine der Kirche, anerkannt worden war.**) Diesem hingen die Welschen an, und heftiger Glaubenshaß entzündete sie gegen ihre germanischen Sieger, in denen sie doch nur Barbaren und nun gar noch Ketzer sahen, obwohl sie im allgemeinen duldsam gegen fremde Meinung waren. — Ihre Heeresverfassung behielten die Germanen bei, nur ward die Macht des Königs immer unbeschränkter. Herzöge und Grafen standen unter ihm als seine Offiziere, Statthalter und Richter. Aus den hohen Beamten entwickelte sich allmählich ein Dienst- oder Hofadel, der an Stelle des alten Erbadels trat, der in der Zeit der Wanderungen meist seinen Untergang gefunden hatte. So waren die Deutschen in den eroberten Ländern in der That nur einem Heere vergleichbar, das sich auf unbestimmte Dauer einquartiert hat, und ihre Herrschaft schlug keine festeren Wurzeln. Nur die Angelsachsen in Britannien hatten durchgegriffen; hier war die altrömische wie die keltische Bevölkerung geschwunden, und deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsches Recht, ja selbst das deutsche Heidentum waren hier wieder eingewandert.

§ 38. Auf Sitten und Charakter hatten die wilden Zeiten des Heer- und Wanderlebens natürlich nicht vorteilhaft gewirkt. Zwar hielten sich

*) Man nimmt an, daß der Name der Volker, des keltischen Stammes, mit dem die Germanen zuerst in Berührung gekommen sind (vgl. § 4 Anm.), übertragen worden sei zuerst auf alle Kelten, dann auf alle lateinisch Redenden (Volcae = Walhôs; Singular Walh, davon welsch = walchisch).

**) Es handelt sich bei dem Unterschiede des arianischen und athanasianischen Bekenntnisses um die Lehrbestimmung über die Person Christi. Die Arianer lehrten, er sei Gott ähnlich, aber nicht gleichen Wesens mit ihm; die Kirchenlehre (die athanasianische oder katholische) betrachtet ihn als gleichen Wesens mit Gott.

die Deutschen mit gerechtem Selbstgefühl für besser als die lügnerischen, treulosen und falschen Welschen, die in langer Knechtschaft entartet waren. Aber auch unter den Germanen kamen treulose und grausame Handlungen jetzt häufig vor; auch verweichlichten einzelne Stämme, besonders die Vandalen im üppigen Afrika. In Kleidung, Waffen, Wohnung ahmten sie die Sitte der Besiegten nach; bald auch in der Sprache. So führte z. B. schon Theoderich der Große seinen Briefwechsel mit fremden Herrschern lateinisch, und schon im 5., 6. und 7. Jahrhundert schrieben die Germanen ihre eigenen Gesetze lateinisch nieder; zuerst die salischen Franken, Westgoten und Burgunden, dann auch die ripuarischen Franken, Alamannen, Bayern und Langobarden. Diese Gesetze sind mit dem, was sie verbieten, die besten Quellen für die Sitten der Zeit. Am häufigsten kommen Körperverletzungen, Mord, Verwundung und Verstümmelung vor; wir sehen also, daß der kriegerische Sinn in Wildheit und Roheit entartet war. Für alle diese Beschädigungen gilt noch das alte Wergeld (§ 15). Das Leben des Edlen, Freien und Sklaven, ferner jedes Glied des Körpers: Auge, Ohr, Nase, Hand hat seine besondere Schätzung. Um die Thatsachen festzustellen, galten Zeugen und Urkunden, dann Eid und Eideshelfer oder, wenn kein anderer Beweis möglich war, Gottesurteile, bei Freien besonders der Zweikampf. Die noch heidnischen Stämme des eigentlichen Deutschland, Friesen, Sachsen, Thüringe, Alamannen, lebten nach alter Art und Sitte fort: doch auch sie zeigten nicht mehr den unbefleckten Charakter, wie ihn Tacitus schildert. Es war eine große Gärungszeit; mit den neuen Bildungselementen wurden auch neue Laster aufgenommen, und die frühere Kindlichkeit mußte schwinden.

4. Untergang der Vandalen- und Ostgotenherrschaft. Der Islam.

§ 39. Den ernsthaften Angriff einer geordneten Macht konnten die locker gestalteten Germanenherrschaften, uneins mit den unterworfenen Römern wie sie waren, nicht bestehen. Einen solchen machte zunächst auf zwei von ihnen der Kaiser Justinian (527—565), der sich nicht bloß durch Zusammenstellung des römischen Rechts Verdienste erwarb, sondern auch auf eine Zeit lang das oströmische Reich wieder zu Macht und Ansehen erhob und durch große Feldherren siegreiche Kriege führte. Von ihm ward Belisar 533 mit Heer und Flotte nach Afrika gesandt, woselbst die Vandalen verweichlicht und unter sich uneinig und die unterworfenen und hartgedrückten Welschen in ihrer Gesinnung den glaubensverwandten Oströmern zugethan waren. Nach mancherlei Gefahren landete der kaiserliche Feldherr glücklich, schlug den Vandalenkönig Gelimer und brachte ihn soweit, daß er zuletzt in einer Felsenburg, Pappua, Zuflucht suchen mußte, wo ihn Belisar durch einen Unterfeldherrn, Pharas, den Winter über belagern ließ. Als dieser glaubte, so erzählt die Sage, Gelimer würde infolge der Not, die er litt, zur Übergabe bereit sein, ließ er ihn auffordern, sich zu ergeben. Dies wies Gelimer zurück, „Willst du aber, lieber Pharas", fügte er in seiner Antwort hinzu, „mir eine Liebe erweisen, so sende mir ein Brot, einen Schwamm und eine Harfe". Und auf die erstaunte Frage des Pharas, was diese Bitte bedeute, erklärte der Bote: „Der König verlangt ein Brot, denn er hat keines mehr gesehen, seit er auf Pappua eingezogen ist; einen Schwamm, um seine vom Weinen geröteten Augen zu kühlen; eine Harfe, um bei ihrem Klange sein Unglück zu singen". Gerührt bewilligte Pharas die Bitte; bald darauf, als Hunger und Not aufs höchste gestiegen waren, ergab sich Gelimer. Belisar brachte ihn mit all seinen Schätzen in silbernen Ketten nach Konstantinopel. Er endete sein Leben in

Galatien, wo ihm ansehnliche Güter angewiesen worden waren. Name und Volk der Vandalen verschwanden: Afrika ward 534 wieder römische Provinz.

§ 40. Heldenhafter und größer gingen im Kampfe mit demselben Justinian die Ostgoten unter. Theoderich der Große war im Jahre 526 gestorben. Er hinterließ nur eine Tochter, Amalasuntha, und deren Sohn, Athalarich, auf den, als auf den letzten Amaler, die Goten ihre Hoffnung gesetzt hatten. Aber der Jüngling starb früh nach einem zügellosen Leben (534). Nun entschloß sich Amalasuntha, einem Verwandten ihres Hauses, den Theoderich freilich stets geringgeschätzt hatte, dem Theodahad, die Mitregierung anzubieten. Dieser aber ließ, um allein zu herrschen, die Amalasuntha im Bade umbringen. Jetzt hatte Justinian einen Vorwand gefunden, um auch Italien gleichwie Nordafrika zu unterwerfen. Er erklärte, die Freundschaft, welche die oströmischen Kaiser und das Haus der Amaler verbunden habe, verpflichte ihn, die Ermordung der Amalasuntha zu rächen. Schon im Jahre 535 zog Belisar mit einem Heere gegen die Ostgoten. Die hatten sich rasch des schändlichen und feigen Mörders entledigt und aus ihrer Mitte den Vitigis auf den Schild gehoben. Lange schwankte der Kampf in Italien; das ganze Land, besonders aber die Städte Mailand und Rom verloren den letzten Rest ihrer Blüte, zumal da Franken, Burgunden und Alamannen sich mit in den Kampf mischten; endlich nahm Belisar Ravenna, die festeste Stadt des Landes, und führte den Vitigis als Gefangenen nach Konstantinopel. Damit hielt er den Kampf für beendigt. Aber die Goten hatten nach Belisars Abzug wieder einen anderen König gewählt, den Totila. In ihm schien dem Volke ein Retter in der Not erstanden zu sein. Fast ganz Italien kam wieder in der Goten Gewalt. Belisar, von neuem nach Italien gesandt, vermochte nichts auszurichten, da er nicht genügend von Konstantinopel aus unterstützt ward. Nach seiner Abberufung fiel auch Rom wieder in die Hände des Totila. Da rückte von Norden her der neue Feldherr, den der Kaiser gesendet hatte, Narses, an der Spitze eines Soldheeres, in dem Griechen, Germanen und Slaven nebeneinander standen, nach Italien. An den Apenninenpässen, nahe dem alten Sentinum, kam es zur Schlacht, in der Narses siegte, Totila fiel. Aber noch waren die Ostgoten nicht entmutigt; sie koren den jungen Teja zum König, und dieser zog unter tausend Gefahren unverzagt zur letzten Verteidigung an den Golf von Neapel, an den laktarischen Berg, wo der reißende Sarnus, der Stadt Nuceria und dem verschütteten Pompeji nahe, dem Vesuv gegenüber, in den prachtvollen Meerbusen fällt. Hier schnitt Narses ihnen zuerst die Zufuhr von der Seeseite her ab; dann nötigte er sie, weiter den Berg hinauf zu weichen, wo sie weder Trank für sich noch Futter für ihre Tiere fanden. Da zäumten sie ihre Rosse los und ließen sie frei, wohin sie wollten: sie selbst traten geschlossen Mann an Mann in ein großes Schlachtviereck zusammen, an dessen einer Spitze Teja wie ein Turm stand: so boten sie dem Feinde den Verzweiflungskampf. Und den ganzen Tag rang die heldenkühne Schar, wie die Recken in der Nibelunge Not, bis endlich beim Schildwechsel ein Lanzenwurf den Teja zu Boden streckte. Auch den folgenden Tag dauerte der Kampf, und am dritten Morgen hielt Narses es für geraten, dem letzten Rest des vormals großen und berühmten Volkes durch Vertrag freien Abzug aus Italien zu gewähren. Schon während der Verhandlungen hatten 1000 Goten das Lager verlassen; jetzt folgte ihnen der zurückgebliebene Teil. Sie zogen gegen Norden, überschritten ungehindert

die Alpen und haben sich unter den anderen deutschen Stämmen verloren. Es war im Jahre 553 n. Chr., als so auch das Volk der Ostgoten fiel.

§ 41. Auch Italien war nun wieder eine Provinz Ostroms. Aber nicht nur dieses Land ging, wie wir gleich sehen werden, binnen kurzem wieder verloren, sondern das ganze Ostreich erlitt bald die schwersten Einbußen. Kaum ein halbes Jahrhundert später stand unter den Arabern der Prophet Muhamed auf mit einer neuen Lehre, dem Islam, die den Gläubigen ihre Ausbreitung durch das Schwert gebot und denen, die im Glaubenskampfe fallen würden, die Freuden eines üppig ausgemalten Paradieses verhieß. Nun stürmten seine Nachfolger, die Kalifen, mit den Scharen der Muslim (= Hingebenden) zu Eroberungen, die sich gegen ganz Asien, aber vorzugsweise gegen das römische Reich richteten. Syrien, Ägypten, Nordafrika, später auch Kleinasien, wurden dem Islam unterthan. So entstand im Osten eine neue, muhamedanisch-arabische Welt, wie im Westen eine christlich-germanische enstanden war. Im Jahre 711 n. Chr. ging Tarek, der Feldherr Musas, von Nordafrika sogar nach Spanien hinüber, und hier fiel das dritte, freilich längst entartete Germanenvolk, die Westgoten, deren König Roderich in der Schlacht bei Xeres de la Frontera (am Guadalete) Reich und Leben einbüßte.

5. Die Langobarden.

§ 42. In dem Heere, mit dem Narses dem Reiche der Ostgoten ein Ende machte, bildeten die Germanen den Kern; am zahlreichsten waren wohl in ihm die Langobarden vertreten; sie waren es, die nun Herren von fast ganz Italien wurden. Die Langobarden waren ein norddeutscher, den Sachsen verwandter Stamm, der zuerst auf dem linken Elbufer, im heutigen Hannover und in der Altmark (§ 9), und dann zuletzt, wie wir gesehen haben, in Mähren (§ 35) gewohnt hatte. Als sie sich von hier aus die Donau entlang verbreiteten, waren sie zuerst mit den Herulern, dann nach deren Niederwerfung mit den Gepiden in Krieg geraten. Ihre Königsgeschichte, ihre Wanderzüge, ihre Kämpfe liegen in reicher Fülle der Sagen, die deutlich alte Heldenlieder erkennen lassen, vor uns in den Erzählungen ihres Chronisten, des Paulus Diaconus, der sie um die Zeit Karls des Großen aufgezeichnet hat. Er berichtet über die Einwanderung der Langobarden in Italien folgendes: Narses, der Besieger der Goten und Statthalter des oströmischen Kaisers in Italien, war in Ungnade gefallen und seines Amtes enthoben worden. Ergrimmt darüber rief er, um sich zu rächen, die Langobarden nach Italien. Als sein Ruf an sie erging, als er ihnen edle Südfrüchte schickte, um zu zeigen, wie herrlich und lockend das Land sei, in das er sie einlud, herrschte über sie der gewaltige Alboin, der den Gepidenkönig Kunimund mit eigener Hand in der Schlacht erschlagen und dessen Tochter Rosamunde zur Gemahlin genommen hatte. Er folgte der Einladung, und im Jahre 568 zogen die Langobarden in Italien ein. So erzählt Paulus Diaconus. Die Geschichte weiß aus jener Zeit nur, daß die Langobarden der Gepiden lange nicht Meister werden konnten, daß aber endlich Alboin im Bunde mit den von Osten vordringenden finnisch-türkischen Avaren das Gepidenreich vernichtete, die Sitze der Gepiden vertragsmäßig, die eigenen freiwillig den Avaren überließ und nach Italien zog.

Schnell unterwarfen die Langobarden Oberitalien, allmählich fast die ganze Halbinsel. Nur was mit der Flotte bewahrt werden konnte, Sicilien, Sardinien und einige Küstenstriche, Ravenna, Neapel, Genua, blieb den

Griechen und bildete das Exarchat. Auch Rom blieb dem Namen nach von Ostrom abhängig. In der That stand es fast selbständig unter der geistlichen Leitung des Papstes; so gut wie selbständig war auch Venedig unter seinem Dogen, d. i. dux, Herzog. Alles übrige Land fiel den Langobarden zu und ward vom Könige wieder einzelnen Herzögen zugeteilt, unter denen Schultheiße und, diesen wieder untergeordnet, Dekane standen. Die Römer wurden Unterthanen und verloren alle politischen Rechte, ihren Grundbesitz, zum Teil auch die Freiheit. Zum Sitz seiner Herrschaft wählte Alboin die Stadt Pavia. Hier aber ward er nach kurzer Regierung von der Blutrache seiner Gemahlin Rosamunde getroffen. Er hatte sie einst in der Trunkenheit gezwungen, aus ihres eigenen Vaters Schädel, den er zur Erinnerung an seinen Sieg als Trinkgeschirr führte, ihm Bescheid zu thun. Jetzt gewann sie durch List den Helmichis, einen Edlen aus Alboins Gefolge, und ließ ihren Gemahl im Schlaf ermorden (573).

§ 43. Ihm folgte durch Wahl der Herzöge Kleph, nach dessen baldiger Ermordung die Herzöge ohne König zu herrschen versuchten. Später aber erhoben sie doch den Sohn Klephs, Authari, auf den Königsthron. Dieser pflanzte seinen Speer an der Straße von Messina auf, zum Zeichen, daß er Italien bis zum äußersten Ende durchzogen habe. Von seiner Werbung um Theodelinde, die Tochter des Bayernherzogs Garibald, verkündigt Sage und Lied. In ihr war, da Authari früh starb, dem Lande eine weise Herrscherin gewonnen. Die Edeln überließen es ihr sogar, einen neuen Gatten zu wählen, und erkannten diesen, den Agilulf, als ihren König an. Theodelinde baute den Dom zu Monza, wo später die langobardische Krone (die eiserne genannt, weil ein angeblich vom Kreuze Christi stammender Nagel eingeschmiedet war) aufbewahrt ward. Sie bildete den noch rohen Sinn der Langobarden, die bei ihrem Einzuge in Italien zwar schon (arianische) Christen, doch noch manchen heidnischen Gebräuchen zugethan waren. In diesem Bestreben unterstützte sie der Papst Gregor der Große (590 bis 604), und so kam es, daß viele der Langobarden sich schon damals der allgemeinen (katholischen) Kirche zuwandten, während andere noch arianisch blieben und erst unter König Grimoald (663—671) übertraten; vollständig katholisch ward das Volk wohl erst unter Liutprand (714—744).

Während sich die kirchliche Einigung des Volkes vollzog, hatte König Rothari 644 auch das Volksrecht aufzeichnen lassen. So waren die Grundlagen eines festen, gesitteten Staates geschaffen. Die Langobarden, erst wild und grausam, aber bildsam ihrer Natur nach, wurden allmählich fleißige Ackerbauer, die das verwüstete Land wieder emporbrachten. Später verlor die Königsgewalt, die auf Wahl beruhte, sehr an Ansehen. Dagegen erhoben sich die Herzöge immer selbständiger, besonders an den Grenzen, in Benevent, Friaul, Spoleto und Trident. — Auch litt bald das ganze Land viel durch Einfälle der Avaren, die aus den Ebenen der Donau und Theiß, die sie eingenommen hatten (§ 42), nach Art der Hunnen in wilden Reiterschwärmen weithin auf Raub auszogen. Schlimmer noch für den Fortbestand des Reiches war es, daß der Papst der Langobarden Gegner ward, weil er von einer Erstarkung ihres Reiches Gefahr für die selbständige Stellung Roms (§ 42) fürchtete.

C. Der fränkische Stamm.

1. Die Franken. Chlodovech.

§ 44. Unter allen germanischen Völkern war es allein der Frankenstamm, der berufen war und sich fähig erwies, ein dauerndes Reich zu

gründen. Wir fanden Franken (§ 24) am Mittel= und Niederrhein und an der Maas und Waal; die zwischen Yssel, Maas und Schelde in der Betuwe und Veluwe und im Toxandergau ansässig waren, nannten sich (vielleicht von dem Salland an der Isula, d. i. Yssel) die Salier; östlich von ihnen, in der Gegend von Köln und weiter südlich bis zur Eifel wohnten die Ripuarier (nach der gewöhnlichen Erklärung von ripa, Ufer, nämlich des Rheins), und vornehmlich um Lahn und Sieg saßen die ebenfalls zu den Franken gehörenden Chatten (= Hessen). Die salischen Franken hatten sich bereits die Maas und Sambre hinauf in die Gegenden von Lüttich und durch das heutige Belgien bis nach Gallien hinein verbreitet. Anfangs kühne Seeräuber gleich den Sachsen (§ 24), hatten sie sich dann auf den Landkrieg beschränkt. Alle Franken aber waren als Krieger gefürchtet. Panzer und Helm wurden nur von wenigen getragen; Brust und Rücken blieben bloß und wurden nur vom Schild gedeckt; von den Hüften ab waren sie mit enganschließenden Linnen oder mit Riemen umwunden, so daß die hohe, straffe Gestalt frei hervortrat. Ihre Bewaffnung bestand vor allem aus der zweischneidigen Streitaxt, die in gleicher Weise zum Wurf wie zum Hiebe taugte, und aus furchtbaren Wurfspießen, die mit Widerhaken versehen waren. Sie selbst schildern sich in ihrer Gesetzessammlung als tapfer im Felde, fest im Bunde des Friedens, tiefen Geistes, edelgeboren, lichthell von Ansehen, schön von Gestalt, keck, hurtig, abgehärtet. Von ihren Feinden aber wurden sie, und wohl nicht mit Unrecht, als die treulosesten und grausamsten aller Menschen bezeichnet. Noch waren sie Heiden von unbezähmter Wildheit der Gesinnung, doch mit den Römern Galliens in vielfacher Verbindung. Allmählich hatten sie aber begonnen, Gallien von Courtray, Cambray und Tournay her zu erobern, und erst Aëtius hatte ihnen einen Damm gesetzt. Wie die meisten Germanen, die ihre Heimat verlassen hatten, standen sie unter Königen, die bei den Franken als auszeichnenden Schmuck das ungeschorene, frei um die Schultern wallende Haar trugen. Ein reicher Kranz von Sagen umgiebt die ersten Königsnamen; mehr der Geschichte gehört zuerst Childerich*) (2. Hälfte des 5. Jahrhunderts) an. Doch läßt auch ihn die Sage noch nicht ganz aus ihrem Bereiche. Wegen seiner Sittenlosigkeit, so erzählt sie, von den Franken vertrieben, floh er zu dem Thüringerkönig Bisino, der ihn gastfrei aufnahm. Als er in sein Reich zurückkehren konnte, folgte ihm seines Gastfreundes Gemahlin Basina nach, um mit ihm zu leben, da sie sein „Heldentum und seine Kühnheit“ kennen gelernt hatte. Sie ward sein Weib und gebar ihm den Chlodovech.

§ 45. Dieser Chlodovech ist der Gründer des Frankenreichs geworden. Erst 15jährig folgte er 481 seinem Vater und führte seine salischen Franken zur Eroberung Galliens. Nach dem Untergang des weströmischen Reichs hatte sich der letzte Rest der Provinz Gallien, der schon vorher unter Ägidius unabhängig genug gewesen war, unter des Ägidius Sohn Syagrius ganz selbständig gestellt. Chlodovech ließ ihn auffordern, ganz nach deutscher Weise, Ort und Zeit des Entscheidungskampfes zu bestimmen, worauf der Römer bereitwillig einging. Bei Soissons ward 486 die Schlacht geschlagen. Syagrius unterlag und floh zum Westgotenkönige, ward aber von diesem schmählich an Chlodovech ausgeliefert, der ihn tötete. Gallien bis zur

*) Sein Sitz war Tournay, wo 1653 sein Grab aufgefunden ward.

Seine, bald bis zur Loire besetzte Chlodovech mit seinen Franken. Dieser Fluß bildete nun die Grenze gegen die Westgoten, die Mosel die Grenze gegen die Alamannen, die Côte d'or gegen die Burgunden.

§ 46. Die Burgunden (§§ 24. 32. 35), deren Lande vom Kamm der Hochalpen bis zu den Sevennen reichten und das ganze Flußgebiet der Rhone bis Avignon umfaßten, standen unter zwei Brüdern, Gundobad und Godegisil; einen dritten Bruder, Chilperich, soll Gundobad durch Mord aus dem Wege geräumt, einen vierten, Godemar, im Kriege getötet haben. Chlodovech warb um Chilperichs hinterlassene Tochter Chrotechildis und erhielt so in jedem Falle Grund zum Kriege. Versagten die Burgundenkönige sie ihm, so war eine Beleidigung zu rächen; gewährten sie sie ihm, so erbte er mit ihr den Anspruch auf einen Teil des Landes und die Blutrache für den gemordeten Vater. Die Brüder wagten nicht, ihn abzuweisen; Chrotechildis aber, obwohl Christin, befahl schon bei ihrer Brautfahrt zu Chlodovech, die Dörfer an der Grenze ihres Oheims anzuzünden, und dankte Gott, als sie in die von Feuersbrünsten erleuchtete Gegend hinaussah, daß er sie diesen Racheakt habe erleben lassen. Vorerst zwar ruhte Chlodovech. Aber die Heirat war auch in anderer Beziehung bedeutungsvoll. Chrotechildis lag ihrem Gemahl an, Christ zu werden; er schwankte lange, bis er endlich im Alamannenkriege sich dazu entschied.

§ 47. Die Alamannen nämlich, am oberen Rhein und der Donau bis zum Lech hin ansässig (§ 24), hatten sich wahrscheinlich nach Abzug der Burgunden (§ 32) den Rhein und die Mosel hinab ausgedehnt und bedrängten nun auch die ripuarischen Franken um Köln. Ihr mehrmals, so auch bei Zülpich, geschlagener König Sigbert, ein Verwandter Chlodovechs, rief diesen um Hilfe an; er kam und traf nach der gewöhnlichen Annahme im Jahre 496 mit den Alamannen zu einer harten Schlacht, wohl unfern von Mainz, zusammen. Als der Sieg schwankte, rief Chlodovech angesichts des Heeres den neuen Gott Christus an und gelobte, sich zu ihm zu wenden, wenn er ihm hülfe. Er siegte und empfing nun von dem heiligen Remigius Unterweisung und dann mit 3000 seiner edelsten Franken die Taufe im Dome zu Reims. „Gesänftigt beuge den Nacken, Sugambrer", sprach der Heilige, „bete an, was du bisher zerstört, zerstöre, was du angebetet hast." Es war der katholische, nicht der arianische Glaube, zu dem sich Chlodovech wandte: die römisch gewordenen Kelten Galliens sahen fortan in ihm und seinen Franken Glaubensgenossen und natürliche Beschützer des rechten Glaubens den arianischen Germanen gegenüber. Und der Bischof von Rom, der „Papst", erkannte ihn in dieser Stellung an und nannte ihn den „allerchristlichsten König". Nach einem zweiten entscheidenden Siege, mehrere Jahre später, wurden die Alamannen bis zum Rhein hin und über den Rhein, bis zur Murg und dem Oosbache, den Neckar bis Laufen, den Main und die Lahn hinauf unterthan und verloren das Land, das fortan Franken genannt ward; das übrige Land vom Neckar ab bis über die Donau und bis zu den Alpen hin (das spätere Herzogtum Alamannien) behielt sein heimisches Recht und seine Volksthümlichkeit, geriet aber unter fränkische Herrschaft. Einzelne Scharen, die sich nicht fügen wollten, fanden Aufnahme im Ostgotenreiche und wurden wahrscheinlich in Rätien angesiedelt (§ 35).

§ 48. Bald darauf zog Chlodovech auch gegen die Burgunden. König Gundobad, von seinem Bruder verraten, ward bei Dijon geschlagen

(500). Er floh nach Avignon, und sein Reich nahm Godegisil in Besitz. Doch bald sammelte Gundobad frische Streitkräfte, eroberte sein Land zurück, tötete den Bruder und vereinigte alle Burgunden unter seiner Herrschaft, so daß er mächtiger war als zuvor. Chlodovech, der wohl um diese Zeit die keltische Bevölkerung der Bretagne unterworfen hatte, ließ ihn gewähren, ja Gundobad war der Bundesgenosse des Frankenkönigs, als dieser zur Eroberung des westgotischen Teiles von Gallien, des Landes südlich der Loire, auszog. Hier gebot nach einer Reihe glänzender Könige, die seit Wallia (§ 29) gefolgt waren, der schwache Alarich II., Theoderichs des Großen Schwiegersohn. Dem Chlodovech gab die Religion den Vorwand zu dieser neuen Eroberung. „Es kränkt mich tief, daß diese Arianer einen Teil Galliens inne haben; laßt uns mit Gottes Hilfe ausziehen, sie bezwingen und das Land in unsere Gewalt bringen!“ sprach er zu den Seinen. Trotz der Abmahnung und Drohung Theoderichs des Großen griff er den Alarich an. Die katholischen Welschen samt der Priesterschaft waren für Chlodovech und gegen ihre arianischen Herren und bahnten ihm den Weg zum Siege am Clain unfern Poitiers (507). Alarich II. fiel; Chlodovech unterwarf sich alles Land bis zur Garonne und darüber hinaus. Da Theoderich der Große sich des jungen Amalrich, seines Enkels, annahm, blieb diesem der Süden Galliens bewahrt, die Provence aber ward zum Ostgotenreiche gezogen und auch Avignon dem Gundobad entrissen. Von dieser Zeit an ward Spanien der Hauptsitz des noch immer blühenden Westgotenreichs (bis 711, § 41) und Toledo statt Toulouse Residenz.

§ 49. Um den ganzen Stamm unter seiner Herrschaft zu vereinen, beseitigte Chlodovech durch tückische List und argen Mord auch die kleinen Könige, seine Verwandten, die bisher noch selbständig einzelne Teile der Franken in den alten Wohnsitzen beherrscht hatten. Dem Sohne des in einer Alamannenschlacht verwundeten ripuarischen Königs Sigbert ließ er sagen: „Dein Vater ist lahm und alt; sollte er sterben, so würde dir sein Reich und meine Freundschaft mit Recht zufallen“. Als der Sohn, den arglistigen Worten folgend, den Vater in der Buchonia, im Buchenwalde, d. h. in dem Gebirgslande zwischen Main und Weser, ermordet hatte, ließ ihn Chlodovech als Vollstrecker der Blutrache erschlagen und sich von dem Stamme als König anerkennen. Gegen einen anderen reizte er seine Edlen durch Geschenke zum Abfall und schlug ihn dann angesichts seines Heeres mit der Streitaxt nieder. Als er seine ganze Sippe ausgerottet hatte, hörte man ihn oft klagen, daß er so freundlos und allein stünde — er that es aber nur aus Arglist, auf daß, wenn ihm jemand der Seinen entgangen wäre, dieser sich zeigen solle, damit er auch ihn wegräumen könne. Dennoch fiel dieser Gegensatz blutiger und grausamer Thaten mit dem Christenglauben, den er bekannte, in dieser wilden Zeit und bei diesem wildesten der germanischen Stämme keinem auf; ja der Bischof Gregor von Tours, der Geschichtsschreiber der alten Franken, sagt von ihm: „So fällte Gott täglich seine Feinde unter seiner Hand und vermehrte sein Reich, darum daß er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte und that, was seinen Augen wohlgefiel.“ — Der oströmische Kaiser hatte sich, um bei ihm wie bei Theoderich dem Großen den Schein einer Oberhoheit zu retten, beeilt, ihn zum Konsul zu machen. Stolz ritt Chlodovech in dem Purpurmantel, der ihm von Konstantinopel übersandt worden war, vor seinen Franken einher; denn noch immer übte der Name Roms und des Kaisers auch auf Barbaren etwas von jenem Zauber aus, den er so lange

Jahrhunderte besessen hatte, und erst jetzt galt die Macht des Frankenkönigs auch in den Augen der Welschen als rechtmäßig.

Chlodovech ist der Gründer des Frankenreichs; mit mancher Bluttat, aber mit ungewöhnlicher Kraft und Kühnheit hat er es aufgebaut. Es begann im Süden von der Garonne, folgte dem Zuge der Sevennen und der Côte d'or, griff dann nach Osten weit über den Rhein, gegen Neckar, Main und Werra hin, und umfaßte weiter nordwärts die niederrheinische Tiefebene bis zum Meere. Im Westen bildete der atlantische Ocean die Grenze. Dieses Reich umschloß also deutsche wie welsche Länder, wurzelte aber fest im alten heimischen Boden, aus dem es stets neue Kraft sog, und eben darum war ihm keine bloß vorübergehende Dauer beschieden, wie den Gotenherrschaften, sondern in ihm beginnt der mittelalterliche Staat, beginnt ein neues Leben, in dem sich römische Form mit deutscher Kraft durchdringt. Chlodovech gebot von Paris aus, einer Stadt, die schon vor der Zeit der Römer und Cäsars bestanden hatte, über sein weites Reich. Hier starb er 511 im besten Mannesalter, im 45. Jahre seines Lebens.

2. Die Merovinge.

§ 50. Chlodovech hinterließ vier Söhne, unter die nach Frankenart das Land geteilt ward und auf die des Vaters blutiger und gewalttätiger Sinn forterbte. Der älteste Sohn,*) Theoderich, aus einer früheren heidnischen Ehe entsprossen, erhielt gleichwohl den Hauptanteil. Ihm fiel das ganze östliche, überwiegend deutsche Land zu, das später unter dem Namen Austrasien begriffen wurde. Reims war seine Residenz. Drei jüngere Brüder, Söhne der Chrotechildis, teilten das westliche, ursprünglich römische (welsche) Gebiet, das später Neustrien genannt ward, und zwar so, daß Chlodomer von Orléans, Childebert von Paris und Clothachar von Soissons aus das umliegende Land beherrschten. Trotz der Teilung galt das Frankenreich, von Chlodovechs Nachkommen, dem Königsgeschlecht der Merovinge (so doch wohl benannt von einem Ahnherrn, dem König Merovech) beherrscht, als ein einiges. Die Söhne vollbrachten denn auch gemeinschaftlich ihre Eroberungen.

§ 51. Im Thüringerreiche hatten die Söhne des Bisino (§ 44) ebenfalls die Herrschaft geteilt; der älteste aber unter ihnen, Ermanfrid, vermählt mit einer Nichte Theoderichs des Großen, einer Frau aus dem

*) Childerich I. † 481.

Chlodovech † 511.

Theoderich † 534. — Chlodomer † 524. — Childebert † 558. — Chlothachar I. † 561. [558—561.]

Theoderich † 534. — Theodebert † 548. — Theodebald † 555.

Chlodomer † 524. — Theodebald, Gunthar (v. d. Oheimen ermordet).

Chlothachar I. — Charibert † um 570. — Guntchram † 593. — Sigbert † 575 (Brunechildis). — Chilperich † 584 (Fredegunde).

Linie ausgest. 613.

Chilperich — Chlothachar II. † 628. [613—622.]

Chlothachar II. — Dagobert † 638. [630—632.] — Charibert v. Aquitanien. † 630.

Dagobert … Childerich III. bis 751.

Digitized by Google

Amalerstamm, hatte, von dieser gereizt, seine beiden Brüder verdrängt und erschlagen. Schon an diesen Vorgängen hatten Franken teilgenommen; jetzt klagten diese über Vertragsbruch und über alte, noch ungerächte Grausamkeiten der Thüringe: Greise seien unter Lastwagen gelegt und ihnen so die Glieder zermalmt worden, Knaben seien an den Flechsen der Seite an Bäumen aufgehängt worden. So war der Charakter auch der unvermischt gebliebenen deutschen Stämme entartet! — Deshalb machten sich von Chlodovechs Söhnen Theoderich und Chlothachar zum Kriege wider Ermanfrid auf. Ermanfrid zog sich nach einer ersten Niederlage zurück, aber die Franken verzweifelten dennoch am Siege, bis sich die Sachsen ihnen zur Hilfe erboten. Beiden Völkern gelang es nun, das thüringische Königreich zu stürzen. Dessen letzte Feste, Burg-Scheidungen, ward erobert; Ermanfrid ergab sich dem Theoderich und wurde bald, als er arglos mit diesem auf den Mauern von Zülpich wandelte, meuchelmörderisch in die Tiefe gestürzt. So berichtet uns Gregor von Tours*); reicher ausgeschmückt, offenbar nach sächsischen Heldenliedern, erzählt die Geschichte Widukind von Korvei (a. d. Weser), ein sächsischer Chronist aus dem 10. Jahrhundert, der ausführlich zu melden weiß, wie Ermanfrid den Franken und Sachsen erlag, dann durch seinen eigenen Getreuen Irinc den Tod fand und von diesem an dem verräterischen Frankenkönige gerächt ward. Ermanfrid und Irinc lebten im deutschen Volksgesange fort und treten noch in dem Nibelungenliede auf, wo sie durch Hagens und Volkers Schwert gefällt werden. Sachsen und Franken teilten das Land, so daß jene den Gau Nordthüringen zwischen Unstrut und Elbe erwarben, der südliche Teil aber dem Frankenreiche unterthan ward (531). Das Land um den Main wurde wenigstens später von Franken bewohnt und führte den Namen Franken; nur dem Lande zwischen Unstrut und Waldgebirge blieb der alte Name, nur hier die Volkstümlichkeit der Thüringe.

§ 52. Burgund war frei, so lange Gundobad lebte († 516). Ihm folgte sein Sohn Sigmund, der das Kloster St. Moritz in Wallis, wo die heilige Lanze aufbewahrt ward, gegründet hat und von der Kirche als Heiliger verehrt wird. Er war mit einer Tochter Theoderichs des Großen vermählt. Als sie früh starb, nahm er eine ihrer Dienerinnen zum Weibe, und als diese im Schmucke ihrer Herrin bäuerisch einherstolzierte, ward sie von dem jungen Sigerich, dem Sohne der Verstorbenen, verhöhnt. Sie bewog nun den Vater, den eigenen Sohn im Schlafe zu erdrosseln. Durch diese That forderte Sigmund nicht nur die Blutrache der Ostgoten, die bisher Burgund geschützt hatten, heraus, sondern machte sich auch wehrlos gegen den Angriff der Franken. Die Söhne der Chrotechildis, Chlodomer, Childebert und Chlotachar, griffen ihn an (523) und besiegten ihn, und Chlodomer ließ ihn, seine Gemahlin und seine Kinder in einen Brunnen werfen; er selbst aber fiel bald nachher im Kampfe gegen den Rest der Burgunden unter Godomar, Sigmunds Bruder. Childebert und Chlotachar teilten nun sein Land, obwohl er zwei Knaben hinterlassen hatte, die unter dem Schutze der Chrotechildis geblieben waren. Die Oheime ließen beide nach Paris kommen und schickten dann der alten Mutter ein Schwert und eine Schere, um so anzufragen, ob die Söhne getötet oder geschoren und in ein Kloster gestoßen werden sollten. „Eher mögen sie sterben", rief Chrotechildis, und in dem Burghofe zu Paris schlachtete sie der blutige Chlothachar mit eigener Hand

*) Der freilich von einer Teilnahme der Sachsen nichts erzählt.

trotz ihrer rührenden Bitten. So herrschte Mord und Verbrechen im Hause der Merovinge. Während dessen hielt sich Godomar noch acht Jahre, ehe er fiel (532). Da besetzten die Franken das Land, und Burgund ward dann neben Austrasien und Neustrien ein dritter Teil des Frankenreichs.

§ 53. In den Todeskampf der Ostgoten in Italien (§ 40) griffen auch die Franken ein, indem sie, nur auf ihren Vorteil bedacht, bald zu den Goten, bald zu den Oströmern hielten. Dabei gewannen sie die Provence und die Teile Rätiens, die einst Theoderich den flüchtigen Alamannen angewiesen hatte (§ 47). Nach dem Falle der Ostgoten (553) kamen auch die Bayern (§ 35) unter ihrem Herzogshause, den Agilolfingern, in ein Abhängigkeitsverhältnis zu den Franken.

Da das Geschlecht der übrigen Söhne Chlodovechs rasch endete und Chlothachar alle anderen überlebte, so kam das ganze große Frankenreich wieder unter einen Herrn (558). Als er starb (561), teilten seine Söhne von neuem, und abermals ward Bruderkrieg und Blutvergießen allgemein im Frankenlande. Die Sitten verwilderten furchtbar: fast keine Volksgeschichte ist an Grausamkeiten, keine Fürstengeschichte an Verbrechen und Blutthaten reicher, als die der Franken und der Merovinge. Vor allen knüpfen sich an die Namen zweier Königinnen, der Brunechildis und Fredegundis, die Erzählungen der wildesten Greuel und Verbrechen. Chilperich und Sigbert, zwei Söhne Chlothachars, hatten zwei Schwestern, westgotische Königstöchter, zu Weibern genommen, Galsuintha und Brunechildis. Chilperich aber hatte zuvor die Fredegundis, eine frühere Gemahlin niederer Herkunft, verstoßen; diese ermordete die Nebenbuhlerin und nahm bei dem schwachen Chilperich ihre Stelle wieder ein. Brunechildis trat zur Blutrache auf für ihre Schwester und reizte ihren Gemahl Sigbert zum Kampfe gegen den Bruder: es folgte eine Reihe von Schlachten und Blutthaten; Fredegundis ließ den Sigbert ermorden, und man traute ihr zu, auch die Mörder ihres eigenen Gemahls Chilperich gedungen zu haben; Brunechildis vergalt der verhaßten Gegnerin die verübten Greuel im reichsten Maße, und erst als fast das ganze Geschlecht sich in gegenseitigem Wüten vernichtet hatte und die greise Brunechildis, die als stolze Vorkämpferin für die Königsgewalt und die Reichseinheit auch die Großen gegen sich hatte, zuletzt nach langer Marter und Verhöhnung am Schweife eines wilden Pferdes zu Tode geschleift worden war, kam mit ihrem Besieger, dem Sohne Chilperichs und der Fredegundis, Chlothachar II., dem Frankenreiche wieder eine friedlichere Zeit. Er beherrschte noch einmal allein das ganze Gebiet, 613 — 622 († 628). Ihm folgten seine Söhne Dagobert und Charibert. Letzterer erhielt in der Teilung nur ein kleines Gebiet von der Garonne bis zur Charente als Königreich Aquitanien: von hier aus aber unterwarf er in siegreichen Kämpfen mit den Basken das Land zwischen der Garonne und den Pyrenäen. Als Charibert 630 starb, wurde sein Besitz wieder mit dem Frankenreiche vereint; doch lockerte sich die Verbindung schnell. Schon im Anfang des 8. Jahrhunderts finden wir Aquitanien fast selbständig unter einheimischen Herzögen, die nicht, wie früher behauptet ward, von den Merovingen abstammten.

Von Dagobert an verläuft die Geschichte der Merovinge zwar ruhiger und weniger blutig, aber es war auch mit der Kraft des Geschlechts vorbei, und die Macht der Könige sank zum Schatten herab neben der ihrer großen Beamten. Die spätere Fabel stellte die Entartung des einst gewaltigen Geschlechts in einem Traumgesicht dar, das schon die Mutter Chlodovechs, die

zauberkundige Basina, ihren Gatten habe sehen lassen: zuerst war ihrem Bunde mit Childerich ein Löwe entsprossen (Chlodovech), dann reißende Bären und Wölfe (seine Söhne und Enkel), zuletzt spielende Hündlein. Wenigstens trifft der Vergleich vollständig zu.

3. Der Staat der Merovinge. Die Kirche.

§ 54. Trotz aller dieser Zerrüttungen und Bürgerkriege erwies sich der fränkische Staat von Anfang an fester und dauerhafter als die anderen Germanenherrschaften bisher. Als Chlodovech den Syagrius besiegt hatte, ließ er zwar der welschen Bevölkerung ihren Grundbesitz, aber teils die Staatsländereien, teils die verlassenen Güter waren so groß, daß er doch sich und die Seinen reichlich bedenken konnte. Nach der Unterwerfung der Alamannen hatte er den Landbesitz ihrer Edelinge und aller Gefallenen ebenfalls als Königsteil für sich genommen und große Domänen (Krongüter) daraus gemacht. Ähnlich waren die Söhne Chlodovechs später in Burgund und Thüringen verfahren. So war ein großer Teil des eroberten Landes Königsbeute und Königseigentum geworden. Freilich hatte der König die einzelnen seines Volkes, die ihm als Krieger zur Eroberung gefolgt waren, ebenfalls mit Landeigentum bedenken müssen. In dem besetzten Gebiet waren Franken angesiedelt; sie saßen auf dem zugewiesenen Anteil als ihrem freien Eigentum. Aber die Ländereien, die dem König persönlich zu eigen blieben, waren doch noch so ausgedehnt, daß er sie unmöglich allein bewirtschaften konnte. Es war von je der deutschen Könige Tugend gewesen, daß sie ihren Getreuen spendeten (§ 16); die Könige der alten Germanen thaten das mit rotem Golde, die Könige der Franken vornehmlich mit Land und Gütern. Wohl ziemte dem Beschenkten Dankbarkeit und Ergebenheit gegen den Spender, aber irrig wäre es, in diese Zeit schon den Begriff des Lehens (vgl. u. § 58) hineinzutragen. Nicht zur bloßen Nutznießung wurden die Güter den Getreuen gelehnt, während dem König das Eigentumsrecht blieb: es waren vielmehr Schenkungen in großartigem Maßstabe, die hier vorgenommen wurden, Schenkungen, die allmählich den König klein und seine Umgebung groß machen mußten. — Das Frankenreich zerfiel in Regierungsbezirke, die Gaue, die gewöhnlich in den germanischen Landesteilen den Volksgemeinschaften (§ 15), in den Gebieten mit römischer Bevölkerung den Stadtgemeinden entsprachen. An der Spitze des Gaues stand der vom König eingesetzte Graf, der mit der Heerführung, der Einnahme der Krongefälle, dem Vorsitz bei Gericht, der Sorge für den Landfrieden betraut war. Unter den Grafen standen die Centenare, d. h. die Vorsteher der Centenen (Hundertschaften), in die diese Gaue*) zerfielen; über den Grafen standen die Herzöge, teils als Oberanführer, teils als Stammesfürsten. — Die Franken hatten sich zum katholischen Christentum gewandt: mithin war die bisherige Geistlichkeit geblieben. Diese bestand, da die Deutschen den Heerdienst vorzogen, zum großen Teil aus Welschen, d. i. römisch redenden, der alten Bevölkerung angehörenden Leuten. Auch sie wurden nicht mit Geld, sondern mit Land besoldet; durch Schenkungen umfassendster Art wurden die Kirchen die größten Landbesitzer. Die höheren Geistlichen, Bischöfe und Erzbischöfe, standen an Macht den Ersten im Reiche gleich. So traten dann auch Welsche (Romanen) in den Rat des Königs und in die Reihen

*) Der Gau fällt also nicht mehr mit der Hundertschaft zusammen. Der Name ist auf die größere Einheit übertragen worden, und die Hundertschaften sind nun Unterabteilungen des Gaues.

der fränkischen Großen und mischten sich mit ihnen. Besonders die Kirche war es, die dadurch, daß sie Land zur Nutznießung an ärmere Freie verlieh, einen neuen Stand schuf, die sogenannten Minderfreien, die sich nicht wenig von dem freien Grundbesitzer unterschieden. Die altgermanische Gemeinfreiheit schwand unter solchen Verhältnissen allmählich mehr und mehr zusammen. Der kleine Eigentümer konnte sich neben dem großen Grundbesitzer nicht behaupten und geriet in eine Art von Abhängigkeitsverhältnis; die Zahl der freien Männer blieb von nun an im Frankenreiche in stetem Abnehmen. Und andererseits kamen die Knechte, die bisher einen besonderen Hof bewirtschaftet hatten oder denen ein solcher für ihre Dienstleistungen beim Herrn gegeben ward, in ihrer Stellung den Minderfreien nahe, bald gleich (Ministerialen).

§ 55. Über allen im Frankenreiche stand der erbliche König. Das vorhandene Königsgeschlecht, in heidnischer Zeit verehrt wegen seiner Abstammung von den Göttern, noch in der christlichen Zeit von einem Schimmer dieses früheren Glanzes umflossen, blieb an der Spitze, bis es ausstarb; dann erst fiel das Wahlrecht dem Volke wieder zu, dann huldigte man nach altgermanischer Weise dem neuen König durch Heben auf den Schild. Der König trug als Zeichen seiner Herrschaft ums Haupt, von dem die Locken lang und ungeschoren herabwallten, einen goldenen Ring; im Kriege trug er ihn um den Helm; in der Hand hielt er die Lanze, im Frieden die Königsgerte, das spätere Scepter, einen langen, weißgeschälten, natürlich gewachsenen Stab. So zog er auf seinem mit Ochsen bespannten Wagen durch das Land, kehrte auf seinen Krongütern (Domänen, Pfalzen) ein und hielt, an erhöhter Stelle sitzend, an jeder Gerichtsstätte selbst Gericht. Dann stand sein zu Hofdienst verpflichtetes Gefolge, die Antrustionen, ihm zur Seite. Aus ihrer Mitte wurden auch die Ämter besetzt, die zur persönlichen Bedienung des Königs da waren: das Amt des Schatzmeisters oder Kämmerers, der die Kleinodien bewahrte; des Marschalkes, der die Pferde unter Aufsicht hatte, auch im Felde Abteilungen führte; des Seneschalkes, des „ersten unter den Knechten“, der wohl die Tafel des Königs besorgte, und des Schenken, der den Wein herbeischaffte und darreichte. Zu diesen vier Ämtern kamen dann noch das des Referendarius oder Kanzlers, der das große Siegel des Königs bewahrte, das des Pfalzgrafen, der nicht wie später selbständig für den König Gericht hielt, sondern dem König oder dem Majordomus, der diesen vertrat, als rechtskundiger Beistand bei seiner höheren Gerichtsbarkeit beigeordnet war, und das des Majordomus, der als Vorsteher des Palastes und Hofes bald der erste von allen Hofbeamten ward. Er gebot den jungen Leuten, die für des Königs Dienst sich vorbereiteten, am Hof wie im Felde, er vertrat den König im Rat und im Gericht, er hatte die Regierung für den Minderjährigen, er hatte die entscheidende Stimme wohl auch bei der Verwaltung des Königsgutes, bei Austeilung und Einziehung von Land.

Die Einkünfte des Königs waren gar verschiedener Art. Zahlreich und weit ausgedehnt waren die Krongüter. Sie brachten aber bares Geld kaum ein, da die vorhandenen Münzen (die bekannteste ist der Goldsolidus = 12—10 Mark) nur selten als Zahlungsmittel gebraucht wurden, auch ein Verkauf des Ertrags bei den damaligen Zuständen, namentlich dem Mangel an Straßen, schwer möglich war. Steuern im strengen Sinne des Wortes zahlten die Franken nicht, wohl aber spendeten sie dem Könige regelmäßige Geschenke, die doch zu einer Art Steuer wurden. Die unterworfenen Völker

mußten dagegen zinsen, und die Zölle, die früher im Römerreiche üblich gewesen waren, behielt man bei und erhob sie von allen Bewohnern des Landes. Ebenso flossen alle Einnahmen, die das Münzrecht abwarf, und die Bußgelder, die von den Gerichten auferlegt wurden, in die königliche Kasse.

§ 56. So war an der ursprünglichen Verfassung der Germanen, wie wir sie aus Tacitus kennen lernten (§§ 14—16), schon manches geändert. Noch bestand der Gau (doch vgl. § 54 Anm.), noch sprachen die Gaugenossen unter dem Vorsitze des Gauvorstandes das Recht, aber den Gauvorstand, den Grafen, ernannte der König, der auch sonst mit einer Machtvollkommenheit ausgerüstet war, wie sie sich mit den alten Anschauungen der Germanen schwer vertragen hätte. Wenn die Wanderungen das Königtum bei den Germanen allgemein gemacht hatten, so diente die folgende Zeit dazu, es zu kräftigen und zu stärken (§ 37). — Von hoher Bedeutung in diesem Staate war jetzt schon die Kirche. Denn wenn sie auch der Staatshoheit unterworfen war — die geistlichen Würdenträger waren Unterthanen des Königs, dem auch bei Besetzung der Stellen die Entscheidung zufiel, und der Zusammenhang mit Rom und dem Papste war sehr gering — so hoben doch die Streitigkeiten und die immer größer werdende Schwäche der Merovinge auch die Kirche zu großer Macht. Es waren namentlich die Welschen, die auf diesem Gebiete ihre Herrschaft auszuüben suchten. Man kann nicht sagen, daß die fränkische Kirche der ihr zufallenden Aufgabe ganz gerecht geworden sei: sie hat sich weder um die Bekehrung der heidnischen Germanen im Frankenreiche ernstlich bemüht, noch der allgemeinen Verwilderung Einhalt gethan; aber sie hielt doch einen Rest der römischen Bildung, hielt die lateinische Sprache fest, und so roh sie selber sein mochte — gegenüber den wilden und grausamen Franken erschien sie als eine Fürsprecherin der Milde und Sittlichkeit. Oft genug bat ein Priester bei einem grausamen fränkischen Herrn für einen gemißhandelten Sklaven, und hier und da rührte das Wort eines Bischofs einen frevelhaften König. Vor allem aber boten die Kirchen den Verfolgten aller Art eine Zuflucht; sie hatten, wie man es nannte, das Asylrecht. Nicht bloß Altar und Tempel selbst, sondern der ganze heilige Bezirk von Höfen, Gebäuden und was sonst dazu gehörte, galt für unverletzlich. Man hätte geglaubt, die Rache des Schutzheiligen, die sich in schreckenden Wundern offenbarte, herauszufordern, wenn man diesen Gottesfrieden gebrochen hätte; lieber belagerte man solch ein Asyl lange Zeit, wie z. B. Chilperich (§ 53) es that, als sein Sohn Merovech sich vor ihm in die Kirche des heiligen Martin von Tours geflüchtet hatte. Besonders dieser Heilige und sein Asyl galten den Franken sehr viel, schon seit Chlodovechs Zeiten. So erlangte die Kirche, wenn auch nur langsam, einen erziehenden Einfluß auf ein Volk, das wohl den Namen Christen, sonst aber schlimmere Sitten als die altgermanischen Heiden hatte.

4. Das Amt des Majordomus in der Familie der Pippiniden. Das Lehnswesen.

§ 57. Das wichtige Amt eines Majordomus (§ 55), das in jedem Hauptteile des Frankenreichs, in Austrasien, Neustrien und Burgund, bestand, verwaltete in Austrasien unter Dagobert I. Pippin der Ältere, ein Mann aus einer vornehmen fränkischen Familie, deren Güter zwischen Maas, Mosel und Roer, also im Herzen Austrasiens, zu suchen sind. Der Einfluß des Majordomus war bereits so groß, daß Grimoald, Pippins Sohn und der Erbe seines Amtes und seines Ansehens, den Versuch machte,

seinen Sohn Childebert auf den Thron der Frankenkönige zu heben. Aber noch überwog bei den fränkischen Großen die Ehrfurcht gegen ihr altes Königsgeschlecht, und Vater und Sohn büßten den Versuch mit dem Leben. Der Mannesstamm Pippins des Älteren war dahin, aber eine seiner Töchter (spätere Nachrichten nennen sie Begga) war mit Ansegisel vermählt, dem Sohne des Bischofs Arnulf von Metz, der an Macht und Einfluß wie an Adel des Geschlechts — auch er war ein Franke, kein Romane — den Pippiniden nicht nachstand. Aus dieser Ehe entsproß Pippin der Mittlere, der die gesamten Güter des Geschlechts erbte und in dem sich immer selbständiger entwickelnden Austrasien die Macht und Stellung eines Herzogs erlangte. Dieser wagte den Krieg gegen den König und den Majordomus von Neustrien, schlug sie bei Tertri in der Nähe von St. Quentin (687), ward dann Majordomus des gesamten Frankenreiches und nannte sich schon Herzog und Fürst (dux et princeps) der Franken. Aber er schonte durch das Beispiel seines Ahnherrn belehrt die königliche Würde der Merovinge und begnügte sich, die königliche Macht zu besitzen. Diese gewann nach seinem Tode sein Sohn Karl, den man später Martell, d. i. der Hammer, nannte, freilich erst nach harten Kämpfen; war er doch nicht einmal von seinem Vater zum Nachfolger ausersehen worden. Gegen seine Stiefmutter, die ihn sogar eine Zeit lang gefangen hielt, gegen die heidnischen Friesen, gegen die Herzöge der vom Frankenreiche abhängigen Völker, der Aquitanier, Alamannen, Bayern und Thüringe, die die Zeit der Verwirrung benutzen wollten sich frei zu machen, mußte er schwere Kämpfe bestehen. Es schien, als sollte mit dem Sinken des merovingischen Königtums auch das Frankenreich wieder in Stämme und Völkerschaften auseinanderfallen. Aber Karl setzte eine neue Gewalt an Stelle des ohnmächtigen Königtums: die Friesen unterwarf er, und wenn es ihm auch nicht gelang, die Alamannen und Bayern in das alte Abhängigkeitsverhältnis zurückzubringen, so erzwang er sich doch auch bei ihnen wie bei den anderen deutschen Völkerstämmen Ansehen, und er und sein Geschlecht waren bald dem Frankenreiche mehr, als ihm die Merovinge je gewesen waren.

§ 58. Die Araber nämlich, von ihrer neuen Religion begeistert, hatten sich, wie wir gesehen haben, im Fluge von ihrer wüsten Halbinsel über Ägypten und Nordafrika verbreitet; von da aus hatten sie 711 das Westgotenreich gestürzt und fast ganz Spanien erobert (§ 41). Schon 720 hatten sie nördlich der Pyrenäen festen Fuß gefaßt, und die Bemühungen des Herzogs Eudo von Aquitanien, gegen Karl seine Unabhängigkeit zu wahren, erleichterten ihnen die weitere Ausdehnung ihres Gebietes. Jetzt griff der Emir Abderrhaman den Eudo selbst an. Besiegt rief dieser Karl zu Hilfe. Zwei jugendlich kräftige Völker, zwei noch in der Entwicklung begriffene Religionen begegneten sich: es mußte die gewaltigsten Folgen haben, ob arabisch-muhamedanisches, ob germanisch-christliches Wesen den Sieg davontragen würde. Karl bot die gesamte Streitmacht des Frankenreichs, vor allem die Austrasier, d. h. die rein deutschen Stämme des Reichs, auf. Unfern von Poitiers kam es 732 zu einer großen Schlacht, die an Furchtbarkeit und Bedeutung kaum jener großen Hunnenschlacht auf den catalaunischen Feldern nachstand: sechs Tage lang lag man gegeneinander, endlich am siebenten behauptete Karl den Sieg: er war der Retter des abendländischen Christentums und der germanischen Selbständigkeit geworden. Später rang er den Sarazenen auch die Gegenden an der unteren Rhone ab, die sie mit Hilfe aufständischer burgundischer Großen lange besetzt

gehalten hatten, indem er Avignon wieder eroberte und sie ein zweites Mal bei Narbonne schlug (737). Aber sie ganz aus Gallien zu vertreiben vermochte er nicht. Erst seinem Sohne Pippin ist das mehr als 20 Jahre später mit der Einnahme von Narbonne gelungen.

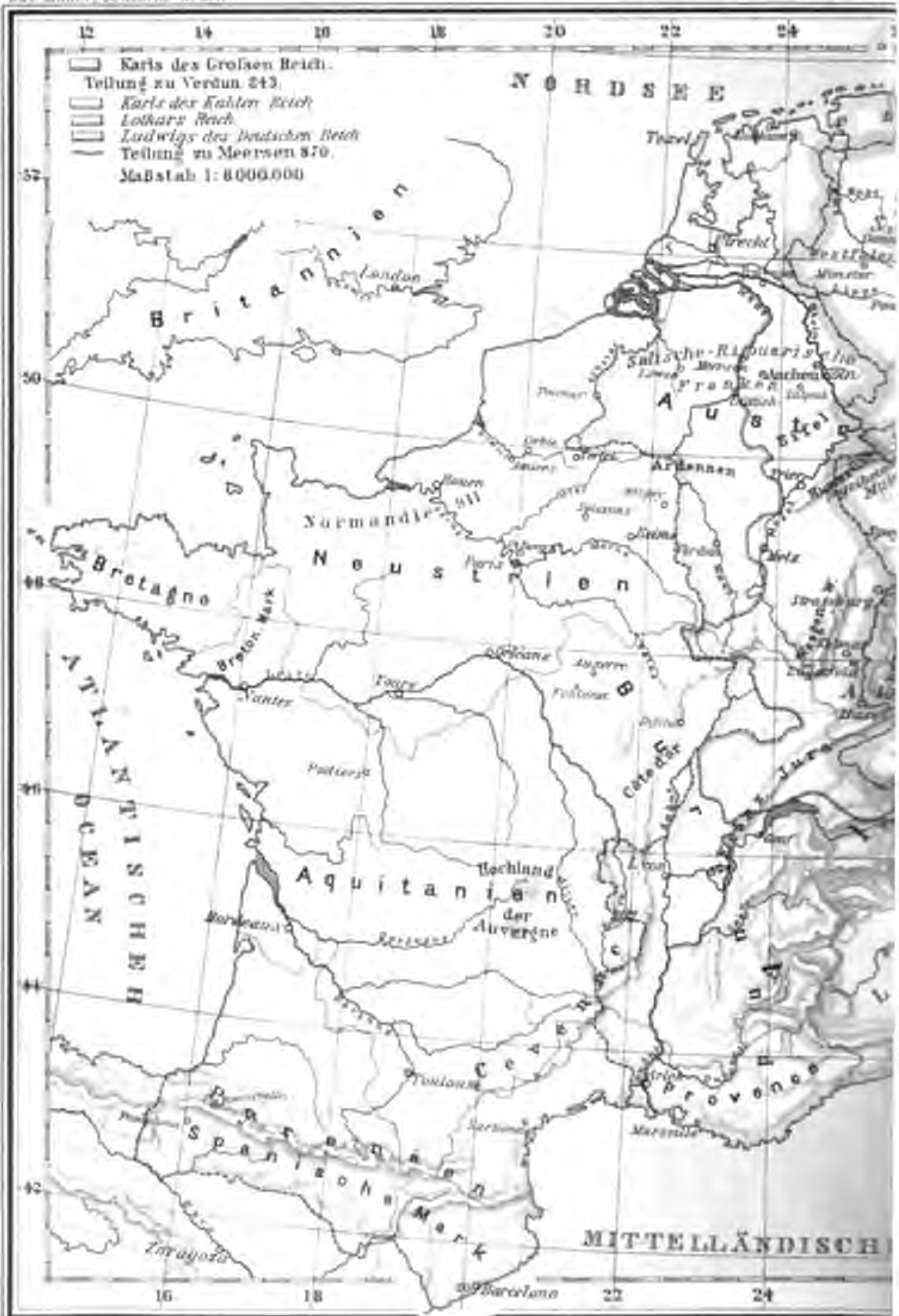
Hier ist der Ort, der Entstehung des Lehnswesens zu gedenken, einer Veränderung im Staate der Germanen, die schon in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts fast vollständig entwickelt war und für die weitere Ausbildung nicht bloß des fränkischen, sondern aller mittelalterlichen Staaten entscheidend gewesen ist. Die Gründe der Neubildung sind zu suchen in dem Aufkommen der Minderfreien (§ 54) und in der Heerverfassung, die auf unentgeltlichem Kriegsdienst beruhte. Die Zahl der Minderfreien und Ministerialen wuchs, ihre Stellung ward weniger mißachtet. Der Freie hingegen, der auf kleinem Gute saß, verarmte bei den häufigen Kriegen, die ihn von Haus und Hof riefen. Kein Wunder, daß es den ärmeren Freien leicht wurde, in eine gewisse Abhängigkeit von den Grundherren (seniores) zu treten. Und als die Majoresdomus, um die Heeresfolge zu vereinfachen, den Grundherrn einen Teil der gräflichen Rechte, namentlich Ausrüstung und Führung ihrer Leute, für ihre Güter übertrugen, da hatte bald jeder Große ein Gefolge von Leuten, die ihm den Treueid, die sog. Kommendation, leisteten. Sie heißen Vassen oder Vasallen (homines). Das Gut, das sie bewirtschafteten, war ihnen nur zu Lehen (beneficium, der Name feudum erst später), d. h. zum Nießbrauch, gewöhnlich auf Lebenszeit, gegeben. Unter der Führung der Grundherrn übten sie wohl die auf dem Grund und Boden haftende Dienstpflicht aus. Solche Grundherrn waren auch die Karolinger. Indem sie nun als Majoresdomus und dann als Könige Krongut und eingezogene kirchliche Güter an ihre früheren Standesgenossen verliehen, gewannen sie sich die Aristokratie des Reichs und ein stets schlagfertiges Reiterheer.

§ 59. Kurz vor seinem Tode teilte Karl Martell († 741) das Frankenreich unter seine beiden Söhne Karlmann und Pippin den Jüngeren. Der ältere, Karlmann, erhielt die deutschen, Pippin die romanischen Lande. Wie mit einem Erbreiche seines Geschlechts verfuhr Karl mit dem Frankenreiche: hatte er doch auch die letzten Jahre seines Lebens ohne König regiert. Erst seine Söhne erhoben in Childerich III. wieder einen merovingischen Schattenkönig auf den Thron. Es war ein hartes, gewaltthätiges Geschlecht, das auch Unrecht nicht scheute, um zum Ziele zu gelangen. So kämpften sie bald gegen Verwandte (z. B. ihren Bruder Grifo), bald beugten sie nacheinander die Herzöge von Aquitanien, Alamannien, Bayern, die ihnen, wie einst ihrem Vater, widerstrebten. Auf die Gewaltthätigkeit folgte dann oft plötzliche Bekehrung und mönchische Buße: so bei Karlmann, der sich aus dem wilden Treiben in das Kloster Monte Casino zurückzog (747). Pippin der Jüngere blieb seitdem an der Spitze sämtlicher Franken.

Er erwarb zunächst die Freundschaft des Papstes. Die Päpste wurden in ihrer Stadt Rom, die dem Namen nach dem oströmischen Reiche unterthan blieb und mit ihrer Umgegend einen Teil des Exarchats bildete, in Wahrheit aber selbständig war, von den Langobarden hart bedrängt. Herren fast des ganzen Italiens (§ 42), trachteten die Langobarden nach dem Besitze Roms, das die erste Stadt der Halbinsel war und blieb. Selbst als sie katholische Christen wurden (§ 43) und in dem Papste ihr geistliches Oberhaupt sahen, blieb die Gegnerschaft bestehen. Damals gefährdete nun eben der Langobardenkönig Aistulf wieder einmal den Papst, Zacharias,

Dav. Müller, Deutsche Gesch.

DAS REICH KARL



Entworfen u. gezeichnet von Fr. Manning 1883

Verlag von Fran

S DES GROSSEN.

Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig

Tables in Berlin.

und drohte Rom dem Langobardenreiche einzuverleiben. Zacharias suchte gegen die Langobarden die Franken und ihren mächtigen Majordomus, Pippin, zu Freunden und Beschützern zu gewinnen. Pippin aber ließ ihn fragen, ob es zu billigen wäre, daß derjenige König sei, der müßig zu Hause sitze und nicht derjenige, der die Mühen und Gefahren der Regierung trage. Papst Zacharias entschied zu Pippins Gunsten und heiligte durch sein kirchliches Ansehen die Entsetzung des letzten merovingischen Königs. Doch scheinen auch die fränkischen Edeln jetzt zum Abfall von ihrem König williger gewesen zu sein als ehemals. Pippin nahm also die Krone (751); nach des Papstes Auftrag salbten ihn die großen Bischöfe des Frankenreichs, und das Frankenvolk hob ihn nach alter Sitte jubelnd auf den Schild. Dem letzten Meroving, Childerich III., schor man die Königslocken und schickte ihn ins Kloster.

§ 60. So hatte Pippin ein neues Königtum der Franken gegründet — mit Hilfe des Papstes. Bald konnte er sich diesem dankbar erweisen. Auch des Zacharias Nachfolger, Stephan II., kam in Streit mit dem Langobardenkönige; er reiste zu Pippin nach St. Denys, vollzog noch einmal selbst die Salbung an ihm und seinen Söhnen Karl und Karlmann und ernannte den Frankenkönig zum Patricius von Rom, sprach ihm also eine Art Schutzherrschaft über Rom und die Kirche zu. Dann führte ihn Pippin auf einem siegreichen Heereszuge gegen die Langobarden nach Rom zurück (754) und nahm 756 auf einem zweiten Feldzuge den Langobarden das Exarchat und die Pentapolis (den Küstenstrich von der Pomündung bis gegen Ancona, nach Norden und Westen vom Reno und dem Apennin begrenzt), Gebiete, die die Langobarden erst kürzlich dem griechischen Kaisertum (§ 42) entrissen hatten, und schenkte sie, vielleicht auch nur einzelne Städte, wie Ravenna, und einzelne Gerechtsame in diesen Gebieten, dem heiligen Petrus, d. i. der römischen Kirche, „die hier für das römische Reich in Italien eintrat.“ Pippin herrschte kräftig über das Frankenreich bis zu seinem Tode (768).

5. Das Christentum bei den Deutschen. Bonifatius.

§ 61. Bei der zunehmenden Verwilderung, der die Germanen durch ihre Wanderzüge, ihr Heerleben und durch die Bekanntschaft mit den Lastern und Genüssen der entarteten Römerwelt anheimfielen, bedurfte es einer neuen und höheren Kraft, die die Gemüter erhob, um den Völkerstamm, der von der Vorsehung zu großen Dingen berufen war, vor dem Verderben zu retten. Diese Macht war das Christentum, das allmählich die innigste Verbindung mit dem deutschen Geiste einging. Zwar waren die germanischen Stämme im Verlaufe ihrer Wanderungen fast alle ihrem Bekenntnisse nach bereits Christen geworden. Aber der neue Glaube hatte ihre Sitten bisher wenig berührt und geändert, und am wenigsten war dies bei den Franken der Fall, wie wir zur Genüge gesehen haben. Erst langsam und nur in der bestimmt ausgeprägten Form der römisch-katholischen Kirche begann er seinen Einfluß zu üben. Auch hierbei ging die kräftigste Wirkung von dem rein und unvermischt gebliebenen Deutschland auf das gesamte Frankenreich aus.

Das innere Deutschland, d. h. das von Alamannen, Bayern, Thüringen, Sachsen und Friesen bewohnte Land, nahm nur geringen Teil an den Umwandlungen, welche die germanischen Stämme erfuhren, die sich im römischen Reiche Wohnsitze gesucht hatten. So war auch das Christentum bis gegen das 6. Jahrhundert hin noch nicht hierher gedrungen. Es waren vornehmlich Missionare von Irland, jener fernen Insel, die damals wegen des christlichen Eifers ihrer Bewohner eine Insel der Heiligen ge-

nannt ward, die sich aufmachten, diesen Stämmen den neuen Glauben zu predigen. Die keltischen Iren — das frühe Mittelalter nennt sie Schotten — hatten das Christentum früh, schon im 5. Jahrhundert, empfangen, hatten aber mit Rom und dem Papste wenig oder gar keinen Zusammenhang und hatten mithin auch nicht die streng geordnete Verfassung, in der später die katholische Kirche auftrat. Die Männer, die auszogen, trieb die schlichte, innige Liebe zu Christus hinaus in die Fremde zu ihrem heiligen Werke. Viel Gutes haben sie geschaffen, aber leider fehlte die einheitliche Leitung, die allein große Erfolge verbürgt. Wohl der thätigste dieser Missionare ist der heilige Columban, der zuerst in dem Wasgenwald im Königreich Burgund das Kloster Luxeuil gründete, von dort aus die christliche Lehre verbreitete und, wie er den wilden Boden urbar machte, so auch in die wilden Gemüter des Volkes die Lehre Christi zu pflanzen suchte. Die gewaltthätige Königin Brunechildis (§ 53) vertrieb ihn von dort. Er begab sich dann an den Bodensee. Noch lag hier alles Land weit und breit als Wald und Wüste, wozu es durch die Züge der Völkerwanderung geworden war. Hier, wo dann Bregenz wieder erstand, predigte er den wilden Bewohnern des Landes, während seine Genossen deren Götzenbilder zerschlugen. Dann wanderte er selber über die Alpen, aber einer seiner Schüler, der heilige Gallus, der auf der Reise krank zurückgeblieben war, gründete mitten in der Wildnis an der Steinach das Kloster St. Gallen. Columban starb bei den Langobarden im Kloster Bobbio am Apennin (unweit der Trebia). In ähnlicher frommer und demütiger Weise wirkten auch eine Anzahl Franken, so der heilige Fridolin im Kloster Säckingen am Rhein, der heilige Pirmin, Stifter des Klosters Reichenau auf einer Insel im Bodensee, und der heilige Emmeram im Bayernland; dagegen war der heilige Kilian, der in Ostfranken, in der Gegend von Würzburg, thätig war, ein Schottenmönch. Die beiden letzteren sind Märtyrer ihres Glaubens geworden.

§ 62. Aber diese irischen und fränkischen Missionen streuten nur hie und da den Samen des göttlichen Wortes aus, und an vielen Orten ging die Saat nicht auf oder trug nur wenig Frucht: wirklich bezwungen ward das Heidentum erst, als sich die Angelsachsen des Bekehrungswerkes annahmen. — Als nämlich dieses Volk Britannien erobert, hatte es sein altgermanisches Heidentum wieder auf die bereits christliche Insel gebracht und festgehalten (§§ 30. 37). Erst anderthalbhundert Jahre nachher fand das Christentum Eingang. Der Papst Gregor der Große, 590—604 (§ 43), den einst die Schönheit und Unschuld gefangener angelsächsischer Jünglinge, die in Rom als Sklaven verkauft werden sollten, zu christlichem Mitleid gerührt haben soll, betrieb die Bekehrung der Angelsachsen. Ethelbert von Kent, ihr Oberkönig, war mit einer merovingischen, mithin katholischen Königstochter vermählt. Dieser nahm eine zahlreiche Mission, die Gregor sandte, günstig auf, und allmählich bekehrten sich alle Königreiche der Insel (§ 30). Bald ergriff nun die Angelsachsen ein Missionseifer, wie ihn bisher kein anderes germanisches Volk besessen hatte, und zwar richtete sich ihre Thätigkeit auf die noch unbekehrten deutschen Stammesbrüder. Es waren Männer edler Abkunft, zum Teil sogar von königlichem Geschlecht, die sich dem frommen Berufe weihten. Sie faßten zunächst die Friesen ins Auge, die an der Küste ihnen gegenüber wohnten und in der Sprache ihnen so nahe standen, daß es keines Dolmetschers zwischen ihnen bedurfte.

§ 63. Die Friesen waren ein freier, nach altgermanischer Weise in kleinen Gemeinwesen lebender Stamm. An der Spitze aller Abteilungen

des Stammes finden sich bis auf Karl Martell Herzöge; dann verschwindet jeder Anhalt, daß die Gaue untereinander in Verbindung standen. Ihre Wohnsitze zogen sich von den Scheldemündungen fast den ganzen Nordseestrand entlang bis ins nördliche Schleswig; nur von der Weser bis zur Eider hin rührten die Sachsen unmittelbar ans Meer. Vor diesem Strande lag damals noch ein Kranz meist großer Inseln, die heute vor dem stürmisch andrängenden Meere fast schon zu Trümmern geworden sind, vom Texel an bis zur Insel Sylt im Norden. Diese Inseln bewohnten sie; außerdem hatten sie den besten Teil ihres Landes der See abgerungen und mußten ihn im beständigen Kampf mit ihr behaupten. Deiche, mit Recht von ihnen ein goldner Ring, geldene hôp, genannt, schützten das Land gegen die regelmäßige Wiederkehr der Flut; dahinter lebte in seinen Marschen der freie Friese, dessen Hauptreichtum seine Herden waren. Doch befuhr er auch auf seinen kleinen Schiffen die gefahrvolle Nordsee. Seit der Zeit Pippins des Mittleren (§ 57) strebten die großen fränkischen Majoresdomus, auch dieses Volk, das ein unruhiger Nachbar war, zu unterwerfen. Karl Martell hatte seine ersten, nicht immer glücklichen Kämpfe mit Friesen zu bestehen (§ 57). Gelang es ihm nun auch bald, die Grenzbezirke zu unterwerfen, so mußte doch eine vollkommene Herrschaft über das Volk der Friesen so lange unmöglich erscheinen, als der Gegensatz des Heidentums und Christentums Friesen und Franken schied. Darum unterstützte Karl Martell, wie schon vorher sein Vater Pippin, noch mehr aber Pippin der Kurze mit allen Kräften die angelsächsischen Missionare. Eben deshalb aber erschien das Christentum den Friesen, wie später auch den Sachsen, als gleichbedeutend mit Unterwerfung und Knechtschaft. Namentlich die Herzöge der Friesen, Ratbod und Poppo, waren Pippins des Mittleren und Karl Martells erbittertste Gegner. Der bedeutendste der Missionare war Willibrord, dem aber schon andere wie Wilfrid und Wigbert vorausgegangen waren. Willibrord wirkte mit Erfolg, und für ihn gründete Pippin und befestigte Karl Martell das Bistum Utrecht als Stützpunkt der friesischen Mission.

§ 64. Gleichzeitig mit Willibrord war auch ein Jüngling aus edlem Geschlecht, Winfrid, mit kirchlichem Namen Bonifatius genannt, geb. um 680 zu Kirton in Devonshire, den schon früh eine tiefe Neigung zu klösterlichem Leben und zur Mission geführt hatte, in Friesland thätig. Er kam gerade dahin, als durch Ratbod die heftigste Christenverfolgung erregt war, und arbeitete Jahre lang fast fruchtlos. Da entschloß er sich, ein anderes Arbeitsfeld zu suchen, vor allem aber mit dem Papste in Verbindung zu treten, in dem er, wie alle Angelsachsen, bereits das Haupt der ganzen Kirche verehrte. Er reiste nach Rom, und hier bestimmte ihn der Papst zur Mission unter den inneren deutschen Stämmen. Im Sommer des Jahres 719 ging er durch das Langobardenreich und Bayern nach den Maingegenden, mehr um Land und Leute kennen zu lernen, als zum ernsten Beginn seiner Missionsthätigkeit. Denn bald darauf finden wir ihn wieder in Friesland, wo er drei Jahre neben Willibrord erfolgreich wirkte.

§ 65. Auf der Rückreise nach dem inneren Deutschland ging er über Trier in das rheinische Frankenland, wo noch viel Heidentum bestand, und lehrte besonders bei den Hessen. Hier gründete er als Stützpunkt seiner Arbeit das Kloster Amöneburg im oberen Lahngebiete. Dann ging er zum zweitenmal nach Rom, ward hier 722 zum Bischof geweiht und mit neuen Empfehlungen an Karl Martell versehen. Er dagegen verpflichtete sich dem Papste mit einem Eide, alles, was er bekehren würde, unter Roms

Gehorsam zu stellen. Fortan trat er als Kirchenfürst in Deutschland auf, demütig zwar und doch gewaltig; zahlreiche Missionare, besonders Angelsachsen, wirkten unter ihm. Zunächst wandte er sich nach Hessen. Bei Geismar unweit Fritzlar a. d. Eder stand eine heilige, dem Thor (nach anderen dem Wodan) geweihte Eiche. Bonifatius fällte sie mit eigener Hand; sie fiel vor den Augen des erschrockenen Volkes, das sich nun scharenweise taufen ließ. So ward ganz Hessen, dann auch Thüringen bekehrt und Bayern im Christentum befestigt und geläutert. Bonifatius brachte die römische Ordnung der Kirche nach Deutschland; schon seit 732 Erzbischof, gründete er Bistümer als Mittelpunkte großer Sprengel (Diöcesen), in die das Land geteilt wurde. In Bayern ordnete er die Bistümer Salzburg, Freising, Regensburg und Passau; in Franken Eichstädt und Würzburg; in Hessen Büraburg bei Fritzlar a. d. Eder und in Thüringen Erfurt.*)

§ 66. An allen diesen Bischofssitzen erhob sich zunächst eine Kirche, daneben die bischöfliche Pfalz. Die Kirchen, anfänglich aus Holz, wurden später groß und prächtig gebaut, es wurden Dome (Kathedralen); um die bischöfliche Pfalz siedelten sich Handwerker an, meist unfreie Leute, aber auch Freie und Edele zogen zu: so entstand um einen Bischofssitz bald eine Stadt. Bonifatius ist mithin nicht bloß ein Lehrer des Christentums für Deutschland, er ist auch der Gründer einer bürgerlichen Ordnung, der Verbreiter größerer Kultur. — Auch Klöster gründete er oder seine Schüler, meist in fruchtbarer Gegend, die man erst urbar machte. Genannt zu werden verdient namentlich die Lieblingsgründung des Bonifatius, Fulda. Von den Klöstern, die alle der Regel des Benedikt von Nursia, des Stifters von Monte Casino (529), folgten, verbreitete sich Kultur des Bodens weit umher, sie waren die Stütze der Armut, die gastlichen Herbergen für Pilger und Wanderer und vor allem die Pflegestätten der Bildung, da die Mönche nicht bloß Handarbeit trieben, sondern auch Bücher abschrieben und so vervielfältigten.

Nach Karl Martells Tode gewann Bonifatius durch dessen Nachfolger Karlmann und Pippin auch Gelegenheit, die fränkische Kirche, die dessen dringend bedurfte, zu reformieren. Engerer Anschluß an Rom ward auch hier bewirkt. Bonifatius selbst lenkte als Legat oder Vicarius des Papstes die ganze deutsche Kirche. Dem Papste unterthan, doch nicht knechtisch, denn er rügte und tadelte ihn mit Freimut, wo es nötig war, mit Königen und Fürsten in Freundschaft, doch auch zu ihnen wie ein geistlicher Vater redend, war er in seiner mehr als fürstlichen Stellung in der That der gute Stern Deutschlands, der Apostel der Deutschen, wenngleich nicht mehr in dem einfachen Sinne des ersten Christentums. Wie der Deutsche sich einst der Ordnung, Majestät und Herrlichkeit des römischen Reiches ehrfürchtig gebeugt hatte, so beugte er sich jetzt der Ordnung, Majestät und Pracht der römischen Kirche. Nur die Sachsen wehrten dem Christentum den Eintritt: die Missionare, die sich zu ihnen wagten, wie die beiden Ewald, wurden erschlagen.

§ 67. Noch war auch ein Teil der Friesen unbekehrt. Bonifatius, jetzt mehr denn 70 Jahre alt, achtete sich nicht zu hoch noch zu bejahrt, um noch einmal das Werk seiner Jugend aufzunehmen. So reiste er, nachdem er sein

*) Beide letztere traten nicht in Kraft. An ihrer Statt wirkten die Klöster Fulda und Hersfeld, die unter Mainz gestellt waren. — Die Geistlichkeit, die zu einem Dom gehörte, bildete das Domkapitel; aus dessen Mitte ging, bald durch gemeinschaftliche Wahl, bald durch Ernennung des Landesherrn, der Bischof hervor. Mehrere Bistümer zusammen bildeten dann später den erzbischöflichen Sprengel.

Erzbistum Mainz an seinen Schüler Lullus abgetreten hatte, den Rhein hinab: aber voll Todesahnung bereitete er zuvor das Leichentuch, in das er gehüllt sein wollte. Er predigte den Friesen mit gutem Erfolg. Sein Zelt stand zu Dokkum an der Bordaa, als eine wilde Schar heidnischer Friesen, die man zuerst für Bekehrte hielt, die zur Taufe kämen, aus dem Walde brach. Bonifatius verbot seinen Begleitern jeden Widerstand und fiel, das Evangelienbuch über das Haupt haltend, unter den Äxten der Mörder (754). Sein Leichnam ward von seinen herbeiströmenden Anhängern nach Utrecht, von da nach Mainz, später nach Fulda gebracht. Auf Deutschlands Entwicklung hat vor Karl dem Großen niemand einen gewaltigern Einfluß geübt als dieser Mann.

6. Karl der Große. 768—814.

§ 68. Nach Pippins Tode (768) folgten in dem bereits befestigten neuen Königtume seine beiden Söhne Karl und Karlmann, unter die der Vater das Reich geteilt hatte: Karl hatte die nördliche Hälfte inne, Karlmann die südliche. Neben der gewaltigen Persönlichkeit seines Bruders tritt jedoch Karlmann völlig zurück. — Schon Pippin hatte die ganze Macht des Reiches streng in seiner Hand zusammengefaßt. Nur noch Aquitanien (§ 53), die Bretagne (§ 48) und Bayern (§ 53) standen unter ihren Volksherzögen, alle übrigen Teile des Reiches wurden durch Grafen (§ 54) verwaltet. Und in Aquitanien ward Hunald, der letzte Herzog, 769 von Karl gefangen genommen, die Herzogsgewalt beseitigt, die Verwaltung des Landes Grafen übertragen. Es war Karl allein, der hier die neue Ordnung schuf. Karlmann nahm an dem Kampfe keinen Teil; er war auch sonst mehr ein Gegner denn ein Gehilfe Karls — ein Glück, daß er schon nach drei Jahren starb. Mit dem Jahre 771 beginnt dann die Alleinherrschaft Karls.

§ 69. In Karl — dem Großen, wie ihn die Geschichte mit Recht zubenannt hat — war der Begründer der staatlichen Ordnung für die Germanenwelt erschienen. Seine Lebensaufgabe war, alle deutschen Stämme in den einen fränkischen Reichsverband und in die eine christliche Kirche zusammenzufassen. Dem besten Teile nach hat er sie gelöst, und so hat er der nachfolgenden Zeit, ja dem ganzen Mittelalter das Gepräge seines Geistes aufgedrückt. In niemandem stellt sich die echt deutsche Art der alten Zeit so herrlich dar als ihn ihm. Als er die Krone erhielt, zählte er erst sechsundzwanzig Jahre, stand also in der Kraft und Blüte der Jugend. Er war von gewaltiger Körpergröße, eine Heldengestalt, und von nicht minder gewaltiger Körperkraft, so daß er beim fröhlichen Weidwerk den Kampf mit dem wilden Auerochsen in den Ardennenwäldern wie ein Spiel aufnahm, überhaupt von jener Lust an Krieg und Gefahr, wie sie den abenteuernden Königen der Völkerwanderung eigen gewesen ist, in den gewichtigen Dingen der Welt von jener Härte und Rücksichtslosigkeit, die noch keinem großen Manne gefehlt hat, und ebenso im kleinen Leben des Hauses und des täglichen Verkehrs von jener Milde, Heiterkeit und Frische des Gemüts, die so gerne Gefährten echter Größe sind. Alle diese Eigenschaften hatte er mit seinem Volke gemein; was ihn aber über dieses erhob, das war der weitschauende Geist, der dem alten Römertum das Vorbild eines weltumfassenden Staates abgelernt hatte und der dies Muster ohne knechtische Nachahmung dem so ganz andern germanischen Wesen anzupassen wußte. Und zwar ist dieser Geist, der sich in ihm offenbarte um so wundervoller, als niemand nachweisen kann, wie er sich gebildet, wer ihn so gelehrt und erzogen hat; aus dem Dunkel seiner Zeit geht er, im eignen Lichte leuchtend, auf.

§ 70. Als Karl Alleinherrscher geworden war, unternahm er sofort einen Eroberungskrieg gegen die Sachsen. Damit dieser größte von allen Kriegen, die Karl geführt hat, im Zusammenhang dargestellt werden kann, mag der kurze Kampf mit den Langobarden, der, in die ersten Jahre des Sachsenkrieges fallend, das Langobardenreich dem fränkischen einverleibte, hier zuerst erzählt werden.

Karl war wie sein Bruder mit einer Tochter des Langobardenkönigs Desiderius vermählt gewesen, obwohl der Papst sich mit diesem Bunde von Anfang an sehr wenig zufrieden gezeigt hatte, hatte aber seine Gemahlin bald verstoßen und sie ihrem Vater, dem Könige Desiderius, heimgesandt. Als Karlmann starb, hinterließ er zwei Söhne, die Karl mit Umgehung des strengen Rechts, wenngleich nach alter Frankensitte und mit Zustimmung des gesamten Volkes, von der Erbfolge ausschloß. Mit diesen Kindern floh Karlmanns Witwe zu ihrem Vater Desiderius, und dieser erkannte die Söhne Karlmanns als Frankenkönige an und verlangte vom Papste Hadrian, daß er sie als solche salben sollte. Der Papst aber hielt wie seine Vorgänger zu dem mächtigen Gebieter des Frankenreiches und weigerte sich, dies zu thun. Dafür bedrängte Desiderius ihn in Rom. Der Papst rief nun Karl um Hilfe an. Durch Verhandlungen ließ sich Desiderius nicht bewegen, dem Papste die entrissenen Gebiete zurückzugeben; da sammelte der Frankenkönig in Genf ein großes Heer, und noch im selben Jahre (773) überstiegen seine Scharen in zwei Heersäulen den Mont Cénis und den großen St. Bernhard. Desiderius flüchtete sich vor dem „eisernen Karl“ in seine feste Hauptstadt Pavia. Karl aber besetzte mit Hilfe einer päpstlich-fränkisch gesinnten Partei den ganzen Norden Italiens. Dann wandte er sich nach Rom, wo ihn der Papst wie einen Erlöser empfing: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ so tönten ihm die Lobgesänge entgegen. In St. Peters Dom feierte er das Osterfest (774) mit großer Andacht und Pracht. Im Frühling eroberte er dann Pavia, schickte den Desiderius samt seiner Gemahlin und einer Tochter ins Kloster — was aus Karlmanns Söhnen geworden ist, wissen wir nicht — und ließ sich von den Langobarden als ihrem Könige huldigen, ohne ihnen jedoch ihr eigenes Recht und ihre Herzöge zu nehmen. Karl herrschte aber nur bis zum Garigliano; von da an gen Süden, von einem Meer zum andern, im Herzogtum Benevent, blieben unter Arichis freie Langobarden, die die Gesandten Karls mit Falken auf der Faust stolz und prächtig auf der Treppe ihrer Burg empfingen; von goldenem Stuhle erhob sich der Herzog, und leistete — mehr, so schien es, um eine Ehre zu erweisen, denn aus Furcht — Schwur und Gehorsam, womit sich Karl begnügte. Ebenso ward Venedig (§ 42) den Franken nicht unterthan. Auch des Desiderius Sohn Adelchis beugte sich nicht, sondern ging lieber ins Elend. Er war, wie ihn die Sage beschreibt, ein starker Jüngling, der in der Schlacht mit eiserner Stange seine Feinde niederschlug und der einst unerkannt zu Pavia in dem ehemaligen Palaste seines Vaters sich mit Karl zu Tische setzte, Hirsch- und Rinder- und Bärenknochen wie Hanfstengel brach und das Mark daraus trank, wie es der Löwe thut bei seinem Mahle; zu spät erfuhr Karl, wer der Gast gewesen war.*) Als später zu Gunsten dieses Adelchis Aufstände aus-

*) Da sprach einer seiner Ritter: „Wenn Du mir, o Herr, Deinen Armring gäbest, so getraute ich mir, ihn lebend oder tot zu bringen“, und so lief er dem Adelchis nach. Dieser war im Schiff den Ticino hinabgefahren. Jener ereilte ihn, hielt die Spangen hoch und winkte ihn zum Ufer: Karl sende ihm ein Gastgeschenk nach. Arglos ruderte Adelchis heran; da fiel's ihm auf, daß jener ihm die Geschenke auf der Spitze des Speeres reiche.

brachen, kam Karl zum zweiten- und drittenmal nach Italien (776, 781), und von der Zeit an wurden die Langobarden unter Grafen gestellt wie das ganze Frankenreich, und das Lehnswesen trat auch hier in Kraft, wodurch besonders die Geistlichkeit großen Güterbesitz und Einfluß erhielt. Wie wenig Italien gleichwohl im Frankenreiche aufging, beweist am besten der Umstand, daß Karl sich veranlaßt sah, seinen Sohn Pippin, (so lange er unmündig war, unter Leitung des Adalhard und Angilbert) zum Unterkönig von Italien zu machen, wie er denn auch den Titel eines Königs der Langobarden stets neben seinen anderen Titeln führte.

§ 71. Die Sachsen (§ 24) waren das einzige deutsche Volk des Festlands, das sich bisher der Macht des Frankenreiches und der Einwirkung des Christentums ganz entzogen hatte und in alter Selbständigkeit fortlebte. Sie zerfielen in drei Stämme, die Westfalen (im Gebiet der Ems, der Lippe, Ruhr und Sieg), Engern (Angrivarier, § 9, zu beiden Seiten der Weser) und Ostfalen (von der Leine bis zur Elbe), zu denen als vierter noch die Nordalbinger (nördlich von der unteren Elbe bis zur Eider) gerechnet werden können. Bei Opfer und Rat, in Gericht und im Krieg ließen sie sich von ihren Edelingen leiten; sonst bildeten hier freie Männer, Frilinge, die Markgenossenschaften und Gaugemeinden (§ 15). Ob sich wirklich die Freien aller Gaue jährlich einmal zum gesamten Volksthing in Marklo an der Weser versammelten, ist sehr zweifelhaft. Da sie ihr Gebiet meist erobert hatten, standen unter den Frilingen zahlreiche Liten (§ 15), die einen dritten Stand bildeten, und endlich noch Leibeigene, die rechtlos in der Gemeinde lebten. — Die Sachsen waren wilden, freiheitstrotzigen Charakters; von ihren Feinden wurden sie grausam und treulos genannt. An den Grenzen waren sie gefährliche Räuber und dadurch lästige Störer der Ordnung und des Friedens im Frankenreiche. Es war eine Notwendigkeit für Karl, dies Volk zu unterwerfen und zum Christenglauben zu bringen. Daher war, wie schon gesagt, der Sachsenkrieg seine erste große Unternehmung und blieb die Hauptaufgabe seines Lebens. Schon 772 auf dem Maifelde zu Worms ward der Krieg beschlossen. Der erste Angriff galt den Engern. Karl zerstörte einen ihrer festen Sitze, die Eresburg (bei Stadtberge, jetzt Marsberg, an der Diemel), und brach ihr Heiligtum, die Irminsäule im Osninggebirge; ja er zog bis zur Weser, und soweit er kam, unterwarfen sich die Sachsen und gelobten Treue. Als Karl aber in den folgenden Jahren gegen die Langobarden zu Felde zog (§ 70), erhoben die Sachsen sich wieder insgesamt. Vor allem entflammte sie ihr Führer (Herzog) Widukind, der, erlaucht an Geschlecht und reich durch weiten Besitz, großen Einfluß auf das Volk übte und von dessen Kühnheit und Schlauheit noch heute Sagen und Lieder in Westfalen erzählen. Nach zwei neuen Feldzügen jedoch schien Karl am Ziele. Auf sächsischem Boden, zu Paderborn, hielt er 777 das Maifeld, und die sächsischen Edlen kamen, gelobten Treue und versprachen, das Christentum ungehindert predigen zu lassen. Doch hatte Widukind nicht geschworen, sondern befand sich flüchtig

Alsbald warf er den Panzer über und den Schild vor: Wenn Du mir auf der Schneide des Speers Geschenke bietest, so will ich sie auch auf der Schneide des Speers empfangen." So nahm er sie und tauschte dann, zu stolz, um sich von Karl etwas schenken zu lassen, seinen Armring dagegen. Diesen und nicht den Adelchis brachte der Ritter heim; als ihn aber der König anlegen wollte, fiel er ihm weit über den Arm bis auf die Schulter herab; da sprach Karl: „Es ist nicht zu verwundern, daß dieser Mann so gewaltige Kräfte hat."
(Nach Grimms Sagen und dem Chronicon Novaliciense [Kloster Novalese im Thal von Susa]).

bei den stammverwandten, gleichfalls noch heidnischen Dänen. Kaum hatte Karl das Land der Sachsen verlassen (§ 74), da kehrte Widukind zurück, und der Kampf begann von neuem. Neue Züge Karls trieben Widukind wieder in die Fremde und die Sachsen zu erneuter Unterwerfung; schon übertrug Karl fränkische Einrichtungen zu den Sachsen, schon erscheinen sächsische Edelinge als seine Beamten. Ein Maifeld, das er an den Quellen der Lippe hielt (782), ließ ihn hoffen, daß der Kampf beendet sei. Noch in demselben Jahre bot er zur Unterwerfung der östlich von der Saale wohnenden Sorben auch die Sachsen mit auf. Aber diese wandten sich, obwohl sie kurz zuvor aufs neue Treue gelobt hatten, statt gegen die Sorben gegen das Frankenheer und vernichteten es samt seinen Feldherren am Süntel (zwischen Weser und Leine). Karl eilte herbei und glaubte durch ein großes Blutgericht die Gemüter schrecken zu können: zu Verden an der Aller soll er 4500 Sachsen die Köpfe haben abschlagen lassen. Aber gerade diese blutige Strenge empörte die Sachsen; wie einst Armin die deutschen Stämme zum Kampfe gegen die Römer entflammte, so flog jetzt Widukind von Gau zu Gau und rief zu den Waffen. Karl hatte nun erst hart zu kämpfen, doch er siegte. Dem Treffen bei Detmold folgte die entscheidende Schlacht an der Hase (783), und nun endlich kam Widukind und bot Treue und Unterwerfung. Zu Attigny in Frankreich (zwischen Sedan und Reims) empfing er die Taufe (785). Der Sage nach schlich er verkleidet in das Winterlager der Franken, das Karl 784 zum erstenmal im Sachsenlande hielt, und ergriffen von der Hoheit des Frankenkönigs und der Herrlichkeit des christlichen Gottesdienstes beugte er sein trotziges Gemüt. Damit war dem Widerstande der Sachsen die Seele genommen. Aber in einzelnen Aufständen glühte er noch immer fort. Als bei Gelegenheit des Avarenkrieges wegen der drückenden Heeresfolge und des an die Kirche zu entrichtenden Zehnten nochmals eine Erhebung erfolgte, ließ Karl viele Sachsen, zunächst wohl als Geiseln, nach fränkischen Landen abführen. Die Wiederholung dieser Maßregel bei neuen Aufständen und bewaffnete Züge Karls durch die Sachsengaue genügten von nun an, um deren Bewohner in Frieden und Gehorsam zu halten. Wohl schon 782 war ein Kapitulare erlassen worden, das 797 zu Aachen in manchen Punkten etwas gemildert ward. Danach wurde bei den Sachsen der Heerbann eingeführt und das ganze Gebiet unter die fränkische Verfassungsform gestellt (§§ 82. 83); allgemeine Versammlungen außer den vom Grafen gehaltenen Gerichtstagen wurden verboten, die christliche Kirche und ihre Diener durch strenge Verordnungen geschützt. Im Jahre 804 erfolgte dann die letzte Wegführung von angeblich 10000 Sachsen (von der Unterelbe) mit Weib und Kind in fränkische Gegenden, während in ihren Sitzen diesseits der Elbe Frankenkolonien angelegt, die überelbischen Gegenden den Abodriten überlassen wurden. Die Dänen, die die Feindseligkeiten gegen die Franken fortgesetzt hatten, verstanden sich endlich auch zum Frieden, und seit 810 war die Eider die Nordgrenze des Frankenreiches.

§ 72. Da das Christentum mit der Herrschaft eines fremden Stammes und mit blutiger Strenge kam, so hatte der Sachse es gehaßt wie die Knechtschaft selbst. Auch daß er, der freie Mann, der Kirche den Zehnten, also eine Abgabe, zahlen sollte, hatte ihn empört. Karl mußte deshalb Sorgfalt anwenden, daß der neue Glaube fest einwurzele, und erreichte dies nach der Weise des Bonifatius (§ 65) durch Gründung von Bistümern. So entstanden unter ihm und seinem Sohne folgende Bistümer im Sachsenlande:

in Westfalen **Münster** und **Osnabrück**, im Lande der Engern **Paderborn**, **Bremen** (gegründet 787), **Minden** und **Verden**; weiter nach Osten **Hildesheim** und **Halberstadt**. Auch aus diesen Bischofssitzen erwuchsen im Laufe der Zeit blühende Städte. Die Sachsen aber, die erst nach so hartnäckigem Widerstreben den Christenglauben aufgenommen hatten, gewannen ihn bald lieb, und kaum ein Menschenalter nach ihrer Unterwerfung ging aus ihrer Mitte das innige Gedicht vom Heiland, **Heliand**, hervor, das in ihre Sprache, das alte Niederdeutsche oder Altsächsische, das Evangelium dichterisch übertrug. Sie waren fortan einer der tüchtigsten Stämme des großen Reichs. Karl stellte sie an Unabhängigkeit den Franken gleich; Sitten und Bräuche der Vorfahren behielten sie in zäher Eigentümlichkeit; auch fand das fränkische Lehnswesen zunächst keine Stelle unter ihnen.

§ 73. Nach dem Falle der Sachsen unterwarfen sich Karl dem Großen auch die noch freien östlichen **Friesen** an der unteren Ems und Weser; die westlichen waren schon von Karl Martell mit Glück bekämpft worden (§ 57). Doch behielten sie ihre Rechte (Küren), und Karl gewährte ihnen, daß sie zu keiner Heeresfolge aufgeboten werden dürften; denn, so lautet es in ihrem Gesetz, „das ist Recht, daß der freie Friese auf keiner Heerfahrt weiter dürfe ziehen, als mit der Ebbe aus und mit der Flut zurück, wegen der Not, daß er das Ufer alle Tage bewahren solle wider die salze See und die grimmen Seeräuber, mit fünf Waffen, mit dem Spaten und der Gabel (furka), mit Schild und Schwert und der Spitze des Speeres“. So blieben sie im ganzen in ihrer Unabhängigkeit und Abgeschlossenheit.

§ 74. Zwischen diese bedeutendsten Unternehmungen König Karls fallen noch mehrere bemerkenswerte Thaten und Feldzüge. Auf dem Maifelde zu Paderborn (777) erschien ein sarazenischer Fürst aus Barcelona in Spanien und bat Karl um Hilfe gegen den Emir Abderrhaman von Cordova. Das Reich der Araber nämlich, das seit dem Falle der Westgoten (§ 41) in Spanien bestand (§ 58), litt bereits durch innere Streitigkeiten und durch Aufstände der großen Statthalter. Karl benutzte diese Gelegenheit zu einem Feldzuge über die Pyrenäen (778). Wohl nahm er Pamplona, wohl drang er über den Ebro bis Saragossa vor, aber dauernde Erwerbungen vermochte er nicht zu machen, und auf dem Rückzuge ward sein Nachtrab im Thal von Roncesvalles (nordwestlich von Pamplona) von den Gebirgsbewohnern, den Basken, überfallen, und mehrere Edle Karls wurden erschlagen. Unter diesen wird auch Ruotland oder **Roland**, Graf der britischen Mark, genannt. Mehr wissen die ältesten Quellen nicht zu erzählen. Aber dieser Roland ward später, zur Zeit der Kreuzzüge, ein Liebling der Sage, die ihn zum Neffen Karls des Großen macht und ihn infolge des Verrats des schlimmen Ganelon hier im Kampfe mit den Ungläubigen den Heldentod sterben läßt.

§ 75. Die **Bayern** hatten, wie wir gesehen haben (§ 68), noch einen Volksherzog an ihrer Spitze, den Agilolfinger (§ 53) **Tassilo**. Unter Pippin hatte er sich der Abhängigkeit thatsächlich entzogen, und wenn ihn auch Karl wieder zur Anerkennung der Vasallität gezwungen hatte, so blieb er doch unzuverlässig. Mit Adelchis (§ 70), dem er verschwägert war, ließ er sich in Umtriebe ein. Von Karl deshalb zur Rechenschaft gezogen und streng beobachtet, soll er sich an die Avaren um Hilfe gewandt haben. Diese Beschuldigungen gaben Karl Gelegenheit, die Herzogsgewalt, die sich bisher noch ziemlich selbständig gehalten hatte, aufzuheben. Tassilo ward zu Ingelheim des Hochverrats angeklagt und zum Tode verurteilt, von Karl aber begnadigt und mit Weib und Kind in das Kloster geschickt;

Bayern ward in Grafschaften aufgelöst und von nun an wie die übrigen Teile des Frankenreiches regiert (788).

§ 76. Gegen die finnisch-türkischen Avaren, die von ihren Sitzen in Ungarn aus (§§ 42. 43) Deutschland und Italien verheerten, unternahm dann Karl 791 einen Feldzug. Er trieb sie bis tief in ihr Land zurück, und als er selbst gegen die aufgestandenen Sachsen ziehen mußte (§ 71), kämpften 795 und 796 Erich von Friaul und Karls Sohn Pippin, der König von Italien (§ 70), siegreich gegen die Avaren. Selbst ihr „Königsring“, Erdumwallungen, hinter denen sie ihre Beute zu bergen pflegten, ward erobert. Es war von da ab mit der Macht, bald auch mit dem Bestehen des Volks zu Ende. Karl entriß ihnen das Land von der Enns bis zur Raab und schuf daraus die avarische Mark. Sie wurde mit bayrischen Kolonisten besetzt und in kirchlicher Beziehung dem Erzbistum Salzburg untergeordnet. In ihr liegen die ersten Keime des österreichischen Staats.

§ 77. Als die sächsische Eroberung für gesichert angesehen werden konnte, griffen Karls Pläne noch weiter. Das Land von der Elbe, Saale und dem Böhmerwald gegen Morgen, das einst (§ 9) Deutsche bewohnt hatten, war nach deren Abzuge während der Völkerwanderung von Slaven oder, wie sie die Deutschen nannten, von Wenden eingenommen worden. Diese waren noch heidnisch und in viele Völkerschaften geteilt. Im heutigen Mecklenburgischen wohnten die Abodriten, im Brandenburgischen die Wilzen, östlich von der Saale die Sorben und im heutigen Böhmen, wie noch jetzt, die Czechen. Auch diese Völker hat Karl der Große in den Kirchen- und Reichsverband einzufügen versucht und hat damit ein Werk begonnen, das, wenn auch erst Jahrhunderte später, von der deutschen Nation vollendet worden ist; denn nach und nach sind hier die alten Grenzen bis zur Oder und Weichsel hin von uns wieder gewonnen worden. Karl war frühzeitig mit den Abodriten gegen die Sachsen, dann gegen die Wilzen verbündet. Gegen diese machte er im Jahre 789 einen Feldzug, bis sie Unterwerfung gelobten. Auch Sorben und Böhmen traten in eine Art Abhängigkeit. Karl gründete gegen diese Slaven seine Grenzmarken (§ 82) und legte Burgen an; so Halle an der Saale und an der Elbe Magdeburg und Büchen (wofür später Hamburg gewählt wurde). Auf die sächsische Mark aber weisen, wie wir sehen werden, die ersten Anfänge des brandenburgisch-preußischen Staates zurück.

Karls Reich begrenzte im Norden die Eider, im Osten die Elbe und Raab, im Süden der Garigliano und Ebro. Es umschloß alle germanischen Stämme außer den Angelsachsen und den noch heidnischen skandinavischen Völkern, den Nordmannen. Dieser ganzen gewaltigen Macht gab Karl feste Gestaltung und Ordnung und verschmolz die verschiedenartigen Bestandteile zu einer Einheit: er schuf das Reich, das die Geschichte kennt als das große Karolinger- oder Frankenreich.

7. Erneuerung des römischen Kaisertums. Papst und Kaiser.

§ 78. Der Höhe, die Karl der Große eingenommen hatte, fehlte noch der entsprechende Name; er ward gefunden, als er die Kaiserkrone empfing. Es war der Papst, der sie ihm aufsetzte und sie mit dem Segen der Kirche weihte.

Die Kirche hatte damals bereits eine festere innere Ordnung als das Reich. Aus der Mitte der Bischöfe, die als die Hirten und Lenker der einzelnen christlichen Gemeinden früh das bedeutendste Amt in ihnen be-

kleideten, hatten sich solche mit besonderm Ansehen hervorgehoben, die in den Gemeinden der Hauptstädte walteten, zumal wenn die christliche Kirche in diesen von den Aposteln begründet war. Hervorragend an Macht und Einfluß wurden namentlich Jerusalem, Antiochia, Alexandria, Konstantinopel und Rom; dieses überflügelte bald alle anderen, denn hier hatten nicht bloß die heiligen Apostel Paulus und Petrus gelehrt und nach kirchlicher Ueberlieferung den Märtyrertod erlitten, sondern Petrus, der Apostelfürst, sollte hier auch selbst Bischof der Gemeinde gewesen sein. Hier, meinte man, müsse auch der Quell der christlichen Lehre am reinsten strömen, und alle Gemeinden müßten darnach trachten, mit Rom in Einklang zu stehen. In den großen Glaubensstreitigkeiten, die vom 4. bis zum 9. Jahrhundert die Kirche bewegten, hatten die römischen Bischöfe stets fest an der orthodoxen, d. h. an der von den Konzilien als rechtgläubig bezeichneten Lehre gehalten. Und das konnte nur dazu beitragen, ihr Ansehen zu erhöhen, denn da die germanischen Eroberer, wie wir gesehen haben, Arianer, mithin Ketzer waren, während die altrömische oder welsche Bevölkerung zur orthodoxen katholischen Kirche hielt, so mußte diese ihren geistlichen Schirmer und Hort in dem Bischof von Rom sehen, der in der ehemaligen Hauptstadt der Welt thronte. Großgesinnte Bischöfe hoben dann das Ansehen ihres Stuhls noch durch den Wert ihrer Thaten: so jener Leo der Große, der 452 den Attila zur Umkehr aus Italien bewogen haben soll (§ 32); so jener Gregor der Große (590—604; vgl. §§ 43—62), der die Angelsachsen bekehrte und dem katholischen Gottesdienste seine prächtigen Formen gab, durch die er auf die Gemüter des Volks so staunenerregend wirkt. Schon damals nannte man den römischen Bischof vorzugsweise Papst. — Seitdem die Franken unter Chlodovech sich zuerst unter den germanischen Völkern dem katholischen Glauben zugewandt hatten, bestand eine besondere Freundschaft zwischen ihnen und Rom, die durch die Feindschaft des Papstes und der Langobarden (§§ 43. 59. 70) nur fester geknüpft wurde. Nun war aus ihrer Mitte das Reich hervorgegangen, das alle Germanen umfaßte, und die katholische, die römische Kirche war durch sie die überall herrschende geworden. Deshalb bestand schon ein enges Bündnis Pippins mit dem Papste, der der geraubten Krone des Franken die heilige Weihe gab; enger noch wurden die Beziehungen unter Karl dem Großen, und die Verbindung beider großen Mächte der damaligen Zeit, des Reichs und der Kirche, fand zuletzt in der Kaiserkrönung Karls ihren angemessenen Ausdruck.

§ 79. Als Karl 799 in Paderborn verweilte, kam zu ihm Papst Leo III., der in Rom von den Verwandten seines Vorgängers bei einer Prozession schwer mißhandelt worden und mit genauer Not entwichen war. Karl ließ ihn zurückführen, kam dann selbst mit einem Heere nach Rom und setzte ihn wieder ein, nachdem Leo in der vorgenommenen Untersuchung und durch einen Reinigungseid sich von den Anschuldigungen, die gegen ihn erhoben wurden, gereinigt hatte. Da nun geschah es, am Weihnachtstage des Jahres 800 (nach damaliger Rechnung am Anfange des neuen Jahrhunderts), daß in St. Peters Dom der Papst dem großen Frankenkönige die römische Kaiserkrone aufsetzte, und alles Volk, das gegenwärtig war, rief: „Carolo Augusto, dem von Gott gekrönten, großen und friedeschaffenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!"

§ 80. Die Krönung durch Leo III. kam Karl dem Großen schwerlich unerwartet, und wenn er auch, wie wir aus seiner Umgebung wissen, unangenehm von der Art der Ausführung überrascht war, so war er doch

mit der Sache selbst völlig einverstanden. Der Gedanke, die Kaiserkrone zu gewinnen, hatte ihn schon lange bewegt, denn er wußte, daß erst mit der Kaiserwürde seine Macht ihre volle Bedeutung erhielt. In den Augen der Völker war fortan das römische Reich, das einst die Welt beherrscht hatte, wieder erneuet. Und Karl der Große faßte seine Stellung im umfassendsten Sinne. Er stand an der Spitze der gesamten Christenheit als ihr oberster Herrscher und Beschirmer. Von ihm ging alle irdische Macht, alles Regiment auf Erden aus und verbreitete sich die Stufen abwärts auf Könige, Herzöge, Grafen bis zum letzten Lehnsmann hinab. Ein neues Weltreich, aber ein christliches, war gegründet. Denn vor allen Dingen war der Kaiser ein Beschützer der christlichen Ordnung und des rechten christlichen Glaubens. Wenn der Papst durch die Krönung hatte erweisen wollen, daß das Kaisertum von der Kirche abhängig sei, so faßte Karl der Große die feierliche Handlung, die ihm die Krone gebracht hatte, anders auf: der weltliche Herr war er vorher schon gewesen, nun fühlte er sich auch zum geistlichen Herrn des Reichs geweiht. Der Papst, schon immer sein weltlicher Unterthan, war nun auch sein geistlicher Untergebener, der Kaiser übte das weltliche wie das geistliche Regiment. So war Karls Stellung wahrhaft universal, er fühlte sich eigentlich allen Nationen, aber keiner besonders angehörig; doch waren es jetzt die Deutschen, wie einst die Römer, auf denen die neue Weltherrschaft beruhte.

§ 81. Freilich der Gedanke des Kaisertums, groß und schön an sich, war zu hoch, als daß er je ganz verwirklicht werden konnte; selbst Karl der Große gebot nicht über alle Christen, denn neben ihm stand mit gleichen, wenn auch ohnmächtigen Ansprüchen der oströmische Kaiser, der in Konstantinopel residierte; ja nicht einmal alle christlichen Germanen gehorchten ihm: die Angelsachsen auf ihrer Insel blieben dem großen Reichsverbande fern. Und was Karl der Große nicht erreichte, hat auch keiner der anderen Kaiser nach ihm errungen: haben sie doch nicht einmal seine Macht behaupten können. Nur zu bald gelang es dem Papste, aus dessen Hand der höchste irdische Herrscher ehrfürchtig die Krone empfing, sich ebenbürtig neben den Kaiser zu stellen. Wie der Kaiser an der Spitze des weltlichen, so stand nun der Papst an der Spitze des geistlichen Staats, der Kirche. Er war der Quell aller geistlichen obrigkeitlichen Ordnung; Erzbischöfe, Bischöfe und alle übrigen Kleriker (Geistlichen) bis zum untersten hinab hatten ihr kirchliches Ansehen von ihm herzuleiten. Der Papst führte das geistliche, wie der Kaiser das weltliche Schwert, und als die höchste Weisheit galt die Lehre, daß beide Schwerter (wie man die beiden Gewalten in einem Bilde nach Luc. 22,38 zu bezeichnen pflegte) gesondert gehandhabt würden. Reich und Kirche, so lehrte man, sollten sich unterstützen und ineinander leben, wie Seele und Leib: das Reich schützt die Kirche mit dem Schwert gegen alle Feinde, die Kirche heiligt jede Ordnung im Reiche. Karl der Große hatte sich das Kaiserreich anders gedacht: der Kaiser sollte weltliche und geistliche Macht vereinen in seiner Hand, und Karl hatte sie vereint. Hätte diese Vereinigung sich erhalten lassen, welche Kämpfe wären der Christenheit erspart geblieben!

8. Innere Gestalt des Frankenreichs unter Karl dem Großen.

§ 82. In dem großen Reiche waltete nun eine ähnliche, aber verbesserte Ordnung wie ehedem unter der Merovingenherrschaft (§ 54). Die alten Stammesherzogtümer, die sich immer von neuem als Herde der Widersetzlichkeit gegen die oberste Reichsgewalt erwiesen hatten, waren in Deutschland

gänzlich aufgelöst; nur bei den Bretonen und Baskonen und in Italien bestanden noch solche. Statt dessen war das ganze Reich in Gaue eingeteilt, über die Gaugrafen gesetzt waren, und die Gaue meist wieder in kleinere Bezirke, die Hundertschaften, die unter Centenaren standen. Unter dem Vorsitze des Grafen versammelten sich dreimal im Jahre die Freien einer bestimmten Dingstätte des Gaues zu einem Gericht, das für den ganzen Gau zuständig war (ungebotene, echte Dinge). Zu außerordentlichen Gerichten (gebotenen Dingen) konnte der Graf die Freien nicht mehr berufen. Diese Gerichte wurden nun gebildet von 7 bis 12 Schöffen, Männern, die aus den Ansehnlichsten und Begütertsten des Gaues gewählt waren und sich auf des Grafen Ruf versammelten. War der Graf verhindert, so vertrat ihn der Centenar, der jedoch nicht einem Gerichte vorsitzen konnte, das über Leben und Freiheit entschied. Im Kriege führte der Graf den Heerbann des Gaues. Längs der Grenzen bestanden die Marken, über die Markgrafen gesetzt waren mit ausgedehnteren Vollmachten, als sie die Gaugrafen hatten. Die Marken waren gewissermaßen Militärgrenzen, ebensowohl zur Verteidigung des Reichs wie zum Angriff eingerichtet, der Markgraf Befehlshaber der zum Grenzschutz bestimmten Mannschaften — den größten Teil bildeten wohl die in den Marken als unmittelbare Vasallen des Königs Angesiedelten — und berechtigt, im Falle der Not ein Aufgebot der Wehrfähigen der anstoßenden Gaue zu erlassen. Solche Marken waren an der Ostgrenze: Friaul, die windische Mark (gegen Kärnten), die avarische Mark oder spätere bayrische Ostmark, die thüringischen und sächsischen Marken; weiter im Westen und Süden die britannische Mark (nördlich der unteren Loire) und die spanische Mark (südlich der Pyrenäen). Auf seinen Domänen hatte der König seine Amtmänner, die diese verwalteten und in seinem Namen Recht sprachen. In den Hofämtern sind gegen die Merovingenzeit (§ 55) manche Veränderungen eingetreten. Der Majordomus ist ganz beseitigt, und seine Stelle vertritt der Seneschalk; der Pfalzgraf ist jetzt oberster Leiter der königlichen Gerichtsbarkeit; oft entschied er allein, und am kaiserlichen Hofe erledigte er die laufenden Geschäfte, die Laien betrafen, wie der Erzkapellan die, welche sich auf Geistliche bezogen. Überall aber, am Hofe wie im Reiche, fühlte man des Herrschers persönliches Walten. Und als ihm seit 802 die Jahre und die Last der Geschäfte es unmöglich machten, wie früher im Reiche herumzureisen, da sandte er gewöhnlich alle Vierteljahre zwei Sendgrafen, einen geistlichen und einen weltlichen Großen, zur Beaufsichtigung der Beamten.

§ 83. Im Kriege entbot der König seine Lehnsträger oder Vasallen, die dann mit ihren Leuten zu ihm stießen. Zu diesen Vasallen gehörte auch die Geistlichkeit — Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte — die aber die Heeresfolge der geistlichen Sitte nach nicht selbst leisten sollten (obwohl dies in späteren Zeiten oft vorkam), sondern ihre Vögte hatten, die ihre Mannschaft ins Feld führten. Außerdem aber ward der Heerbann der Freien aufgeboten und rückte unter den Gaugrafen ins Feld. Der Freie diente je nach seinem Besitztum zu Roß oder zu Fuß; die Ärmeren konnten im Einzelfalle dadurch entlastet werden, daß mehrere, je drei oder vier, einen kampffertigen Mann ausrüsteten. Denn da es keinen Sold gab, sondern jeder sich selbst unterhalten mußte, so war für sie der Kriegsdienst drückend. Dazu kam, daß die Grafen bei der Aushebung sich doch manche Willkürlichkeiten erlaubten. Und gerade darin lag die Ursache, daß jetzt auch mancher Freie, um

solchen Plagen zu entgehen, lieber sein Eigentum von einem größeren geistlichen oder weltlichen Herrn zu Lehen nahm und fortan dessen Mann wurde. — So stellte Karl zwar eine vorher bei den Deutschen unbekannte Ordnung und Einheit in seinem Reiche her und verfügte zu allen Zeiten über ein großes, schlagfertiges Heer; aber die alte Freiheit und Selbständigkeit des deutschen Gemeindelebens schwand dahin, und die Kraft des Reiches beruhte damals schon auf den hohen und niederen Vasallen. Karl der Große hielt zwar noch in jedem Frühjahr die alten Maifelder — auf den Mai hatte König Pippin die früher im März gehaltene Versammlung aller Freien verlegt — doch überwogen schon die großen geistlichen und weltlichen Lehnsträger (zu ihnen gehörten auch die höheren Beamten, namentlich die Grafen, die ihre Besoldung nicht in Geld, sondern in Land erhielten, das zu Lehen gegeben ward) und unter ihrem Beirat erließ er seine Verordnungen, die lateinisch abgefaßten Kapitularien, die sich sowohl auf das kirchliche, wie auf das bürgerliche Leben bezogen. Bei diesen Versammlungen und bei den kleineren, die im Herbst als eine Art Vorbereitung für die größern gehalten wurden, empfing der Herrscher die herkömmlichen Geschenke seiner Unterthanen, die man als eine Art von Abgabe anzusehen hat. Überhaupt flossen die Einkünfte Karls noch ungefähr aus denselben Quellen wie die der Merovinge (§ 55). Noch immer war der Ertrag seiner Krongüter oder Domänen die Haupteinnahmequelle des Königs. Denn wenn auch nicht geringe Vorräte der gewonnenen Naturalien von dem großen Hofhalte verbraucht wurden, so blieben doch immer, namentlich auf den entfernteren Gütern, zu denen der König selten kam, Erzeugnisse genug, die verkauft werden konnten und deren Ertrag in des Königs Kasse floß. Welche Sorgfalt Karl auf sie verwandte, zeigt uns vor allem sein berühmtes Capitulare de villis, d. h. seine Verordnung über die Landgüter oder Pfalzen. Wie ein großer Gutsbesitzer überblickte er selbst die gewaltige Masse der königlichen Güter, und bis ins Kleinste ordnete er ihre Verwaltung, ja er verschmähte es nicht vorzuschreiben, welche Obstarten und welche Blumen angepflanzt und wie große Vorräte von Fleisch, Speck und Gemüse gehalten werden sollten.

§ 84. Wie Theoderich der Große das Bild eines deutschen Königs aus der Zeit der Völkerwanderung, so ist Karl bei aller Einfachheit seines Wesens doch das rechte Bild der Vereinigung von kirchlicher und weltlicher Majestät, wie man sie von einem Kaiser erwartete. Er sorgte für das Größte und Kleinste, für das Fernste und Nächste zugleich. Wie er selber einfach war in seiner Kleidung und den leinenen Rock trug, den seine eigenen Töchter gewebt hatten, und den großen, warmen friesischen Mantel, so verlangte er auch von seiner Umgebung Einfachheit und verhöhnte seine Höflinge, wenn ihnen bei der rauhen Jagd die seidenen Flittern, die aus dem Morgenlande kamen, in Fetzen gingen. Unter den Freuden und Erholungen seines Hofes nahm die Jagd den ersten Platz ein. Beim Mahle ließ er sich vorlesen, verschmähte es auch nicht, selber mit den dazu bestimmten Mönchen Leseübungen anzustellen. Die Schulen, die er bei allen Klöstern anlegte, besuchte er selbst und lobte die fleißigen und tadelte die trägen Schüler; den fränkischen Kirchengesang verbesserte er durch römische Gesangmeister und befahl, daß in der Landessprache gepredigt werde. So sorgte er für die allgemeine Volksbildung, indem er zugleich die eigne, in der Jugend vernachlässigte Bildung zu fördern strebte. Er umgab sich mit gelehrten Männern, unter denen besonders Angelsachsen und vorzüglich der weise und fromme Alcuin hervorragten; noch in seinem Alter und selbst des Nachts zwang er die ans Schwert

gewöhnte Hand zum Schreiben und versuchte das Erlernen der griechischen Sprache. Des Lateinischen war er von Anfang an mächtig. Auch die deutsche Sprache ehrte er, erfand mit seinen Freunden unter anderem für die Monate und Winde deutsche Benennungen und trug Sorge, daß die alten Heldenlieder der deutschen Volksstämme aufgezeichnet wurden, die aber dann leider sein Sohn in mönchischem Eifer wieder hat zerstören lassen. Die Geistlichen hielt er in hohem Ansehen, erkannte ihnen im ganzen Frankenreiche den Zehnten zu und sorgte überall für geistliche Stiftungen, durch die damals der Anbau des Bodens und die Gesittung befördert wurde. Übrigens ernannte er die Bischöfe und Äbte meist selbst. — Eine feste Residenz hatte Karl nicht; er zog durch das ganze Reich umher und kehrte in seinen Pfalzen ein; besonders gern verweilte er am Rhein, zu Ingelheim, Mainz, Nymwegen und vor allem, um der warmen Bäder willen, zu Aachen, wo er ein prächtiges Königshaus und den herrlichen Dom hatte bauen lassen. — Auch den Handel beförderte er eifrig, ließ Straßen anlegen und versuchte sogar durch einen Kanal Main und Donau zu verbinden. Doch lag der Handel meist in den Händen der beweglichen Griechen, Araber und Juden, während der Franke wie der Deutsche überhaupt, an Pflug oder Schwert gewöhnt, ihn noch verschmähte; nur Friesen werden als Kaufleute in verschiedenen Teilen des Reiches häufiger erwähnt.

§ 85. So stand Karl hochgeehrt unter den Völkern der ganzen Welt. Damals gebot als Kalif mit gleicher Macht im Morgenlande Harun al Raschid zu Bagdad. Dieser begrüßte Karl durch eine Gesandtschaft und kunstreiche Geschenke, und Karl erwiderte solche Freundschaft. Auch die Könige der Nordmannen ehrten ihn in ähnlicher Weise, doch schätzte er eine gute Schwertklinge mehr als ihr Gold.

Von Karls des Großen Persönlichkeit und seinem Privatleben hat uns Einhart, ein Mann, den Karl an seinem Hofe erzogen hatte und dem er der Sage nach dann eine seiner Töchter zur Ehe gab, ein deutliches Bild entworfen. Groß und stark gebaut, maß er von den Zehen zum Scheitel siebenmal die Länge seines eigenen Fußes; seine Stirne war frei, seine Augen sehr groß und lebhaft, seine Haare reich und schön, sein Angesicht heiter und froh.*) Die Sage weiß dies Bild noch erhabener zu zeichnen. So heißt es im Rolandsliede: „Seine Augen leuchteten wie der Morgenstern, der Glanz seines Angesichts blendete wie die Sonne um Mittag; den Feinden war er schrecklich, den Armen traulich, im Kriege sieghaft, dem Verbrecher gnädig, Gott ergeben, ein rechter Richter, der die Rechte alle kannte und sie allem Volke lehrte, wie er sie von den Engeln gelernt hatte; und mit dem Schwerte endlich war er Gottes Knecht." Und wie Theoderich ein Mittelpunkt des alten Volksgesanges war, so wurde Karl der Große später Mittelpunkt jener künstlicheren, besonders von Geistlichen gedichteten Heldenlieder, in denen von ihm, von Roland und der Roncesvallesschlacht, wie von seinen zwölf Paladinen gesungen ward. Dem Liederkranze, den Uhland dem deutschen Volke geschenkt hat, verdanken wir es, daß so manches Schöne aus diesem Sagenkreise Karls des Großen auch bei uns Gemeingut geworden ist.

*) Die kleine Reiterstatuette Karls, die 1871 unter den Trümmern des von der Kommune eingeäscherten Hotel de Ville gefunden worden ist, entspricht dieser Beschreibung. Freilich ist die kräftige Gestalt mit dem scharfgeschnittenen Gesicht, der gebogenen Nase und dem Schnurrbart anders, als wir uns den großen Kaiser nach dem Idealbilde Albrecht Dürers so gern vorstellen.

Zweite Periode.

Von der Bildung des Reichs bis zum großen Interregnum.
Von 800—1254. Blüte des römischen Reichs deutscher Nation.

Deutsche Kaisergeschichte.

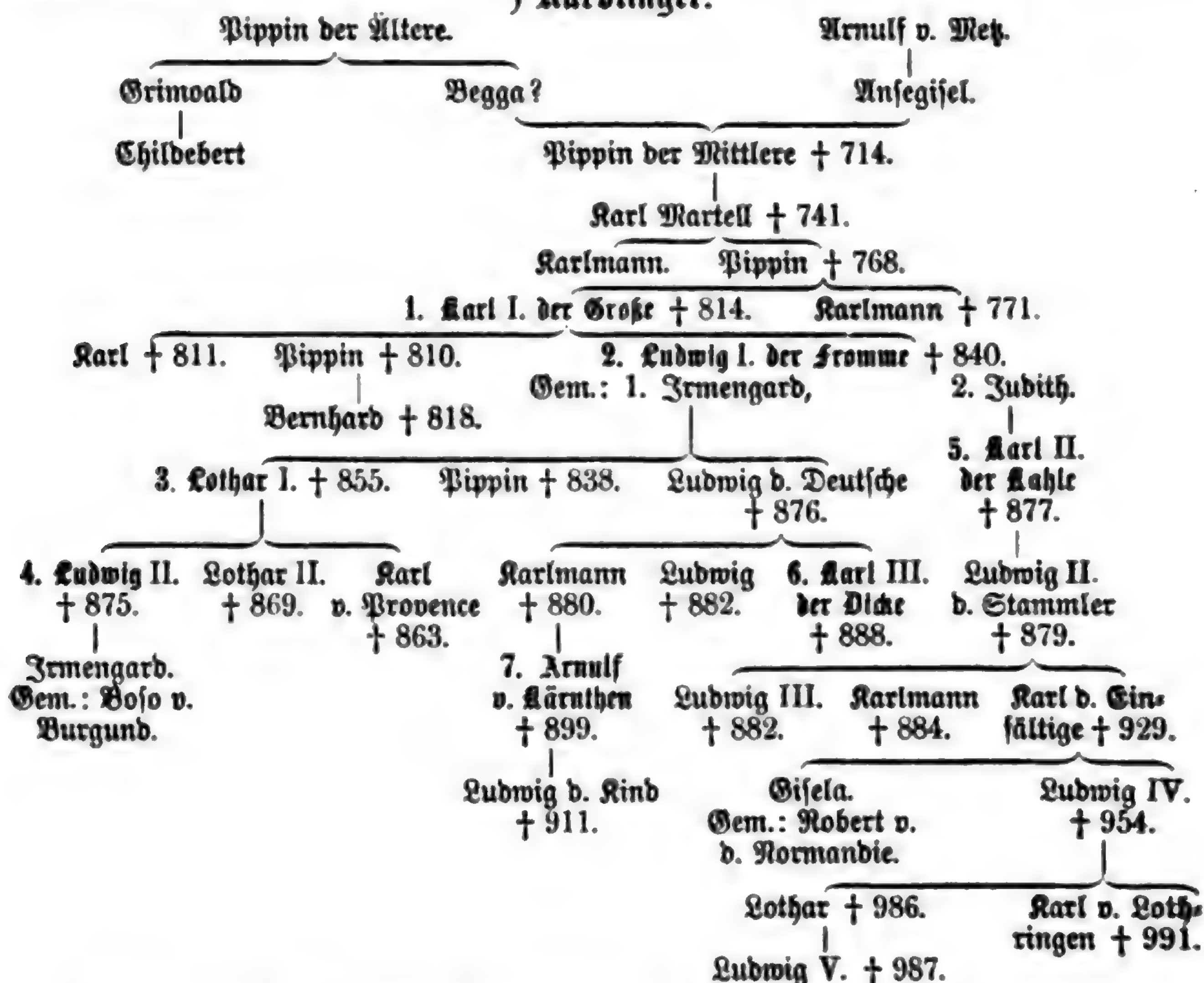
A. Die karolingischen Reiche.

1. Ludwig der Fromme und seine Söhne. Vertrag von Verdun.

§ 86. Als Karl der Große*) sein Ende herannahen fühlte, übergab er im Dom zu Aachen in feierlicher Versammlung des Volks und seiner Großen dem einzigen noch lebenden seiner Söhne, Ludwig, die Mitregentschaft. Nicht lange darauf starb er, am 28. Januar 814.

Ludwig, der in der Geschichte den Beinamen des Frommen führt, war der jüngste Sohn Karls des Großen; zwei ältere Brüder, an Mut und Heldensinn dem Vater ähnlicher denn er, waren vor ihm gestorben; er selbst war ganz in geistlichen Studien erzogen, und seines Herzens Neigung blieb auch auf dem Throne dem geistlichen Leben zugekehrt. Der fröhliche Hof Karls des Großen nahm ein mönchisches Gepräge an. Und auch nur für kirchliche Zwecke hat Ludwig bedeutend gewirkt, so namentlich für die Mission nach dem skandinavischen Norden hin, zu deren Stützpunkt das Erzbistum Hamburg gestiftet wurde. Ein Mönch aus dem Kloster Korvei an der Weser,

*) **Karolinger.**



Die Zahlen vor den Namen von Karl dem Großen an bedeuten die Reihenfolge der Kaiser.

das erst unter Ludwigs Regierung von Corbie a. d. Somme aus gegründet worden war, der heilige Anskarius, der Apostel des Nordens, ein Mann, der unter den Heiden im Norden eine unermüdliche, freilich damals noch geringe Früchte zeitigende Thätigkeit entwickelt hat, war der erste Erzbischof von Hamburg und, als nach dessen Verwüstung das Bistum Bremen (§ 72) mit Hamburg verbunden wurde, der erste Erzbischof in diesem vereinigten, so wichtigen norddeutschen Sprengel. In der Leitung des Reichs zeigte Ludwig bald die größte Schwäche. Er ließ die strengen Ordnungen des Heerbanns verfallen, die Karl der Große geschaffen hatte, vergabte Zollfreiheiten und freie Gerichtsbarkeiten in Menge, und seine Nachsicht gegen die Lehnsträger war so groß, daß diese bereits ihre Lehen fast wie Erbgüter betrachteten. Der Verband des Reichs lockerte sich schon jetzt, und seine Auflösung in der Zukunft war gewiß, wenn man die Sitte der Reichsteilungen beibehielt. Drum galt es, eine neue Erbfolgeordnung zu treffen. Schon im Jahre 817 entschloß sich der Kaiser dazu, obwohl er noch im kräftigsten Mannesalter war, wohl auf Veranlassung der mächtigen geistlichen Partei, unter deren Einfluß er stand. Von seinen drei Söhnen ward der älteste, Lothar, schon jetzt Mitkaiser und sollte dereinst Miterbe des gesamten Reiches sein. Nur als Unterkönige — in derselben Stellung, in der Bernhard, ein Sohn von Ludwigs des Frommen älterem Bruder Pippin, Italien beherrschte — sollten Lothars Brüder Teile des Reichs erhalten und zwar Pippin Aquitanien, d. h. den Südwesten Galliens, Ludwig Bayern und Böhmen. So war die Reichseinheit und damit das Kaisertum geschützt.

§ 87. Gegen diese Ordnung aber erhob sich Bernhard von Italien, mit dem Ludwig von Beginn seiner Regierung an in Spannung gelebt hatte. Doch war die Kaisergewalt noch so groß, daß Bernhard bald das Vergebliche seines Versuchs erkannte und sich dem Oheim reuevoll unterwarf. Dieser saß mit seinen Großen und geistlichen Günstlingen über ihn zu Gericht und verurteilte ihn zur grausamen Strafe der Blendung, an deren Folgen er starb. Bald quälten den Kaiser über diese That schwere Gewissensbisse; auch erschütterte der Tod seiner Gemahlin seine Seele. Am liebsten hätte er Zuflucht und Ruhe im Kloster gesucht; aber seine Günstlinge bestimmten ihn zu einer zweiten Heirat. Er vermählte sich mit Judith, die aus dem mächtigen schwäbischen, auch in Bayern begüterten Hause der Welfen stammte, und diese gewann bald den größten Einfluß auf ihn. Als sie ihm einen Sohn, Karl, nachmals der Kahle genannt, geboren hatte, wollte der Vater auch für diesen sorgen und bestimmte ihm 829 Alamannien und einen Teil von Burgund. Natürlich erbitterte das die älteren Söhne, und als die Mißstimmung der Großen gegen Judith und ihren und des Kaisers Günstling, den Grafen Bernhard aus der spanischen Mark, in offene Empörung überging, gelang es den Aufrührern leicht, Pippin und Lothar zu gewinnen; als aber Lothar die Frucht der Empörung allein ernten zu wollen schien, verbanden sich die jüngeren Brüder, erst Ludwig und dann auch Pippin, mit dem Vater, und dieser Bund wie der Rückhalt, den der Kaiser an den ostfränkischen und sächsischen Großen fand, verschafften ihm den Sieg. Aber erneute Bevorzugung Karls rief 833 alle drei älteren Brüder gegen den Vater in die Waffen, und das Frankenreich ward der Schauplatz eines verbrecherischen Kriegs der Söhne gegen den Vater. Noch hatte der alte Ludwig eine starke Partei, mit der er bei Kolmar im Elsaß dem Heere der Söhne gegenüber lagerte. Der Papst, der bei den Zerrüttungen im Reiche schon wie ein Schiedsrichter auftrat, kam dort zu ihm, um als Vermittler den Zwist beizulegen, ohne jedoch

etwas auszurichten; denn heimlich gingen alle Großen im Heer bei nächtlicher Weile von dem Vater zu den Söhnen über. Da stand der alte Kaiser allein im öden Felde, das fortan das Lügenfeld geheißen ward. Dann ergab er sich den Söhnen; Lothar ließ ihn — um es ihm unmöglich zu machen, ferner die Krone zu tragen — öffentlich in der Kirche im Bußgewande ein langes Verzeichnis seiner Sünden ablesen; aber bald standen Ludwig und Pippin, nicht gewillt, sich ihrem Bruder Lothar unterzuordnen, wieder für den Vater auf, und Ludwig der Fromme ward wieder hergestellt. Nun schien Frieden einzukehren, und bis 838 ruhte der ruchlose Verwandtenkrieg. Aber der alte Kaiser suchte auf Kosten des jüngsten Sohns erster Ehe, des deutschen Ludwig, von neuem die Macht Karls des Kahlen zu mehren und, als Pippin um diese Zeit starb, auch dessen Anteil seinem Lieblinge zuzuwenden. Da griff Ludwig wieder zu den Waffen gegen den Vater: auf einem Zuge gegen ihn aber verschied der alte Kaiser auf einer Rheininsel bei Ingelheim unter Thränen und Leid, doch mit Gesinnungen der Vergebung gegen die aufrührerischen Söhne (840).

§ 88. Nun nahm **Lothar**, dem der sterbende Ludwig die Reichsinsignien übersandt hatte, als **Kaiser** die Oberhoheit über das ganze Frankenreich in Anspruch. **Ludwig** der Deutsche dagegen und **Karl der Kahle** (Karl II.) wollten nach der alten fränkischen Weise eine Teilung, und so kam es aufs neue zum Bruderkriege. Lothar verband sich mit den nachgelassenen Söhnen seines Bruders Pippin, die man ganz von der Erbschaft hatte ausschließen wollen. Im Jahre 841 kam es zu **Fontanet** (Fontenoy nahe bei Auxerre) am „Bach der Burgundionen" zu einer großen Schlacht zwischen beiden Parteien: Lothar ward besiegt, aber schwere Opfer kostete der Erfolg auch den Brüdern: der Kern der Ritterschaft des Frankenreichs lag unter den Toten. Auch jetzt noch wollte Lothar nicht nachgeben, ja er griff zu den verderblichsten Maßregeln. Er rief gegen seine Brüder zuerst die räuberischen Nordmannen ins Land und wiegelte gegen den Adel die sächsischen Bauern in einer Verschwörung, der sogenannten Stellinga, dazu auf, von Ludwig abzufallen und zum Heidentum und zur alten Freiheit zurückzukehren. Doch nur um so enger schlossen sich Ludwig und Karl zusammen (§ 89). Endlich sah Lothar, daß er sich fügen müsse: im **Vertrag zu Verdun** (843) versöhnte er sich mit seinen Brüdern, und man teilte das Frankenreich. Lothar erhielt mit der Kaiserwürde **Italien** und einen langen Strich Landes vom **Mittelmeer bis zur Nordsee** (zwischen den Flüssen Rhone, Saone, Maas und Schelde im Westen und dem Rhein und den Alpen im Osten, dazu noch auf dem rechten Rheinufer Friesland und kleinere Besitzungen auf dem rechten Ufer der Rhone). Sein Reich ward so wunderlich gestaltet, weil man ihm die beiden alten Hauptstädte Karls des Großen, Rom und Aachen, mitgeben wollte. Was westlich davon lag, also vorwaltend das **heutige Frankreich**, erhielt **Karl der Kahle**, das Gebiet östlich davon **Ludwig der Deutsche**. Doch fielen diesem auf dem linken Rheinufer noch diejenigen Landschaften, die zum Erzstift Mainz gehörten, zu, also unter anderem die Städte Mainz, Worms und Speyer. So zerfiel das Reich Karls des Großen fortan in drei Hauptteile: **Italien** mit **Burgund**, dem späteren **Lothringen** (§ 91) und **Friesland**, **Westfranken** (Frankreich) und **Ostfranken** (Deutschland).

2. Entstehung der romanischen Nationen. Die deutsche Sprache.

§ 89. Was der Kaiser und die hohe Geistlichkeit erstrebt hatten, die von Karl dem Großen begründete Einheit des abendländisch-christlichen Reichs

aufrecht zu erhalten, das war mit dieser Teilung verloren. Aber angebahnt war, was kommen mußte: nämlich die Trennung des großen Reichs nach Nationen. Denn schon bildeten sich die romanischen Völkerschaften und schieden sich von den deutschen. Bei der Gründung des alten Frankenreichs durch Chlodovech hatten sich die Franken als herrschender und grundbesitzender Adel über das altrömische (welsche) Gallien verbreitet. Lange behielten sie ihre deutsche Eigentümlichkeit, vor allem ihre Sprache. Als welsche Einflüsse wieder vorzuherrschen begannen, erneuerte Karl der Große das Übergewicht des Germanischen. Seine Nachkommen, die karolingischen Könige, sprachen in Frankreich noch im 10. Jahrhundert an ihrem Hofe deutsch. Allmählich aber war die Landessprache der Welschen (hervorgegangen aus dem Latein der gewöhnlichen Leute, dem Vulgärlatein, das manches Wort und manche Formen aus dem Deutschen aufnahm) mehr und mehr auch bei den ursprünglich deutschen Franken herrschend geworden. So bildete sich im alten römischen Gallien aus der Vermischung des Lateinischen mit einigen deutschen Elementen die französische Sprache. In den deutschen Gebieten, im alten Austrasien, blieb natürlich die deutsche Sprache. Man nannte sie die Volkssprache (thiudisc oder diutisc), weil sie im Gegensatz stand gegen die Sprache der Kirche, das Latein, das die vornehme und gelehrte war. Als im Jahre 842 Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle zu Straßburg ihren Bund gegen Lothar erneuten (§ 88), verstand sich beider Rittergefolge bereits nicht mehr; Ludwig leistete deshalb dem Adel des Westfrankenlandes seinen Eid in französischer Sprache, Karl dem des Ostfrankenlandes seinen Eid deutsch. Ludwig schwur im damaligen Romanisch:

Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, dist di en avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo et in adiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit so fradra salvar dist, etc.

Karl schwur im damaligen Deutsch:

In godes minna ind in thes christiânes folches ind unser bêdhero gehaltnissî, fon thesemo dage frammordes, sô fram sô mir got geuuizci indi mahd furgibit, sô haldih thesan mînan bruodher, sôso man mit rehtu sinan bruodher scal, u. s. w.*)

So entstand nun das Französische, die älteste der romanischen Sprachen. — Ein ähnliches Verhältnis, wie es in Gallien die Franken zu den Welschen hinsichtlich ihrer Sprache gehabt, hatten die Langobarden in Italien zu ihnen. Auch diese gaben seit dem 10. Jahrhundert mehr und mehr die deutsche Sprache auf, und hier entstand aus der Vermischung mit dem Lateinischen das spätere Italienische. Die Westgoten in Spanien, die damals vor der Arabermacht in die nördlichen Gebirge der Halbinsel gewichen waren, waren schon lange romanisch; hier hatte sich die spanische Sprache gebildet, die gleichfalls mit deutschen Elementen versetzt ist und von der sich später, als die Christen erobernd gegen die Ungläubigen vordrangen, das Portugiesische abzweigte — So wich zwar die deutsche Sprache aus den übrigen Ländern Europas, aber nicht ohne in den genannten romanischen Sprachen die tiefen Spuren ihrer einstigen Herrschaft zurückzulassen.

*) Beides heißt: Aus Liebe gegen Gott und wegen des christlichen Volkes und unser beider Erhaltung von diesem Tage an fernerweit, so lange mir Gott Wissen und Kraft verleiht, so halte ich diesen meinen Bruder (und will ihm zu Hilfe sein in jeder Sache) wie ein Mensch mit Recht seinen Bruder soll. u. s. w.

§ 90. Die deutsche Sprache aber schied sich schon damals in die hoch- und niederdeutsche. Niederdeutsch (plattdeutsch) redeten die Sachsen. Als Beispiel, wie ihre Sprache, das Altsächsische (dem das Friesische und Angelsächsische nahe verwandt war), damals lautete, diene eine Probe aus dem oben (§ 72) erwähnten Gedichte, dem Heliand.

Thuo sia thar an griete galgon rihtun
an them felde uppan folc Judeono,
bôm an berege, endi thar an that barn godes
quelidun an crûcie: slôgun cald îsarn,
niuua naglos nithon scarpa
hardo mid hamuron thuru is hendi endi thuru is fuoti,
bittra bendi: is blôd ran an ertha,
drôr fan ûson drohtine etc.

Dann sie da auf dem Grieße (Sand) (einen) Galgen errichteten
auf dem Felde oben, (das) Volk der Juden,
(einen) Baum auf dem Berge, und daran das Kind Gottes
quälten am Kreuze: schlugen kalt Eisen,
neue Nägel, unten scharfe,
hart mit Hämmern durch seine Hände und durch seine Füße,
bittre Bande: sein Blut rann zur Erde,
das Blut von unserm Herrn u. s. w.

Das Hochdeutsche teilte sich nach den Stämmen wieder in verschiedene Dialekte: in das Fränkische, Alamannische, Bayrische; doch überwiegt in dieser Zeit der erstere Dialekt. Man nennt das Hochdeutsche bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts das Althochdeutsche. Als Probe diene eine Stelle des im bayerischen Dialekt abgefaßten Gedichtes Muspilli (Weltuntergang), auf das oben (§ 18) hingedeutet ist.*)

Der antichristo stêt pî demo altfiante,
stêt pîdemo Satanase, der inan varsenkan scal:
pidiu scal er in deru uuîcsteti uunt pivallan
enti in demo sinde sigalôs uerdan . . . . .
sô daz Eliases pluot in erda kitriufit
sô inprinnant die pergâ, poum ni kistentit
ênihc in erdu, ahâ artruknênt,
muor varsuuilhit sih, suilizôt lougiu der himil.
mâno vallit, prinnit mittilagart,
stên ni kistentit etc.

Der Antichrist steht bei dem Altfeinde,
steht bei dem Satan, der ihn versenken soll:
deshalb soll er auf der Kampfesstätte wund hinfallen
und für diesmal sieglos werden . . . .
Wenn dann Elias' Blut auf die Erde träuft,
so entbrennen die Berge, Baum bleibt nicht stehen
irgend einer auf Erden, die Wasser vertrocknen,
das Moor verschlingt sich, langsam verbrennt in Lohe der Himmel.
Der Mond fällt, es brennt Mittelgart (die Erde § 18),
kein Stern bleibt fest u. s. w.

*) Es stammt aus dem Anfange des 9. Jahrhunderts und wurde in einem Ludwig dem Deutschen gehörigen Erbauungsbuch entdeckt, auf dessen Ränder es wohl von dem König selbst aufgezeichnet worden war.

3. Verfall der karolingischen Reiche.

§ 91. Fortan hat sich unsere Erzählung im wesentlichen auf die jetzt deutsch redenden Lande zu beschränken. Doch ist es nötig, das Geschick aller Karolingerreiche im ganzen zu überblicken.

Am frühesten erlosch die gerade Linie Karls des Großen in Italien. Lothar nämlich hatte vor seinem Tode — er starb 855 — sein Reich unter seine drei Söhne geteilt. Italien und die Kaiserwürde gingen auf Ludwig II. über, der ohne männliche Erben 875 starb. Seine beiden jüngern Brüder waren ihm schon im Tode vorausgegangen, Karl von der Provence 863 und Lothar II., nach dem die ihm bei der Teilung zugefallenen Lande zwischen Rhein und Maas bis zum Meere Lothringen genannt wurden, 869. Lothringen teilten Lothars II. Oheime, Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche, 870 im Vertrage von Mersen an der Maas (bei Mastricht). Ludwig der Deutsche erhielt dadurch die Bistümer Utrecht, Metz, Straßburg und Basel und die Erzbistümer Trier und Köln mit allem weltlichen Land, das darin oder dazwischen lag, so daß die Grenze, wo die welsche und deutsche Sprache sich scheiden, ziemlich auch die Landesgrenze zwischen dem Westfrankenreiche (Frankreich) und dem Ostfrankenreiche (Deutschland) ward.

In Deutschland herrschte Ludwig der Deutsche bis 876, mit Kraft und Tüchtigkeit, sodaß sich allmählich die so spröde gesonderten Stämme, Sachsen, Bayern, Alamannen, Franken, an eine deutsche Reichseinheit zu gewöhnen begannen. Aber durch die Teilungen, die er nach fränkischer Art unter seinen Söhnen vornahm, ward das kaum Errungene wieder in Frage gestellt. Der Fluch des Verwandtenzwistes zerrüttete hier wie jenseits des Rheins und der Alpen das Haus Karls des Großen. Da die beiden älteren Brüder, Karlmann und Ludwig (der 880 auch die westliche Hälfte Lothringens für das Ostfrankenreich gewonnen hatte), jung und schnell hintereinander ohne berechtigte Erben starben, so vereinigte 882 der jüngste, Karl III. (der Dicke), wieder das ganze Ostfrankenreich. Um dieselbe Zeit entbehrte das Westfrankenreich eines Herrschers. Hier hatte der schwache und doch tyrannische Karl der Kahle (Kaiser seit 875) durch Nachgiebigkeit gegen den immer mächtiger werdenden großen Adel, der seine Lehen längst als Erbgüter ansah, seine königliche Macht beständig gemindert. Er hinterließ, als er 877 starb, ein zerrüttetes Reich, das sein Sohn Ludwig II., der Stammler, nur zwei Jahre regierte und das dann an dessen Söhne Ludwig III. und Karlmann überging, die gleich den deutschen Vettern rasch hintereinander starben. Der jüngste Sohn, Karl, der Einfältige zubenannt, war noch ein Kind, und so wählten die französischen Großen den letzten mündigen Karolinger, den Herrscher des gesamten Ostfrankenreichs, jenen Karl den Dicken, Ludwigs des Deutschen Sohn, auch zu ihrem Könige.

§ 92. Karl III., der auch die römische Kaiserwürde und die Herrschaft über Italien zu gewinnen gewußt hatte, vereinigte also noch einmal das ganze Karolingerreich. Es hatte fast noch die Grenzen, die Karl der Große ihm gegeben hatte, aber wie anders stand es jetzt mit seiner Macht! Über Italien verfügten bereits die Päpste, die in den Wirren und Zwistigkeiten des Karolingerreichs zu immer höherem Ansehen emporgestiegen waren und neben der höchsten geistlichen Gewalt (§ 81) auch schon eine Art weltlicher Oberherrlichkeit, besonders die Verleihung der Kaiserkrone, in Anspruch nahmen. Sie stützten jetzt die übertriebensten Ansprüche auf die sogenannten pseudo-isidorischen Dekretalien, eine in Spanien um 630 ent-

standene, angeblich von dem Bischof Isidor von Sevilla verfaßte Sammlung kirchlicher Grundsätze und päpstlicher Dekretalien, die aber im 9. Jahrhundert auf verschiedene Weise, besonders auch durch Einfügung einer ganzen Anzahl unechter Schriftstücke, gefälscht worden war und in dieser Form den Zweck hatte, die Kirche als von der Staatsgewalt ganz unabhängig und der weltlichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen und die Macht des römischen Bischofs (des Papstes) als der der andern Bischöfe weit überlegen darzustellen. Papst Nikolaus I. (um 860), kühn und klug zugleich, schlug jeden Widerspruch, der sich gegen diese Schriftstücke erhob, mit wuchtiger Hand nieder, und bis in das Reformationszeitalter haben die Urkunden für echt gegolten. In den Zerrüttungen, die über Italien kamen, bedeutete hier die Königsmacht bald gar nichts mehr. Die Bischöfe in ihren Gebieten waren die angesehensten Herren des Landes. — Unter Begünstigung des Papstes Johann VIII. hatte sich ferner ein besonderes Königreich an der Rhone gebildet, das sich Burgund oder Arelat nannte (879). Ein fränkischer Großer, Boso von Vienne, der eine Enkelin Kaiser Lothars geheiratet hatte, war der Gründer dieser neuen Macht. — Außerdem aber ward das Reich von allen Seiten angefochten. Im Osten gewann eine slavische Herrschaft, die die Herzöge Rastislaw und namentlich Swatopluk in Mähren errichtet hatten, rasch eine immer weitere Ausdehnung und bedrohte die östlichen Marken des Frankenreichs. Im Süden kamen über das Meer von Nordafrika die Sarazenen und bemächtigten sich Siciliens und Unteritaliens, wetteifernd mit den Oströmern oder Griechen, die ihren Anspruch auf Italien noch immer nicht aufgaben und damals gerade Apulien an sich rissen. Die sämtlichen Nordküsten des Frankenreichs von der Elbe an, ja auch die Westküsten bis zur Garonne hin wurden von den Normannen heimgesucht, furchtbaren Seeräubern, die in Dänemark und Norwegen wohnten. Dazu herrschte völlige Ratlosigkeit im Innern; kein Gesetz galt mehr und keine Zucht, der Adel drückte die gemeinfreien Leute, und diese wieder thaten sich zu wilden Räuberbanden zusammen. In so schneller Auflösung war das Reich Karls des Großen begriffen.

§ 93. Vergeblich erwartete man von Karl dem Dicken Hilfe aus so viel Not. Körperlich leidend und von beschränktem Geist, war er der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Zweimal erkaufte er den Frieden von den Normannen um schweren Tribut und wies ihnen zuletzt ein förmliches Winterlager in Burgund an. Da ermüdete die Geduld der deutschen Großen, die ohnehin in den fortwährenden inneren Unruhen und Verschwörungen ihre Kraft schwinden sahen. Im Jahre 887 huldigten sie einem unehelichen Sohn Karlmanns, des Sohns Ludwigs des Deutschen, Arnulf von Kärnten, der sich gegen den Oheim erhoben hatte, als ihrem Könige. Die völlige Trennung des alten Karolingerreichs war damit Thatsache geworden und der Gedanke des einigen Kaisertums für jetzt aufgegeben. Karl der Dicke, der sich der Aufgabe, Herrscher des Gesamtreichs zu sein, so wenig gewachsen gezeigt hatte, starb schon in den ersten Tagen des Jahres 888 auf den ihm angewiesenen Besitzungen in Schwaben. Die Franzosen erhoben den Sohn eines aus Deutschland gekommenen Kriegsmanns Ruotbert oder Robert, den Grafen Odo von Paris auf den Thron (888), der sich im Kampfe gegen die Normannen durch große Tapferkeit ausgezeichnet hatte. In der heutigen Schweiz aber, zwischen Jura, Rhein und Alpen, gründete in demselben Jahre der Graf Rudolf aus dem Hause der Welfen, ein Brudersenkel der zweiten Gemahlin Ludwigs des Frommen, der Judith

(§ 87), ein besonderes Reich, Hochburgund, so genannt zum Unterschied von dem älteren Burgund (Arelat, § 92). Schon der Vater Rudolfs, Konrad, hatte in diesen Gegenden geboten, jetzt ward der Sohn zum König gekrönt und auch von Arnulf in dieser Stellung anerkannt, nachdem er gelobt hatte, sich ihm unterzuordnen. So waren zwei karolingische Nebenreiche, Hoch- und Niederburgund, entstanden, die aber später 933 von Rudolfs I. Sohn Rudolf II. zu einem Königreich Burgund vereinigt wurden.

In Frankreich gelangte noch Ludwigs II. des Stammlers Sohn, Karl der Einfältige, zum Throne. — Aber er wie seine Nachfolger waren ohne Macht. Die großen Lehnsträger des Reichs hatten fürstliches Ansehen gewonnen und kümmerten sich in ihren Gebieten wenig oder gar nicht um den Oberlehnsherrn, den König. Endlich erlosch mit einem fünften Ludwig, den die Geschichtsschreiber auf Grund einer mißverstandenen Bemerkung in den Quellen gewöhnlich fainéant, den Faulen, nennen, im Jahre 987 das Geschlecht der Karolinger ruhmlos auf Frankreichs Thron. — Rascher noch endigte es in Deutschland. Alle diese Umwälzungen, die über das ehemalige Reich Karls des Großen kamen, waren von unendlichen Leiden für seine Bewohner begleitet. — Aber in diesen Zuckungen schieden und gestalteten sich die drei großen Nationalitäten in Deutschland, Frankreich und Italien.

4. Normannen und Magyaren. Die letzten Karolinger in Deutschland. Konrad I.

§ 94. In diesen Zeiten, wo das Karolingerreich noch viel schneller und trauriger zu zerfallen schien, als jenes alte Römerreich, dessen Nachbildung es in vielen Stücken war, unternahmen nordische Völker neue Verheerungs- und Eroberungszüge, die man fast wie letzte Stöße der Völkerwanderung betrachten kann. Die Germanen des Nordens, gewöhnlich Nordmannen oder Normannen genannt, in ihrem Glauben noch heidnisch (§ 18), in ihrer abenteuerlichen Raub- und Kriegslust jenen Goten, Franken, Sachsen der früheren Zeiten (§§ 23. 24) ähnlich, begannen an allen Küsten das ehemalige große Frankenreich zu bedrohen. Ihre Heimat war Dänemark und Norwegen. Schon Karl der Große hatte, als er ihre schnellen Schiffe einst vor seinen Augen nahe bei einem Hafen des südlichen Frankreichs hatte kreuzen sehen, unter Thränen prophezeit, daß sie seinen Nachfolgern ein schweres Übel werden würden, und hatte in den letzten Jahren seiner Regierung eifrig an der Gründung einer Seemacht und an der Sicherung der Küsten gearbeitet. Seine Nachfolger hatten alles dies verfallen lassen, ja Ludwigs des Frommen Sohn, Lothar, hatte selbst den furchtbaren Feind gegen seine Brüder ins Land gerufen (§ 88). Die ganze streitbare Macht des Frankenreichs war nur noch in der Hand des Adels, der sich allmählich in den inneren Kriegen aufrieb. Er war diesen gewaltigen Gegnern nicht gewachsen, zumal sie Herren des Elements waren, dem die Franken sich längst entfremdet hatten. Das Meer nämlich schien ihre eigentliche Heimat. Als schnelle Räuber folgten sie „dem Wege der Schwäne“ gen Süden, wohin es von jeher den nordischen Mann mächtig zog; so kamen sie im leichten Schiff, „auf dem Meeresrappen“ über die Wellen daher: wehe den Küsten, die diese „Wikinger“ überfielen! Städte und Dörfer wurden niedergebrannt, die Beute weggeführt, die Menschen in die Sklaverei geschleppt. Auch das innere Land war nicht sicher vor ihnen; mit ihren leichten Fahrzeugen fuhren sie weit die großen Flüsse hinauf und verbreiteten tief im Lande denselben Schrecken wie an der See; ja von einem Strom

zum andern brachten sie ihre Fahrzeuge auf Schultern und Wagen, so daß nicht einmal das Land sie hinderte. Schon unter Ludwig dem Frommen waren sie erschienen; 845 hatten sie Hamburg, den neuen Bischofssitz, niedergebrannt. Später hatten sie Aachen verheert und ihre Pferde in die von Karl dem Großen erbaute Kirche eingestellt, dann Köln, Trier, Nymwegen und viele andere Orte in Asche gelegt. Bald wagten sie sich auch nach England, das sie völlig unterjochten, bis hier Alfred der Große (871 bis 901), der Enkel jenes Ekbert, der zuerst die angelsächsischen Königreiche geeinigt hatte, ihre Herrschaft abschüttelte. Ebenso drangen sie in den Kanal, fuhren die Seine hinauf und bedrohten mehr als einmal Paris. Zuletzt, als die Zeiten ihres räuberischen Schweifens endlich vorüber waren, haben sie Reiche gegründet, auch hierin den Germanen der Völkerwanderung vergleichbar. Zuerst (911) trat ihnen Karl der Einfältige eine Provinz in Nordfrankreich (die nach ihnen benannte Normandie) ab und vermählte ihrem Herzog Rollo seine Tochter Gisela. Die Normannen, die sich hier ansiedelten, wurden Christen, nahmen bald die französische Sprache an und verschmolzen ihre rauhe und ränkevolle Tapferkeit mit den feineren ritterlichen Sitten, die vom Süden Frankreichs kamen. Sie waren es, die später unter Wilhelm dem Eroberer nach England übersetzten und in der Schlacht bei Hastings 1066 dem Reiche der Angelsachsen ein Ende machten, ohne daß jedoch hier die germanische Grundlage des Staats und des Volkscharakters durch diese Eroberung verschwand. — Andere Normannen gründeten (§ 123) in Sicilien und Süditalien einen Normannenstaat (1016 n. Chr.), der später tief in die deutsche Kaisergeschichte verwoben ward. Auch hier tauschten die Nordländer bald ihre Sprache gegen die einheimische um. Selbst die Anfänge des russischen Reichs rühren von den Normannen her, denn unter dem Waräger Rurik gründeten sie von Nowgorod her 862 eine Herrschaft, deren Hauptstadt bald Kiew am Dnjepr wurde. So wurde durch einen letzten Akt der großen Völkerwanderung, den diese Normannen herbeiführten, noch einmal eine Reihe von Staaten ins Leben gerufen, die gleichfalls auf germanischer Grundlage ruhten.

§ 95. Um die Zeit jedoch, wo sich die deutschen Großen nach Absetzung Karls des Dicken Arnulf von Kärnten zum Könige koren, waren diese Normannen noch wilde Seeräuber und die furchtbarsten Feinde der sächsischen und friesischen Küsten. Aber in Arnulf, mochte er auch nicht frei von Fehlern sein, schien der kräftige Geist Karls des Großen noch einmal aufzuleben. Er brachte die Rettung, die man von ihm erwartete. An der Spitze des fränkischen Aufgebots griff er die Normannen in ihrem festen Lager an, das sie nahe bei Löwen in den Sümpfen an der Dyle genommen hatten. Da für den im Frankenreiche üblich gewordenen adeligen Reiterkampf die Beschaffenheit des Bodens und die Stellung des Feindes höchst ungünstig war, so stieg Arnulf, den Seinen ein Beispiel gebend, zuerst vom Roß, und die Reichsfahne in der Hand erstürmte er mit seinen Scharen zu Fuß das Lager der Feinde. Eine so schwere Niederlage erlitten hier die Normannen (891), daß sie nun nach und nach aufhörten, die deutschen Küsten zu beunruhigen. Dann wandte sich Arnulf gegen das neuerstandene Mährenreich, das unter Swatopluk bereits auch Böhmen von Deutschland losgerissen hatte und das damals gerade durch Methodius zum Christentum bekehrt wurde. Große Erfolge erkämpfte hier Arnulf zwar nicht, aber was ihm nicht gelang, das bewirkte der Anprall, der das Mährenreich von Osten her durch die Magyaren traf.

Nach Swatopluks Tode (894) zerfiel das Mährenreich. Als Arnulf dem Rufe des Papstes folgend nach Italien zog und dort 896 die Kaiserkrone gewann, da schien er nahe daran, das große Karolingerreich noch einmal herzustellen. Bald aber bestürmte auch ihn mannigfaches Unglück, besonders häuslicher Kummer, und von Leiden und Krankheit gebrochen starb er im Jahre 899.

§ 96. Es war das letzte Aufglänzen karolingischer Herrlichkeit gewesen. In Deutschland selber hatte auch Arnulf nur mit Anstrengung das alte königliche Ansehen gewahrt. Wie das Karolingerreich nach Nationen (Deutschen, Franzosen, Italienern) auseinandergefallen war, so drohte dasselbe Schicksal jetzt Deutschland zu ereilen, und die alten Stämme: Sachsen, Franken, Thüringe, Alamannen (Schwaben), Bayern und Lothringer, schienen völlig selbständig werden zu sollen. Sie standen wie ganz verschiedene Völker fremd und schroff nebeneinander; noch bestand nicht einmal der Gesamtname der Deutschen, den wir in unserer Darstellung um der Kürze willen freilich oft gewählt haben; nur die gemeinsame Sprache begriff man, wie oben (§ 89) gezeigt, unter diesem Namen. Je weniger die Könige den Angriffen der Reichsfeinde Einhalt thaten, um so mehr wuchs bei den einzelnen Stämmen die Neigung zur Absonderung. Durch Besitz und Adel hervorragende Geschlechter traten an die Spitze, und allmählich kam der alte Titel der Herzöge für diese Führer der Einzelstämme wieder in Gebrauch; dem Könige blieb nur soviel Ansehen, als er durch seine Persönlichkeit geltend machen konnte. Als daher die höchste Würde nach Arnulfs Tode auf ein Kind, seinen siebenjährigen Sohn Ludwig (900—911), überging, hätte sie sicher bald jede Bedeutung verloren, wenn nicht die hohe Geistlichkeit den Gedanken der Einheit des Reichs festgehalten hätte. Der erste Bischofsstuhl Deutschlands aber war Mainz, der alte Sitz des Bonifatius, den damals der harte und unbeugsame Hatto einnahm. Dieser führte an des Kindes Statt die Regierung. Sein Andenken lebt in der Volkssage nicht vorteilhaft fort; aber er hatte mit der Verteidigung der Königsgewalt eine schwere Aufgabe übernommen, und es ist ihm, wenngleich nur mit Mühe und blutiger Strenge, gelungen, die Einheit des Reichs und somit Deutschland selbst zu retten.

§ 97. Denn nicht allein der Zerfall in die alten Stämme bedrohte das Reich. Von außen her war an die Stelle der Normannen und Slaven ein neuer, schlimmerer Feind getreten. In Ungarns Ebenen, die der Reihe nach Hunnen (§ 31), Germanen (§ 34) und Avaren (§§ 42. 76) beherbergt hatten, waren jetzt von Osten her die Magyaren, ein wildes Reitervolk finnisch-uralischer Abstammung, eingebrochen, die sich in zügellosen, furchtbaren Plünderungszügen über die Nachbarländer ergossen, bis an den Ocean schweiften und sich in Italien mit den plündernden Sarazenen Spaniens und Afrikas begegneten. Ähnlich den Hunnen waren sie leicht bewaffnet und auf ihren schnellen Rossen beim Angriff nicht minder als bei der Flucht gefährlich. Bald nachdem sie das Mährenreich zertrümmert hatten (§ 95), wurden sie Deutschland selbst gefährlich und durchbrachen die östlichen Marken: nun zeigte es sich, wie verderblich es gewesen war, daß seit Karl dem Großen der Heerbann des Volks den adligen Ritterheeren gewichen war und jeder Stamm nur um sich selbst sorgte. Zwar fochten und fielen mehrere Führer ritterlich an der Spitze ihres Stamms, so Liutpold von Bayern (907), so Burchard (908), der einst berufen schien, das alte thüringische Markgrafentum in ein Stammesherzogtum zu verwandeln und

dessen Land sich nun mit Sachsen vereinigte. Aber Niederlage folgte auf Niederlage, und bis nach Sachsen und Lothringen schweiften verheerend die wilden Scharen. Unter soviel Elend und Verwirrung starb Ludwig, noch ehe er Mann geworden war, im Jahre 911.

§ 98. Das deutsche Karolingerhaus war mit ihm erloschen; beinahe schien es, als bedürften oder wollten die Stämme, die unter ihren Herzögen standen, keinen neuen König mehr. Doch der Gedanke der Reichseinheit war mächtiger als alle Sonderbestrebungen. Zu Forchheim an der Rednitz traten Franken und Sachsen, Bayern und Schwaben zur Wahl zusammen. Wohl machten die Karolinger im Westreiche ihre Ansprüche geltend, ja für einige Zeit mußte Karl der Einfältige Lothringen zu Frankreich zu ziehen. Doch in Deutschland wählte man keinen Karolinger wieder, wenngleich man sich noch an den Stamm der Franken und an die Verwandtschaft des Hauses Karls des Großen hielt. Konrad, Herzog von Franken, aus dem edlen Geschlechte der Konradiner und weiblicherseits den Karolingern nahe verwandt, ward gekoren und folgte als Konrad I. (911—918). Er war ein stattlicher, mannhafter und leutseliger Herr, der, einmal zum Könige gewählt, die Rechte des Reichs und des Königtums kräftig wahrnehmen wollte; aber er vergaß, daß die Zeit eine andere geworden war und daß er mächtige Stämme und Herzöge nicht zwingen konnte, wenn sie sich ihm nicht gutwillig fügten. Auch bei ihm überwog noch Hattos Ansehen, und so kam es, daß er trotz seiner geringen Macht mit Strenge und Gewalt zum Ziele gelangen zu können glaubte. Aber dadurch war er unglücklich in fast allen Unternehmungen. Nicht einmal Lothringen konnte er wieder erobern; nur das Elsaß behauptete er. Auch beging er den Fehler, sich, als der Sachsenherzog Otto, dem er seine Erhebung mit verdankte, 912 starb, mit dessen Sohne Heinrich und dem Sachsenstamme zu verfeinden. Als nämlich Heinrich seinem Vater als Herzog der Sachsen gefolgt war, wollte der König dem Sohne nicht alle Lehen und Rechte des Vaters bestätigen; namentlich scheint er die Stellung, die Otto in Thüringen eingenommen hatte, Heinrich versagt zu haben. So zog jener wider ihn zum Kampf, und so schwer war die Niederlage des Königs, daß sächsische Sänger in ihren Siegesliedern fragten, welche Hölle groß genug sei, die erschlagenen Franken alle zu fassen. Selbst von hinterlistigen Nachstellungen Hattos, denen der edle junge Herzog nur mit Mühe entronnen sei, erzählte der Volksmund. Auch mit dem Herzoge Arnulf von Bayern und mit den beiden mächtigsten Grafen in Schwaben, Berthold und Erchanger (Schwaben nämlich hatte bis dahin noch keinen Stammesherzog), geriet der König in Kampf. Und während er so im ganzen sieglos rang, durchzogen die Ungarn das Reich bis zum äußersten Nordende, bis Bremen hin. Endlich siegte er über die Schwaben und Bayern: und nun ließ er Berthold und Erchanger, seine Schwäger, hinrichten, obwohl sie es gewesen waren, die 913 am Inn zum erstenmal die Ungarn besiegt hatten. Der Bayernherzog mußte vor ihm zu den Ungarn fliehen, und diese ergossen sich nun wieder über Süddeutschland. Bald kehrte auch Arnulf zurück; der König zog gegen ihn, doch verwundet kehrte er heim. Eine tiefere Wunde aber trug er im Herzen: er mußte sich sagen, daß er bei edlem Willen doch die rechten Mittel verfehlt und nichts von dem erreicht hatte, worauf sein königliches Streben gerichtet gewesen war. So fühlte er den Tod nahen; und die größte That vollbrachte er im Sterben, indem er sich und den alten Groll zum Heile des Reichs

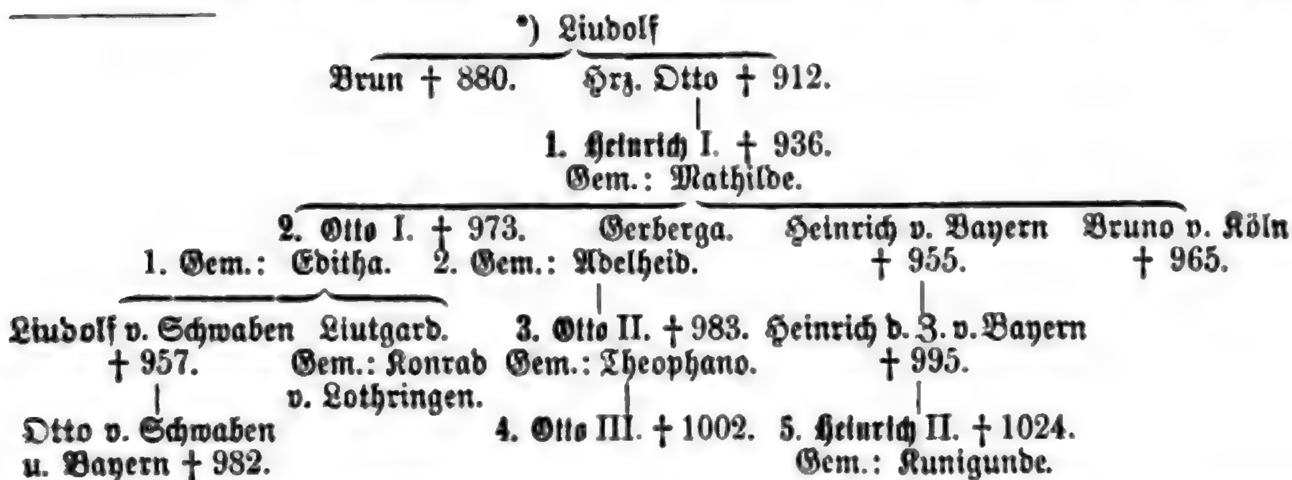
bezwang. Er rief seinen Bruder Eberhard und ließ sich von ihm das Wort geben, die Königskrone und die Reichskleinodien an seinen bisherigen Feind, den mächtigen Sachsenherzog Heinrich, zu bringen, da dieser der einzige Mann sei, der sie mit Ehren würde tragen können. Er starb den 23. Dezember 918 und ist zu Fulda begraben.

B. Herrscher aus dem sächsischen Hause.

1. Heinrich I., der Gründer des deutschen Reichs. 919—936.

§ 99. Unter den Stämmen Deutschlands hatte keiner so selbständig seinen Charakter gewahrt, wie der sächsische, den einst Karl der Große nur nach schwerem Kampfe in die Reichsgemeinschaft gezwungen hatte. In ihren weiten Gebieten vom Rhein bis zur Elbe, vom Harz bis zur Nordsee wohnten sie in altem Trotz und Kriegsmut, der in fast ununterbrochenem Kampfe an den ringsumstürmten Grenzen wach gehalten ward. Freilich war auch hier die Zahl der freien Grundbesitzer sehr zusammengeschmolzen und Dienst und Abhängigkeit in den verschiedensten Formen an Stelle der alten Freiheit getreten, aber noch immer blieb ein starker Kern der alten Frilinge (§ 71) übrig. Unter den edlen Geschlechtern, die zum Teil als Grafen des Königs und damit im Besitz ausgedehnter Lehen noch größere Macht und höheres Ansehen gewonnen hatten, war das edelste das der Liudolfinger*), das sich von einem Liudolf herschrieb, der schon von Ludwig dem Deutschen zum Markgrafen wenigstens in einem größeren Teil von Sachsen gemacht worden war und bereits Herzog genannt wird. Der eine von seinen Söhnen, Brun, der als der Gründer von Braunschweig gilt, war gegen die Normannen gefallen (880), der andere war jener Otto, der die deutsche Königskrone, für die er sich selbst zu alt fühlte, dem fränkischen Konrad zugewandt hatte (§ 98). Das Geschlecht (man will es auf einen Egbert zurückführen, der schon zur Zeit Karls des Großen hochangesehen war) hatte seine großen Güter in Westfalen, um die Ocker (im heutigen Braunschweigischen) und in der goldenen Au an der Helme und Unstrut. Ottos Sohn und Erbe war Heinrich, vermählt mit einer Tochter aus gleich edlem sächsischem (westfälischem) Stamme, deren Linie bis zu Widukind (§ 71) hinaufstieg. Dieser Herzog Heinrich, einst der gefährlichste Feind König Konrads, nun von diesem selbst als Nachfolger bezeichnet, ward zu Fritzlar, wo sich die Grenzen der Sachsen und Franken berührten, auf einer Tagfahrt beider Stämme zum deutschen König gekoren. Alles versammelte Volk jauchzte der Wahl Beifall, denn Heinrich war herrlich an Leib und Seele und bereits in Kämpfen gegen die Slaven wohl erprobt. Als aber nach der alten Sitte des Karolingerreichs der Erzbischof von Mainz ihn salben und krönen wollte, wies er

---



demütig die Ehre zurück, zugleich damit andeutend, daß er ohne geistlichen Rückhalt, in anderer Weise als seine Vorgänger, zu regieren entschlossen sei.

§ 100. Es galt zuerst, sich bei den übrigen Stämmen, die ihn nicht mit gekoren hatten, bei den Schwaben, Bayern und Lothringern, die Anerkennung zu verschaffen. Heinrich kannte zu wohl die Sprödigkeit der deutschen Stämme und hatte einst selbst als Herzog zu selbständig der Königsmacht gegenübergestanden, als daß er die gewaltsamen Wege Konrads betreten hätte. Ihm genügte zunächst die in der That schon königliche Macht, die er bei seinen Sachsen und Thüringen besaß; er war zufrieden, wenn die andern Stämme mit ihren Herzögen sich unter ihn stellten, und verlangte zunächst nicht in ihre inneren Angelegenheiten einzugreifen, vielmehr schonte er die Stammeseigentümlichkeiten, die nun einmal im Reiche vorhanden waren. So kam es, daß schon 919 der Herzog Burchard von Schwaben ihm willig als Oberherrn huldigte. Burchard behielt seine Stellung als Herzog; nur die Besetzung der Bistümer und die in Schwaben gelegenen königlichen Domänen behielt sich Heinrich selbst vor, vermied aber auch hier alles, was den Herzog verletzen konnte. Schwerer fügte sich Bayern. Hier widerstrebte jener Arnulf, der einst Konrad I. erfolgreich widerstanden hatte, der Unterwerfung unter das königliche Ansehen. Heinrich traf auf ihn bei Regensburg. Nicht durch das Schwert, sondern, so lautet die Überlieferung, durch eine friedliche Besprechung, in der er ihm zeigte, wie vergeblich es sei, sich dem Willen aller als einziger zu widersetzen, brachte er ihn zur Anerkennung; doch ließ er ihm noch größere Rechte als selbst dem Schwabenherzog, besonders die Besetzung der Bistümer in seinem Lande. — Dann blieb noch Lothringen übrig. Die Großen Lothringens waren durch ihren Wankelmut und ihre Treulosigkeit berüchtigt; sie hatten sich bald dem Westreiche, bald dem Ostreiche zugewandt, um schließlich niemandem zu gehorchen. Das rechte Bild dieses wankelmütigen Sinns war ihr Herzog Giselbert, der, obwohl einst als Flüchtling von Heinrich in Sachsen gastfrei aufgenommen, sich doch jetzt dem französischen Könige Karl dem Einfältigen zugewandt hatte. Heinrich hütete sich auch hier, die Waffen zu gebrauchen. Er wartete ab, bis Giselbert, müde der Wirren, die Frankreich unter den Gegenkönigen Karls des Einfältigen zerrissen, es vorzog zu Deutschland zurückzukehren (925). Dadurch, daß Heinrich ihm später seine Tochter Gerberga vermählte, fesselte er ihn dann an sein Haus und an das Reich.

§ 101. Die erste große That Heinrichs war durch seine Weisheit und Mäßigung gelungen: die fünf großen Herzogtümer waren wieder in die Reichseinheit eingegangen. Es war ein Glück für Heinrich und das Reich, daß in diesen ersten Jahren die Einfälle der Ungarn ziemlich geruht hatten. Erst 924 brachen sie mit erneuter Wut über das schwache Reich herein: wieder schweiften sie bis tief nach Sachsen, und der damals schwer erkrankte Heinrich mußte selbst in seiner Pfalz Werla hinter den Sümpfen der Ocker Sicherheit suchen. Aber das Glück fügte es, daß einer der feindlichen Fürsten gefangen eingebracht ward. Die Ungarn waren bereit, ihn mit schwerem Gold und Silber zu lösen: aber König Heinrich forderte nichts als einen neunjährigen Waffenstillstand, der freilich nur für Sachsen galt und während dessen er den Ungarn sogar einen Tribut zahlen mußte.

Und nun begann Heinrich die andere große That seines Lebens: er machte sein Volk — zunächst Sachsen und Thüringe — gegen die neuen Feinde wehrhaft und schirmte das offene Land. Gegen den Osten hin wurden zwar

noch nicht wieder förmliche Markgrafschaften, wie wir sie unter Karl dem Großen fanden (§ 82), eingerichtet, aber doch die Grafen in den Grenzgauen mit einer stärkeren militärischen Macht ausgestattet. Noch hatte Deutschland, besonders Norddeutschland, wenig Städte; wie in alter Zeit wohnten die Deutschen in Dörfern oder auf ihren offenen Höfen; kaum waren die königlichen Pfalzen und Bischofssitze dürftig befestigt. Heinrich legte in den Gauen Sachsens und Thüringens Burgen an, die er ummauern ließ; mit Mauer und Wall umgab er auch schon bestehende größere Wohnplätze. Von den vom Könige abhängigen Leuten — in den Grenzgauen war das wohl die Mehrzahl — ließ er je den neunten Mann in diese Burgen ziehen und befahl den andern acht, draußen Getreide zu bauen und den dritten Teil des Ernteertrages in die festen Plätze zu liefern. Wenn ein plötzlicher Angriff erfolgte, sollte das Landvolk hierher flüchten und Vorräte zu Nahrung und Unterhalt finden. Auch verlegte er die Märkte und öffentlichen Festlichkeiten in diese von ihm begründeten „Städte", um seine Deutschen an größeres Zusammenleben zu gewöhnen. So entstanden die festen Plätze Quedlinburg, Merseburg, Hersfeld, Meißen. Auch Goslar wird auf Heinrich zurückgeführt.*) — Das Land war geschirmt; nun galt es, auch ein wehrhaftes Volk zu schaffen. Noch bestand bei den Sachsen, besser erhalten als bei den anderen Stämmen, das allgemeine Aufgebot aller Freien, der Heerbann, aber auch sie kämpften am liebsten nach altgermanischer Weise zu Fuß. Da man indes den berittenen Ungarn so nicht erfolgreich begegnen konnte, gewöhnte Heinrich die Seinen auch an den Kampf zu Roß.

§ 102. Als er dies alles angeordnet hatte, übte er sein Volk im Eroberungskampfe gegen die Wenden, die östlich von der Elbe und Saale wohnten. Außer Abodriten und Wilzen (§ 77) treten hier noch die Redarier, Heveller (an der Havel) und in der Gegend von Meißen die Daleminzier auf. Alle diese Stämme waren noch heidnisch, der furchtbaren Ungarn Freunde und beständige Feinde der Sachsen. Krieg gegen sie galt wie ein Kreuzzug: die Sachsen unter ihrem Banner des heiligen Michael fühlten sich als das Volk des Herrn, berufen zum Vertilgungskampfe gegen seine Feinde. Schon 928 hatte Heinrich die Heveller besiegt und während des harten Winters dieses Jahres die sonst durch die umgebenden Seen geschützte Stadt Brennaburg (Brandenburg) erobert. Auch die Daleminzier hatten sich unterworfen, und in ihrem Gebiet war auf einem Berge an der Elbe Meißen gegründet worden. Böhmen, schon durch Karl den Großen nicht ohne Erfolg bekämpft (§ 77), brachte Heinrich ebenfalls durch einen Zug, wobei ihn Arnulf von Bayern unterstützte, wieder zur Unterordnung unter das Reich. — Als dies alles geschehen war, brach 929 noch einmal ein großer Aufstand der nördlichen Slaven (Wilzen, Abodriten, Redarier) gegen die deutsche Herrschaft aus. Heinrich sandte seine Großen gegen diesen Feind, der bereits die sächsische Stadt Walsleben zerstört und die Einwohner gemordet hatte. In einer furchtbaren Schlacht bei Lenzen (am rechten Elbufer nördlich von Wittenberge) fielen die von ihren Fürsten in den Kampf getriebenen Horden vor dem vertilgenden Schwerte der Sachsen.

Diese herrliche Siegeskunde kam gerade zu fröhlicher Zeit. Heinrich hatte für seinen ältesten Sohn Otto um eine Schwester des angelsächsischen Königs Äthelstan geworben. Dieser fühlte sich durch die Werbung so geehrt, daß er beide Schwestern zu Heinrich nach Köln sandte, damit er und sein Sohn

*) Noch andere Städte werden genannt, doch ist ihre Gründung oder Befestigung durch Heinrich nicht sicher. Erfurt war wohl früher schon ein fester Platz.

unter ihnen wählen könne. Editha, durch Güte nicht minder wie durch Schönheit ausgezeichnet, behielt den Preis und ward des Königssohns Gemahlin. — Schon galt Heinrich mit Recht als der mächtigste Herrscher des Abendlandes, und neue Siege über die Slaven 932 befestigten noch seine Stellung.

§ 103. Aber eine letzte Probe blieb noch zu bestehen: der Kampf gegen die Ungarn. Heinrich mußte beweisen, daß er nicht umsonst neun Jahre lang den Schimpf des Tributs getragen hatte und daß seine Einrichtungen ihnen gegenüber standhielten. Im Jahre 933 verlangten sie die Fortzahlung des Tributs: Heinrich, der Zustimmung und kräftigen Unterstützung des Volks sicher — hatte es ihm doch in feierlicher Versammlung seinen Beistand noch besonders zugeschworen — wies sie ab; da kamen die Ungarnschwärme wieder und ergossen sich durch Thüringen und Sachsen. Heinrich aber hatte rasch den Heerbann gesammelt; seine Sachsen und Thüringe vernichteten zuerst den am weitesten nach Westen vorgedrungenen Teil der Ungarn, dann ereilte er selbst bei Riade, d. h. in der Sumpfaue des Unstrutriebs, die schon flüchtende andere Hälfte der Magyaren und schreckte sie durch seine überlegene Rüstung so, daß sie ihr Lager, ohne eine Schlacht zu wagen, preisgaben. Dauernd von weiteren Einfällen abgeschreckt wurden durch Heinrichs Entgegentreten die Ungarn zwar nicht, aber sie hatten doch eine ernste Lehre erhalten, und Heinrichs Scharen hatten Selbstvertrauen auch diesen gefürchteten Feinden gegenüber gewonnen.

Zuletzt noch stellte Heinrich im Norden gegen die Dänen die alten Reichsgrenzen her; ja er erweiterte sie noch über die Eider hinaus um die Mark Schleswig. Nun vermochte es unter seinem Schutze wieder ein frommer Erzbischof von Bremen und Hamburg, Unni, ein würdiger Nachfolger des heiligen Anskar (§ 86), zu den Dänen und Schweden zu gehen, um ihnen Christi Lehre zu verkünden, und schon faßte das Evangelium auch hier Boden, obwohl in Dänemark König Gorm der Alte „gleich der alten Schlange" das Christentum haßte.

§ 104. Heinrich hatte Großes gethan, indem er mit dem ruhigen, maßvollen und praktischen Sinn, der dem Sachsenstamme eigen ist, nur das Erreichbare erstrebte. Das deutsche Reich dankt ihm seine Begründung. Er hat für die deutsche Kolonisation das Land östlich der Elbe, das einst Deutschen gehört hatte, aber ihnen von den Slaven entrissen worden war, erschlossen; er hat die deutsche Wehrkraft wieder hergestellt und den Reichsfeind, die Magyaren, niedergekämpft. Aber indem er so für das Ganze wirkte, hat er zugleich den Thron für sein Haus und seine Familie aufgebaut. Weiter zu arbeiten an seinem Werke war ihm nicht vergönnt. Nachdem ihn zuerst auf seiner Pfalz Bodfeld im Harz ein Schlaganfall getroffen hatte und er so an seinen Tod gemahnt worden war, sammelte er zu Erfurt die Großen aller deutschen Stämme und empfahl ihnen seinen ältesten Sohn Otto zum Nachfolger und König. Dann ging er nach Memleben an der Unstrut, wo eine seiner Pfalzen stand, neben der bald ein schönes Kloster erbaut ward, und hier verschied er in der Mitte der Seinen, tief beklagt von allem Volke (936). In der von ihm gegründeten Abtei von Quedlinburg ward er beigesetzt.

2. Otto der Große. 936—973. Innere deutsche Verhältnisse bis 950.

§ 105. Die Königswahl des 24jährigen Otto, des Sohnes Heinrichs I., die im Dom zu Aachen von den Großen aller Stämme der Deutschen vollzogen ward, zeigte, wie fest bereits durch Heinrich I. das Reich geeinigt

war. Der Erzbischof von Mainz umgürtete ihn mit dem Schwerte, that ihm Mantel und Armspangen an, übergab ihm Scepter und Stab, salbte ihn und setzte ihm die Krone aufs Haupt, alles Volk rief dem von ihm gekorenen Herrscher Heil zu, und die Herzöge der einzelnen Stämme leisteten ihm bei Tisch und Hof die gewöhnlichen Dienste des Mundschenken, Truchseß, Marschalls und Kämmerers (§§ 55. 82), wie sie die Könige von ihren Hofleuten zu empfangen gewohnt waren. Anders als Heinrich I. faßte Otto I., dem als Vorbild der gewaltige Karl der Große vor der Seele stand, sein Königsamt: hatte Heinrich die großen Herzöge der Stämme fast wie selbständige Fürsten behandelt, so betrachtete sie Otto wieder als seine Beamten und Lehnsträger, die er, wenn sie sich gegen ihn oder gegen das Reich vergingen, absetzen durfte.

Zunächst jedoch hatte er die äußeren Grenzen des Reichs zu schützen. Denn die wendischen Völker benutzten den Regierungswechsel, um in einem Aufstande einen Befreiungsversuch zu machen. Aber Otto hielt sie im Gehorsam, und besonders halfen ihm dabei zwei sächsische Große, Hermann, den man Billing nennt, Grenzgraf an der Unterelbe, und der Grenz-, spätere Markgraf Gero an der Mittelelbe; beide dehnten hier die deutsche Herrschaft weiter und weiter aus. Die Böhmen hatten sich gleichfalls erhoben und behaupteten, während Otto im Reiche beschäftigt war, wirklich eine fast vierzehnjährige Unabhängigkeit. Auch die Ungarn versuchten einzelne Einfälle, gaben sie aber auf, als sie sahen, daß Otto an Kraft und Entschlossenheit seinem Vater nicht nachstand.

§ 106. Schlimmer als die äußeren Gefahren waren die inneren. Das herrischere Auftreten des jungen Otto und die Bevorzugung der stolzen Sachsen verletzte die Franken, deren Herzog noch jener Eberhard war, der einst Heinrich I. die Krone gebracht hatte (§ 98) und der sich jetzt von dessen jungem Sohne eine demütigende Behandlung gefallen lassen mußte. Während hier Unzufriedenheit gärte, versagte der neue Bayernherzog, Arnulfs (§ 100) Sohn, der auch Eberhard hieß, dem Könige geradezu die Huldigung (937). Gleich im Anfang des nächsten Jahres zog Otto gegen den Aufsässigen, aber ohne Erfolg, und unterdessen bildete sich im Norden Deutschlands die drohende Verschwörung völlig aus. Otto hatte einen älteren Halbbruder, Thankmar, aus einer ersten Ehe Heinrichs, die von der Kirche, weil die Frau sich früher dem Kloster geweiht hatte, gemißbilligt und von Heinrich wieder gelöst worden war. Thankmar fühlte sich zurückgesetzt und erhob sich mit dem gleichfalls unzufriedenen Eberhard von Franken. Beide verwüsteten Westfalen, und Eberhard hielt selbst den jüngeren Bruder Ottos, Heinrich, gefangen. Jetzt eilte der König Otto herbei; Thankmar floh und schloß sich in die Eresburg (§ 71) ein, wo er von Ottos Leuten in der Burgkirche, in der er Zuflucht gesucht hatte, am Altar nach tapferem Kampfe erschlagen wurde. Eberhard, der seinen Gefangenen, den jungen Heinrich, zum Fürsprecher wählte, erhielt Vergebung. Jetzt wurde auch Bayern unterworfen und sein Herzog abgesetzt. Der neue Bayernherzog mußte auf das Recht der Besetzung der Bistümer (§ 100) verzichten.

§ 107. Da erhob sich der eigene Bruder gegen den König. Otto war zwar Heinrichs I. und der Mathilde ältester Sohn: aber als er geboren ward, war der Vater noch Herzog; Heinrich dagegen ward geboren, als der Vater schon König war; ihn vor allem liebte die Mutter, und der stolze Jüngling hielt sich mehr als den Bruder für berechtigt, des Vaters Nachfolger zu sein. Während seiner Gefangenschaft hatte er sich mit Eberhard von Franken verständigt; er hatte dann mit seinem wankelmütigen Schwager, dem Herzog

Giselbert von Lothringen, verhandelt und begann jetzt den Aufstand, indem er sich zu diesem begab (939). Aber ehe noch die Empörung weiter griff, eilte Otto mit seinem Heer an den Rhein, und sein Vortrab, der schon den Fluß überschritten hatte, während der König mit der Hauptmacht noch auf dem rechten Ufer stand, schlug Heinrich und Giselbert bei Birten unweit Xanten. Heinrichs Versuch, in Sachsen Aufstände gegen Otto zu erregen, schlug fehl, und er wandte sich nach Lothringen zurück, wo jetzt der französische König, Ludwig IV., im Bunde mit den Aufständischen erschien. Zu den Empörern gesellte sich heimlich auch der Erzbischof Friedrich von Mainz, und so standen zwei große Herzogtümer und der erste Geistliche Deutschlands wider Otto. Aber das Glück half ihm auch diesmal: zwei rheinische Grafen, Franken von Geburt und sogar Verwandte Eberhards, aber doch des Königs Freunde, überfielen die beiden Herzöge Eberhard und Giselbert am Rhein, über den diese unvorsichtig schon ihr Heer nach Andernach hatten übersetzen lassen, während sie selber noch bei Mahl und Brettspiel zurückgeblieben waren. Eberhard, der tapfer kämpfte, ward erschlagen, und Giselbert ertrank auf der Flucht im Rhein (939). So ward dieser Krieg geendigt, und Heinrich bat und erhielt abermals Verzeihung: aber noch einmal verschwor er sich, selbst gegen das Leben des Bruders. Als da die Mutter zum drittenmal für ihn bat und Otto zum drittenmal großmütig verzieh, ging Heinrich in sich und blieb von nun an in unerschütterlicher Bruderliebe Otto treu.

Mit diesen Siegen war die Herzogsgewalt im Reiche der Königsmacht zu Füßen gelegt. Sie war wieder ein Amt, über das der König verfügte. Auch suchte Otto I. die Herzogsgewalt noch dadurch von sich abhängig zu machen*), daß er sie so viel wie möglich nur Angehörigen seines Hauses gab. Seinen ältesten Sohn Liudolf vermählte er mit der Tochter des Schwabenherzogs, dem dann dieser Jüngling bald in seinem Amte folgte; Lothringen gab er einem Franken, Konrad, dem er zugleich seine Tochter Liutgard vermählte, und Bayern seinem Bruder Heinrich, dem Schwiegersohne des früheren Herzogs Arnulf; Franken, Sachsen und Thüringen verwaltete er selbst, und erst in der späteren Zeit seines Lebens machte er seinen getreuen Hermann Billing zum Herzog von Sachsen.

§ 108. So war das große Reich fest zusammengefügt und stand noch inniger verbunden als zu Heinrichs I. Zeit. Damals zuerst nannten die Stämme nicht bloß ihre Sprache deutsch: sie begannen sich selbst mit dem Gesamtnamen der Deutschen zu bezeichnen. Und gewaltig erwies das vereinte Volk seine Kraft nach außen. In langen Kämpfen unterwarfen die Sachsen unter Hermann Billing und Markgraf Gero die Wenden dem Christentum und deutscher Sitte. Das weite Land zwischen Elbe und Oder ward kolonisiert. Otto verfuhr wie einst Karl der Große bei den Sachsen, indem er in den unterworfenen Landschaften Bistümer gründete: so Havelberg, Brandenburg, später Merseburg, Meißen und Zeitz; im fernsten Osten unter den Polen ward Posen gegründet. Alle diese Bistümer stellte er gegen Ende seines Lebens unter das neugeschaffene Erzbistum Magdeburg; nur Oldenburg (im östlichen Holstein) kam unter Hamburg-Bremen, das sich gerade damals um die Verbreitung des Christentums im Norden große Verdienste erwarb. Der Erzbischof Adeldag, Unnis großer Nachfolger, sorgte für die Mission unter Schweden und Dänen.

*) Die Pfalzgrafen, die nun wieder (zuerst in Bayern) in den ursprünglichen Herzogtümern genannt werden, dienten wohl als Vertreter der königlichen Gerichtsbarkeit und Verwalter der Pfalzen des Königs auch zur Beschränkung der herzoglichen Gewalt.

Die friedlichen Beziehungen zwischen Dänen und Deutschen erleichterten seine Arbeit. Erst die spätere Sage weiß zu erzählen, wie Otto den Dänenkönig Harald Blauzahn angriff, die Dänen bis zur äußersten Spitze Jütlands trieb und hier seinen Speer ins Meer schleuderte, zum Zeichen, daß erst hier seines Reiches Ende sei. Mit fast königlicher Macht breitete sich Ottos Bruder, der Bayernherzog Heinrich, nach Osten längs der Donau und nach Süden bis zum Po und zur Hadria aus; und so entsprach der sächsischen Kolonisation im Norden eine bayerische im Süden, bei der die Bistümer Regensburg und Passau zugleich für die Mission thätig waren. Es war die Zeit der gewaltigsten Ausdehnung deutscher Kraft. Schon galt Ottos Wort, den man nun anfing, wie weiland König Karl, „den Großen“ zu nennen, auch etwas in den Wirren Frankreichs, dessen König Ludwig IV. Giselberts Witwe geheiratet hatte und so Ottos Schwager geworden war; ihm zog er gegen seine aufständischen Großen einmal sogar bis vor Rouen zu Hilfe. Auch der Burgundenkönig und die Großen, die um Italien stritten, riefen bereits seine Entscheidung an — kurz, seine Macht war wieder kaiserlich, wenn auch noch der Name fehlte.

§ 109. Versuchen wir es nun, auf diesem Höhepunkte deutscher Königsmacht angelangt, uns ein Bild zu machen, wie solch ein Herrscher dieser alten Zeit lebte. Leicht und bequem hatte er es wahrlich nicht. Wen einmal die schwere Krone zierte, der war ruhelos bis zum Grabe. Er hatte keine feste Residenz; von Pfalz zu Pfalz zog er durch sein weites Reich; wo er gegenwärtig war, saß er selber zu Gericht als höchste und letzte Instanz; an ihn ging die Berufung, wenn der Verurteilte sich der Entscheidung der Schöffen, die nach den Kapitularien Karls des Großen (§ 83) oder nach altem Stammesrecht unter dem Vorsitze des Grafen das „Recht zu weisen“, d. h. das Urteil zu fällen hatten, nicht fügen wollte. In dunklen Fällen entschied das Gottesgericht, d. i. Zweikampf, Feuer- oder Kreuzesprobe.

An den Festtagen umgab den Herrscher der ganze Glanz des großen Reichs: an den Bischofssitz, wo er ein Fest feierte, eilten Fürsten und Große der ganzen Nachbarschaft und brachten freiwillige Geschenke, während die unterworfenen den Tribut darreichten. Das Königsgut war über das ganze Reich verstreut: noch bestand es in großen ertragreichen Krongütern; auch gingen ausgedehnte Forsten des Königs, in denen noch Wolf und Bär, Ur und Elen hausten, durch das ganze Reich, so daß die Fürsten mit ihren Großen nach Herzenslust dem Weidwerk obliegen konnten. Stehende Abgaben zahlte man auch jetzt noch nicht; denn es gab wenig Geld, und der Deutsche hielt überhaupt jede Steuer für ein Zeichen der Unfreiheit; alle Leistungen waren persönlich. Doch gingen die Zölle von Straßen und Flüssen an den König, ferner die Kopfsteuer, die die Juden zahlten; auch die Bergwerke gehörten ihm.

Das Lehnswesen griff bereits durch alle Teile des Reichs, und folglich bestanden auch die Heere des Königs mehr aus den aufgebotenen Vasallen als aus dem alten, freien Heerbann. An den Grenzen, besonders den östlichen, waren die Marken wieder erneuert worden. Eigene Namen sind zu Ottos Zeit noch wenig dafür im Gebrauche, aber aus Hermanns und Geros Marken (§ 105) entstanden später die Nordmark (die preußische Altmark, dazu Havelberg und Brandenburg), südlich davon die Ostmark oder Lausitz (das Land zwischen Saale und Bober) und die Mark Meißen (Meißen, Zeitz, Merseburg). Im Süden gab es eine Mark Verona und Aquileja, eine bayrische Ostmark, das spätere Österreich, später auch eine kärntnische Mark, die alle vom Herzogtum Bayern abhängig waren.

3. Herstellung des Kaisertums durch Otto den Großen.

§ 110. So war Otto der Große bereits der gewaltigste Herrscher in Europa, als neue Bestrebungen ihn in neue Verwicklungen brachten. Italien war seit Arnulfs Zeiten (§ 95) von den deutschen Königen unbeachtet gelassen worden. Hier tobten überall Parteikämpfe zwischen großen Familien, die zum Teil noch ihr Geschlecht auf die Karolinger zurückführten; selbst die Päpste waren tief in diese Wirren verflochten und von dem schon errungenen hohen Ansehen (§ 92) wieder zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Dazu waren die Sitten der Geistlichen wie die des ganzen Volks furchtbar verwildert. Damals war König von Italien Berengar von Ivrea, der seinen früheren Gegner, den König Hugo, überwunden und dessen Sohn, den König Lothar, wahrscheinlich vergiftet hatte. Die junge Witwe dieses Lothar, Adelheid, vom burgundischen Königsstamme, wollte er, so erzählen Spätere, mit seinem Sohne vermählen, um so unbestritten die italienische Königskrone besitzen zu können. Aber Adelheid widerstrebte dem verhaßten Ehebunde und wurde deshalb von Berengar in strengster Haft auf einem Schloß am Garda-See gehalten. Allgemein erregte das Schicksal der jungen Königin Mitleid. Ein besserer Zeitpunkt zum Eingreifen in die italienischen Verhältnisse ließ sich schwerlich finden. Otto war damals, nach dem Tode der angelsächsischen Editha (§ 102), verwitwet und faßte den Entschluß, zugleich mit der Hand der Adelheid ein, wenn auch zweifelhaftes, Recht auf Italien zu erwerben. Er beschloß deshalb, einen Kriegszug zu ihrer Hilfe zu unternehmen. Noch ehe er mit dem gesamten Heer die Alpen überstieg (951), war ihm sein junger Sohn Liudolf, der Schwabenherzog, thatenlustig vorausgeeilt, hatte aber gegen Berengar unglücklich gekämpft. Dafür traf ihn der Tadel des Vaters und der Spott des Oheims, des bayerischen Heinrich, der glücklicher als Liudolf in den italienischen Wirren schon 950 das Herzogtum Friaul für sich erkämpft hatte. Jetzt bei Ottos Zug hatte er Adelheid, der unterdessen unter vielen Abenteuern die Flucht aus der Burg der Feinde gelungen war, seinem Bruder Otto zugeführt und stand bei beiden in hohem Ansehen. In Pavia feierte Otto bald mit Adelheid seine glänzende Vermählung und nannte sich jetzt bereits König von Italien.

§ 111. Aber dieser Glanz war nicht ohne einen trüben Schatten; denn Liudolf war unzufrieden und gekränkt. Er fürchtete, daß nachmals ein Sohn der begünstigten Adelheid ihn, den ältesten, vom Throne ausschließen könnte, der ihm bereits bestimmt war. Auch gelangte König Otto in Italien jetzt noch nicht völlig zum Ziele seiner Wünsche, die schon damals auf die Kaiserkrönung gingen. Daß dieses nicht erreicht ward, mochte er wohl dem Erzbischof Friedrich von Mainz (§ 107), der die Unterhandlungen beim Papste geführt hatte, mit zur Last legen, und auch diesen machte nun sein Tadel aufs neue unzufrieden. — Otto kehrte zurück nach Deutschland und ließ seinen Schwiegersohn Konrad, den Herzog von Lothringen, zurück, der Berengar zur Unterwerfung unter den König bestimmte, indem er ihm eine ehrenvolle Aufnahme verbürgte. Als aber jener sich vor Otto einfand — es war 952 zu Magdeburg — ward er verächtlich und streng behandelt, und Konrad, der sein verpfändetes Wort unbeachtet sah und sich auch sonst zurückgesetzt glaubte, fühlte sich gleichfalls beleidigt. So waren drei mächtige Unzufriedene im Reich, Liudolf von Schwaben und Konrad von Lothringen, die nächsten Angehörigen des Königs, und Friedrich von Mainz. Ihr Beginnen betrachteten die Söhne nicht als Aufruhr gegen den Vater, sondern sie wollten nur den mächtigen Einfluß des harten und

ränkevollen Bayernherzogs Heinrich beseitigen; dieser aber war es, der dann später, als der Kampf schon ausgebrochen war, die Söhne sich aber reumütig dem Könige zu Füßen geworfen und noch einmal eine Aussöhnung herbeizuführen versucht hatten, diese unmöglich machte. So dauerte der unglückselige Krieg fort, an dem auch die Bayern gegen ihren unbeliebten Herzog teilnahmen. Endlich, nachdem Konrad, von seinen eigenen Lothringern verlassen, nebst Friedrich von Mainz Gnade gesucht und gefunden hatte (der letztere starb bald nachher), unterwarf sich auch Liudolf dem Vater (954). Auch er erhielt Vergebung, aber Konrad wie Liudolf bekamen ihre Herzogtümer, die ihnen Otto schon 953 zu Fritzlar abgesprochen hatte, nicht zurück. Es war ein Wendepunkt in Ottos Politik. Den Versuch, die Herzogtümer durch Verleihung an Verwandte zur Stütze des Thrones zu machen, gab er auf. Von nun an stützte er sich auf den hohen Klerus. Als seine rechte Hand erscheint in der Folge sein Bruder Brun, Erzbischof von Köln; ihm gab er auch das unruhige Lothringen zur Verwaltung, das Brun später, um die Aufrechterhaltung der Ordnung zu erleichtern, in Ober- und Nieder-Lothringen teilte.

§ 112. Den schweren inneren Kampf hatten die Ungarn schon 954 benutzt, eine neue Raubfahrt durch Süddeutschland nach Lothringen und Frankreich zu machen; 955 brachen sie mit starkem Heere aufs neue ins Reich, nicht mehr jene flüchtigen Räuber, die einst Heinrich bei Merseburg geschlagen hatte, sondern ein schon geordnetes, auf Eroberung bedachtes Volk; mit stürmender Hand suchten sie Augsburg zu nehmen, das der fromme Bischof Udalrich mit Heldenmut verteidigte. Alsbald eilte Otto an der Spitze aller, jetzt wieder versöhnten Stämme heran. Auf dem Lechfelde kam es 955 zu einer großen Schlacht. Durch einen Festtag bereitete sich das Heer zur schweren Blutarbeit vor; feierliche Eide der Krieger, heilige Gelübde des Königs am Morgen des Schlachttags zeugten von der weihevollen Stimmung aller. Mit fliegenden Fahnen rückte man in den Kampf: voran drei Züge Bayern, denen aber ihr bereits erkrankter Herzog fehlte; dann ein Zug Franken unter Konrad; dann eine fünfte Schar, als Kern des Heeres aus auserlesener Jugendmannschaft gebildet, unter des Königs eigener Führung, unter dem Banner des Erzengels Michael; dann zwei Züge Schwaben und endlich eine Nachhut von Böhmen. Die Ungarn aber wollten den Stoß des deutschen Heeres ablenken; ein Teil von ihnen schwamm zweimal über den Lech, warf sich unvermutet auf die böhmische Nachhut und brachte sie wie die Schwaben in Verwirrung: nun aber trafen sie auf Konrads heldenmütigen Widerstand, der hier den Abfall von seinem Schwiegervater zu sühnen suchte und sie zurückwarf. Den Angriff auf die Hauptschar der Ungarn führte der König selbst. Nach heißem Kampfe ward der Sieg errungen: die Deutschen trieben den größten Teil des Ungarnheeres in den Lech, und der Rest der Feinde kam auf der Flucht um. Nie wieder versuchte nun dieses wilde Volk einen Einfall ins Reich, ja es begann fortan, sich deutschem Einfluß und dem Christentum zu beugen. Aber der Sieg war teuer erkauft; unter den Toten lag Konrad, dem beim Lüften des Helms ein Pfeil die Kehle durchbohrt hatte, und noch mancher Edle. — Auch räumte der Tod sonst noch in Ottos Umgebung auf: an seiner Krankheit starb bald darauf Ottos Bruder Heinrich von Bayern, seine stärkste und treueste Stütze; bald auch sein Sohn Liudolf, noch in der Blüte seines Alters, nachdem er seine Auflehnung in wackrem Kampfe gegen die Wenden, als Otto die aufständischen Slaven durch den Sieg an der Raxa in Mecklenburg (entweder die Recknitz oder die Recke, der Oberlauf

der Elbe) 955 niederwarf, und dann in Italien gut gemacht hatte. Dem Könige erwuchs ein Ersatz dafür in einem Sohne aus zweiter Ehe, der wie der Vater Otto genannt ward.

§ 113. Nach der Besiegung der Ungarn stand Otto im alten, ja in noch erhöhtem Ansehen da. Bald darauf rief ihn der Papst Johann XII. selbst nach Rom, um durch ihn vor Berengar geschützt zu werden. Otto kam und rettete ihn: der Preis dafür war die römische Kaiserkrone, mit der er am 2. Februar 962 geschmückt wurde. Von nun an galt die Kaiserkrone und damit die höchste weltliche Gewalt in der Christenheit als den deutschen Königen zustehend; jeder von ihnen war ehrenhalber und unmittelbar schon durch seine Wahl gewissermaßen verpflichtet, nach Rom zu ziehen, um sie zu erwerben. — War somit die größte Ehre und hoher Glanz der deutschen Nation beschieden, so führte doch hinfort das Streben, auch Rom und Italien mit zu beherrschen, zu stäten, oft vergeblichen Kämpfen der deutschen Herrscher fern von ihrem Lande; vor allen Dingen ward die naturgemäße Bahn der Mission und Eroberung gegen Osten und Norden, die den Deutschen durch Karl den Großen gezeigt, durch Heinrich I. wieder aufgethan war, um dieses verlockenden Zieles willen verlassen. Aber beklagt der Deutsche mit Recht die Ströme von deutschem Blut, die in der Fremde vergossen wurden, die Fülle von Kraft, die dort verbraucht ward; beklagt er ein Streben, das sein nächstes Ziel nicht erreichte, ja später die deutsche Königsgewalt zu Falle brachte und die Zersplitterung Deutschlands förderte, so wird er doch nicht verkennen dürfen, daß die deutschen Könige als römische Kaiser eine große geschichtliche Aufgabe gelöst haben. Das zeigt sich nicht nur in der gegenseitigen Förderung, die Deutschland und Italien aus ihrer langandauernden Verbindung in Staatseinrichtungen, in Handel, in Künsten und Wissenschaften gezogen haben, sondern mehr noch darin, daß das deutsch-römische Kaisertum die ganz verwilderte römische Kirche erst wieder für ihre Kultur-Aufgaben erzogen hat, wodurch allein die hohe Geistlichkeit in Deutschland wie in Italien für ein Jahrhundert Grundlage und Stützpunkt der Königsgewalt werden konnte.*)

Daß die Wahrung der kaiserlichen Stellung schwere Opfer kosten würde, zeigte sich schon jetzt. Nicht einmal Otto der Große konnte sein Ansehen in Italien ohne wiederkehrende Römerzüge behaupten. Kaum hatte er den Rücken gewandt, so verband sich der Papst Johann XII. mit Berengar. Otto kehrte zurück, setzte ihn ab und ließ sich von den Römern schwören, nie einen Papst ohne seine Zustimmung zu wählen; aber sofort nach seiner Abreise brachen neue Unruhen aus, so daß Otto drei Jahre der Heimat ferngehalten wurde (962—965). Erst als Berengar gefangen und in die Haft nach Bamberg geschickt, Johann XII. gestorben war, fügten sich die Römer. Gleichwohl ward noch einmal ein Römerzug nötig, und Otto blieb nun von 966—972, also 6 Jahre lang, in Italien.

§ 114. Ottos Ruhm drang, wie einst der Karls des Großen, zu den fernsten Herrschern; seine Gesandten gingen sowohl zu dem glänzenden, milden und aufgeklärten Kalifen Abderrhaman in Cordova, wie an den eitlen Hof von Byzanz, von dem uns ein hervorragender Chronist der Zeit, Liudprand

---

*) Ob die recht haben, die in dem allen das notwendige Ergebnis eines neuen Systems sehen, daß Otto der Große im Gegensatz zu Karl dem Großen verfolgt habe, darf man bezweifeln; daß unter Karl der Staat mehr verkirchlicht, unter Otto die Kirche mehr verstaatlicht worden sei, läßt sich bestreiten — gewiß aber ist, daß Otto der Große sich wieder wie Karl der Große als unbedingten Herrn der Kirche fühlte.

von Cremona, eine Schilderung voll beißenden Spottes hinterlassen hat. Otto der Große aber hielt für seinen nun heranwachsenden Sohn keine Verbindung für würdiger als die mit einer griechischen Kaisertochter: 972 vermählte er ihn zu Rom mit der Prinzessin Theophano. Dann kehrte er nach Deutschland zurück und hielt 973 zu Quedlinburg im Sachsenlande seinen letzten, glänzenden Reichstag. Wohl konnte er hier stolz auf das Werk seines Lebens, auf seine Kaisermacht blicken: Gesandte des Dänenkönigs erschienen mit Tribut; anwesend war ferner der Böhmenherzog; der Polenherzog beugte sich vor seinem Richterstuhle; selbst die Ungarn sandten Geschenke. Die weiten Slavenländer bis fast zur Weichsel waren der deutschen Herrschaft unterworfen und dem Christentume aufgeschlossen. Kein Trotz der deutschen Großen regte sich mehr vor der anerkannten Oberherrlichkeit Ottos. Neben ihm thronte seine kluge und glänzende Gemahlin Adelheid und, bereits zum König und Kaiser gekrönt, sein Sohn Otto II. mit seiner jungen Gemahlin; außerdem waren Fürsten und Edle in ungezählter Schar zugegen. Aber der Tod des getreuen Hermann Billing, der gerade hier erfolgte, mahnte den Kaiser an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe und an den eigenen Tod. — Über Merseburg zog er nach Memleben, und hier, wo sein Vater gestorben war, schloß auch er nach thatenvollem Leben die Augen: zu Magdeburg ward er bestattet. Otto war ein ernster, wahrhaft frommer, sittenstrenger Mann, ein kräftiger und mächtiger Herrscher. Auf dem Grunde, den der Vater gelegt hatte, baute er weiter und vereinigte die römische Kaiserkrone mit der Krone des deutschen Königs auf seinem Haupte. Weitschauend waren seine Pläne, und nicht alle haben sich verwirklichen lassen, aber Deutschland und das gesamte Abendland verdankt ihm viel, und mit Recht knüpft sich an ihn, an seinen Sohn und seinen Enkel, die Ottonen, die Erinnerung einer ruhmreichen Zeit und einer gelehrten Bildung, die damals zuerst nach Deutschland kam — einer Bildung, die zwar nur ausländisch, lateinisch und griechisch, und eine fremde Blüte in Deutschlands Boden war, die ihn jedoch mit manchem neuen geistigen Samenkorn befruchtet hat.

4. Otto II. 973—983. Otto III. 983—1002.

§ 115. Otto II., Ottos des Großen 18jähriger Sohn, war bereits gewählt und gekrönt und trat ohne Schwierigkeit die Regierung an, indem er den üblichen Königsumritt durch das Reich unternahm. Gelehrt erzogen, zarten Körpers, war er zwar nicht ohne rasche Thatkraft, aber es fehlte seinem leidenschaftlichen und schwankenden Gemüte die großartige Beharrlichkeit seiner Vorfahren. So übte denn auch seine Mutter Adelheid und später seine Gattin Theophano einen nicht unbedeutenden Einfluß auf ihn aus. — Auch ihm blieben die Kämpfe im Reiche nicht völlig erspart. Heinrich von Bayern, zubenannt der Zänker, sein Vetter, erhob sich, als er sich in seinen hochfliegenden Ansprüchen von dem jungen Kaiser beschränkt sah. In Verbindung mit den östlichen Slaven, den Böhmen und Polen, glaubte er seine Empörung durchführen zu können, doch Otto schlug ihn und setzte ihn ab, gab Bayern, von dem die Marken Kärnten und Verona (§ 109) abgetrennt und zu einem eigenen Herzogtum Kärnten erhoben wurden, seinem Freunde Otto von Schwaben, dem Sohne Liudolfs, und verlieh der bayrischen Ostmark (§ 109) eine selbständigere Stellung unter einem Grafen, den man später mit dem altberühmten Stamme der Babenberger in Verbindung gebracht hat. Aber Heinrich der Zänker erregte im Südosten des Reichs neue Unruhen, bis ihn der Kaiser nochmals überwand und dauernd gefangen setzte. Auch gegen

Böhmen und Polen stellte Otto II. dann sein Übergewicht her. Gegen die Dänen hatte er bereits 974 einen Zug über das Danewirk hinaus unternommen. — Im Jahre 978 überfiel plötzlich und mitten im Frieden König Lothar von Frankreich, den es nach der Wiedergewinnung Lothringens gelüstete, den Kaiser, der ruhig in Aachen verweilte; kaum entging Otto der Gefangenschaft, und Lothars Leute verzehrten noch sein eben verlassenes Mahl. Aber als Lothar sich dann nach drei Tagen auf- und davonmachte, ereilte ihn noch vor der Grenze der Herold des Kaisers und kündigte ihm an, sein Herr werde den heimlichen und feigen Überfall durch einen offenen Kriegszug wettmachen. Und so zog Otto mit 60000 Deutschen vor Paris. Da er die feste Stadt nicht gewinnen konnte und der nahende Winter zur Heimkehr mahnte, ließ er wenigstens vom Montmartre zum Schrecken des Königs und seiner Pariser und zur Warnung vor einem zweiten Besuche noch ein gewaltiges Tedeum herabschallen, ehe er heimkehrte. Zwei Jahre darauf gestand Lothar feierlich zu, daß Lothringen zu Deutschland gehöre. Ungefähr um 980, als dem jungen Kaiser ein Erbe, der nachmalige Otto III., geboren ward, hatte er sich die volle Gewalt seines Vaters gesichert.

§ 116. Jetzt wandte er sich nach Italien. Bis Rom hin war dieses Land durch Otto den Großen fest mit dem Reiche verbunden: in Rom selbst aber herrschte die alte Zwietracht der Parteien, in die das Papsttum tief verflochten war, und schreckliche Thaten waren wiederum geschehen, sogar ein Papst ermordet worden. Süditalien, zum Teil noch unter langobardischen Dynasten, war den Angriffen der kühn andringenden Araber wie der Griechen ausgesetzt (§ 92), die hier die deutsche Herrschaft nicht aufkommen lassen wollten. Nach kurzem Aufenthalte in Rom, wo er schnell alles ordnete, rückte Otto 982 nach Süditalien gegen diese Feinde. In Calabrien, südlich von Cotrone, erfocht er mit seinem Heere, über das jetzt schon die Begeisterung der Kreuzzüge kam, zuerst zwar einen Sieg über die Sarazenen; bei unvorsichtiger Verfolgung aber folgte diesem Siege wenige Tage nachher eine schwere Niederlage. Fast das ganze deutsche Heer wurde vernichtet, und der Kaiser entging der Gefangenschaft nur dadurch, daß er ins Meer sprang und einem griechischen Schiffe zuschwamm, das eben vorbeisegelte und von dem er sich dann durch ein neues Wagnis endlich ans befreundete Ufer rettete. Weithin, bis zu den äußersten Nordmarken des Reiches, erscholl die Kunde von dieser Niederlage, und aller Orten erhoben sich die Gegner des Reichs. Die Dänen fielen in die Mark ein, und nun faßten auch die Slavenvölker Mut, in einem allgemeinen Aufstande zugleich mit dem Christentum die verhaßte und oft grausam geübte Herrschaft der Deutschen abzuschütteln (983). — Otto II. suchte zunächst das verlorene Ansehen in Unteritalien wieder herzustellen. Er berief alle Großen zu einer Tagfahrt nach Verona. Hier ließ er, gleich als hätte er sein baldiges Ende geahnt, seinen dreijährigen Sohn zu seinem Nachfolger wählen und zog dann mit einem Heere gen Süden. Aber er kam nur bis Rom: hier ereilte ihn der Tod in einem Alter von erst 28 Jahren. In Rom, in fremder Erde, liegt er auch bestattet. Schon begann das Reich Ottos des Großen, das der Sohn nur mit schweren Kämpfen zusammengehalten hatte, sich aus seinen Fugen zu lösen.

§ 117. Eben waren die deutschen Fürsten in Aachen versammelt, wo sie das Kind Otto gekrönt hatten, als die Nachricht von des Kaisers Tode eintraf. Um dieselbe Zeit ließ der Bischof von Utrecht Heinrich den Zänker, der ihm in Haft gegeben war, frei, und unter den Großen erhob sich ein Streit, ob nach deutschem Rechte Heinrich, als nächster männlicher Anver-

wandter des jungen Königs, oder ob nach oströmischem die damals noch in Italien weilende Kaiserin-Mutter Theophano die Regentschaft führen sollte. Heinrich bemächtigte sich indessen sogleich des königlichen Kindes; bald aber zeigte er nur zu deutlich, daß er selbst nach der Krone strebe. Da verließen ihn Sachsen und Bayern, auf die er besonders gerechnet hatte; der fromme und gelehrte Willigis von Mainz hielt die Anhänger des jungen Königs und die Einheit des Reichs, die noch einmal wankte, aufrecht; und bald konnte Heinrich nichts Besseres thun, als freiwillig das Königskind der aus Italien herbeieilenden Mutter, der Theophano, und der Großmutter Adelheid auszuliefern und nur sein Herzogtum Bayern dafür zurückzuerbitten. Als er dies erhalten hatte, blieb er, wie einst sein Vater, unerschütterlich dem Königshause treu bis an sein Ende.

§ 118. Theophano leitete nun während der Minderjährigkeit ihres Sohns als Reichsverweserin die Regierung. Sie that es mit Klugheit und Geschick. Aber allmählich nahmen doch die Fürsten wieder eine selbständigere Stellung dem Königtum gegenüber ein. Noch mehr war das der Fall nach Theophanos Tode (991), als mit der Großmutter des jungen Königs, Adelheid, die großen Fürsten des Reichs (von Sachsen, Schwaben, Bayern, Meißen in Deutschland und von Tuscien in Italien) förmlich die Regierung führten. Die Stämme begannen jetzt wieder, ihre Herzöge selbst zu wählen; so koren die Bayern nach Heinrichs des Zänkers Tode dessen Sohn Heinrich; in anderen Ländern, z. B. in Schwaben, gründete sich die Nachfolge in der Herzogswürde geradezu auf eine Art von Erbrecht. — Indessen war der junge Otto unter der Erziehung der Theophano und Adelheid sowie des frommen, gelehrten und kunstliebenden Bernward von Hildesheim zu einem Wunder der Zeit herangewachsen. Aber seine Bildung war eine fremde, eine römische und byzantinische; seine Sachsen, auf deren starken Schultern doch die Herrschaft seines Hauses ruhte, verachtete er als roh: seine Sehnsucht stand nach Italien und Rom, und sein höchstes Streben war, ein Kaisertum nach morgenländischem Muster herzustellen.

§ 119. Schon 996 als 16jähriger Jüngling machte er, kaum mündig geworden, seinen ersten Zug nach Italien, wo in seiner Minderjährigkeit alles wohlgeordnet geblieben war, empfing in Rom die Kaiserkrone und erhob seinen Vetter, den jungen Gregor V., auf den päpstlichen Stuhl. Große Hoffnungen auf Herstellung einer ernsteren Zucht in der Kirche knüpften sich an diese Ernennung. Denn beide, Papst und Kaiser, noch Jünglinge an Alter, glühten für eine religiöse Reform, die in der verwilderten Zeit eine Notwendigkeit schien. In die Heimat zurückgekehrt kämpfte Otto gegen die noch immer aufständischen Wenden ohne besondere Erfolge. Bald zog er nach Italien zurück, wo er Rom unter des Crescentius Leitung in Empörung gegen sich und seinen Papst fand. Mit grausamer Strenge bestrafte er die Gegner; Crescenz ward hingerichtet, der Gegenpapst Johann, den er aufgestellt hatte, schrecklich verstümmelt. Dann nach Gregors V. Tode gab Otto III. in dem gelehrten Gerbert von Reims, den er auf seinem ersten Römerzuge kennen gelernt und an seinen Hof gezogen hatte, den Römern einen neuen Papst, der sich Sylvester II. nannte. Er selbst aber schwankte je länger desto mehr zwischen hochfliegenden Entwürfen zu Kreuzzügen und zur Eroberung des morgenländischen Kaiserreichs und zwischen Bußübungen und einsiedlerischen Betrachtungen hin und her. Jetzt pilgerte er nach Gnesen, zum Grabe des heiligen Adalbert von Prag, der 997 während der Verkündigung des Evangeliums als Märtyrer bei den wilden

Preußen gefallen war; dann wieder ging er nach Aachen und ließ sich in unheimlicher Neugier das Grab des großen Karl öffnen: ein unruhiger, phantastischer Geist trieb ihn ohne Rast von einem zum andern. — Zuletzt nach Rom zurückgekehrt (1001) fand er die Römer abermals im Aufstand; er strafte sie in einer zierlichen Rede und starb im Angesichte der geliebten, ungetreuen Stadt, noch nicht 22 Jahre alt (1002). — Mit dem Schwerte mußten die Bischöfe und Fürsten, die ihn begleitet hatten, seiner Leiche durch das aufständische Italien Bahn brechen, um ihn, wie er gewünscht hatte, in Aachen neben Kaiser Karl zu bestatten.

So waren die Zügel des Weltreichs, wie es Otto der Große gegründet hatte, der Hand eines schwärmerischen Knaben fast entglitten. Das geschah zu einer Zeit, wo rings um Deutschland die Staaten, die bisher abhängig oder ohnmächtig gewesen waren, sich fester gründeten. In Ungarn, wo damals unter dem heiligen Stephan eine festere und geordnetere Staatsform geschaffen und das Christentum allgemeiner geworden war, entwand Papst Sylvester II. die Kirche dadurch, daß er Gran zum Erzbistum machte, dem deutschen Einfluß, und König Stephan erhielt von ihm seine Krone. Den Polen hatte Otto III. selbst geholfen, ein unabhängiges Reich zu bilden, indem er Gnesen zu einem selbständigen Erzbistum erhob; denn auch hier schlossen sich an die kirchlichen Ordnungen die staatlichen an. Auch Dänemark wandte sich jetzt dem Christentum zu und grenzte sich fester ab. Über alle diese Völker hatten die Deutschen geherrscht, weil sie einen geordneten, jene ungeordnete Staaten hatten: jetzt schien das Verhältnis sich umzukehren.

5. Heinrich II. 1002—1024.

§ 120. Das Reich bedurfte, um nicht unterzugehen, eines tüchtigen Mannes, der mit starker Hand die wankende Ordnung wiederherstellte und nicht wie der letzte Otto eitlen Luftgebilden nachjagte. Aber die deutsche Krone schien jetzt, da Otto kinderlos gestorben war, der Zankapfel der Großen werden zu sollen. Drei Bewerber traten auf: zunächst Heinrich von Bayern, der Sohn Heinrichs des Zänkers, der Urenkel König Heinrichs I. Er hatte im Leben Otto III. unerschütterliche Treue bewahrt und noch dessen Leiche von den Alpen bis an die Donau geleitet. Zugleich aber hatte er bereits auf die Krönungskleinodien seine Hand gelegt. Ihn konnte der eine Mitbewerber, der bequeme und alternde Hermann von Schwaben, unbekümmert lassen. Um so gefährlicher aber war der andere, Eckard von Meißen, der tapferste Fürst im Reiche, der unermüdliche Hüter des Ostens gegen die Slaven. Dieser hoffte besonders auf Anhang in Sachsen. Doch das Glück kehrte sich von ihm, und auf einer Reise ward er zu Pöhlde am Harz überfallen und erschlagen, wie man glaubte, auf Anstiften der Schwestern Ottos III. und vielleicht nicht ohne Mitwissen Heinrichs. Dieser ward nun von den bayrischen, fränkischen und oberlothringischen Großen zu Mainz gewählt und gekrönt und gewann dann durch kluges Unterhandeln und Nachgeben die Stimmen im ganzen Reiche.

§ 121. Heinrich II., 1002—1024, war ein besonnener, thätiger, strenger Herr, der wie sein Ahnherr Heinrich I. nur das Erreichbare wollte und so das deutsche Reich und den Kaiserthron wieder aufbaute. Aber schwere Kämpfe und unsägliche Mühe hat es ihm gekostet. Zuerst mußte er an allen Grenzen das Ansehen des Reichs wiederherstellen und schützen. Im Osten, in den Slavenländern, erhob sich der gewaltige Polenherzog Boleslaw, zubenannt Chrobry (der Ruhmreiche). Er machte Polen zu

einer Macht, die bis an das goldene Thor von Kiew reichte, und suchte Böhmen, Meißen, Lausitz, kurz das ganze Land östlich der Elbe von Deutschland loszureißen. Drei schwere Kriege hat Heinrich II. gegen ihn geführt und endlich einen Frieden erkämpft (1018), durch den Böhmen und Meißen beim Reiche blieben, Boleslaw aber die Lausitzen behielt — vielleicht als Lehen des Kaisers. Während der Drang nach Unabhängigkeit dem christlichen Polenfürsten das Schwert in die Hand gab, war es der Haß gegen das Christentum vor allem, der die heidnischen Wenden im heutigen Mecklenburg und Holstein (die Abodriten und Wagrier) zum Abfall trieb. Nur nach schweren Kämpfen fügten sie sich wieder der deutschen Herrschaft, aber das Christentum wagte man ihnen nicht wieder aufzuzwingen. — Im Süden, in Italien, suchte Arduin von Ivrea Italien zu einem selbständigen, von Deutschland unabhängigen Königreiche zu machen. Dreimal zog Heinrich II. über die Alpen. Das erste Mal, 1004, empfing er nur die lombardische Krone in Pavia, das bei einem Aufstandsversuche in Flammen aufging; das zweite Mal, 1014, gewann er in Rom die Kaiserkrone (Arduin starb das Jahr darauf in einem Kloster); das dritte Mal, 1022, kam er in voller Kaisermacht. — Im Westen mußte Heinrich gegen die Grenznachbarn in Flandern, gegen Aufrührer in Luxemburg streiten, vor allem aber um die burgundische Krone ringen. In Burgund nämlich herrschte der kinderlose Rudolf III., der Oheim des Kaisers, aber ohne alles Ansehen bei seinen trotzigen Großen. Er setzte Heinrich II. zu seinem Erben ein, und so war Aussicht, daß dies wichtige Land, das den Westen der heutigen Schweiz samt dem Rhonethal bis zum Meer hin begriff, dereinst ans Reich käme, ja Rudolf wollte schon jetzt seiner Herrschaft entsagen. Aber die burgundischen Großen wollten die Nachfolge Heinrichs II. nicht anerkennen, und der schwache König selbst ward wieder schwankend. Es bedurfte zweier Feldzüge, bis sich Heinrich wenigstens die Erbfolge sicherte. — Im Innern Deutschlands loderten immer von neuem einzelne Empörungen auf und zeigten, wie trotzig die Großen geworden waren und wie stark sie sich selbst dem Kaiser gegenüber fühlten. Nicht mehr bloß mächtige Herzöge, wie zu Ottos I. Zeiten, lehnten sich auf, nein, auch Grafen und Herren wagten, selbst vereinzelt, den Widerstand: so schwach hatte Heinrich die Krone übernommen. —

§ 122. Die Ottonen hatten Italien zum Sitz ihrer Weltherrschaft erheben wollen und hatten darüber die Grundlage ihrer Macht eingebüßt; Heinrich II. wandte sich wieder mit voller Liebe Deutschland zu. Er konnte die Macht über Herzöge, Grafen, Markgrafen nicht mehr wie Otto der Große üben; er mußte sie in allen wichtigen Geschäften zum Beirat entbieten. Auch ihre Lehen wurden schon als erblich betrachtet, und Heinrich änderte hierin nichts. Aber er steuerte streng ihrer Fehdelust, sorgte mit Ernst für den Landfrieden und nahm sich angelegentlich des armen Mannes an, der von jenen mehr und mehr bedrückt wurde. Vor allem aber gründete er die Macht seiner Herrschaft auf die kirchlichen Gewalten im Reiche, indem er in Deutschland wie in Italien die Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte ernannte, sie mit ihren großen geistlichen Gebieten zu den Lasten des Reiches heranzog und sich stets auf ihre Hilfe stützte (§ 111). Sie bildeten also für ihn und seine Nachfolger ein Gegengewicht gegen die immer selbständiger werdenden Fürsten, und die Kaisermacht blieb stark, so lange sie auf diesem Grunde ruhen konnte.

§ 123. Süditalien war wie zu Ottos II. Zeiten (§ 116) hier von den Sarazenen, dort von den Oströmern (Griechen) bedroht. Als jene einst Salerno belagerten, hatten vierzig normannische Ritter, von einer

Pilgerfahrt nach Jerusalem heimkehrend, die Stadt vom Feinde befreit. Die Einwohner des Landes luden in ihrer Dankbarkeit die Landsleute ihrer Retter ein, sich bei ihnen im schönen Süden niederzulassen. So kamen (1016) die ersten Normannen nach Italien und begannen sich anzusiedeln und gegen die Sarazenen und Griechen zu kämpfen. Da sich diese aber trotzdem immer mehr ausbreiteten, so kam Heinrich II. mit großer Heeresmacht und im Einverständnisse mit dem Papst 1022 selbst über die Alpen und durchzog die Halbinsel fast bis zum äußersten Süden. Er konnte zwar die Feinde nicht völlig vertreiben, doch ließ er wenigstens das mittlere und nördliche Italien, als er heimzog, in Frieden und Ordnung und dem Reiche eng verbunden zurück. Dieselbe Ordnung fand er bei seiner Rückkehr in Deutschland vor. Ihm war ein mühseliges Lebenswerk rühmlich gelungen: das Reich war aufs neue gefestigt. Auch die Kirche war durch den Kaiser und andere fromme Männer, besonders in Lothringen und Burgund, zu ernsterem Sinne erweckt worden. Heinrich II. selbst war fromm und der Kirche sehr ergeben, doch keineswegs ein schwacher, mönchischer Mann, wie ihn die Legende der Kirche darstellt, von der er später heilig gesprochen ward. Den lange schon kränkelnden Herrscher ereilte der Tod zu Grona bei Göttingen (1024). Auf sächsischem Boden, dem es entsprossen war, starb das sächsische Kaisergeschlecht aus. Der Leichnam des Kaisers ward zu Bamberg beigesetzt, wo Heinrich II. ein Bistum gegründet hatte, das später hochberühmt geworden ist.

Die Geschichte des sächsischen Kaiserhauses zeigt uns zwei große Herrscher, von denen der eine, Heinrich I., das deutsche Reich gründet, der andere, Otto der Große, es rasch zu einer Weltmacht erhebt. Diese Größe behauptet Otto II. mit Mühe, unter dem Kinde Otto III. bricht sie zusammen. Heinrich II. baut die Kaisermacht besonders auf geistlicher Grundlage wieder auf, und sie bleibt noch immer die erste Gewalt im Abendlande. Aber die Herzöge, unter Otto dem Großen wie absetzbare Beamte betrachtet, sind bereits erblich geworden und beschränken den Willen des Königs. — Unter den beiden ersten Herrschern beginnt die weithin sich erstreckende Unterwerfung und Kolonisation des slavischen Ostens. Doch Otto I. giebt der kaiserlichen Politik zugleich die Richtung auf Italien, die unter den beiden anderen Ottonen entschieden überwiegt, und so gehen die Eroberungen des Reichs gegen die Wenden auf Jahrhunderte wieder verloren. — In Deutschland aber waren die Stämme wenigstens zu einer Reichseinheit verbunden, die hinfort nicht wieder gelöst werden konnte.

C. Herrscher aus dem fränkischen (salischen) Hause.

1. Konrad II. 1024—1039.

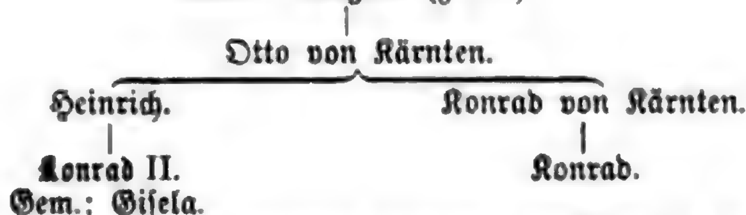
§ 124. Mit dem Aussterben des sächsischen Geschlechts fiel die Wahl eines neuen Herrschers dem Volke wieder anheim. Noch war dazu jeder freie Mann mit berechtigt; nur war diese Gemeinfreiheit in Deutschland schon selten geworden. Was also unter dem Namen des deutschen Volkes sich in Kamba, zwischen Mainz und Worms auf der gesegneten Rheinebene, auf die Donnersberg und Odenwald herabschauen, versammelte, das war zunächst der Klerus: Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte; ferner Herzöge, Grafen, Herren und freie Männer, die nach ihren Stämmen geschart, da weder Haus noch Stadt sie fassen konnte, hier unter freiem Himmel lagerten; am linken Rheinufer Rheinfranken, Ober- und Niederlothringer, am rechten

die Sachsen, Ostfranken, Schwaben und Bayern, fünf Stämme, jeder von eigner Art, aber im Bewußtsein bereits ein großes Volk, das des gemeinsamen Herrschers nicht mehr entbehren wollte: soviel war seit einem Jahrhunderte durch das sächsische Kaiserhaus vollbracht. — Die Vorwahl begann. Lange verhandelte, viel erwog man; allmählich verengte sich der Kreis der Bewerber, und zuletzt blieben nur zwei Fürsten aus dem Geschlechte Konrads,*) des Schwiegersohns Ottos des Großen, übrig, beide Konrad geheißen wie ihr Ahnherr: zwischen ihnen sollte nun die Wahl entscheiden. Da nahm der ältere Konrad, der Gemahl der Gisela, der Witwe des Schwabenherzogs Ernst, seinen Vetter zur Seite und einigte sich mit ihm, daß jeder ohne Groll zustimmen solle, wenn auch die Wahl den andern treffe. Der Erzbischof von Mainz gab seine Stimme zuerst ab und wählte den älteren Konrad: die Fürsten stimmten zu, und jauchzend begrüßte dann alles Volk den neuen Herrscher**); dann wallte die festliche Menge noch an demselben Tage nach Mainz, und im Dom empfing Konrad die Salbung und die Königskrone.

Ein anderer Stamm trat mit ihm an die Spitze Deutschlands; es waren Franken von den schönen Rebenufern des Rheins und den fruchtbaren Gefilden am Main, eine raschentschlossene, feurige und heißblütige Art, sehr verschieden von den kälteren Sachsen in Norddeutschland, aber begabt und gewaltig nicht minder wie jene. Das echte Abbild dieses Sinns war der neugewählte König: stattlich und herrlich trat er auf; man sah, daß die Wahl keinen Würdigern hätte treffen können.

§ 125. Und das Glück begünstigte wie einst die ersten Sachsen so auch das neue Herrschergeschlecht. Schon im ersten Jahre seiner Regierung starb Boleslaw Chrobry (§ 121), der sich nach Heinrichs II. Tode selbst die Königskrone aufzusetzen gewagt hatte; sein großes Reich verfiel ebenso schnell, wie es aufgebaut worden war. Die Zwietracht seiner Söhne rief die Deutschen ins Land, und damit kehrte allmählich die Abhängigkeit Polens vom Reiche wieder. Mit Dänemark, das damals unter dem mächtigen Knut dem Großen das Christentum völlig angenommen hatte und Norwegen und England mitbeherrschte, hielt Konrad II. Friede und Freundschaft, ja er räumte ihm die schleswigsche Mark, die von Heinrich I. als nördlichste Schutzwehr des Reichs begründet war, freiwillig ein und machte wieder wie Karl der Große die Eider zur Nordgrenze. — Was er hier dem Reiche vergab, glaubte er an anderer Stelle glänzend wiedergewinnen zu können. Rudolf III. von Burgund ging kinderlos seinem Ende entgegen, und damit sollte, wie schon Heinrich II. ausgemacht hatte, sein Land an das Reich fallen. Freilich kam Konrad dadurch in ein mißliches Verhältnis zu seinem eigenen Stiefsohn, Ernst von Schwaben,

---

*) 

**) So erzählt Wipo, Kaiser Konrads Biograph, die Wahl, so ist sie durch Uhlands Herzog Ernst Gemeingut unseres Volkes geworden. Daß alles so hergegangen ist, unterliegt freilich gerechtem Zweifel. Nicht unwahrscheinlich ist, daß die beiden Urenkel Ottos des Großen von vornherein die einzigen waren, die man ernstlich als Nachfolger der Sachsen ins Auge faßte, daß der ältere Konrad durch bestimmte Versprechungen seinen jüngeren Vetter zum Verzicht veranlaßte und daß die Lothringer zum großen Teil, die Sachsen ganz der Wahl fern blieben.

der wegen naher Verwandtschaft Burgund für sich begehrte und sich heimlich mit dem französischen Grafen Odo von Champagne, der ebenfalls Anspruch auf Burgund machte, ja mit König Robert von Frankreich selbst verständigte. Auch der jüngere Konrad, dem die Wahl seines Vetters doch nicht gebracht hatte, was er sich davon versprochen hatte, schlug sich zu ihm, ebenso die Herzöge von Ober- und Niederlothringen. Die Gefahr schien groß. Gegen das drohende Bündnis wandte sich König Konrad auf das linke Rheinufer; sein bisheriger Gegner, der kühne und unternehmende Herzog Gozelo von Niederlothringen, trat auf seine Seite, und durch diesen mächtigen Genossen allein schreckte der König die Verbündeten so, daß es fast ohne Kampf zum Frieden kam. Damals fügte sich Ernst von Schwaben, wiewohl mit unwilligem Herzen.

§ 126. Sofort trat nun der König seine erste Romfahrt an (1026). Der ehrgeizige und mächtige Erzbischof Aribert von Mailand, der nach einem von Rom unabhängigen Patriarchat strebte und deshalb der Freundschaft Konrads bedurfte, empfing ihn ehrfurchtsvoll und krönte ihn zum König von Italien. Schnell bezwang Konrad die widerspenstigen Städte und Herren Oberitaliens und zog dann nach Rom, wo er die Kaiserkrone empfing. Hier traf er auch mit dem Könige von Burgund und mit Knut dem Großen von Dänemark zusammen. Mit beiden schloß er aufs neue Freundschaft, ja er verlobte später seinen Sohn Heinrich mit Knuts Tochter Gunhilde. Nur Süditalien zu unterwerfen gelang ihm nicht. Hier hatten bereits zwischen den Griechen und Sarazenen die Normannen (§§ 94. 123) sich Land und Burgen gewonnen, und Konrad bestätigte gegen Anerkennung seiner Lehnshoheit diese neuen Ankömmlinge in ihrem Besitz, nicht ahnend, welch einen gefährlichen Feind der Kaisermacht er damit groß zog. —

§ 127. Nach seiner Rückkehr in die Heimat beschäftigte ihn das Verhältnis zu seinem Stiefsohne Ernst von Schwaben bald aufs neue. Dieser versuchte nämlich um Burgunds willen, das er nicht vergessen konnte, einen neuen Aufstand. Trotzig trat er dem Vater auf dem Reichstage zu Ulm entgegen, pochend auf seiner Vasallen Zahl und Macht; doch viele erklärten ihm, sie seien ihm als ihrem Lehnsherrn zwar zur Treue verpflichtet, doch nicht gegen den König, der ihr alleroberster Lehnsherr und Beschützer ihrer Freiheit sei. Da unterwarf sich Ernst dem Vater, der ihn auf den Giebichenstein an der Saale gefangen setzte. Der Fürbitte seiner Mutter Gisela aber gelang es bald nachher, noch einmal für den Sohn Verzeihung zu erwirken. Ernst erhielt sein Herzogtum Schwaben wieder, aber versöhnt war er mit dem Vater auch jetzt nicht. Mit seinem langjährigen Freunde Werner von Kiburg, der noch immer im Aufruhr gegen den Kaiser stand, blieb er in Verbindung, und als der Kaiser von ihm forderte, daß er seine Beziehungen zu Werner löse, ja als Herzog des Landes ihn selbst bekämpfe, da weigerte sich Ernst dessen. Alles wollte er eher als die Treue brechen und verließ trotzig den Hof. Nun traf ihn Acht und Bann, und im Verzweiflungskampfe gingen beide Freunde unter. Der Kaiser hatte für das Geschick des Stiefsohns nur das herbe Wort: „Bissige Hunde haben selten Junge“, das Volk aber nahm für den unglücklichen Jüngling, dem die Treue gegen den Schwurgenossen das Verderben gebracht hatte, in seinen Liedern Partei. Die Sage verschmolz sein Geschick mit dem des ebenso unglücklichen Liudolf, des Sohnes Ottos des Großen (§ 111), und so entstand das im Mittelalter viel gesungene Lied vom Herzog Ernst, das seinen Helden zuletzt das Kreuz nehmen und die mannigfachen Wunder des Morgenlandes schauen läßt.

Als Rudolf III. 1032 starb, vereinte Konrad 1033 auf einem Tage zu Peterlingen in der Schweiz zwischen Lausanne und Murten das burgundische Reich mit dem deutschen. Da aber in diesem Lande der große Adel fast alles galt, so hat die Herrschaft der deutschen Könige hier nie viel zu bedeuten gehabt. Ohnehin war das vom Rhein bei Basel bis zum Mittelmeer sich erstreckende Reich, in dem die Hauptverkehrsstraße des damaligen Europa lag, mit Ausnahme der alamannischen Teile (der heutigen deutschen Schweiz) romanisch und viel zu selbständig in Sprache, Sitte und Recht, als daß es je ein wirklicher Teil des deutschen Reiches werden konnte. Die Eroberung brachte mithin auch mehr äußeren Glanz als eigentlichen Zuwachs an Macht. Jedoch war die Schweiz nun für immer an die Entwickelung des deutschen Lebens geknüpft und ist lange Zeit ein unmittelbarer Teil des Reichs gewesen. Das römische Kaisertum deutscher Nation aber hatte damit die Ausdehnung gewonnen, die es nun Jahrhunderte hindurch behalten hat. Geschaffen war nicht ein Weltreich, wie es die letzten Ottonen geträumt hatten, sondern ein Reich der europäischen Mitte, das der europäischen Entwickelung ein Segen wurde, freilich zum Teil auf Kosten Deutschlands.

§ 128. Bisher war dem kräftigen Herrscher alles gelungen. Er suchte nun die Macht, die er besaß, noch dauernder zu stützen. Alle Großen waren in ihren Lehen bereits erblich. Daß der König gegen sie in den kleinen Lehensträgern der Fürsten selbst eine Stütze finden könne, hatte der Tag von Ulm (§ 127) gezeigt. Er suchte deshalb auch die kleinen Lehen erblich zu machen, was ihm in Deutschland durch den Gebrauch, in Italien durch förmliches Gesetz (constitutio de feudis) im ganzen gelang. So war eigentlich alles, Ämter und Lehen, im Reiche erblich geworden: die einfache Folge davon schien zu sein, daß auch die Königskrone erblich ward. Und wirklich strebte Konrad nach diesem Ziele, ohne es jedoch zu erreichen. Wenn aber die Herrscherhäuser der großen Herzogtümer ausstarben, so suchte er sie an seine Familie zu bringen: so gab er z. B. seinem Sohne Heinrich Bayern und Schwaben. Doch war es wohl nicht seine Absicht, die den Königen so gefährliche Herzogsmacht ganz aufzuheben. Im übrigen fand er wie Heinrich II. in den Bischöfen, deren Ernennung nur von ihm ausging, seine Stütze; und vor allem drängte er seine nahen Anverwandten in die großen geistlichen Ämter. Freilich sorgte er durch solche Ernennungen mehr für seine Macht, als für die Kirche: mancher ungeistlich gesinnte Bischof trat ein, und die kirchliche Zucht verwilderte vielfach. — Doch übte er Recht und Landfrieden allerwegen mit kräftiger Hand.

§ 129. Gegen den Schluß seines Lebens riefen den Kaiser große Unruhen in Italien, für deren Anstifter er Aribert (§ 126) hielt, der ihn längst durch seinen Ehrgeiz gereizt hatte, noch einmal über die Alpen. In Mittel-Italien, in Tuscien oder Toscana, dessen getreuen Markgrafen Bonifacius er mit seiner Verwandten Beatrix, der Erbin reicher Besitzungen in Ober-Lothringen, vermählt hatte, fand er zwar eine treue Stütze: aber Aribert belagerte er in Mailand vergeblich. Damals zuerst bewaffnete dieser die Bürgerschaft der Stadt Mailand, die sich mutig um ihren riesigen Fahnenwagen, den Carroccio, scharte, und verlieh ihnen Ordnung und Rechte: so begann hier in Mailand zuerst die italienische Städtefreiheit zu keimen, mit der spätere Kaiser so schwer zu ringen haben sollten. Nachdem er das übrige Italien geordnet hatte, kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück und starb bald darauf zu Utrecht den

4. Juni 1039. Seine Leiche ward zu Speyer in dem großartigen Dome, den er dort gegründet hatte, beigesetzt.

2. Heinrich III. 1039—1056.

§ 130. Konrads II. Sohn Heinrich III. war längst zum König gewählt und gesalbt und von früher Jugend an vom Vater in die Kriegs- und Reichsgeschäfte mit hineingezogen worden. Seine Mutter, die kluge Gisela, hatte außerdem für seine Erziehung in aller gelehrten Bildung gesorgt, und durch sein ganzes Leben ist Heinrich den Wissenschaften hold und ihr Pfleger geblieben. Nur in den Nebenländern des Reichs erwarteten ihn Kämpfe; die Zustände in Deutschland waren so geordnet, daß ihm keinerlei Widersetzlichkeit entgegentrat. Zunächst wurden mehrere Züge nach Böhmen nötig, wo der kühne Herzog Bretislav nach Unabhängigkeit trachtete: 1041 mußte er sich fügen. Neuen Einfluß verschaffte Heinrich III. dem Reiche in Ungarn. Hier war Peter, der Neffe und Nachfolger Stephans des Heiligen (§ 119), durch einen Empörer vertrieben worden. Ihn setzte Heinrich wieder ein, ja Peter nahm zuletzt sogar seine Krone von Deutschland zu Lehen; das Land aber bis zur March und Leitha, das die Ungarn im Laufe der Kämpfe hatten abtreten müssen, verlieh Heinrich als eine besondere Mark, die „Neumark von Österreich", an Liutpold von Babenberg; ungefähr seit jener Zeit erscheint auch neben dem Herzogtum Kärnten (§ 115) wieder eine kärntnische Mark, die später geteilt wird in Steiermark und in die Mark Krain. — So befand sich Heinrich im Vollbesitze der kaiserlichen Gewalt. Durch seine zweite Vermählung mit Agnes von Poitou war er mit dem fürstlichen Adel Frankreichs verwandt und konnte selbst in Burgund seine Stellung um so kräftiger behaupten. Ja weiter noch gingen die schon vom Vater angebahnten Pläne auf eine wirkliche kaiserliche Weltherrschaft: von Burgund aus schien es nicht schwer, selbst das noch sehr zersplitterte Frankreich zu beherrschen.

§ 131. Heinrich aber faßte seinen kaiserlichen Beruf mit streng kirchlichem Sinn. Wild wie die Zeit selbst waren damals die Sitten. Die unaufhörlichen Kriege, die Fehden der Großen, Gewaltthaten aller Art, dazu Pest und Hunger brachten namenloses Unglück über die Völker. In solcher Trübsal hätte nach damaliger Anschauung eigentlich das Papsttum ein Helfer sein müssen; aber gerade in Rom war der Sitz der größten Verwilderung, und die Päpste besaßen und verdienten meist kein Ansehen. Da erweckte die Not der Zeit zuerst im Kloster von Cluny (im französischen Burgund) einen ernsten, strengen, frommen Sinn, der sich jener Zeit gemäß zunächst in Bußübungen und mönchischer Zucht äußerte, dann aber weitgehende Reformen zeitigte. Von hier aus ward auch besonders die sogenannte treuga Dei, der Gottesfriede, empfohlen und über Burgund und Frankreich verbreitet. Dies war ein Versuch, in der eisernen Zeit doch gewissen Tagen Frieden und Ruhe zu sichern; er gebot, daß vom Mittwoch Abend bis Montag früh keine Fehde ausgefochten werden sollte, und die Kirche heiligte diese Bestimmungen. So gewaltig war der Einfluß, den das Vorbild von Cluny übte, daß sich bald alle die zahlreichen Klöster in Burgund und Frankreich der „Kongregation von Cluny" anschlossen und die besten der damaligen Menschen von einem finstern Ernst erfaßt wurden. So auch Heinrich III. Er sah in dem Verderben der Zeit nur bei den strengsten Mitteln eine Rettung und hielt sich als Kaiser für berufen, diese den Völkern zu bringen. Er selbst ging mit gutem

Beispiel voran: er setzte hinfort nur ernste, würdige Bischöfe ein, und zwar ohne Geld und Geschenke von ihnen zu nehmen, und trieb und mahnte unablässig zum Frieden und zur Versöhnung. Er sah die Kaiserwürde als ein heiliges Amt an, die Christenheit zu bessern, und setzte die Kaiserkrone nie auf sein Haupt ohne vorhergegangene Beichte und Buße, die er sogar in Geißelhieben an sich vollziehen ließ. Indem er sich aber so selbst demütigte, glaubte er sich um so mehr berufen, mit der gewaltigen Hand des ersten Herrschers der Erde die Kirche aufzurichten. Damals waren in Rom drei Päpste, die sich um den Stuhl Petri stritten. Auf der Romfahrt, die Heinrich deshalb unternahm, hielt er inmitten seines Heeres eine Synode zu Sutri, entsetzte 1046 nach dem Spruch seiner Bischöfe alle drei Päpste und ernannte einen ernsten, frommen Deutschen, Clemens II., an ihrer Statt. — Einer der entsetzten Päpste, der beste, Gregor IV., ging in die Verbannung nach Deutschland; ihn begleitete Hildebrand, gebürtig aus einem Landsitze bei Soana in Tuscien, ein Cluniacenser-Mönch, dessen künftige Bedeutung damals noch niemand ahnte.

§ 132. Der Tag von Sutri war der Höhepunkt in dem Leben des Kaisers. Von da an bis zu seinem Tode hatte er mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Ungarn entzog sich nach König Peters Sturz und Blendung der Abhängigkeit vom Reiche, und Heinrichs wiederholte Züge gegen die Abtrünnigen blieben erfolglos. Ferner war schon vor diesen Ereignissen jener Gozelo von Lothringen, dem Konrad II. soviel zu danken gehabt (§ 125) und den er mit dem gesamten Lothringen belehnt hatte, gestorben; seinem Sohne Gottfried dem Bärtigen gab Heinrich III. nur Oberlothringen; Gottfried empörte sich, unterlag und ward, nun auch in Oberlothringen abgesetzt, gefangen nach dem Giebichenstein geführt. Dann erlangte er zwar Verzeihung, begann aber noch einmal einen erbitterten Aufstand; von neuem ward er gedemütigt; da er jedoch zuletzt Beatrix von Tuscien, die Witwe des Bonifacius (§ 129), zur Frau gewann, so wurde dieser Feind des Kaisers der mächtigste Fürst Italiens. — Auch in Unteritalien ging eine folgenreiche Veränderung vor sich. Die mehrfach erwähnten Normannen (§§ 123. 126) hatten unter Humfred von Hauteville und seinen Brüdern eine Macht gegründet, die schon die Grenzen des Kirchenstaates bedrohte. So kam Leo IX., gleichfalls ein Papst deutscher Abkunft, mit ihnen in Krieg, zog nach deutscher Bischofssitte persönlich gegen sie zu Felde und ward von ihnen in der Schlacht von Civitate unweit des Monte Gargano geschlagen und gefangen genommen (1053). Aber die Normannen, so schlau wie fromm, behandelten den Nachfolger Petri mit hoher Ehrfurcht, und Leo versöhnte sich wenigstens äußerlich mit ihnen und nahm den Bann von ihnen; nach seinem Tode aber erkannte Hildebrand, der die Politik des römischen Stuhles leitete, wieviel mit der Freundschaft dieses Volkes gewonnen sei, und veranlaßte die Normannen, die ihren Erwerbungen in Unteritalien und Sicilien eine rechtliche Grundlage geben wollten, ihre Lande vom heiligen Petrus zu Lehen zu nehmen; sie blieben dann die ergebenen Vasallen des Papstes. Dies Ereignis sowie die neuerrichtete Macht Gottfrieds machten einen abermaligen Römerzug des Kaisers nötig (1055). Gottfried flüchtete sich nach Flandern, Beatrix mußte am Hoflager des Kaisers bleiben und ihm später nach Deutschland folgen; unzuverlässig für die Zukunft blieben indes beide. Und gegen die Normannen vermochte Heinrich gar nichts auszurichten, da die Verhältnisse in Deutschland ihn zu schneller Rückkehr nötigten.

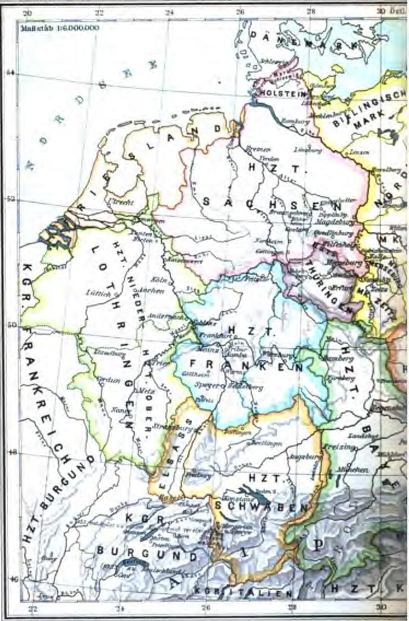
§ 133. Überall nämlich im Reiche zeigte sich Unzufriedenheit der Großen; denn wie sein Vater suchte Heinrich die Herzogtümer an sein Haus zu ziehen oder an unbedeutende, abhängige Personen zu geben. Besonders groß war der Groll bei den Sachsen, die ohnehin in altem Stolze die Herrschaft eines Franken schwer trugen; namentlich war es das Herzogshaus der Billinger (§ 107), das wie viele andere große sächsische Geschlechter sich vom Kaiser und seinem Freunde, dem Erzbischof Adalbert von Bremen, in seinen Rechten gekränkt glaubte. Auch lasteten die Kosten für den Hof des Kaisers, den er von nun an, um sie im Zaume zu halten, meist in Goslar hielt, schwer auf dem Sachsenlande. Überall im Reiche gärte es unter den Großen; noch hielt sie der Kaiser mit eiserner Hand nieder, aber seine Stellung war in der That so, wie sie einer seiner treuen Räte und Freunde im Traume sah: „Der Kaiser stand vor seinem Throne, die Hand am Schwert, mit drohendem Antlitz, indem er rief, er werde noch alle seine Feinde treffen!" Aber noch im blühenden Alter wurde er dem Reiche entrissen, dem jetzt ein starker Herrscher mehr not that denn je. Der Papst weilte bei ihm zu Besuche, und Große umgaben ihn in seiner Pfalz Bodfeld auf dem Harz, wo er sich einige Tage dem Jagdvergnügen hingab. Da kam die Nachricht einer Niederlage, die in dem Winkel zwischen der oberen Havel und Elbe, bei Prizlava, das sächsische Aufgebot durch wendische Völker erlitten hatte. Der Unglücksbotschaft folgte bald der rasche Tod des gewaltigen Herrschers — sein Reich aber blieb einem sechsjährigen Kinde, das den nahenden schlimmen Tagen wehrlos gegenüberstand.

3. Heinrich IV. 1056—1106.

§ 134. Die beiden ersten Kaiser aus dem Hause der Franken hatten die Zügel der Oberherrschaft so straff angezogen, daß die Zeiten Karls und Ottos des Großen für die deutschen Fürsten wiederzukehren schienen. Noch aber lebte in den deutschen Stämmen die alte Sprödigkeit, die einer völligen Einigung widerstrebte, und zu ihr gesellte sich jetzt der persönliche Vorteil der Großen, denen ein zu starkes Königstum ungelegen war und die unter Konrad II. und Heinrich III. ihre fürstliche Stellung sehr hatten mindern sehen. Günstig war deshalb der Moment für alle, die eine starke Reichseinheit haßten, da dem strengen und gewaltigen Herrscher, der gestorben war, ein bereits gekröntes Kind auf dem Throne folgte. Wie einst Theophano für Otto III., so übernahm die Kaiserin Agnes für den jungen Heinrich IV. die Regentschaft. Aber Neid, Selbstsucht und Treulosigkeit arbeiteten daran, die königliche Macht zu untergraben. Denn waren die Zeiten und Sitten schon unter den ersten fränkischen Kaisern rauh und eisern gewesen, so herrschte jetzt vollends Zügellosigkeit, und alle Achtung vor Recht und Treue schien aus dem Reiche gewichen zu sein. Kein Wunder, daß die Kaiserin Agnes, fromm aber schwach wie sie war, die Stellung, die sie einnahm, nicht auszufüllen vermochte.

§ 135. Bald begann es hier und da zu gären; in Sachsen verlautete sogar von Mordanschlägen, die gegen das Leben des jungen Königs gemacht worden seien. Bald zeigte sich Agnes, um sich Freunde zu gewinnen, den Großen allzu willfährig. Ein Burgunder, Rudolf von Rheinfelden, erwarb sich besonders die Gunst der Kaiserin und erhielt von ihr mit der Hand ihrer Tochter das Herzogtum Schwaben. Ein sächsischer Großer, Otto, aus dem den Billingern verwandten Geschlechte der Nordheimer, deren Stammsitze nahe dem heutigen Göttingen lagen, erlangte

DEUTSCHLAND ZUR



Entworfen u. gezeichnet von Ph. Manning 1880

Verlag von

Digitized by Google

KAISERZEIT um das Jahr 1000.

Geogr. Anstalt v. E. Wagner & E. Debes, Leipzig

Vahlen in Berlin.

Digitized by Google

von der Kaiserin das Herzogtum Bayern, das Heinrich III. an sein Haus gezogen hatte. Das Herzogtum Kärnten verlieh Agnes einem Zähringer, Berthold. Und hätte nur die Kaiserin mit so viel Zugeständnissen Treue erkauft! Aber alle diese Männer blieben unzuverlässig; und die Seele aller geheimen Pläne, die darauf hinausgingen, der Kaiserin alle Macht zu entwinden und sie an die Großen im Reich zu bringen, waren Erzbischof Anno von Köln, ein Mann geringer Herkunft, aber ehrgeizig, hart, listig und schlau, wenn auch äußerlich in unverbrüchlicher klösterlicher Heiligkeit lebend, und Gottfried von Tuscien. Natürlich war es, daß indessen die Macht des Reichs nach außen, in Italien, in Ungarn wie im Wendenlande, verfiel: und dies eben machte man der Kaiserin zum Vorwurf; auch behauptete man, sie erzöge den Sohn zu weichlich. Kurz, im Herzen Annos und der ihm verbundenen Fürsten keimte ein verbrecherischer Anschlag. Die Kaiserin war mit ihrem damals zwölfjährigen Sohne auf der Inselpfalz Kaiserswert am Rhein, als Anno an ihrem Hofe erschien und nach frohem Mahle den jungen König wie zur Kurzweil aufforderte, in seinem schönen Schiffe eine Lustfahrt auf dem Rhein zu machen. Arglos stieg der Knabe mit Anno und einigen der Verschworenen ein; da fielen die Knechte in die Ruder, und das Schiff ward eilig stromaufwärts nach Köln geführt; vom Balkon wehklagte die Mutter ihm nach, und die Räuber verwünschend folgte das Volk am Ufer; der junge König selbst, erschreckt und den Tod fürchtend, sprang in den Rhein, und nur mit Mühe rettete man ihn wieder in das Schiff; indes der Raub war gelungen, und Anno, in dessen Hand nun der junge König war, ward jetzt in Wahrheit Regent des Reiches, wenn auch dem Namen nach die Regierung der Gesamtheit der Bischöfe anheimfiel. — Besser ward es dadurch im Reich nicht. Der Kaiserin — sie zog sich nach der Entführung ihres Sohnes bald ganz von der Welt zurück und endete ihre Tage in frommen Übungen in Italien — hatte man schuld gegeben, daß ihre Regierung das Ansehen des Reichs schädige, aber unter der neuen Verwaltung gewann es wahrlich nicht an Achtung. Unter Annos Regentschaft geschah es, daß der junge König 1063 im Dom zu Goslar Zeuge einer Mordschlacht war, die hadersüchtige Geistliche um weltliche Ehren an heiliger Stätte ausfochten.

§ 136. In des Jünglings Seele erwuchs Mißtrauen, Bitterkeit und Groll bei solcher Erziehung, und als nun auf Beschluß der Fürsten an Stelle der bisherigen Regierung aller Bischöfe das Reichsregiment Anno und Adalbert von Bremen in Gemeinschaft übergeben wurde, warf er sich dem letzteren ganz in die Arme. Der prachtliebende Adalbert, nicht minder ehrgeizig und noch stolzer als Anno, suchte seine berühmte Metropole, von der noch immer die Mission über die Nord- und Ostsee ausging, zu einem Patriarchate des Nordens zu erheben; einst der Freund Heinrichs III., gewann er jetzt die Freundschaft auch des jungen Heinrich IV. Mit dem 15. Jahre machte er ihn nach deutschem Rechte durch die Schwertumgürtung mündig, um den unreifen Jüngling noch unbeschränkter leiten zu können. Adalbert war in seinen Bestrebungen vielfach mit den sächsischen Großen in Feindseligkeiten geraten. Besonders gegen diese, die ja in der That böse Gesinnungen hegten, nährte er das Mißtrauen des jungen Königs. Aber sein Regiment, seine Verschleuderung der Reichsgüter erfuhr mit Recht den herbsten Tadel· er ward gestürzt, und wieder übernahmen die Bischöfe die Verwaltung. Indes begann aber der König zur Selbständigkeit heranzuwachsen; von der Macht, dem Gute, dem Rechte seiner Vorfahren fand er

wenig mehr: sein ganzes Streben ging darauf, alles das wiederzugewinnnen, und darin zeigte er ganz die eiserne Willenskraft seiner Väter. Aber es brauste in dem Jünglinge auch ihr heißes Blut, und dies, in der Jugend nicht durch den festen Willen eines strengen und doch liebevollen Erziehers gezähmt, riß ihn wohl noch in späteren Jahren zu einzelnen Gewaltthaten, damals aber vor allem zu Ausschweifungen hin, die dann der verleumderische Mund seiner Feinde noch vergrößerte. Zunächst suchte er Sachsen zu bezähmen. Er verfiel dabei auf ein Mittel, wie die Normannen es in Unteritalien und Adalbert in seinem Bistume angewandt hatten: er legte nämlich an hervorragenden Stätten Burgen im Lande an. Da aber von diesen aus manche Gewaltthat in der Umgegend verübt ward, so reizte dies nun den ganzen Stamm der Sachsen gegen den König, nicht mehr bloß einzelne Große. — Aber Heinrich that noch mehr, seine Feinde, die so lange geherrscht hatten, zu stürzen. Gegen Otto von Nordheim, den Bayernherzog, trat um diese Zeit ein Mann auf, der ihn beschuldigte, nach des Königs Leben getrachtet zu haben, und dies mit einem Gottesurteil beweisen wollte; Heinrich entsetzte und ächtete ihn, gab ihm dann aber, als er sich unterwarf, seine Allode zurück. Ottos Freund jedoch, den Billinger Magnus, behielt er in Haft, auch als sein Vater, der Sachsenherzog Ordulf, gestorben war. So schien er das Herzogtum Sachsen ganz aufheben zu wollen; Bayern aber gab er an Welf, einen Verwandten der in männlicher Linie kürzlich ausgestorbenen Welfen (§ 87). — Adalbert war indessen gestorben, nachdem er alle seine Pläne hatte zusammenbrechen sehen, denn die Wenden östlich der Elbe, unter denen er mit Hilfe eines ihrer Fürsten, Godschalk, seine Unter-Bistümer hatte gründen wollen, hatten sich erhoben und auf lange Zeit das Christentum in ihren Gegenden wieder vernichtet.

§ 137. Heinrich IV. hatte seine Regierung kraftvoll begonnen. Aber um so eher bildete sich jetzt durch das ganze Reich unter den Großen eine Verschwörung. In Sachsen war das ganze Volk, Geistlichkeit, Adel und Gemeinde in heftiger Bewegung; alle klagten über unerträgliche Bedrückung, die von Heinrichs Burgen ausgehe. Es waren zunächst sächsische Fürsten, an ihrer Spitze Otto von Nordheim, die sich zu einem Bunde gegen Heinrich zusammenthaten, aber sie konnten gewiß sein, daß ihnen, wenn sie sich erhoben, Unterstützung nicht fehlen würde: Anno von Köln, die süddeutschen Herzöge Rudolf von Schwaben und Welf von Bayern, ja auch die meisten anderen Großen des Reiches waren von treuer Anhänglichkeit an den König weit entfernt. Auch der Papst, geleitet von Hildebrand (§§ 131. 132), der jetzt Archidiakonus der römischen Kirche war, galt mehr für einen Gegner denn für einen Freund des Königs; hatte er doch seiner Zeit dem freilich schlimmen Verlangen Heinrichs, von seiner edlen Gemahlin Bertha geschieden zu werden, widerstanden; nicht ohne Hoffnung auf einen günstigen Entscheid heischten später die Sachsen seinen Spruch. — Im Jahre 1073 erhob sich der ganze Stamm der Sachsen und zog, bei 60000 Mann stark, unter die Harzburg bei Goslar, die sich der König auf weitschauender Bergesspitze zu einer stattlichen Residenz erbaut hatte. Kaum entging ihnen Heinrich nach nutzlosen Unterhandlungen durch eilige Flucht. Als er dann die Fürsten berief, erschienen sie wohl, aber Hilfe gegen die Empörer fand er bei ihnen nicht, ja sie waren geneigt, ihn abzusetzen, und fanden bald einen Vorwand, ihn ganz zu verlassen. Alles schien für Heinrich verloren, zumal er gerade damals schwer erkrankte. Aber er genas, und die Treue der Städte, namentlich von Worms, rettete ihn. Zwar mußte er den Sachsen

im Frieden zu Gerstungen an der Werra 1074 die Niederreißung der Burgen zusichern, aber als die sächsischen Bauern im Übermute auch die Kirche der Harzburg verbrannt und die dortigen Gräber entweiht hatten, da wandte sich die Stimmung aller gegen die Frevler. Die Fürsten schlossen sich an Heinrich an: Welf von Bayern, Berthold von Kärnten, Gottfried von Lothringen, der Erzbischof von Mainz drängten sich an seinen Hof; derselbe Rudolf von Schwaben, der noch kurz zuvor die schändlichsten Pläne gegen ihn geschmiedet hatte, war jetzt der eifrigste Förderer des Rachekriegs gegen die Sachsen, und im Sommer 1075 zog Heinrich IV. mit einem so glänzenden Heere, wie es selten vor ihm ein Kaiser geführt hatte, gegen seine Feinde, obwohl sie nun Sühne und Unterwerfung anboten. Heinrich hatte einen friedlichen Ausgleich, ihm selbst wie seinem Volke zum Heile, in seiner Macht. Aber seine gereizte Seele dürstete nach Rache: er überraschte die Sachsen und die ihnen verbündeten Thüringer auf den Wiesen an der Unstrut unweit Langensalza bei Hohenburg (1075). Sein Heer, ähnlich geordnet, wie das Ottos des Großen am Lech, erfocht hier einen blutigen Sieg; aber es hatten Deutsche gegen Deutsche gestritten, und noch am Abend der Schlacht brach der Schmerz über so viele Gefallene, selbst von verwandter Hand Gefallene, im Heere des Königs in laute Klagen aus. Doch die Sachsen waren gedemütigt, und im Herbst des Jahres unterwarfen sich die letzten sächsischen Großen: Heinrich war nun wirklich Herr im Sachsenlande und Herr in ganz Deutschland; er schien seinen Thron wieder festgestellt zu haben. Und so wäre es wohl geblieben, hätte er sich nicht alsbald in einen viel schwereren Kampf gestürzt.

4. Kampf Heinrichs IV. und Gregors VII.

§ 138. Es ist oben (§ 131) gezeigt worden, wie unter der unsäglichen Verwilderung, dem Elend und der Gewaltthätigkeit des zehnten und elften Jahrhunderts vom Kloster Cluny eine, wenn auch in düster-mönchische Formen gekleidete, sittliche Reformation ausging und wie Kaiser Heinrich III. sie selbst befördert hatte. Durch Hildebrand ward diese Reformation nach Rom getragen, an den Hof der Päpste, die fast zwei Jahrhunderte hindurch ihres hohen Berufes, den der Glaube der Zeit ihnen beimaß, völlig vergessen hatten. Daß Heinrich III., so lange er lebte, wie am Tage von Sutri (§ 131) meist geradezu über den Kopf der Geistlichen und des Adels von Rom hinweg den ihm genehmen Mann für die höchste kirchliche Würde bezeichnet hatte, war für den Sieg der cluniacensischen Ideen in Rom nur förderlich gewesen. Es waren Anhänger der kirchlichen Reform, die durch ihn auf den päpstlichen Stuhl kamen, und so erfreulich das im Interesse der sittlichen Hebung der Kirche und des Papsttums war: dem Kaisertum hatte er damit die Gegner groß gezogen. Denn die cluniacensischen Päpste wollten nichts wissen von Unterordnung unter den Kaiser, sondern wollten frei von seinem Einflusse sein, ja über ihm stehen. Die Minderjährigkeit Heinrichs IV. gab ihnen Gelegenheit, ihrem Ziele näher zu kommen. Nikolaus II., derselbe, der zuerst die Doppelkrone*) trug, war's, der 1059 durch ein Dekret die Papstwahl, die bisher von Adel, Volk und Priesterschaft Roms vollzogen worden war, an das Kollegium der Kardinäle, d. h. der sieben Bischöfe der Umgegend Roms (Kardinalbischöfe),

*) Eine Verbindung der päpstlichen Mitra (Tiara) mit der Krone; sie trug die Inschriften: Corona regni de manu Dei und: Diadema imperii de manu Petri. An ihre Stelle trat im Anfang des 14. Jahrhunderts die dreifache Krone.

der Hauptgeistlichen der Pfarrkirchen der ewigen Stadt (Kardinalpresbyter) und der Vorsteher der Hospitäler daselbst (Kardinaldiakonen) brachte. Das Bestätigungsrecht der Kaiser wurde dabei zwar noch anerkannt, blieb aber ohne jede Bedeutung. Als 1073 Hildebrand, fortan Gregor VII., zum Papste gewählt worden war, ging der reichbegabte, gewaltige Mann mit entschiedenen Schritten weiter auf der einmal betretenen Bahn. Die Kirche sollte fortan völlig frei sein. Was er aber Freiheit der Kirche nannte, war ihre Herrschaft. Zunächst setzte er ein Gebot durch, das zwar schon durch frühere Konzilien hie und da aufgestellt, aber noch nirgend durchgeführt worden war, nämlich das Gebot der Ehelosigkeit der Geistlichen (Cölibat). Losgerissen von Weib und Kind und von aller weltlichen Sorge frei, sollte sich der Geistliche künftig nur als Mitglied jener mächtigen kirchlichen Gemeinschaft fühlen, die ihre Befehle aus Rom von dem Nachfolger Petri, dem Stellvertreter Gottes und Christi auf Erden, erhielt. Schien dieses Gebot, so tief es in das Leben einschnitt, vielleicht den Kaiser weniger zu berühren, so griff ein zweites an die Wurzeln seiner Macht. Hinfort sollte nicht mehr der Kaiser und überhaupt kein weltlicher Fürst die Bischöfe einsetzen, oder, wie man es ausdrückte, die Investitur, d. i. die Bekleidung mit Ring und Stab, den Zeichen der bischöflichen Würde, sollte nicht mehr von Laien geschehen. Die Domkapitel, d. h. die Geistlichen der betreffenden Kathedrale, sollten sie wählen, der Papst sie bestätigen; kein Geschenk, kein Kauf sollte bei der Erlangung des heiligen Amtes erlaubt sein; wer dawider handelte, machte sich der Simonie schuldig, wie man dies Vergehen mit Bezug auf Apostelgeschichte 8, 18 bezeichnete.

§ 139. Dies Gebot traf besonders die deutschen Könige hart; denn gegen die anwachsende Macht ihrer Fürsten hatten diese, wie gezeigt (§ 111. 122), ihre Stütze in den Bischöfen gesucht und gefunden. Der geistliche Länderbesitz machte einen bedeutenden Teil des ganzen Reichsbodens aus: über diese Gebiete und ihre Einkünfte verfügte der König, wenn er die Bischöfe ernannte, wie dies bisher stets geschehen war. — Heinrich IV. hatte nun oft Bischöfe nicht mit der kirchlichen Strenge seines Vaters eingesetzt, sondern in der Not, in der er sich befand, nach seinem Nutzen. Einzelne dieser Bischöfe hatten Heinrichs Räten dafür Geld gezahlt, und diese wie die Räte that 1075 Gregor VII. wegen Simonie in den Bann und verlangte vom Könige, er solle sie entlassen; im Weigerungsfalle drohte er mit Kirchenstrafen gegen ihn selbst vorzugehen. Längst aber schon hatte Heinrich den Übergriffen des Papstes unwillig zugesehen; nachdem ihm der Sieg über die Sachsen die Gewalt im Reiche wiedergegeben hatte, versuchte er es, nach dem Beispiele seines Vaters, Gregor abzusetzen, ohne zu bedenken, wie viel schwächer seine Macht als die seines Vaters und wie viel gewaltiger Gregors VII. Macht und Persönlichkeit war, als die der früheren Päpste. Zu Worms hielt er 1076 ein Nationalkonzil deutscher Bischöfe, die freilich meist weder durch würdiges Leben noch durch Bildung Spiegel der Kirche waren, und ließ durch sie Gregor VII. entsetzen. — Da antwortete Gregor VII. mit dem Banne (1076). Zum ersten Male wagte dies ein Papst gegen einen deutschen König. Und Heinrich sollte bald inne werden, was ein Bann, der zugleich alle Bande des Lehensgehorsams löste, besonders in seiner damaligen Lage bedeute. Er war für die Fürsten, die mit scheelen Augen auf die wiederhergestellte Königsmacht blickten, das Zeichen, von ihm abzufallen. Schon im Herbst desselben Jahres hielten sie eine Tagfahrt zu Tribur und zwangen den König einstweilen auf Regierungshand-

lungen zu verzichten und sich dem Schiedsspruche Gregors VII., der 1077 nach Deutschland kommen wollte, zu unterwerfen. Heimlich aber hatten sie sich verabredet, ihn nicht mehr als ihren Herrn anzusehen, wenn er nicht in Jahr und Tag vom Banne gelöst sei.

§ 140. Heinrich sah sich von allen verlassen; er hörte, Gregor VII. sei schon auf der Reise nach Deutschland, um über ihn zu Gericht zu sitzen. Das wollte er um jeden Preis verhindern; also mußte er, koste es, was es wolle, die Lösung vom Banne zu erreichen suchen. So ging er im harten Winter, als im eisigen Frost die Flüsse fast bis auf den Grund erstarrt waren, obwohl man ihm die nächsten Pässe verlegte, über die schneebedeckten Alpen, nicht wie seine Vorfahren mit gewaltigem Heere, sondern als Büßer, nur von seiner edelmütigen Gemahlin Bertha und seinem kleinen Sohne, einigen treuen Dienern und den mitgebannten Räten begleitet. In der Lombardei, in der noch ein starkes Widerstreben gegen Gregors Neuerungen herrschte, hätten sich ihm Mittel zum Widerstande geboten, aber er verschmähte sie und eilte nach Canossa, der südlich von Reggio gelegenen Burg der mächtigen Markgräfin Mathilde von Tuscien, einer Tochter jener Beatrix, (§ 132), die einst Heinrich III. so schwere Sorge gemacht hatte. Diese war mit ganzer Seele Gregor VII. wie einem geistlichen Vater ergeben und hatte ihm jetzt beim Herannahen des Königs ihr Schloß als schützenden Aufenthalt angeboten. Aber Heinrich kam nicht als Angreifer, sondern als Flehender; er wollte durch Buße die Lossprechung vom Banne erlangen, nicht mit Gewalt dem Papste entgegentreten. Drei Tage lang, vom 25. bis 27. Januar 1077, harrte er samt seinen Mitgebannten im Büßerkleide an der Thür der inneren Burg, bis ihn Gregor VII. aufnahm und nach langer Verhandlung vom Banne löste.

§ 141. Aber während Heinrich noch in Italien weilte, und noch ehe die gesetzte Frist abgelaufen war, koren die deutschen Fürsten einen andern König, jenen Rudolf von Schwaben, seinen Schwager, der sofort der Kirche das Recht, die geistlichen Stellen zu besetzen, einräumte und für seine Nachkommen ausdrücklich auf jedes Erbrecht verzichtete. Der Papst maßte sich an entscheiden zu wollen, wer von beiden König zu sein verdiene. Doch so hatte Heinrich seine Buße in Canossa nicht gemeint. Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche hatte er als reuiger Sünder bei dem Vertreter Gottes auf Erden gesucht, aber die Rechte seiner Krone hatte er nicht einen Augenblick aufgegeben. Er eilte auf die Kunde von Rudolfs Wahl über die Alpen und begann den Kampf gegen den Räuber seines Throns. Wieder hat ihn im Laufe des Kampfes (1080) der Bann getroffen, aber mit unermüdlicher Kraft rang er in Deutschland. Das ganze Land ward voll Verheerung und Blutvergießen, das Glück schwankte lange, und die meisten Großen schwankten mit ihm von einer Seite zur andern. Aber Heinrich fand treue Stützen in den Bürgern der aufblühenden Städte, weiter in den Dienstmannen (Ministerialen) des Reichs, die durch die Salier groß geworden waren, endlich in dem jugendlichen Friedrich von Staufen, einem schwäbischen Edlen, der hier zuerst sein Haus berühmt machte und dem er seine Tochter zur Ehe und das Herzogtum Schwaben zu Lehen gab. Auch Böhmen, dessen Herzog er bald darauf mit dem zunächst nur persönlich erteilten Königstitel belohnte, stand im Kampfe treu zu ihm. Endlich fiel Rudolf (1080) in einem für ihn sonst siegreichen Gefechte beim Sumpfe Grona, nördlich von Zeitz, wie man sagte, durch die Hand des jungen Gottfried von Bouillon, des lothringischen Fürstensohnes, auf den später noch schönere Ehren warteten. Der Tod des Gegenkönigs war für Heinrich ein großer

Erfolg; er konnte jetzt sogar daran denken, einen Römerzug gegen Gregor VII. zu unternehmen und den zu Brixen 1080 gewählten Gegenpapst nach Rom zu führen. Der größte Teil der Stadt kam in Heinrichs Hände, und Gregor wurde in der Engelsburg hart bedrängt, aber mit eiserner Festigkeit wies er jede Verhandlung mit dem Gebannten zurück. Endlich, als seine Not am höchsten gestiegen war, retteten ihn die herbeieilenden Normannen unter ihrem Herzog Robert Guiscard vor der Gefangenschaft. Als Flüchtling ist er bei ihnen zu Salerno gestorben (1085), ohne den Bann von Heinrich zu nehmen, mit dem Bewußtsein eines Märtyrers. Sein unbeugsamer Geist, seine hohe Idee vom Papsttum erbten auf seine Nachfolger weiter. Heinrich IV. war, äußerlich betrachtet, Sieger geblieben. Aus der Hand seines Papstes hatte er in Rom die Kaiserkrone empfangen, in Deutschland hatte ein neuer Gegenkönig keine dauernde Erfolge zu erringen vermocht, und es gelang Heinrich, gestützt auf das immer mehr erstarkende Bürgertum und auf reichstreue Erzbischöfe, dem durch die wilden Kämpfe der letzten Jahre hart mitgenommenen Lande den Frieden zu schaffen, dessen es so sehr bedurfte. Aber mannigfaches Unglück zerrüttete des Kaisers Familie und gegenseitiges Mißtrauen das Verhältnis zwischen ihm und seinen Fürsten: und noch war der Kelch des Unglücks nicht halb geleert, der ihm beschieden war.

5. Heinrich IV. und seine Söhne.

§ 142. Die religiöse Begeisterung, die von Cluny ausgegangen und durch Hildebrand und die Seinen in der Kirche herrschend geworden war, fand bald auch ein äußerlich sichtbares Ziel: die abendländische Christenheit erhob sich, um das heilige Grab aus der Hand der Ungläubigen zu befreien. Viele Tausende nahmen auf die feurigen Ermahnungen Papst Urbans II. und auf die Predigt des Eremiten Peter von Amiens das Kreuz. Die Bewegung erfaßte in Deutschlaud damals nur Niederlothringen nachhaltiger; an der Mehrzahl des Volkes und an Kaiser Heinrich IV. selbst ging sie spurlos vorüber: fast staunend sah man die ersten zügellosen Schwärme der Kreuzfahrer durch Deutschland ziehen und ihren wilden Glaubenseifer zunächst in Ermordung der Juden kundthun. Dann kam unter Führung seiner Fürsten das geordnete Kreuzheer, das 1099 wirklich das heilige Grab eroberte und damit den Grund zu dem neuen Königreich Jerusalem legte (vgl. § 179).

§ 143. Diese neue kirchliche Bewegung machte die Stellung des schon vereinsamten, noch immer gebannten Kaisers nur noch schwieriger. Das Schlimmste war, daß der Abfall seine eigene Familie ergriff. Schon 1093 hatte sein ältester Sohn Konrad, von seiner Stiefmutter, der lasterhaften zweiten Gemahlin des Kaisers, verführt und von Mathilde von Toscana und der kirchlichen Partei in Italien unterstützt, einen Empörungsversuch gegen den Vater gemacht. König von Italien war er geworden, aber aller Macht bar, von Reue und Gram erfüllt, hatte er früh seine Tage beschlossen (1101). Die Liebe und Hoffnung des alternden Vaters richteten sich nach Konrads Abfall auf seinen jüngeren Sohn Heinrich. Aber auch über dessen Herz gewannen die heimlichen Feinde des Vaters Macht, um so eher, als sich in ihm mit der Härte des ganzen Geschlechts Kälte und lauernde Berechnung paarten. Vielleicht fürchtete er, unter dem schwächer werdenden Vater würde die Königsmacht noch mehr dahinschwinden; vielleicht konnte er, ehrgeizig, wie er war, die Zeit nicht erwarten, wo ihm selbst die Krone zufallen mußte, oder er fürchtete, obwohl er bereits zum König gekrönt war, ein Gegenkönig würde ihm die Nachfolge rauben: kurz, auch er schritt zur Empörung

(1104). Die meisten süddeutschen Fürsten traten auf seine Seite. Der verzweifelnde Vater aber raffte sich gleichfalls zum Kampfe auf, und ein Bürgerkrieg, abscheulicher denn alle früheren, zerrüttete das Reich.

§ 144. Am Flusse Regen standen sich Vater und Sohn gegenüber. Drei Tage war bereits ohne Entscheidung scharmützelt worden, und der alte Kaiser war entschlossen, eine Schlacht zu wagen; aber der junge Heinrich brachte es durch List dahin, daß sein Vater, an der Treue der Seinen und an einem glücklichen Ausgange des Kampfes verzweifelnd, seine Sache verloren gab und in der Nacht floh; sein Heer zerstreute sich nach allen Seiten. Aber jetzt trug ihm das Wohlwollen Frucht, das seine Vorfahren und besonders er den Städten zugewandt hatte. Sie waren durch Rechte und Freiheiten, die ihnen seit Konrad II. die Kaiser gewährt und gemehrt hatten, jetzt schon blühende Gemeinwesen geworden, und besonders längs der großen Handelsstraße des Rheins erhoben sich ihre reichen, wohlummauerten Sitze. Sie alle erklärten sich für den alten Kaiser, und von seinem ruchlosen Sohne schien das Glück zu weichen. Da kam er mit der Maske der Heuchelei nach Koblenz unterwürfig zum Vater und bat um Vergebung; die Fürsten, die in Mainz versammelt waren, sollten den letzten Streit schlichten. Der Vater vergab und umarmte unter Thränen den Sohn; dann ritt er arglos mit ihm zum bestimmten Platze der Zusammenkunft. Aber der Sohn wußte ihn mit böser List auf eine Burg, Böckelheim im Nahethale, zu locken; hinter dem eintretenden Kaiser fiel das Gatter, und er sah sich als Gefangenen des Sohns. Dieser verlangte nun mit seinen Fürsten zu Ingelheim vom Vater freiwillige Entsagung und Auslieferung der Reichskleinodien. Vom Unglück gebrochen, fügte sich der Greis auch in diese Forderung. Aber seine Freiheit erlangte er damit nicht. Er blieb in Ingelheim im Gewahrsam des Sohns, ja seine Freunde glaubten das Schlimmste für ihn befürchten zu müssen: da entfloh er aus der Gefangenschaft, und wieder rüsteten sich für seine Sicherheit die treuen Städte. Schon begann von neuem der Krieg, und sein Ausgang war schwer vorherzusagen: da kam von Lüttich die Kunde, daß der alte Kaiser gestorben sei. Selbst noch im Tode lastete auf ihm der Bann, und sein Sarg blieb noch fünf Jahre unbegraben an ungeweihter Stätte; aber das Volk klagte laut über den hochgeliebten Herrscher, den nach kurzen Verirrungen der Jugend so langes und so schweres Unglück geheiligt hatte.

6. Heinrich V. (1106—1125) und der Investiturstreit.

§ 145. Heinrich V. ward nun im ganzen Reiche anerkannt. Er dankte die Krone der päpstlichen Partei und den Fürsten: aber sobald er im Besitze der erstrebten Macht war, zeigte er, daß er starken Willens genug war, sein Ansehen gegen jedermann zu wahren. Nach außen hin gelang es ihm, in Flandern des Reiches Macht wieder aufzurichten und die Westgrenze zu sichern: gegen Osten hin, gegen Polen, Ungarn, Böhmen, hatten seine Feldzüge geringere Erfolge. Im Innern, den Fürsten gegenüber, war wenig mehr an den Zuständen, wie sie unter Heinrich IV. geworden waren, zu ändern. Die Lehen, große wie kleine, waren längst erblich; das Königsgut war sehr zusammengeschmolzen; fast nirgend mehr herrschte der König unmittelbar: galt es einen Kriegszug, so entbot er seine großen Vasallen; diese wieder entboten ihre kleineren Lehnsleute und Ministerialen, d. h. Dienstmannen, und bildeten mit ihnen das Reichsheer. So war jetzt bis in die untersten Kreise hin der Lehnsstaat durchgebildet; aber der König

galt doch als gebietendes Haupt, und ein kräftiger Herrscher konnte an der Spitze dieses vielgegliederten Körpers immer noch mehr ausrichten als die anderen Fürsten Europas, die in ihren Ländern nicht minder durch ihre großen Vasallen beschränkt waren. — Heinrich V. nun, herz- und treulos wie er war, ermangelte doch keineswegs der Klugheit und Herrscherkraft seiner Vorfahren. Er war entschlossen und kühn, aber heftig und übereilt, so daß er durch seine eigene Gewaltthätigkeit die Erreichung seiner großen Ziele vereitelte. Die päpstliche Partei sah bald ein, daß sie sich in ihm geirrt hatte. Denn noch entschiedener als sein Vater bestritt er den Päpsten die Investitur der Bischöfe, und schon 1110 unternahm er deshalb einen glänzenden Römerzug. Als er in der Lombardei auf den roncalischen Feldern bei Piacenza einen Reichstag hielt, erkannten die Städte Italiens, die noch rascher und stolzer als die deutschen aufgeblüht waren, mit Ausnahme von Mailand und Pavia seine Oberhoheit an, und auch die Markgräfin Mathilde huldigte ihm als Oberlehnsherrn. Im Jahre 1111 kam er nach Rom. Um seine Krönung und um die Investitur war neuer Streit mit Papst Paschalis II. entbrannt: endlich einigte man sich dahin, daß der Kaiser das Recht der Investitur aufgeben, der Papst aber die geistlichen Herren zum Verzicht auf alles Reichsgut vermögen sollte. Unter Lobgesängen und Festesjubel führte nun der Papst nach alter Sitte den König in St. Peters Dom. Diesen aber hatte Heinrich bereits von seinen Deutschen umstellen lassen, und als dann die Bischöfe den verlangten Verzicht verweigerten und der Kaiser infolgedessen das volle Recht der Investitur forderte, der Papst aber unter diesen Umständen die Krönung vorzunehmen Anstand nahm, da rief ungeduldig einer aus Heinrichs Umgebung: „Wozu die vielen Worte? Mein Herr, der König, will gekrönt sein wie einst Karl der Große!“ Von dem Augenblicke an war der Papst mit seinen Kardinälen Gefangener der Deutschen. Heinrich führte ihn trotz eines wütenden Aufstands der Römer, durch die er und seine Ritter sich mit dem Schwerte blutige Bahn brachen, mit sich davon. Aber Gregors VII. Geist lebte in der Kirche fort: als der Papst, durch die Gefangenschaft gebeugt, dem Könige die Investitur der Bischöfe und Äbte zugestand und dann, der Gefangenschaft entlassen, Heinrich wirklich krönte, bannten die Kardinäle und der französische Klerus den Kaiser und führten den Streit mit ihren geistlichen Waffen weiter. Heinrich V. war inzwischen nach Deutschland zurückgekehrt, und auch hier war der Erfolg auf seiner Seite: sein Feldherr Hoyer von Mansfeld schlug die sächsischen und thüringischen Großen, unter ihnen Ludwig den Springer und Wiprecht von Groitzsch, die sich in altem Trotze gegen das Kaiserhaus wieder erhoben hatten, bei Warnstedt nördlich vom Harz (1113).

§ 146. Der Kaiser, der sich damals in glänzender Hochzeit mit Mathilde von England vermählte, stand auf dem Gipfel seiner Macht. Aber gleichwohl gelang es ihm nicht, das königliche Ansehen in Norddeutschland, wo besonders die Sachsen eine immer selbständigere Stellung zum Reiche zu nehmen suchten, dauernd aufrecht zu erhalten. Zunächst empörte sich bei einem Zuge Heinrichs gegen die Friesen die Stadt Köln, und mit ihr verbanden sich die niederrheinischen Fürsten. An den Mauern der Stadt brach sich Heinrichs Glück. Allenthalben erhoben die Gegner ihr Haupt. Die Gefangennahme des Grafen Ludwig von Thüringen durch Heinrich V. hatte unter den sächsischen und thüringischen Großen heftige Erbitterung erregt. In einem neuen Aufstande brachen sie los, und diesmal

besiegten sie den Kaiser am Welfesholze bei Mansfeld am Harz (1115). Nun fiel ganz Norddeutschland und fast die ganze deutsche Kirche von ihm ab. Dagegen blieb in Süddeutschland sein Neffe Friedrich von Staufen, Herzog von Schwaben, der kaiserlichen Sache treu, ebenso Bayern unter Welf.

§ 147. Heinrich selbst war wieder nach Italien gezogen (1116—1118), da zu dem Investiturstreit, der noch immer fortdauerte, ein anderer Streitpunkt mit dem Papste gekommen war. Die Markgräfin Mathilde war gestorben und hatte all ihr Land und Gut dem Stuhle Petri vermacht. Das Land aber war zum großen Teil Lehen des Reichs, mußte also nach ihrem kinderlosen Tode dem König heimfallen; und auch auf ihr Eigentum, ihre Allode, machte Heinrich V. wegen naher Verwandtschaft für sich Anspruch. Während seiner Anwesenheit in Italien starb Paschalis II. In seinem zweiten Nachfolger bestieg zum ersten Male seit Hildebrand ein Papst, der nicht Mönch gewesen war, den Thron, Guido von Vienne, ein vornehmer Burgunder und Heinrichs eigener Verwandter, als Papst Kalixt II. genannt. Mit diesem klugen und weitschauenden Manne bot sich dem Kaiser Aussicht auf eine Versöhnung, obwohl er bisher der Führer seiner Gegner unter den Kardinälen gewesen war, und Verhandlungen begannen. Kalixt begab sich nach Frankreich, das jetzt, seit den Kreuzzügen frisch emporstrebend, des Papstes eifrige Schutzmacht wurde. Lange führten die Verhandlungen zu keinem Ergebnisse; eine persönliche Zusammenkunft des Kaisers und Papstes ward zwar geplant, aber das langjährige Mißtrauen und die Erinnerung an die Gefangennahme Paschalis' II. ließen sie nicht zustande kommen; Kalixt behielt in Italien, Heinrich in Deutschland die Oberhand. Beide aber waren trotz mancher Erfolge doch geneigt, ihre Ansprüche zu mäßigen. Die deutschen Fürsten traten als Vermittler auf, und endlich ward nach 50jährigem Hader der Investiturseit durch das Konkordat von Worms 1122 geschlichtet. Darin verzichtete der Kaiser auf die Investitur mit Ring und Stab,*) erlangte aber das Recht, daß die Wahl der Bischöfe in seiner oder seines Bevollmächtigten Gegenwart geschehe, und sie — wenigstens in Deutschland — zuvor mit dem zu ihrem Stuhle gehörigen Reichsgebiet durch des Kaisers Scepter belehnt würden, ehe sie die Ordination empfingen. Der Kaiser hatte also noch viel behauptet, aber dem Papsttum war doch ein bedeutender Einfluß auf die Reichsverhältnisse gesichert, und die stärkste Stütze des Thrones, die Reichstreue der Bischöfe, begann zu wanken. — Heinrich starb zu Utrecht (1125) ohne Kinder; das Volk, das ihn nie geliebt hatte, sah darin die Vergeltung für seinen Krieg gegen den Vater, dem er einst die Kindespflicht gebrochen hatte.

§ 148. Das fränkische Herrscherhaus hatte von Heinrich II. ein wieder befestigtes Reich übernommen, in dem freilich die großen Lehen schon erblich waren; die ersten Herrscher, Konrad II. und Heinrich III., an Größe keinem der deutschen Kaiser nachstehend, hatten die Königsmacht so gestärkt, daß beide noch einmal an ein Kaisertum im Sinne Ottos des Großen denken konnten. Da kam die Gewalt an ein Kind, und die zu straff angezogenen Zügel der Herrschaft wurden nun von den Großen um so schneller zerrissen. Zugleich trat die Kirche als neue Macht auf, mit Kräften, die besser geordnet waren und tiefer im Sinne der Völker wurzelten als das Kaisertum, und mit Mitteln, die gewaltiger wirkten als selbst das Schwert. Im Kampfe

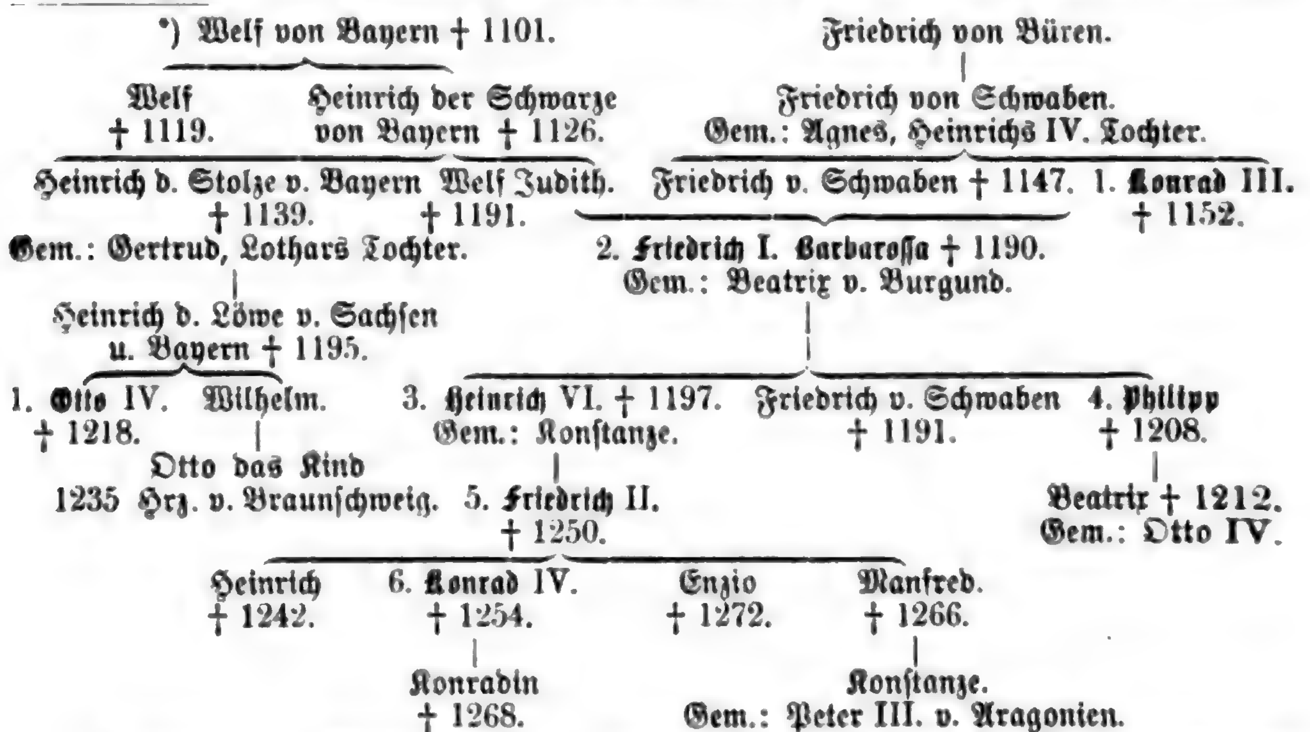
*) Die eigentliche Investitur mit Ring und Stab fällt nicht etwa dem Papste zu, sondern hört fortan ganz auf; die Zeichen der geistlichen Würde werden in Zukunft dem zu Weihenden bei der Weihe übergeben.

mit beiden Mächten, den Fürsten und der Kirche, unterlag Heinrich IV., der in seinem Charakter selbst so manche Angriffspunkte darbot. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts waren alle Lehen erblich, die Bistümer nicht mehr unbedingt in des Kaisers Hand und dieser nur noch auf seine unmittelbare Hausmacht und seine moralische Würde angewiesen. In den Sitten, in der Bildung blieb Deutschland im 11. Jahrhundert gegen die eben jetzt geistig erwachenden romanischen Völker zurück. Erst mußte die große Wirkung der Kreuzzüge sichtbar werden, ehe die rechte Blüte des Mittelalters auch für Deutschland kommen konnte.

D. Herrscher aus dem staufischen Hause.

1. Welfen und Staufer.*) Lothar von Sachsen. 1125—1137. Konrad III. 1138—1152.

§ 149. Als die natürlichen Erben des ausgestorbenen fränkischen Herrscherhauses erschienen die Staufer, die Brüder Friedrich und Konrad. Sie waren die Neffen Heinrichs V., und was er an eigenem Gut besessen hatte, ging als Erbe auf sie über. Es war das edle Geschlecht, das zuerst durch seine Treue gegen Heinrich IV. seine Macht begründet hatte (§ 141). Seine Heimat war der Staufen in Schwaben, der hoch über dem waldigen Thale der Rems emporragt und in das schöne Land mit seinen Rebenhügeln und seinen Thälern, die einem ununterbrochenen Obstwalde gleichen, hinausblickt; sein Stamm war der sinnige, gesangreiche, hochbegabte der Schwaben, dem in alter und neuer Zeit manche unserer größten Dichter entsprossen sind, die Wiege so vieler herrlicher Geister. Friedrich war Herzog dieses schönen Landes, seinem Bruder waren die Besitzungen in Franken zugefallen; auf einen von beiden — man meinte auf Friedrich — schien die Wahl fallen zu müssen. Aber schon wünschten die Fürsten wie die Kirche keinen zu mächtigen Herrscher, am wenigsten einen solchen, wie den Staufer Friedrich, den man als den Erben des waiblingischen**) Geistes, d. h. als einen Kämpfer gegen Papst und Fürstentum, ansah. Dazu kam, daß die Wahl Friedrichs als eine Anerkennung seines Erbrechts auf den Thron aufgefaßt werden konnte,



**) Waiblinger wurden zuerst die Franken und nach ihnen die Staufer genannt.

während doch den deutschen Fürsten seit der Erklärung Rudolfs, des Gegenkönigs Heinrichs IV. (§ 141), Deutschland als Wahlreich galt. Endlich war der Erzbischof von Mainz, der sich in den Besitz der Kroninsignien gesetzt hatte, Friedrichs persönlicher Gegner. So lenkte sich die Aufmerksamkeit der Kardinäle, die im Namen des Papstes der Wahl beiwohnten, wie der Fürsten auf ein anderes Geschlecht. An der Spitze der gegen Heinrich V. aufständischen Sachsen hatte Lothar von Supplinburg*) gestanden, der 1106, nach dem Aussterben der Billinger, Herzog in Sachsen geworden war und durch Verwandtschaft und Heirat die Güter der ausgestorbenen Nordheimer (§ 135) um Göttingen und der Brunonen um Braunschweig in seiner Hand vereinigt hatte. Seit der Schlacht am Welfesholze (§ 146) herrschte er mit fast königlicher Gewalt in Sachsen, und mit unveränderlichem Glücke hatte er die Sache der Fürsten wie der Kirche gegen den Kaiser verfochten; so erschien er denn dieser Partei trotz seines Alters — er hatte das 60. Jahr schon erreicht — als der geignete Mann für die deutsche Krone.

§ 150. Am bestimmten Tage fanden sich bei Mainz aus den verschiedenen Stämmen unter ihren Fürsten an 60000 Mann ein. Aber in der That wählten doch nur die Großen; aus ihnen bildete man einen Ausschuß von vierzig Wählern nach den vier Hauptstämmen, den Franken, Sachsen, Schwaben und Bayern. Als dies geschehen war, leitete der Erzbischof Adalbert von Mainz unter stürmischem Verfahren und, wie es scheint, gegen den eigenen Willen des Betreffenden, die Wahl auf Lothar. Die großen Geistlichen hofften offenbar, daß der neue König die ihm durch das Wormser Konkordat bei der Wahl der Bischöfe verbürgten Rechte aufgeben würde, aber thatsächlich hat Lothar in dieser Beziehung alle Rechte seiner Vorgänger während seiner ganzen Regierungszeit geübt. Freilich fragte er, wie die früheren, während des Investiturstreites gewählten Gegenkönige, in Rom um die Bestätigung seiner Wahl an, wie er denn überhaupt gegen die Päpste allzu nachgiebig war.

Dagegen trat er um so fester wider seinen Gegner auf. Friedrich von Schwaben hatte sich der Wahl nur widerwillig gefügt; jetzt verlangte Lothar von ihm auch das Königsgut zurück, das er zugleich mit Heinrichs V. Erbe an sich gezogen hatte. Friedrich glaubte sich mächtig genug zum Aufstande: Lothar ächtete ihn. Lange blieb der Kampf unentschieden, und Konrad, Friedrichs Bruder, der in Ostfranken reich begütert war, wurde sogar zum Gegenkönig erhoben (in Nürnberg 1127) und bald darauf in Mailand mit der Krone Italiens geschmückt. Aber da Lothar die Hilfe eines der mächtigsten Großen des Reichs, Heinrichs des Stolzen von Bayern (eines Nachkommen jenes Welf, dem Heinrich IV. Bayern gegeben hatte) gewonnen hatte, dem er seine einzige Tochter Gertrud, die Erbin seiner Güter in Sachsen, vermählte, so neigte sich der Sieg ihm mehr und mehr zu. Durch jene Vermählung war der Einfluß des uralten welfischen Hauses (§ 87) — wie die Staufer aus Schwaben entsprossen, außerdem aber auch in Bayern wie in Italien hochangesehen und reichbegütert — nun auch in Sachsen festbegründet, wo auf Heinrich ohnehin schon durch seine Mutter Wulfhild der größte Teil der billingischen Güter übergegangen war**). Zu seinem Herzogtum Bayern bestimmte ihm später Lothar auch das Herzogtum Sachsen — ob er es ihm sterbend noch übergeben hat, ist zweifelhaft — und stiftete so dem Welfen, dem er augenscheinlich den Thron baute, eine im Reiche bisher unerhörte Macht.

*) Jetzt ein Dorf im Braunschweigischen.

**) Der kleinere Teil kam durch Eilike, die Schwester Wulfhildens, an Otto den Reichen von Ballenstedt, den Vater Albrechts des Bären, Ahnherrn der Askanier.

§ 151. Im Jahre 1132 unternahm Lothar mit einem kleinen, fast nur aus Sachsen bestehenden Heere seinen ersten Römerzug auf Anmahnung des Papstes Innocenz II., den ein Gegenpapst unter Beistand des römischen Volks und der Normannen vertrieben hatte. Lothar führte ihn nach Rom zurück, ließ sich von ihm zum Kaiser krönen und nahm von ihm die Mathildische Erbschaft (§ 147) für sich — später auch für seinen Schwiegersohn Heinrich von Bayern — zu Lehen, wodurch er nicht bloß das Eigentumsrecht des Papstes auf diese Güter anerkannte, sondern auch Anlaß gab, daß die Päpste bald das Kaisertum überhaupt als ihr Lehen zu betrachten begannen*). Bald nach seiner Rückkehr fügten sich endlich (1135) die Staufer, Friedrich zu Bamberg, Konrad zu Mühlhausen: der Kaiser gab ihnen die Erbgüter Heinrichs V. zu Lehen, nicht zu Eigentum. — Lothars Regierung in Deutschland war glänzender als die seiner beiden Vorgänger; die Fremden ehrten ihn, und es herrschte Ordnung im Reich. Selbst die Unternehmungen, die seit Ottos des Großen Zeit geruht hatten, wurden wieder aufgenommen. Ein junger Freund und Waffengefährte Lothars, Albrecht, zubenannt der Bär, aus dem edlen sächsischen Geschlechte der Askanier, die nördlich vom Harz in Aschersleben, Ballenstedt und auf Burg Anhalt im Selkethal einheimisch waren, erhielt 1134 von ihm die sächsische Nordmark (§ 109), von wo aus er bald die deutsche Kultur weit über die Elbe zu tragen begann. Als Lothar 1136 einen neuen Römerzug unternahm, da bestand das Heer, das er über die Alpen führte, aus Deutschen aller Stämme und aller Gaue, nicht bloß aus Sachsen, und Konrad von Staufen selbst war des Kaisers Bannerträger. Mit allem Glanze des Reichs trat Lothar auf, ja er konnte sogar durch Herzog Heinrich den Stolzen von Bayern einen siegreichen Zug gegen Roger II., den König der Normannen, der sich noch immer gegen den Papst feindlich zeigte, bis nach Unteritalien hin ausführen lassen. Auf dem Rückwege, als er kaum die Alpen überschritten hatte, starb er den 4. Dezember 1137. Seine Leiche ward nach Sachsen geführt und in der auf seinem Erbgute gestifteten Klosterkirche zu Königslutter begraben. „Dem Kaiser Lothar“, so berichtet bewundernd ein sächsischer Chronist, „bezeugten Könige und Königreiche die höchste Verehrung. Ungarn, Russen, Dänen, Franzosen und die übrigen Völker und Könige ehrten ihn beständig durch Geschenke und Gesandtschaften. Denn unter ihm war das Reich von Frieden beglückt, der Wohlstand in Fülle verbreitet, die Gerechtigkeit führte das Scepter, die Ungerechtigkeit kam zum Schweigen.“

§ 152. Als Erben der Kaiserkrone sah sich Heinrich der Stolze an, dem Lothar sterbend die Reichskleinodien übergeben hatte. Und in der That war kein Mächtigerer im Reich. In Italien war er mit den Mathildischen Gütern (fast ganz Tuscien) belehnt, und seine Allode erstreckten sich durch Bayern bis nach Sachsen; dazu war er Herzog in beiden großen Ländern (doch vgl. § 150); mithin gehorchte ihm fast das ganze Reich. Aber derselbe Grund, der einst die Wähler Friedrich dem Staufer entfremdet und Lothar zugewandt hatte, die Furcht vor einem zu mächtigen Kaiser, machte sie jetzt wieder seinem staufischen Nebenbuhler geneigt. Dies war Konrad, der wie erwähnt, schon früher gegen Lothar in Italien als König aufgetreten war.

*) Nicht den Hergang der Dinge, wohl aber die Wünsche der päpstlichen Partei erkennt man aus der Umschrift der bildlichen Darstellung, die Innocenz II. von der Belehnung fertigen ließ. Sie lautet in der Übersetzung: „Es kam der König vor das Thor, Wo er das Recht der Stadt beschwor, Des Papstes Lehnsmann ward er drauf, Der setzte ihm die Krone auf“.

Noch ehe der ausgeschriebene Wahltag kam, mehr als zwei Monate vorher, rief diesen der Erzbischof Albero von Trier zu Koblenz zum König aus, und ein päpstlicher Legat krönte ihn zu Aachen. Wie einst Lothar und noch minder ehrenvoll war der erste Staufer, Konrad III. (1138—1152), „im Winkel" erwählt, durch Nachgeben gegen Fürsten und Geistliche auf den Thron gelangt. Heinrich der Stolze sah sich überflügelt und lieferte unwillig die Reichskleinodien aus. Nun aber sprach ihm Konrad Sachsen ab, da zwei Herzogtümer nicht in einer Hand sein dürften, und verlieh es Albrecht dem Bären. Da griff Heinrich der Stolze zu den Waffen. Nun ächtete ihn Konrad und nahm ihm auch Bayern, das er seinem Halbbruder,*) dem Babenberger (§ 130) Leopold von Österreich, gab. Heinrich sah sich von den bayerischen Großen verlassen und wollte mit den sächsischen den Widerstand versuchen, — aber eben, als das Glück sich wieder zu ihm wandte, starb er plötzlich (1139). Er hinterließ einen zehnjährigen Sohn, den nachmaligen Heinrich den Löwen, mitten unter Feinden; doch verteidigten Heinrichs Witwe Gertrud und deren Mutter, die Kaiserin Richinza, Frauen von männlichem Sinn, Sachsen gegen Albrecht den Bären; in Bayern focht für ihn sein Oheim Welf. Der erbitterte Kampf der Welfen und Waiblinger begann, der ein Jahrhundert lang**) das Reich zerrissen hat. Zunächst währte die Fehde bis 1142. In diesem Jahre vermählte sich die Mutter Heinrichs des Löwen, die verwitwete Gertrud, mit dem Bruder des inzwischen verstorbenen Leopold, Heinrich von Österreich (von seiner oft gebrauchten Beteuerungsformel Jasomirgott genannt) und brachte diesem Bayern zu. Bei dem Frieden, der nun (1142) zu Frankfurt geschlossen ward, sprach König Konrad dem jungen Heinrich Sachsen wieder zu; Albrecht der Bär verzichtete auf das Herzogtum, erhielt aber die Nordmark und seine Erbgüter, aus denen ihn die Welfen vertrieben hatten, zurück und warf sich jetzt ganz auf den Kampf gegen die Wenden. Als Markgraf von Brandenburg, wie er sich zuerst nannte, legte er hier den Keim zu einer neuen deutschen Macht für die fernste Zukunft.

§ 153. Unterdessen rüstete sich die abendländische Christenheit zu einem zweiten Kreuzzuge. Denn schon war die neugegründete Christenmacht im Morgenlande und selbst Jerusalem aufs ernsteste wieder von den Sarazenen bedroht. Ludwig VII. von Frankreich, durch Kriegsgreuel, die er veranlaßt hatte, in seinem Gewissen geängstigt, ergriff den Gedanken einer neuen Kreuzfahrt, den der Papst anregte, mit großem Eifer. Im Auftrage des Papstes rief nun der heilige Bernhard von Clairvaux, gewaltig durch Beredsamkeit, durch innigen Glauben und Gottesliebe, die Völker und Fürsten zum Kreuzzuge auf. Wieder wie beim ersten Kreuzzug erfaßte die von Frankreich ausgehende Bewegung mehr denn eine Million Menschen. Wie auf einer neuen Völkerwanderung schien das Abendland sich gegen Osten zu wälzen. Konrad III. aber, ohnehin vom Papste zu einer Romfahrt gemahnt, zeigte wenig Lust zu der fernen Unternehmung. Doch durch Bernhards feurige Beredsamkeit wie im Sturme genommen, entschloß auch er sich (1147). Es begleiteten ihn viele Fürsten, unter andern sein junger Neffe Friedrich und sein früherer Gegner Welf. Doch verlief die Kreuzfahrt ohne jeden

*) Konrads Mutter Agnes, Heinrichs IV. Tochter, war in zweiter Ehe mit einem Babenberger vermählt.

**) Die Parteinamen Welf und Waiblinger haben sich noch viel länger erhalten. — Die Erzählungen von der Entstehung des Schlachtrufes: „Hie Welf, hie Waibling" und von den treuen Weibern von Weinsberg (1140) gehören der Sage an.

Erfolg. Nach seiner Rückkehr ward Konrad III. in neue Kämpfe mit Welf verwickelt; er starb, ohne die Kaiserkrone erlangt zu haben, nachdem er den Fürsten seinen Neffen, den eben erwähnten Friedrich von Schwaben, zum Nachfolger empfohlen hatte.

2. Friedrich I. Barbarossa. 1152—1190. Höhepunkt der Stauferzeit.

§ 154. In Friedrich, von den Italienern Barbarossa (Rotbart) genannt, war dem Reiche wieder ein Kaiser gefunden, der an Bedeutung neben Karl und Otto dem Großen zu stehen verdiente. Damals 30 Jahre alt, hatte er sich schon vielfach ausgezeichnet, und ganz Deutschland jauchzte seiner Wahl zu. Man hoffte von ihm zunächst Tilgung des alten Haders zwischen Welfen und Staufern, da seine Mutter selbst eine Welfin war (vgl. die Stammtafel bei § 149). Und in der That war es Friedrich nicht um Familienzwiste zu thun, da er seine Würde höher faßte. Zu Frankfurt a. M. gewählt, empfing er zu Aachen die Krone mit dem festen Entschlusse, die Macht Karls des Großen im Reiche zu erneuern. Wohl war die Stellung des deutschen Königs nicht mehr eine so unmittelbar gewaltige wie ehedem, aber noch galt der König als der Quell aller Gewalt; er war der oberste Kriegsherr und erste Richter für alle Stämme, und die Fürsten unter ihm, obwohl erblich, waren doch seine Vasallen. Auch war an die Stelle der Roheit und Verwilderung des 11. Jahrhunderts unter der Einwirkung der sittlich erstarkten Kirche ein edlerer Sinn getreten, der sich wieder großen, allgemeinen Zielen hingab. Ein thatkräftiger Kaiser konnte also, indem er die bereits bestehenden Rechte der Fürsten willig anerkannte, auch ihre Pflichten gegen das Reichsoberhaupt um so eher betonen und so alle Gewalt in fester Hand zusammenfassen. Friedrich, gestützt auf eine bedeutende Hausmacht in Schwaben und Franken, war entschlossen so zu handeln. Das Glück begünstigte ihn, und es gelang ihm, den Frieden zwischen Staufern und Welfen herzustellen. Schon auf seinem ersten Reichstage zu Merseburg konnte er dann als Schiedsrichter in dem dänischen Thronstreite auftreten und gewann durch die Belehnung Svends mit der Krone Dänemarks einen Einfluß in den nordischen Staaten, wie ihn lange kein deutscher Herrscher besessen hatte. Noch hielt sich der Böhmenherzog fern, aber durch Verleihung der Königskrone — schon Heinrich IV. hatte dasselbe gethan (§ 141) — fesselte Friedrich Böhmens Herrscher bald eng an seine und Deutschlands Interessen. Und auch Burgund trat unter ihm dem Reiche wieder näher, weil die zweite Gemahlin Friedrichs, Beatrix, hier reich begütert war. So waren schon seine ersten Regierungsjahre vielversprechend, und nicht lange währte es, da war Friedrich der Herrscher, vor dem sich als dem Ersten ohne Widerstand die Fürsten Europas neigten.

§ 155. Aber Friedrich ward in seiner Seele von der Würde und der Hoheit des Kaisertums vor allem angezogen, und so lockte es ihn denn nach Italien. Freilich, als er 1154 zum erstenmal mit einem Heere die Alpen überschritt, fand er hier andere Verhältnisse, als seine Vorgänger. Nicht bloß die Normannen waren unter ihrem Könige völlig unabhängig vom Reiche, sondern auch die norditalischen Städte hatten sich zu selbständigen, mächtigen Gemeinwesen entwickelt, die zum Gehorsam gegen einen fremden Herrscher nicht sehr geneigt waren. In früherer Zeit hatten sie meist unter bischöflicher Herrschaft gestanden; aber allmählich, besonders in den Zeiten der Kirchenstreitigkeiten und zwiespältigen Papstwahlen, hatten sie das Recht gewonnen, sich ihre Burgemeister (Konsuln), ihren Rat und ihre Schöffen selbst zu wählen; dem Kaiser noch besondere Hoheitsrechte einzuräumen,

waren sie wenig willens. Aber noch ein anderer Umstand bewegte gerade damals Italien. Ein begeisterter Kleriker, **Arnold von Brescia**, hatte gegen den weltlichen Besitz der Kirche gepredigt und hatte den Italienern, besonders den Römern, mit dem Ruhme der alten römischen Republik und dem Traume ihrer Wiederherstellung geschmeichelt. Zuletzt war er in Rom selbst zu höchster Macht gekommen, und das empörte Volk hatte den Papst Hadrian IV. zur Flucht genötigt. Das war die Lage Italiens, als Friedrich in der Lombardei erschien. Auf den **roncalischen** Feldern (§ 145) hielt er seine Heeresmusterung, und hier hatten nach alter Sitte die deutschen Herzöge und Fürsten die erste Nacht um sein Zelt die Ehrenwache. — In die verwirrten Angelegenheiten der lombardischen Städte, von denen einige zu ihm standen, andere, wie das stolze Mailand, ihm widerstrebten, griff er diesmal noch nicht tief ein; nur Chieri, Asti und Tortona lernten die Strenge des Herrschers kennen. Auf dem Marsche nach Rom, bei Sutri, traf Friedrich mit dem Papste, dem er bei der Begegnung wie einst Lothar den Steigbügel hielt, zusammen, und beide zogen nun gegen Rom. Für Geld wollten die Römer den König das Hoheitsrecht und die Kaiserkrone erkaufen lassen, doch er zwang sie mit gewaffneter Hand und „gab ihnen Eisen statt des Goldes." Ihren Führer und Propheten Arnold von Brescia, der in seine Gewalt geraten war, lieferte er dem Papste aus, und der Stadtpräfekt ließ ihn erhängen und den Leichnam verbrennen. In der Peterskirche empfing Friedrich im Jahre 1155, am 18. Juni, die Kaiserkrone; als an demselben Tage auf der Tiberbrücke das römische Volk ihn wütend anfiel, rettete ihn der junge Heinrich der Löwe mit eigener Lebensgefahr. Gleiche Treue begleitete ihn auf dem Rückwege; durch die Engpässe des Etschthales oberhalb Verona brach ihm das tapfere Schwert Ottos von Wittelsbach Bahn.

§ 156. Nach der Rückkehr strafte er mit starker Hand die Landfriedensbrecher und wachte über die Sicherheit im Reich. Vor allem aber fesselte er den mächtigen **Heinrich den Löwen** noch enger an sich, indem er ihm früheren Abmachungen gemäß auch sein Herzogtum **Bayern** zurückgab und endlich auch Heinrich Jasomirgott (§ 152) bewog sich damit einverstanden zu erklären (in Regensburg, 1156), nachdem die bisherige Markgrafschaft Österreich zu einem erblichen **Herzogtum** erhoben und mit ganz besonderen Vorrechten begabt worden war. Die welfische Macht war somit wiederhergestellt; Heinrich der Löwe gebot über die beiden mächtigsten Herzogtümer des Reiches und, wie es schien, nicht zum Nachteile des Kaisers. Denn die strebende Thatkraft des jugendlichen Helden wählte sich rühmliche Bahnen. Er hatte schon damals, als Konrad III. seinen Kreuzzug nach dem Morgenlande gemacht hatte, gegen die Heiden in seiner Nähe, gegen die wendischen Stämme in Mecklenburg und Pommern, gestritten; diese Länder waren auch jetzt sein Ziel; er eroberte und kolonisierte Mecklenburg, indem er sächsischen Adel in das Land führte und sächsische Dörfer gründete; er baute Lübeck von Grund auf neu und machte es bald zur mächtigsten deutschen Stadt an der Ostsee: ein weites Gebiet, wie es einst die sächsischen Kaiser der deutschen Thätigkeit aufgeschlossen hatten, lag hier vor ihm, auf dem er mit seinem Nebenbuhler, dem ebenfalls gewaltigen Albrecht dem Bären, wetteifern konnte. Und so sang später in Niederdeutschland der Volksmund:

Hinrik der Leuw und Albrecht der Bar,
Dartho Frederik mit dem roden Har,
Dat waren dree Heeren,
De kunden de Welt verkehren.

Friedrich störte ihn in diesen Unternehmungen nicht, denn sie waren ja zugleich auch Erweiterungen seiner eigenen Macht; er erließ es ihm sogar, auf den späteren Römerzügen ihn zu begleiten.

§ 157. Inzwischen hatte sich das Verhältnis des Kaisers zu Hadrian IV., der mit dem, was Friedrich auf seinem ersten Römerzuge für ihn gethan hatte, nicht zufrieden war, getrübt. Zum offnen Bruche schien es zu kommen, als 1157 der Kaiser auf burgundischem Boden, zu Besançon, einen glänzenden Reichstag hielt. Hier erschienen nämlich zwei päpstliche Legaten mit einem klagenden Briefe Hadrians, in dem in mindestens zweideutiger Weise vom Kaisertum als einem vom Papste übertragenen beneficium (Lehen, aber auch Wohlthat) gesprochen wurde. Die Vorlesung dieses Schreibens durch Friedrichs Kanzler Rainald, sowie die anmaßenden Worte des einen der päpstlichen Gesandten, des Kanzlers Roland*), riefen unter den anwesenden Fürsten, weltlichen wie geistlichen, gewaltige Entrüstung hervor. Mit Entschiedenheit trat der Kaiser sofort gegen die päpstliche Überhebung auf, und Hadrian IV. mußte sich herbeilassen, Genugthuung zu leisten. Schon aber rüstete sich Friedrich zur zweiten Romfahrt, auf der er vor allem auch den Trotz der lombardischen Städte völlig brechen wollte. In glänzender Heerfahrt stieg er diesmal über die Alpen (1158). Nachdem sich selbst Mailand gedemütigt hatte, hielt er auf den roncalischen Feldern einen Reichstag ab. Hierher berief er von der eben damals aufblühenden Rechtsschule zu Bologna die vier bedeutendsten Rechtsgelehrten, die das alte römische Recht wieder dem Staube der Vergessenheit entzogen hatten, und ließ sie im Verein mit je zwei Vertretern von vierzehn italienischen Städten eine Zusammenstellung aller Hoheitsrechte des Königs (Regalien) machen. Diese Regalien nahm er dann ohne Rücksicht auf das geschichtlich Gewordene als sein Recht in Anspruch und suchte sie überall durchzuführen. Die Städte, die sich bisher ihre Konsuln selbst gewählt hatten, bekamen nun kaiserliche Bevollmächtigte (Podestà), meist Deutsche, die ihnen mit fast unbeschränkter Gewalt gebieten sollten. Sie trugen es mit Unwillen; die erbitterte Empörung von Crema und die blutige Strenge, mit der der Kaiser die Stadt strafte, zeigten, wie heftig schon die Feindschaft war. Hadrian war mit dem Vorgehen Friedrichs durchaus nicht einverstanden, und da noch andre Streitpunkte hinzukamen, wurde das Verhältnis zwischen Kaiser und Papst immer gespannter. Schon drohte Hadrian mit dem Banne: da starb er. Die kaiserliche Partei unter den Kardinälen wählte Viktor IV., die Mehrzahl aber den strengen, eifrigen, in Hildebrands Weise auftretenden Alexander III., den dann auch Frankreich und England anerkannten. Dieser bannte den Kaiser und leistete den Städten allen möglichen Beistand. Unterdessen hatte sich Mailand, das sich bei Anfang des zweiten Zuges nur widerwillig gebeugt hatte, von neuem empört. Friedrich schloß es ein, und nach langem, tapferem Widerstande mußte sich die Stadt im März 1162 ergeben: im Bußgewande, mit Stricken um den Hals, Asche auf dem Haupte und Kreuze in den Händen zogen die Behörden und die Bürgerschaft hinaus, und wie ihr Banner vom großen Fahnenwagen (dem Carroccio § 129) sich senkte, sanken sie alle auf die Erde und flehten weinend um Gnade: aber in Friedrichs strengem Auge war kein Mitleid. Gerade an diesem Haupte der italienischen Städte wollte er zeigen, welche Strafen derer warteten, die sich ihm zu widersetzen wagten. Er ließ die

*) Es ist der spätere Papst Alexander III.

Stadt bis auf den Grund zerstören, und es waren italienische Hände — die Bewohner der Mailand feindlichen Städte Lodi, Pavia, Cremona und Como — die den harten Befehl ausführten. Erschreckt unterwarfen sich nun alle anderen Städte; überall wurden die kaiserlichen Podestà anerkannt, und Italien schien unterworfen.

§ 158. Nach Deutschland zurückgekehrt, traf der Kaiser eine Entscheidung, die für die Ausbreitung deutschen Wesens wichtig geworden ist. Er trennte (1163) bei Erbstreitigkeiten im polnischen Herzogshause Schlesien von Polen, das dann im Laufe der Zeit unter diesem neubegründeten Nebenzweige der Piasten allmählich auch in deutsche Bildung einging. Noch in demselben Jahre zog er, freilich von keinem Heeresaufgebot begleitet, zum drittenmal nach Italien. Als der von ihm aufgestellte Papst starb, versäumte er es, sich mit dem mächtigen Alexander III. zu versöhnen, und erkannte einen neuen Gegenpapst an. Schon aber hatte die allgemeine Entrüstung der italienischen Städte über die kaiserlichen Podestà und die deutsche Herrschaft zum offenen Aufstande geführt. Verona hatte Padua, Vicenza, Treviso und die Städte der veronesischen Mark um sich vereint, und dieser veronesische Bund erhob jetzt, mit Venedig verbündet, die Waffen (1164). Da der Kaiser ohne Heer war, mußte er nach Deutschland heim, um einen neuen Zug vorzubereiten.

§ 159. Im Jahre 1166 erschien Friedrich zum viertenmal mit großer Heeresmacht in Italien. Da auch jetzt die Bitten der lombardischen Städte um Erleichterung ihrer Lasten ungehört verhallten, so traten 1167 Cremona, Brescia, Mantua u. a. zu einem lombardischen Bunde zusammen. Mailand ward wieder aufgebaut, ohne daß Friedrich, der gegen den inzwischen nach Rom zurückgekehrten Alexander III. vorrückte, dies hindern konnte. Zwar Rom kam schnell in des Kaisers Hand, aber hier tötete die Pestluft des Sumpffiebers den schönsten Teil seines Heeres, und er mußte sich rasch nach Oberitalien zurückwenden. Von dem kaiserlich gesinnten Pavia aus ächtete er nun die Städte des Bundes. Aber so wenig war er jetzt imstande, seinem Wort Nachdruck zu verschaffen, daß er nur heimlich und sogar mit Lebensgefahr durch das überall empörte Land wieder in die Heimat gelangte; ja die Lombarden gründeten nun ihm zum Hohne auf dem rechten Ufer des Po, am Tanaro, eine dem Papste zu Ehren Alessandria genannte Stadt. So schwer waren die Verluste gewesen, daß Friedrich sechs Jahre ruhte, bis er einen neuen Zug unternahm. Indessen beschäftigten ihn ernstliche Verwicklungen in Deutschland. Heinrich der Löwe nämlich war im Norden durch seine Eroberungen unter den Wenden in Holstein, Mecklenburg und Pommern so mächtig geworden, daß er über die norddeutschen Bischöfe und Grafen, die ihm als Herzog von Sachsen zwar untergeordnet, doch nicht unterthan waren, eine unmittelbare Gewalt in Anspruch nahm. Es hieß, er spräche in seinem Stolze: „Von der Elbe bis an den Rhein, von dem Harz bis zur See ist mein.“ Gegen diese Macht des Löwen verbanden sich jene kleinen Fürsten und sein älterer Feind, Albrecht der Bär. Aber Heinrich hatte seine Gegner schon gedemütigt, ehe noch Barbarossa zu seinen Gunsten, wie er wollte, einzuschreiten brauchte. Der Kaiser stiftete nun völlig Frieden und Versöhnung, und so fest stand Heinrich in seiner Macht, daß er unbesorgt eine Wallfahrt nach Jerusalem unternehmen konnte, von der die Sage so manches wunderbare Abenteuer zu berichten weiß.

§ 160. Erst 1174 machte Friedrich einen neuen, den fünften Römerzug. Vorausgegangen war ihm sein treuer kriegerischer Freund, der Erz-

bischof Christian von Mainz; aber wie dieser vor Ancona, so wurde der Kaiser schon vor dem trotzigen Alessandria gehemmt, das er nicht erobern konnte. Die Zeit verging ohne Entscheidung: da griff Friedrich zu seiner letzten Stütze, indem er Heinrichs des Löwen Hilfe anrief. Dieser aber war zu sehr mit seinen Unternehmungen im Norden beschäftigt und war außerdem gereizt, da sein alter Oheim Welf sein Erbe dem Kaiser überwiesen hatte. Er kam zwar endlich bis an die Alpengrenze — aber ohne Heer — und verweigerte unter allerlei Vorwänden die Heerfolge; zuletzt, wird erzählt, wollte ihm der Kaiser bittend zu Füßen sinken: aber obwohl der betroffene Heinrich dies verhinderte, blieb er doch unbeweglich — und so trennte sich wieder Welf und Waiblinger, und der Kaiser mußte den Entscheidungskampf mit unzureichenden Kräften versuchen. Im Heere seiner Gegner aber, der italienischen Städte, herrschte zum erstenmal das Vollgefühl der Überzeugung, daß ihre Nation eine selbständige und keiner anderen zum Dienst verpflichtet sei, ein Gefühl, das der Idee des Kaisertums völlig entgegen war, die in ihrer Herrschaft über alle Nationen sich nur auf die Einheit im Christenglauben berief, nicht nach deren natürlichem Rechte fragte. Die Begeisterung der italienischen Jugend, der Heldenmut der Mailänder, die sich jetzt wieder um das Carroccio scharten, siegte über die gefürchtete deutsche Tapferkeit bei Legnano, nordwestlich von Mailand (1176). Der Kaiser selbst galt für tot, und erst drei Tage nach der Schlacht stieß er in Pavia wieder zu den Seinen.

§ 161. Die Schlacht bei Legnano bildet einen Wendepunkt in Barbarossas Leben. Auch darin zeigte er sich groß, daß er Zielen, die sich als unerreichbar erwiesen, nicht länger nachjagte. Er begann mit dem Papste Alexander III. zu unterhandeln, und der Friede mit der Kirche ward auf der Grundlage des Wormser Konkordats (§ 147) geschlossen. Im Jahre 1177 hatte der nun wieder vom Banne gelöste Kaiser mit dem Papste in Venedig eine Zusammenkunft. Der Kaiser sank hier dem Nachfolger Petri zu Füßen, aber dieser hob ihn thränenden Auges auf und gab ihm den Friedenskuß. Wiederholt gelobte dann Friedrich feierlich diesen Frieden zu halten, ebenso wie den Waffenstillstand mit den lombardischen Städten, den Alexander vermittelt hatte. Der Friede mit den Städten folgte 1183 zu Konstanz. Friedrich räumte ihnen volle Wahlfreiheit für ihre Stadtbehörden und die freieste Selbstverwaltung im Innern ein, aber seine Oberhoheit wahrte er, indem er sich die Bestätigung der städtischen Beamten vorbehielt; auch blieben die Leistungen der Städte an die kaiserliche Kasse sehr bedeutend.

§ 162. Nach Deutschland zurückgekehrt schritt der Kaiser gegen Heinrich den Löwen ein, der seine gewaltige Macht nach eigenem Gutdünken verwenden, nicht aber in den Dienst der Reichspolitik stellen wollte. Zwar zog Friedrich ihn nicht deshalb zur Rechenschaft, weil er ihm in Italien seine Unterstützung verweigert hatte, aber er schützte ihn nun nicht weiter gegen die vielen und berechtigten Klagen, die sich von seiten vieler deutschen, namentlich geistlichen Fürsten gegen sein oft gewaltthätiges Handeln erhoben. Der Kaiser forderte ihn vor, indem er ihm nacheinander drei Tage setzte, zu Worms, Magdeburg und Kaina (bei Zeitz); als er auf keinem erschien, ächtete ihn der Kaiser (1179), und der Reichstag zu Würzburg (1180) erkannte als Strafe Verlust der Reichslehen und Allode und Landesverweisung. Noch in demselben Jahre verlieh dann Friedrich die so erledigten Herzogtümer wieder, und zwar Sachsen (zu Gelnhausen unweit Hanau) an einen Sohn des inzwischen verstorbenen Albrechts des Bären, den Askanier

Bernhard, und Bayern (zu Regensburg) an Otto von Wittelsbach (§ 155 a. E.). Aber er folgte dabei dem Grundsatz, die großen Herzogtümer möglichst zu zerstückeln, da er von kleineren Fürsten weniger Widerstand gegen die Reichseinheit voraussetzte als von großen und mächtigen. So trennte er vom Herzogtum Bayern Steiermark als eigenes Herzogtum ab und vergrößerte mit Teilen Bayerns kirchliche Gebiete, wie Salzburg, Passau, Regensburg, und weltliche, wie Meran. Vom Herzogtum Sachsen kam Westfalen und alle herzoglichen Rechte über dies Land an das Erzbistum Köln, und nur im Lande der Ostfalen und Engern (§ 71) erhielten die Nachkommen Bernhards die durch Vergabungen an Bischöfe sehr beschränkte Stellung eines Herzogs. Sie haben dann den Namen Sachsen auf ihre Erblande um Wittenberg übertragen. Heinrich der Löwe leistete hartnäckigen Widerstand, mußte sich aber endlich nach der Einnahme von Lübeck auf einem Tage zu Erfurt (1181) unterwerfen. Der Kaiser verzieh; aber über die Lehen Heinrichs war bereits verfügt, und Friedrich hätte sie nicht zurückgeben können, auch wenn er gewollt hätte: so erhielt Heinrich nur die Allode seines Hauses, die brunonischen, billingischen und nordheimischen Güter, d. h. die später braunschweigisch-lüneburgischen Lande, zurück und mußte in die Verbannung gehen: er begab sich erst nach der Normandie, dann zu seinem Schwiegervater Heinrich II. von England.

§ 163. Friedrich hatte seine Macht wieder hergestellt; ein glänzender Spiegel seiner Herrlichkeit war das große Fest, das er zu Pfingsten 1184 in Mainz veranstaltete. Der höchste Glanz der ritterlichen Zeit vereinte sich hier; Fürsten, Bischöfe und Herren, fremde Gesandte, Sänger und das Volk aller Stände strömten zusammen: man zählte allein an 70000 Ritter und Krieger. Denn der Kaiser wollte an diesem Tage seine beiden ältesten Söhne durch die Schwertleite wehrhaft machen und dabei den vollen Glanz des nun wieder in Frieden geeinigten Reichs der ganzen Welt zeigen. Am schönen Rheinufer erhob sich, da Mainz die vielen Gäste nicht fassen konnte, eine bunte bewegliche Stadt von Zelten, in ihrer Mitte ein rasch hergestellter kaiserlicher Palast und eine zierliche Kapelle. Der Kaiser, noch immer schön und edel von Gestalt und Haltung, thronte inmitten all dieses Glanzes, ja er ritt noch selbst mit in die Schranken, seine ritterliche Fertigkeit zu zeigen; auch seine Gemahlin, freundlich und huldreich, und fünf herrlich erblühende Söhne, von denen der älteste, Heinrich, schon die Königskrone trug, waren Zierden des Festes, das die damaligen Minnesänger mit dem sagenberühmten Hoflager des Königs Artus verglichen.

§ 164. Würdig und groß war dann der Abend dieses Heldenlebens. Friedrich zog noch einmal, zum sechstenmal, nach Italien (1184), jetzt mit den Städten versöhnt und überall ehrfurchtsvoll aufgenommen. Im Jahre 1186 vermählte er zu Mailand seinen Sohn Heinrich mit Konstanze, die das so lange feindliche Normannenreich einst erben sollte: ein Erfolg, so konnte es scheinen, unermeßlich groß für die Kaisergewalt, denn nun war das Papsttum seiner Stütze beraubt und in des Kaisers Hand gegeben — aber wie anders die wirklichen Ergebnisse dieser Erwerbung! — Dem Kaisertum hat sie eher geschadet als genützt, dem letzten Staufer selbst den Untergang auf dem Blutgerüste gebracht.

Indessen erschütterte die Kunde vom Falle Jerusalems, das der ägyptische Sultan Saladin wieder erobert hatte, das christliche Abendland. Die mächtigsten Herrscher nahmen das Kreuz: Richard Löwenherz von England,

Philipp August von Frankreich; und allen voran betrat Friedrich Barbarossa noch einmal die Heldenbahn seiner Jugend. Nachdem er Deutschland geordnet, seinen Sohn, den König Heinrich, zum Regenten bestellt und Heinrich den Löwen, um die Ruhe zu wahren, noch einmal zur Selbstverbannung nach England genötigt hatte, zog er 1189 mit einem herrlichen Heere wohlbehalten nach Konstantinopel und durch die öden, heißen Hochebenen Kleinasiens. Vor Ikonium suchte ihn der Sultan dieser Stadt und des gleichnamigen Reichs aufzuhalten; Barbarossa aber schlug das Heer des Feindes und eroberte die Stadt. Vor allem bewahrte er auch jetzt einen hohen, frommen Sinn. Einst bekam er die falsche Kunde, sein Sohn sei umgekommen. „So weh mir, ist mein Sohn tot?" — rief er, und Thränen rannen in seinen weißen Bart — „Mein Sohn ist erschlagen! doch Christus lebt noch, nur zu, ihr Männer!" Endlich erreichte man Cilicien und den Kalikadnus oder Seleph, der nahe dem Cydnus strömt, jenem Flusse, der vor langen Zeiten einmal dem Leben des jungen Heldenkönigs Alexander gefährlich geworden war. Der Strom war von Regengüssen angeschwollen; Friedrich suchte mit wenigen Begleitern eine Furt und wagte sich, als sei er noch ein Jüngling, in die Flut, um das andere Ufer schwimmend zu erreichen. Aber in der Mitte des Stromes verließ ihn die Kraft, und er rief um Hilfe. Einer der Begleiter erfaßte ihn, mußte ihn aber wieder loslassen, um nicht selbst zu sinken. Ein anderer trieb rasch sein Pferd in die Flut, ergriff den Kaiser und zog ihn noch atmend ans Ufer — aber tötlich ermattet hauchte Friedrich bald seinen Geist aus.*) Die Getreuen brachten den Leichnam trauernd bis Antiochien; bald, Anfang 1191, starb auch des Kaisers trefflicher Sohn Friedrich. Da kehrten viele in die Heimat zurück, viele waren schon den Mühen und Gefahren erlegen, und nur kümmerliche Reste vereinigten sich mit Richard Löwenherz und dem Könige von Frankreich vor Akkon.

Kein deutscher Kaiser hat seine Stellung großartiger und mit freierem Blick aufgefaßt als Friedrich Barbarossa; seine Ziele lagen zum Teil hoch über der Wirklichkeit der Dinge; aber herrlich in seinem Streben hat er erhebend und veredelnd auf sein Volk gewirkt, dessen schönste Zeit in Sitte, Poesie, Bildung und fröhlichem Volksleben mit ihm anbricht; er ist das Bild deutscher Größe geblieben, und in Sage**) und Lied klang es fort: er sei niemals gestorben, er schlafe nur im Kyffhäuser und werde hervorgehen zu seiner Zeit, um des Reiches und seines Volkes alte Herrlichkeit zu erneuern. Das ist nun geschehen in unseren Tagen! —

3. Heinrich VI. 1190—1197. Philipp von Schwaben. 1198—1208. Otto IV. 1198—1215.

§ 165. So mächtig hatte Friedrich in Deutschland gewaltet, daß der alte Gegensatz der Fürsten gegen die Kaisergewalt beseitigt zu sein schien. Bei der plötzlichen Nachricht von seinem Tode aber brach der lange bezähmte Widerstand mit Macht hervor. Haupt und Führer aller Unzufriedenen schien nun Heinrich der Löwe wieder werden zu wollen, zumal er bald nach des Königs Abreise zurückgekehrt war und im Vertrauen auf die Freund-

*) So die geläufigste Erzählung. Am glaubwürdigsten scheint die Überlieferung, daß ein Schlagfluß beim Bade im Seleph dem Leben des Kaisers ein Ende machte.

**) In ihrer ursprünglichen Gestalt ging die Sage allerdings auf Friedrich II., Friedrich Barbarossas Enkel.

schaft des Königs Richard Löwenherz von England mit stürmender Hand sich wieder in den Besitz seiner Lande zu setzen versuchte. — Große Gefahren drohten so dem jungen Kaiser Heinrich VI. Doch er war seiner Aufgabe gewachsen, obwohl er erst 25 Jahre alt war. An Kraft und hohem Sinn dem Vater ebenbürtig und reichbegabt, war er an rücksichtsloser Energie ihm weit überlegen; selbst Grausamkeit scheute er mitunter nicht. Die gewinnende Liebenswürdigkeit, die Friedrich eigen gewesen war, fehlte ihm; doch war er den Armen ein ebenso gerechter, wie den Reichen und Mächtigen ein strenger Herr. — Sein Regierungsanfang war nicht leicht. Noch 1190 trat er einen Zug nach Italien an, um die Kaiserkrone zu gewinnen und das Normannenreich, das ihm als dem Gemahl der Konstanze (§ 164) zufallen mußte, einzunehmen. Die Kaiserkrönung setzte er, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, durch, aber den Widerstand der Normannen, die seine Herrschaft verwarfen und einen natürlichen Sohn Rogers, des verstorbenen Bruders der Konstanze, Tankred von Lecce, an ihre Spitze stellten, konnte er diesmal noch nicht bezwingen, zumal bei der Belagerung von Neapel eine Seuche sein Heer heimsuchte. So mußte er dann nach Deutschland zurückkehren, wo sich ähnliche Gefahren der Empörung auftürmten. Da aber wandte sich das Glück. Richard Löwenherz, der schon im heiligen Lande deutsche Kreuzfahrer mit empörendem Übermute behandelt und beharrlich alle Feinde des Kaisers unterstützt hatte und deshalb schon längst als Reichsfeind bezeichnet worden war, ward von Leopold von Österreich bei seiner Durchreise nach Norddeutschland gefangen genommen und 1193 dem Kaiser ausgeliefert. Dieser behandelte ihn als Geisel, um seine Feinde zum Frieden zu zwingen, und wollte ihn nur gegen ein hohes Lösegeld, und wenn er sich als sein Lehnsmann bekenne, frei geben. Der König von Frankreich machte ihm sogar große Versprechungen, wenn er ihm diesen seinen Hauptfeind ausliefern wolle. Lange zögerte Heinrich. Da löste eine unerwartete Begebenheit die Verwirrung. Ein Sohn Heinrichs des Löwen war in den alten guten Tagen der Einigkeit beider Häuser mit der Staufin Agnes, einer Tochter von Heinrichs VI. Oheim Konrad, verlobt gewesen; jetzt hatte der Kaiser sie dem Könige von Frankreich vermählen wollen. Mutter und Tochter aber zogen den ritterlichen Welfen vor, und heimlich ließ ihn die erstere kommen und mit der Tochter trauen. Der Kaiser mußte sich trotz seines anfänglichen Zorns in das Geschehene fügen, und diese Verbindung ward nicht nur die Brücke zum Frieden zwischen beiden Häusern, sondern hatte auch die weitere Folge, daß Richard Löwenherz, nachdem er dem Kaiser den Vasalleneid geleistet und ein sehr hohes Lösegeld gezahlt hatte, nun endlich seine Freiheit wieder erhielt (1194). Heinrich der Löwe aber ruhte nun von seinen Thaten; und ihm, der selbst einst so viel Geschichte gemacht hatte, war es nun in seinen letzten Tagen der größte Genuß, alte Chroniken und Heldenlieder zu sammeln und sich vorlesen zu lassen, bis er 1195 auf seiner Burg zu Braunschweig verschied: unstreitig auch neben Friedrich Barbarossa ein großer Mann, der für Deutschland Heilsames und Dauerndes gewirkt hat; nur daß ein schlimmes Geschick die Bahnen der beiden Männer feindlich gegeneinander gekehrt hat.

§ 166. Der Kaiser war unterdessen wieder nach Italien gezogen (1194). Diesmal gewann er mit leichter Mühe sein normannisches Königreich und führte die Familie Tankreds — dieser selbst war Anfang 1194 gestorben — gefangen nach Deutschland. Zurückgekehrt faßte er den großen Gedanken, die Erblichkeit seiner Krone festzustellen und so die verderbliche

Einrichtung des Wahlreichs zu beseitigen: den weltlichen Fürsten bot er dafür das Versprechen, daß ihre Lehen nicht bloß — was längst feststand — auf die männliche, sondern bei deren Aussterben auch auf die weibliche Linie und auf Nebenlinien übergehen sollten, den geistlichen die Aufhebung des Spolienrechts. Er stand nahe vor der Verwirklichung seines Plans, denn die meisten Fürsten waren gewonnen: da rief ihn noch einmal eine Empörung nach Sicilien, die er diesmal mit äußerster, grausamer Strenge bestrafte. Immer kühner, immer weiter schweiften seine Pläne auf Weltherrschaft. Frankreich begann er wie einen Lehnsstaat des Reichs zu behandeln; auf die spanischen Lande, besonders auf Castilien, warf er sein Auge, und mit eiserner Hand pochte er an das griechische Ostreich. Schon strömten zu einem neuen, gewaltigen Kreuzzug, auf dem er seine Pläne im Orient auszuführen gedachte, Scharen aus ganz Deutschland nach Unteritalien zusammen: da setzte der Tod seinen allzukühnen Plänen ein Ziel: zu Messina starb 1197 der 32jährige Herrscher und nahm den Traum einer deutschen Weltherrschaft mit sich ins Grab.

§ 167. Am Rhein, so erzählte das Volk, war kurz vor des Kaisers Tod auf schwarzem Rosse die riesige Gestalt des alten Dietrich von Bern (§ 36) erschienen, dem Reiche Unglück zu verkünden. Und schnell kam und furchtbar das Verderben nach so vielem Glanz. Zum drittenmal war der nächste Erbe der Krone gerade zu einer Zeit, wo die Kaisermacht auf der Höhe stand, ein Kind, wie nach Ottos II. und nach Heinrichs III. Tode. Denn Heinrich VI. hinterließ seine Witwe Konstanze mit einem dreijährigen Sohne, Friedrich. Philipp von Schwaben, des Kaisers Bruder, hatte eben das schon zum König gewählte Knäblein von Italien nach Deutschland holen wollen, um es jetzt schon krönen zu lassen — da kam die Kunde von dem Tode des Kaisers. Nun durfte er auf dessen Anerkennung nicht rechnen, und um die Krone wenigstens seinem Hause zu bewahren, ließ er zu, daß seine Anhänger ihn selber zu Mühlhausen in Thüringen wählten. Aber die zahlreichen Feinde der Staufer und eines mächtigen Kaisertums, vor allem die Erzbischöfe von Köln und Trier, traten ihm entgegen und erhoben im Einverständnis mit dem Papste und Richard Löwenherz den Welfen Otto IV., einen Sohn Heinrichs des Löwen, der vom Kölner Erzbischof zu Aachen gekrönt ward. So hatte das Reich wieder Gegenkönige und Bürgerkrieg, gerade in einer Zeit, wo Innocenz III. (1198—1216), nach Gregor VII. der gewaltigste und hochstrebendste der Päpste, auf Petri Stuhl saß. Dieser behauptete, bei zwiespältiger Wahl stände ihm das Recht der Entscheidung zu, erklärte sich für den Welfen und bannte den widersprechenden Philipp. Dieser aber rang ritterlich um seine Krone; auf ihn war der hochstrebende Sinn des Vaters ohne die Härte des Bruders, die Ritterlichkeit wie der poetische Sinn seines Geschlechts vererbt. Aber wie Otto IV. gab auch er, um sich Freunde zu verschaffen, Reichsgut und Reichsrechte preis. Die Fremden, noch eben von Deutschland mit Abhängigkeit bedroht, mischten sich entscheidend in seine Angelegenheiten, namentlich der König Philipp August von Frankreich, der nun der mächtigste weltliche Fürst geworden war. Zuletzt blieb der Staufer Sieger, nachdem er auch Köln, „der römischen Kirche getreue Tochter", bezwungen hatte. Innocenz III. löste ihn vom Banne, und Otto IV. war nur noch in Sachsen anerkannt und auf Englands Hilfe angewiesen. Da ward Philipp 1208 zu Bamberg vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach um einer persönlichen Beleidigung willen ermordet.

§ 168. Nun gewann Otto IV. von Braunschweig die Oberhand und allgemeine Anerkennung. Zunächst ächtete und strafte er den Mörder und seine Mitverschworenen. Dann verlobte er sich, um auch die staufische Partei im Reiche zu gewinnen, mit der ältesten der hinterlassenen Töchter Philipps, Beatrix. Bald war er mächtig genug, einen Römerzug zu unternehmen. Von Innocenz III. empfing er die Kaiserkrone, aber auf die Dauer konnte auch er die Freundschaft mit ihm nicht bewahren. Er erhob Anspruch auf die Mathildischen Erbgüter (§ 147), auf die er erst verzichtet hatte, und wollte im Kirchenstaat mit der alten kaiserlichen Vollmacht gebieten; ja er suchte sogar die staufische Erbschaft, das Normannenland, als Reichsgebiet an sich zu reißen. Da brach Innocenz III. mit dem neuen „Saul" und bannte ihn (1210).

§ 169. Unterdessen war Heinrichs VI. Sohn, Friedrich, zu einem an Leib und Geist gleich ausgezeichneten Jüngling herangewachsen. Seine Mutter Konstanze hatte bei ihrem Tode (1198) den Papst als seinen Vormund eingesetzt, und dieser unterstützte ihn jetzt gegen den Welfen. Er rüstete ihn mit seinem Segen wie mit seinem Golde aus, und so eilte der Staufer mit geringer Begleitung, aber auf die Anhänger seines Hauses und den Zauber seines Namens bauend über die Alpen (1212). Um dieselbe Zeit starb, wenige Tage nach der zu Nordhausen gefeierten Hochzeit, die blühende Beatrix, Philipps Tochter, und Schwaben und Bayern verließen nach dem Tode ihrer „Herrin, der Kaiserin" heimlich das Hoflager Ottos. Dieser hatte in der That durch Härte, Geldgier und durch das Hervorkehren seiner absolutistischen Grundsätze nicht nur die alten Feinde, sondern auch viele seiner ehemaligen Freunde gegen sich gereizt. Alles fiel dem Kaisersohne zu, der fast ohne Schlag das Reich eroberte. Und doch waren es nicht diese Erfolge Friedrichs allein, die über die Geschicke des Reichs entschieden, sondern den Ausschlag gab — soweit war es mit Deutschland schon gekommen — das Ausland. Otto hatte sich von Anfang an auf Englands Hilfe gestützt, und so war es natürlich, daß Friedrich wie einst sein Oheim Philipp der Bundesgenosse des Königs von Frankreich, des alten Gegners der Engländer, ward. Die Niederlage, die der mit England und seinem Schwiegervater, dem Herzog von Brabant, verbündete Otto durch Philipp August von Frankreich bei Bouvines unweit Lille 1214 erlitt, sicherte dem Staufer die Krone; Otto gab zwar seine Ansprüche auf den Thron nicht auf, aber ohne wieder Macht zu erlangen, starb er 1218 auf der Harzburg. Schon 1215 war Friedrich II. mit großer Pracht zu Aachen gekrönt worden.

4. Friedrich II. 1215—1250.

§ 170. Friedrich II., als Erbe des normannischen Reichs in Italien erzogen, war seinem ganzen Wesen nach Südländer, nicht Deutscher. Geistreich, begabt, glänzend wie kaum einer seiner Vorgänger, hatte er doch für das deutsche Land keine Neigung und besann sich wenig, deutsche Interessen um Siciliens und Neapels willen zu vernachlässigen oder aufzuopfern. Otto IV. hatte von dem Dänenkönig Waldemar II. zurückfordern wollen, was dieser während des Bürgerkriegs — freilich mit Ottos Bewilligung — vom Reiche an sich gerissen, und hatte ihn sich deshalb zum Feinde gemacht. Friedrich aber nahm, um Waldemar zum Bundesgenossen zu gewinnen, keinen Anstand, ihm alles Land jenseits der Elbe und Elde, Holstein mit Hamburg und Lübeck, dazu Mecklenburg und Pommern, also Länder, die bereits durch deutsche Kolonisation gewonnen waren, preiszugeben. Die Krone dankte er dem Papste, dem mächtigen Innocenz III., der die päpstliche Gewalt

auf ihren Höhenpunkt erhob. Was ursprünglich das Kaisertum sein sollte, die leitende oberste Gewalt in der abendländischen Christenheit, das war nun das Papsttum geworden. Italien, Ungarn, Spanien und Portugal, England und die skandinavischen Länder, sie alle standen unter Innocenz III. in einer engeren oder weiteren weltlichen Abhängigkeit vom Papste. Der Wiederherstellung der Macht Barbarossas und Heinrichs VI. hatte dieser gleichfalls vorzubeugen gesucht, indem er Friedrich hatte schwören lassen, seine italienischen Erblande seinem jungen Sohne Heinrich abzutreten und mit der deutschen Krone zufrieden zu sein, damit die Reiche nie in einer Hand vereinigt würden. Außerdem hatte Friedrich II. auch einen Kreuzzug gelobt. Beides hatte er versprochen mehr im Drange des Augenblicks als in dem ernstlichen Willen, sein Wort zu halten. Doch blieb er anfangs mit der Kirche in Frieden, da Innocenz III. schon 1216 starb und sein Nachfolger Honorius III. ein milder, nachgiebiger Mann war, Friedrich II. aber einen Streit zu vermeiden suchte. Listig wußte er den Kreuzzug immer wieder hinauszuschieben, und jedes Jahr brachte ihm neue Erfolge: sein Sohn Heinrich ward, noch ein Knabe, zum deutschen König gewählt; König von Sicilien blieb Friedrich selbst und setzte es endlich auch durch, daß der Papst ihn auf seinem ersten Römerzuge zum Kaiser krönte (1220).

§ 171. Friedrich wandte nun seine Hauptthätigkeit auf Italien und besonders auf sein normannisches Königreich; die Sarazenen, die bisher das Reich mit Räubereien beunruhigt hatten, siedelte er nach ihrer Besiegung in Unteritalien an und gewann in ihnen treue Soldaten, die sich um den Bann des Papstes nicht kümmerten. Dann suchte er auch die Städte des lombardischen Bundes, die wieder unter Mailands Führung standen und deren Freiheit und Unabhängigkeit seit dem Konstanzer Frieden (§ 161) nur noch gewachsen war, zu unmittelbarem Gehorsam zurückzuführen. Indessen war Papst Honorius III. gestorben, und Gregor IX., ein Neffe Innocenz' III., ein 80jähriger Greis voll Starrsinn und voll Eifer für die Unabhängigkeit der Kirche war ihm gefolgt. Dieser verlangte ernstlich den Kreuzzug, den Friedrich II. endlich auch auf das Jahr 1227 festsetzte. Unteritalien sollte der Ausgangspunkt sein. Hierhin strömten auch eine Menge Kreuzfahrer zusammen. Kaum aber war der Kaiser in See gegangen, als eine Krankheit ihn überfiel und er zurückkehrte. Nun traf ihn der Bannfluch des erzürnten Papstes; und als er dann 1228 den Kreuzzug wirklich unternahm, ward ihm als einem Gebannten dies zu einem neuen Verbrechen gemacht: der Papst selber wirkte ihm durch Mönche, die er ihm nachsandte, im heiligen Lande entgegen, ja griff sogar des Abwesenden Königreich an. Der Kaiser aber erhielt durch persönliche Unterhandlungen mit dem Sultan Alkamel von Ägypten einen 10jährigen Waffenstillstand und Jerusalem, Bethlehem, Nazareth und den Berg Karmel eingeräumt; zu Jerusalem empfing er die Königskrone, auf die er ohnehin durch seine Gemahlin Jolantha einen Erbanspruch hatte. Zurückgekehrt zwang er den Papst, dessen Schlüsselsoldaten er leicht vor sich hertrieb, zum Frieden von San Germano (1230) und zur Aufhebung des Bannes. Und nun folgte für ihn eine ruhige, glänzende Zeit, in der er sein Königreich Neapel und Sicilien in trefflicher Weise ordnete und daraus inmitten all der Lehnsstaaten, die ihn umgaben, einen fast modernen Staat machte, mit geordneten Finanzen, besoldeten Heeren und einer Sicherheit des einzelnen, wie sie wohl damals in keinem Staate sonst zu finden war. Sein Hof war der Sitz der Freude und Lebenslust, die freilich dem ernsten Sinne der Kirche und selbst des Christentums nur wenig verwandt war: sarazenische, provençalische

und deutsche Lieder wurden hier gehört, und der Kaiser, der sechs Sprachen leicht beherrschte, glänzte selbst unter den Dichtern seines Hofs. Die Thätigkeit einer schlauen und weitblickenden Staatskunst, in der ihm sein Kanzler, Peter de Vineïs, eine starke Stütze war, wechselte mit fröhlichen Festlichkeiten, und aus des Kaisers eigener Feder besitzen wir ein Werk über das Falkenbeizen, eine Hauptbelustigung dieser ritterlichen Zeit.

§ 172. Aber in Deutschland nahmen die Dinge einen verderblichen Gang; man gewöhnte sich allmählich daran, keinen Herrn zu haben, und gefiel sich in diesem Zustande. Zwar war des Kaisers Sohn Heinrich als Stellvertreter des Vaters in Deutschland. Aber ohne Aussicht auf eine baldige Selbständigkeit, da der Vater selbst noch jung war, zudem gegen dessen Verträge mit dem Papste (§ 170) um sein Königreich betrogen und bei der langen Trennung ohne persönliche Zuneigung zum Vater, sann er auf Empörung und verständigte sich mit den lombardischen Städten. Auch die kleinen Vasallen des Reichs brachte er auf seine Seite, da diese von den größeren bereits Angriffe auf ihre Selbständigkeit fürchteten. Dafür traten nun die letzteren auf Friedrichs II. Seite. Dieser kam 1235 ohne Heer nach Deutschland und schlug durch sein bloßes Erscheinen die Empörung nieder. Der Sohn mußte sich unterwerfen, blieb aber trotzig und ohne Reue und endete in einem süditalischen Gefängnis. Die deutschen Fürsten erhielten eine landeshoheitliche Stellung in ihren Ländern, die fast an volle Unabhängigkeit grenzte. Friedrich, bereits zum zweiten Male Witwer, vermählte sich in demselben Jahre (1235) mit der Königstochter Isabella von England. Zu ihrem Empfange boten die reichen Städte am Rhein, die auch jetzt noch gut kaiserlich gesinnt waren, besonders Köln, alle Pracht und Herrlichkeit auf. Der Kaiser sammelte seinerseits noch einmal, wie sein Großvater (§ 163), zu Mainz allen Glanz des Reichs um sich, erließ ein auch in deutscher Sprache veröffentlichtes Landfriedensgesetz und söhnte sich mit den Welfen aus, indem er Otto das Kind (vgl. die Stammtafel bei § 149) in seinen Alloden Braunschweig-Lüneburg zum Herzog erhob. Im folgenden Jahre ächtete Friedrich II. den letzten Babenberger, Friedrich den Streitbaren von Österreich, und erschien von Oberitalien her selbst in Wien, um seinen Widerstand zu brechen. Hier ward dann des Kaisers Sohn Konrad 1237 zum König von Deutschland erwählt; aber durch einen feierlichen Wahlvertrag sorgten die Fürsten, daß ihre Rechte unverkümmert blieben.

§ 173. Friedrichs II. weitere Geschichte gehört fast ausschließlich Italien, nicht Deutschland an, das er nur noch einmal (1242) auf kurze Zeit betrat. Aber unwillkürlich fesselt uns seine glänzende Persönlichkeit, die für die Weltgeschichte erst jetzt anfängt recht bedeutend zu werden, so daß wir ihn, wenn auch nur in seinen wichtigsten Erlebnissen, begleiten müssen. Im Jahre 1237 gelang es ihm, den lombardischen Städten bei Cortenuova am Oglio eine schwere Niederlage beizubringen; weil er aber, wie einst Friedrich Barbarossa, jetzt seine Ansprüche zu hoch spannte, dauerte der Krieg fort, und der Papst Gregor IX., abermals mit den Städten gegen den Kaiser verbündet, sprach von neuem den Bann über ihn. Gegen den Papst und seine Bannflüche begann nun Friedrich II. einen Kampf, wie vor ihm noch kein Herrscher: er wies in Schriften mit flammender Beredsamkeit hin auf den weltlichen Ehrgeiz der Päpste, die sich der geistigen Waffen nur aus Herrschsucht bedienten, er wies hin auf das Unheil, das daraus entstand, daß sie auch das weltliche Schwert führen wollten (§ 81). Der Papst hingegen verglich ihn in seinen Breven mit dem Tiere der Lästerung in der Offen-

barung und nannte ihn einen Ketzer und Lästerer Christi und alles Heiligen.*) Der Kampf endigte auch nicht, als Gregor IX. fast 100jährig starb und dann nach langer Pause Innocenz IV., ein bisheriger Freund des Kaisers, gewählt ward. Daß kein Papst Ghibelline sein könne, — der Kaiser selbst soll es ausgesprochen haben — zeigte sich bald, denn aus dem Freunde ward ein erbitterter Feind. Nach längeren vergeblichen Verhandlungen mit dem Kaiser begab er sich nach Lyon, wohin er eine allgemeine Kirchenversammlung ausgeschrieben hatte, und erklärte hier den schon von Gregor IX. wieder gebannten Kaiser für des Thrones unwert und verlustig (1245). Noch gewaltiger und majestätischer erhob sich nun Friedrich. Fürsten und Völker rief er auf gegen die ungerechte Gewalt. In Italien, wo der Papst unablässig Verschwörungen gegen ihn erregte, ward er aus einem ehemals milden Herrn fast ein Tyrann. Die Zeit war noch nicht gekommen, daß die Völker gegen die Kirche Partei genommen hätten: die Scharen der Bettelmönche zogen aus und predigten durch Italien und Deutschland Haß und Aufstand gegen den Kaiser. Noch rang dieser in ungebrochener Kraft, als der Tod ihn auf dem Schloß Fiorentino in Apulien ereilte — am 13. Dezember 1250.

§ 174. In Deutschland waltete während der ganzen letzten Zeit Friedrichs II. in seinem Namen sein Sohn Konrad IV. als König, aber wirkliche Macht besaß er nicht. Fürsten, Herren und Städte lebten ohne gemeinsames Band für sich dahin, wie sie am besten mochten. Fehden, ja auch Raub und Gesetzlosigkeit rissen ein. Im Jahre 1241 brachen die Mongolen, ein furchtbarer Schwarm heidnischer Barbaren, die, vom wüsten Hochlande des inneren Asiens kommend, bis zum Euphrat und Ganges, ja bis zum fernsten China hin unter ihrem Dschingis-Khan (= Großer Herr) ungeheure Reiche gegründet und dann unter seinen Nachfolgern auch Rußland erobert hatten, in Schlesien ein. Weder Kaiser noch König kümmerte sich um die drohende Gefahr: es war Herzog Heinrich II. von Niederschlesien, der in dem genannten Jahre mit einem kleinen Heere auf der Walstatt bei Liegnitz dem Feinde entgegentrat. Zwar siegte er nicht und fand selbst den Heldentod, aber der todesmutige Widerstand der tapferen Schar machte auf die Barbaren doch großen Eindruck, und sie kehrten, zumal ein zweites Heer unter dem Böhmenkönig Wenzel heranrückte und dazu auch die Nachricht vom Tode des Großkhans eintraf, um und räumten, nachdem sie sich noch über Ungarn verwüstend ergossen hatten, Europa mit Ausnahme Rußlands. — Als der Kaiser entsetzt ward, stellte die kirchliche Partei im Reiche, besonders die rheinischen Bischöfe, einen Gegenkönig auf: es war Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen. In offener Schlacht besiegte er den König Konrad, aber seine Burgen und Städte vermochte er nicht zu nehmen. Als er 1247 starb, trat Graf Wilhelm von Holland, wie Heinrich besonders von geistlichen Fürsten gewählt, an seine Stelle, und der Kampf der beiden Könige ließ keinen rechte Macht gewinnen. In diesem Zustande völliger Herrenlosigkeit ließ Friedrichs II. Tod das deutsche Reich.

*) Dieser Zwist zerriß die italienischen Gemeinwesen, die ohnehin zu Parteiungen nur zu geneigt waren, in Guelfen — Welfen, Anhänger des Papstes — und Ghibellinen — Waiblinger, Anhänger des Kaisers. — Friedrichs II. Freunde, wie der furchtbare Ezzellino di Romano, Herr zu Verona, und des Kaisers Söhne, der schöne König Enzio, der zuletzt nach 23jähriger Gefangenschaft in Bologna starb, und der ritterliche Manfred, spielen in diesem Kampfe neben dem Vater eine glänzende Rolle.

5. Ausgang der Staufer. Zustände im Reiche.

§ 175. Die weitere Geschichte der Hohenstaufen gehört streng genommen nicht mehr Deutschland, sondern Italien an. Aber für dies glänzende, hochbegabte und edle Herrscherhaus hat von jeher das deutsche Gemüt eine solche Zuneigung empfunden, daß es unerläßlich scheint, sein letztes Schicksal zu verfolgen. Innocenz' IV. Haß gegen das „kirchenräuberische Geschlecht“ der Staufer suchte ihnen wie die deutsche so auch die normannische Krone zu entreißen. Aber Manfred, ein nicht vollbürtiger Sohn Kaiser Friedrichs II., bemächtigte sich für seinen Halbbruder Konrad IV. Siciliens und Neapels. Zu ihm eilte dann Konrad selbst, der in Deutschland gegen Wilhelm von Holland machtlos war. Doch schon 1254 starb er, und jetzt beherrschte Manfred Neapel und Sicilien zuerst noch als Vertreter Konradins, des unmündigen Sohns Konrads IV., der in Schwaben heranwuchs, dann selbst als König. Tapfer hielt er dem Papste stand, der lange umsonst das normannische Königreich, das doch erst erobert werden mußte, förmlich ausbot. Endlich fand sich in Karl von Anjou, dem jüngeren Bruder König Ludwigs IX., des Heiligen, von Frankreich, ein Bewerber, und der Papst rüstete ihn mit seinem Segen und seinem Golde zu der ungerechten Unternehmung aus. Er gewann, vom Verrate vieler Edlen des Landes unterstützt, den Sieg über Manfred, der in der Schlacht bei Benevent 1266, da alles verloren war, den Heldentod suchte und fand.

§ 176. Nun herrschte der finstere und grausame Karl von Anjou über das eroberte Land. Aber Konradin, dem „jungen König“, wie ihn daheim die Sänger nannten, mit denen er in der edlen Liederkunst schon früh wetteiferte, ließ die Größe und der Heldensinn seiner Ahnen keine Ruhe bei der Mutter daheim. Der 16jährige Jüngling verpfändete, was seinem Geschlechte noch an Hausgut in Schwaben geblieben war, um jenseits der Alpen das königliche Erbe seiner Vorfahren zu gewinnen. Dann zog er 1267, von seinem Freunde Friedrich von Baden begleitet, mit einer kleinen geworbenen Schar, er, der Enkel so großer Kaiser, in das Land, das nun schon seit Jahrhunderten die Sehnsucht und das Verderben der Deutschen gewesen war. Die Ghibellinen, besonders die seit alters kaiserlich gesinnten Pisaner, fielen ihm zu; fast wie ein Kaiser ward er in Mittelitalien, selbst in Rom aufgenommen. So erreichte er sein Königreich. Schon hatte er bei Scurcola in den Abruzzen 1268 den Sieg über Karl von Anjou erfochten, als seine deutschen Söldner sich nach ihrer üblen Gewohnheit zum Plündern zerstreuten und nun die aus einem Hinterhalte hervorbrechenden Scharen des schlauen Karl ihm den Sieg entrissen. Konradin und sein Freund flohen zum Meeresufer und wurden hier von einem Edlen, der sein ganzes Glück den früheren Staufern zu danken hatte, an Karl von Anjou verraten. Dieser ließ ihnen den Prozeß auf Hochverrat machen, und obwohl nur eine Stimme ein „Schuldig“ zu sprechen wagte und die französischen Richter selbst murrend darauf hinwiesen, daß der edle und fürstliche Jüngling in ehrlichem Kampfe und nicht in Büberei unterlegen sei, ließ Karl mit eigenwilliger Tyrannei das Todesurteil vollziehen. Im Angesicht von Neapel, inmitten aller Herrlichkeit seines angestammten Reichs und aller Schönheit der Erde, erhob sich das Schafott. Konradin, so wird erzählt, warf seinen Handschuh unter die Menge des Volkes, den ein Ritter aufhob und zu Peter III. von Aragonien brachte, dem Gemahl von Manfreds Tochter Konstanze, dessen Geschlecht später wenigstens Sicilien erworben hat: dann kniete er nieder und empfing ge-

faßten Mutes den Todesstreich. Laut auf schrie Friedrich in unnennbarem Schmerz, als das Haupt seines Freundes fiel, und rief Gott zum Zeugen an, daß sie beide unschuldig stürben — dann kniete auch er nieder zu gleichem Lose (29. Oktober 1268).

§ 177. So endete das Geschlecht der Staufer. An Glanz und Größe, an erhabener, oft von Dichters Mund gepriesener Schönheit, ist kein Königsgeschlecht auf der Erde wieder ihm zu vergleichen gewesen: auch die sächsischen und salischen Kaiser erreichen es in dieser Beziehung nicht. Aber um so erschütternder ist sein Untergang: ein Sturz ohnegleichen, in dem dieses Geschlecht und mit ihm der Ruhm des Kaisertums in kaum einem Menschenalter von der höchsten irdischen Höhe heruntersinkt. Denn unter ihm vollendet sich trotz allen Glanzes die innere Auflösung des Reichs. Beim Ausgange der sächsischen Kaiser waren die großen Lehen erblich; als der letzte fränkische Kaiser starb, war die Erblichkeit aller Lehen durchgeführt und die geistlichen Fürsten, früher die Säulen der kaiserlichen Macht, dem wachsenden Einflusse der Päpste je länger desto mehr verfallen; beim Ausgange der Staufer waren die Fürsten in ihren Gebieten selbständige Herren, die fürstliche Landeshoheit war geschaffen, und die emporblühenden Städte, von den Kaisern, deren Stütze sie hätten werden können, den Landesherren überantwortet und dadurch in den Gegensatz zur kaiserlichen Gewalt gedrängt, waren zur Sonderentwicklung genötigt. Geflissentlich hatten die Staufer die großen Herzogtümer, die der obersten Reichsgewalt am bedenklichsten sein mußten, in kleine geistliche und weltliche Territorien zerschlagen (§ 162). Noch machte die herrschend gewordene Vereinzelung die Deutschen nicht wehrlos: in Notfällen, wie bei dem Mongolenangriff (§ 174) oder bei den Eroberungsversuchen der Dänen im Norden thaten sich die Nächstwohnenden und Zunächstbedrohten zum freien Bunde zusammen, und die Tüchtigkeit, die in allen Gliedern lebte, war noch immer mächtig genug, Hilfe zu schaffen. Aber das waren Erfolge der Sondermächte, des Fürstentums, später auch der vereinigten Städte: Deutschlands Gesamtmacht war dahin, und sechshundert Jahre vergingen, ehe unsere Nation wieder den Weg zur Einheit fand und auf dem Untergrunde glorreicher Thaten Gesamtdeutschlands das neue deutsche Reich erschuf zu Deutschlands Ehre.

E. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

1. Die Kirche. Die Kreuzzüge und ihre Folgen.

§ 178. Die Kirche bildete, wie bereits früher (§§ 56. 66. 131. 154.) angedeutet, in den wilden und gesetzlosen Zeiten des Mittelalters eine erziehende und schirmende Macht. Sie umschloß mit ihren Formen und Einrichtungen das ganze Leben der damaligen Menschen, und der Höchste wie der Niedrigste beugte sich ihr und ihren Dienern in gleicher Ehrfurcht. Für begangene Sünden legte sie ihre Bußen auf, Almosen, Wallfahrten, Fasten, manchmal selbst Geißelungen; Königen und großen Edlen bestimmte sie für schwere Vergehen auch wohl Kirchenbau, Gründung von Klöstern und dergleichen. Ein Leben ohne die Kirche, in deren Hand die furchtbare Gewalt war, der Seele nach dem Tode den Himmel zu öffnen oder zu verschließen, hielt der fromme Glaube der Zeit für unerträglich; daher der Bann, der den Einzelnen vom Körper der Kirche trennte, so furchtbar erschien. Furchtbarer aber war noch das Interdikt, das wegen schwerer kirchlicher Vergehen auf ganze Städte oder Länder gelegt ward und das jedem Gottes-

dienst, jeder kirchlichen Handlung Stillstand gebot; dann verstummten die Glocken, die Kirchen schlossen sich, kein Geistlicher folgte mit Kreuz oder Gesang dem Sarge der Toten, und die Ehen wurden auf dem Friedhof eingesegnet. Selten ertrug das Volk lange solche Schrecken, und Bann und Interdikt waren eben deshalb die furchtbaren Mittel, durch die allein schon das Papsttum allgewaltig war. In tausend Lebensformen und sinnbildlichen Zeichen stellte sich die Kirche auf jedem Schritt vor das Auge der Gläubigen: sie mahnte zur Andacht durch das Kreuz oder das Marterbild am Wege, durch Kirchlein und Kapellen mitten im Gewühl der Straßen wie tief in der Einsamkeit des Waldes und Gebirges, durch majestätische Dome, deren Türme meilenweit in die Ferne winkten. Sie mahnte im Klange der Betglocke, in den vorgeschriebenen Bekreuzigungen, im Morgen- und Abendsegen, im Abbeten des Rosenkranzes, im Gesange der Prozessionen, wie im heiligen Geheimnis des Sakraments. Mancherlei Feste luden ebensowohl zur Andacht, wie sie das Leben heiter und bunt gestalteten. So hegte die Kirche manche harmlose, fröhliche Sitte neben dem Schrecken, den sie übte. Freilich wucherte der Aberglaube nicht minder üppig neben diesen heiteren und oft so wohlthätigen Gebräuchen. Die Wundersucht kannte keine Grenzen und fand in immer neuen Zeichen immer neue Nahrung. Der alte heidnische Götterglaube (§ 17) lebte verdunkelt, aber nicht verdrängt in Geister- und Zauberspuk weiter. Die Schrecken der Hölle ängsteten die Gemüter. Dennoch wußte die ungebrochene Lebenskraft des Volkes sich selbst über diese Schauer zu erheben, und so schwarz der Teufel auch gemalt ward, so war er doch in der Volkssage meist der dumme und betrogene Teufel. — Für Kranke, Pilger und Arme that die Kirche ihre reichen Schätze, die sich durch Schenkungen und Vermächtnisse fortwährend mehrten, vor allem in Zeiten des Elends bereitwillig auf, während sie andererseits in ihren Reichtümern zugleich die lockende Versuchung zu schwelgerischem und ungeistlichem Leben fand, der sie denn auch nicht lange widerstand.

§ 179. So war die Kirche ohne Zweifel in dieser ihrer besten und größten Zeit eine wohlthätige Macht für die Völker; kein Wunder, daß diese ihr anhingen. Am vollsten offenbarte sich die Hierarchie, d. i. die kirchliche Herrschaft, in den Kreuzzügen. Schon Sylvester II. (§ 119) hatte daran gedacht, das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreißen; dann hatte sich Gregor VII. mit dem Plane eines großen Krieges gegen die Sarazenen getragen, aber Urban II. war es vorbehalten, den Gedanken zur Ausführung zu bringen und damit den Anstoß zu einer Bewegung zu geben, die man als den Höhepunkt des Mittelalters bezeichnen muß. Auf dem Konzil zu Clermont in der Auvergne im Jahre 1095 forderte er selbst in begeisterter Rede die Christen zur Fahrt ins heilige Land auf. „Gott will es!" war der allgemeine Ruf, mit dem die Anwesenden, voran viele edle Fürsten und Bischöfe Frankreichs, sich zur Annahme des Kreuzes, das als Zeichen auf die Schulter geheftet ward, herandrängten. Die Bewegung ergriff zuerst Frankreich, erfaßte dann die lothringische Ritterschaft und weiter die Normannen in England und in Süditalien; in Deutschland fand sie damals noch keinen rechten Boden (§ 142). Und nicht bloß die Großen und Ritter, noch mehr die niederen Volksklassen regte die Kreuzpredigt auf. In Nordfrankreich zog der Einsiedler Peter von Amiens in Pilgerkleidung auf einem Esel reitend umher, schilderte die Schmach und Bedrängnis der Christen, die er in

Jerusalem geschaut hätte, und erzählte, daß ihm, als er am heiligen Grabe betete, Christus erschienen sei und ihm befohlen habe, die Christenheit aufzufordern, sein Grab aus den Händen der Türken — die seldschuckischen Türken waren 1072 in den Besitz Jerusalems gekommen — zu befreien. Begeistert schlossen sich die Hörer dem Eremiten an, und schnell wuchs der Schwarm. Schon 1096 führte Peter seine wüste Masse durch Deutschland nach dem Morgenlande, das jedoch nur die wenigsten erreichten. Später kam das geordnete Kreuzheer, meist aus Franzosen und Normannen bestehend, geführt von verschiedenen mächtigen Fürsten, deren tapferster und gerechtester Gottfried von Bouillon war, ein lothringischer, mithin dem deutschen Reiche angehöriger Fürst (§ 141). Nach unendlichen Beschwerden ward am 15. Juli 1099 Jerusalem erobert; das Schwert der Christen wütete gleich furchtbar unter Sarazenen wie Juden; dann pries man den Herrn am Grabe des Erlösers und wählte Gottfried von Bouillon zum Könige, der es aber in seinem frommen Sinn verschmähte, da die goldene Krone zu tragen, wo sein Heiland die Dornenkrone getragen hatte; erst sein Bruder Balduin nahm sie nach Gottfrieds Tode (1100) an. Das neu eroberte Morgenland glich nun einer förmlichen Kolonie; es siedelte über, wer sein Glück zu machen hoffte, und Frömmigkeit wie Lust zu Abenteuern zog manchen Fürsten und Ritter zu einer Fahrt ins heilige Land. Geschickt beuteten die italienischen Städte, Genua, Pisa, Venedig, die neue Handelsverbindung aus. So entstand ein reger Verkehr zwischen dem reichen, kunstfertigen Morgenlande und dem ihm noch weit nachstehenden Abendlande. Köstliche Gewebe, seidene Stoffe, feine Waffen, edle Gewürze u. dergl. bot der Orient; bald lernte man sie im Abendlande kennen, und das 12. und 13. Jahrhundert bezog seine glänzende, zum ritterlichen Leben gehörende Kleiderpracht vor allem aus diesen Quellen. Bald wußte auch der christliche Ritter die Tapferkeit und Gastfreiheit, manchmal auch den Edelmut des Sarazenen zu ehren; er lebte wohl, war er flüchtig oder verbannt, am prächtigen Hofe eines muhamedanischen Fürsten; und so bildete sich das echt ritterliche Verhältnis gegenseitiger Achtung des Feindes vor dem Feinde — ja der stolze Christ begann zu prüfen, worin er den Heiden übertraf oder ihm nachstand. Saladin, der 1187 Jerusalem wieder eroberte, erwarb durch seine Milde und Freigebigkeit und durch seinen Edelmut selbst die Bewunderung abendländischer Könige wie deutscher und französischer Minnesänger. — Besonders Italien gewann an Reichtum und Glanz des Lebens, bald auch an geistiger Bildung durch den Verkehr mit den Sarazenen: denn von ihnen bekam man Mathematik und Arzneikunde, ja auch die Schriften des Aristoteles, der im Mittelalter als Philosoph aufs höchste bewundert wurde. Aber freilich drangen nun auch die Fehler der muhamedanischen Religion, Genußsucht und irdischer Sinn in die Gemüter: ein rechtes Bild sarazenischer Einwirkung bietet der lebensfrohe, aber auch üppige Hof Friedrichs II. in Sicilien.*)

*) Die Geschichte der übrigen Kreuzzüge ist teils, soweit sie in die deutsche Geschichte eingreift, bereits behandelt, teils gehört sie nicht in dieses Buch. Nur kurz mag eine Übersicht der sieben Kreuzzüge folgen: 1. Kreuzzug: 1096—1099, Eroberung von Jerusalem. 2. Kreuzzug: 1147—1149, unter Konrad III. (§ 153) und Ludwig VII. von Frankreich. 3. Kreuzzug: 1189—1192, nachdem Saladin Jerusalem den Christen entrissen hatte, unter Friedrich Barbarossa (§ 164), Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich. Eroberung von Akkon. 4. Kreuzzug: 1202—1204. französische und flandrische Ritter unter Balduin von Flandern erobern Konstantinopel und gründen dort ein abendländisches (lateinisches) Kaiser-

§ 180. Mit der größeren Bildung, den neuen Lebensanschauungen und Grundsätzen trat auch eine neue Gefahr für die Kirche ein. Meist gleichfalls vom Morgenlande eingeschleppt, begann der Zweifel an ihren Lehren und Einrichtungen, manchmal sogar schon an den Grundwahrheiten des Christentums unter den Völkern einzureißen. Die Kirche bezeichnete jede Abweichung von ihrer Lehre als Ketzerei. Ketzerische Richtungen tauchten zuerst in der Lombardei auf, von wo auch Arnold von Brescia (§ 155), der erste Bekämpfer der Hierarchie, ausgegangen war; sie fanden dann weiter im südlichen Frankreich, aber auch in Deutschland, besonders am Rhein, mannigfachen Anklang. Schon auf dem Gipfel ihrer Macht, unter Innocenz III. (§ 170), sah die Kirche die neue Gefahr so furchtbar angewachsen, daß sie ihre schärfsten Maßregeln dagegen traf. Damals wurden die furchtbaren Glaubensgerichte der Inquisition eingesetzt. In Deutschland bot sich als Ketzermeister zum Werkzeug der Inquisition ein Mönch dar, Konrad von Marburg, der durch grausame Büßungen und fromme Martern das Ende der später heilig gesprochenen Elisabeth, der Tochter des Ungarnkönigs und Witwe des Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen, beschleunigte. Er forderte strenge Maßregeln gegen die überhandnehmende Ketzerei und übte auf eigene Hand mit seinen finstern Gesellen, Konrad Dorso und Johann mit einem Auge und einer Hand, gegen arme Leute am Rhein, im Hessenlande und in Thüringen die Greuel der Inquisition. Da er sich zuletzt auch an Vornehme und Edle wagte, so erklärten sich die deutschen Bischöfe selbst gegen ihn und verlangten vom Papste seine Abberufung. Ehe er aber von der Vernichtung seiner Vollmacht erfuhr, ward er von dem ergrimmten Volke erschlagen (1233). Die Inquisition gewann nie einen Boden in Deutschland.

2. Das Rittertum und die ritterliche Dichtung.

§ 181. Schon im altgermanischen Gemeindeleben fanden wir neben den Freien auch Edle (§ 15) vor. So weit sich aus diesen durch Besitz großer Allode oder durch Erlangung der großen Lehen Fürstenfamilien (Dynastien) gebildet hatten, war ein hoher Adel entstanden. Viele Edle aber konnten, da sie keine großen Besitzungen hatten, nicht zu eigentlichen Dynasten werden; sie gaben den Stamm des niedern Adels ab, zu dem bald auch die Ministerialen hinzukamen (§§ 54. 145). Dies waren die bei Fürsten und hohen Geistlichen mit besonderen Ämtern beauftragten und gleichfalls mit (bald erblichen) Lehen ausgestatteten Leute; häufig waren sie sogar hörig, obgleich auch Freie in ein solches Dienstverhältnis eintraten. Vermochten diese Ministerialen ihren Heerdienst zu Roß zu leisten, so waren sie viel angesehener als diejenigen armen Freien, die dies nicht konnten, und bildeten zugleich mit dem niederen Adel die Ritterschaft. Neben diesem Ritterstande keimte in den Städten ein Bürgerstand heran, und unter diesem wieder befand sich ein Bauernstand, der im 12. und 13. Jahrhundert freilich oft wohlhabend und voll frischer Lebenslust, aber vielfach doch schon unterthänig war und allmählich einem immer härteren Druck verfiel. Was an geistigem Leben noch außer der Kirche vorhanden war, das ruhte damals allein im Stande der Ritter.

---

tum (—1261). 5. Kreuzzug: Zug Friedrichs II. 1228—1229 (§ 171). 6. Kreuzzug: 1248—1254. Ludwig IX. von Frankreich, der Heilige, zieht nach Ägypten, wird gefangen. 7. Kreuzzug: 1270, Ludwig der Heilige zieht vor Tunis und stirbt dort. 1291 wird Akkon, die letzte Besitzung der Christen im Morgenlande, von den Ungläubigen erobert.

Der Ritter (rîter, Reiter) war also meist ein Lehnsmann oder Ministeriale; Treue und Dienstpflicht banden ihn an seinen Landesherrn; sie zu verletzen galt als Felonie, d. i. Abfall und Verrat. Daher ist es die Diensttreue, die nun an die Stelle des alten Freiheitstrotzes der Germanen tritt: Treue bis in den Tod, ja bis in das Verbrechen hinein, wie es sich z. B. an Hagen im Nibelungenliede zeigt. Dazu kam dann der Einfluß der Kirche, so daß gewisse christliche Tugenden: Rechtgläubigkeit, Beschirmung der Schwachen, der Frauen und der Waisen als Ritterpflicht galten. Mut und Ehrenhaftigkeit verstanden sich von selbst. Dies war der geistige Gehalt des Rittertums, das sich bei Franzosen und Normannen, bei Italienern und Deutschen in fast ganz gleicher Weise entwickelte. Durch die ganze Christenheit bildete das Rittertum einen Stand, den die gemeinsame Sitte und Lebensanschauung enger noch als Nation und Vaterland verband. Durch die Kreuzzüge trat dieses Rittertum in die schönste Blüte.

§ 182. Äußerlich schon erkannte man die Ritter an Wehr und Waffen. Ein Ring- oder Schuppenpanzer — Halsberg oder Harnasch genannt — umschloß Brust, Leib, Arme und Beine; erst später trug man den Plattenpanzer regelmäßig noch darüber. Das Haupt deckte der Helm, von dem das Visier auf das Gesicht zum Schutze herabgelassen ward und auf dem die Zimier, ein Federschmuck oder ein metallenes Wappenschild, prangte. Dazu kam der dreieckige Schild, der am linken Arm getragen wurde, und als Angriffswaffe die Gleve (Lanze) und das gerade Schwert. Über dem Harnisch trug man den bis zum Knie herabfallenden Wappenrock — so genannt von dem Wappen, das in ihn eingestickt war. Dasselbe Wappen führte man auch im Schild; doch wurden Wappen überhaupt erst mit dem 12. Jahrhundert allgemein.

Ein ritterbürtiger Knabe wuchs bis zum siebenten Jahre unter der Pflege der Frauen auf; dann that man ihn aus dem Hause, gewöhnlich an den Hof des Lehnsherrn, wo er bis zum 14. Jahre als Junkherlin oder Garzûn Pagendienste verrichtete, d. h. bei Tische diente, Botschaft trug u. dergl. Schon jetzt unterwies man ihn, daß Gott lieben und Frauen ehren die ersten Pflichten des künftigen Ritters seien. Zugleich aber lernte er sein Pferd tummeln, die Armbrust spannen, das Schwert handhaben; er rang, klomm, lief und sprang, bis zur völligen körperlichen Ausbildung; auch Singen und Saitenspiel, manchmal sogar fremde Sprachen, wurden gelehrt. Vom 14. Jahre an folgte er als Knappe seinem Herrn in den Kampf; er trug ihm die schwere Rüstung und Bewaffnung und führte ihm das Roß vor. Im 21. Jahre wurde er endlich durch die Schwertleite selbst zum Ritter gemacht. Dann bekam er unter vielen Förmlichkeiten den Ritterschlag; Schwert und Sporen wurden ihm umgegürtet und das Roß ihm zugeführt. — Auch das Fräulein ward in jungen Jahren an einen fremden Hof, gewöhnlich den des Landesherrn, gethan: hier trat sie bei Festen und feierlichen Gelegenheiten im Gefolge ihrer Herrin einher, kredenzte den Wein bei Tafel, empfing fremde Ritter und gürtete ihnen die Waffen ab; in gewöhnlicher Zeit verließ sie selten das Frauengemach — die Kemenâte — und webte hier und spann.

§ 183. Die Wohnung des Ritters war die Burg, bei den ärmeren klein, eng und unwohnlich. Sie lag meist auf steiler, windiger Höhe oder, wohnte man im Flachlande, inmitten von Wasser- nnd Sumpfbefestigungen. Eine Ringmauer umschloß die Burg. Zu dem besonders festen Thore führte eine Zugbrücke über den Graben oder über eine Schlucht. Im Innern war der

Burghof, von den Ställen der Pferde und Hunde umgeben, über den es in den Saal ging, in das Hauptgemach der Burg, den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Männer. Höher lagen die Kemenâten, und den Abschluß der Befestigung bildete der Turm (turn). Größere, besonders fürstliche Burgen hatten auch mehr Gelaß, oft bis zu drei Höfen, in denen man selbst Ritterspiele halten, stechen und buhurdieren konnte.

Wenn nicht ein Aufgebot zur Hofreise oder zu einem Kriegszuge den Ritter hinausrief, so war das Leben in der engen Burg einsam und einförmig, nur durch die Freuden der Jagd in den großen wildreichen Forsten, selten durch Besuch und fröhliches Zechgelage im Saal unterbrochen, denn auf den „Stegreif" zog ein ehrenwerter Ritter nicht aus; noch galt Raub und Wegelagerung für schändend und des Stranges wert. Öder und trauriger noch ward das Leben im Winter, wenn die weglosen Straßen von den Lasten des Schnees verschüttet waren. Um so mehr ward das erste Nahen des Frühlings ersehnt und mit jugendlichem Jauchzen begrüßt:

Ich hôrte gern ein vogellîn,
daz hüebe wünnneclîchen sanc;
Der winter kan niht anders sîn
wan swære und âne mâze lanc.
Mir wære lieb, wolt er zergân:
waz fröide ich ûf den sumer hân!
dar stuont nie hôher mir der muot:
daz ist ein zît diu mir vil sanfte tuot.*)

„Ich bin worden gewar niuwen loubes an der linden!" hieß es dann etwa in dem Liede des Minnesängers, und die „senfte süeze sumerzît" wurde fröhlich gefeiert, denn nun ging es hinaus, und die heiteren Hoffeste der Fürsten und Könige begannen. Darum preisen die ritterlichen Lieder den Frühling vor allem und die Hoflust, wo stolze Degen und schöne Frauen sich zu Scherz und Freude zusammenfanden und die prächtigen Turniere gehalten wurden.

§ 184. So entwickelte sich zugleich mit dem Rittertum seit der Stauferzeit eine erste Blüte der deutschen Poesie, der ritterliche Gesang. Da er neben Frühlings- und Festeslust besonders die Liebe (minne) feierte, wird er auch der Minnegesang geheißen. Er ist frisch und lieblich und unschuldig, wenn auch eintönig, gleich „der vogellîne schallen", gleich dem Lied, das „diu sælige nahtegal, das liebe süeze vogellîn", aus dem von Blüten umdufteten Gebüsch hören läßt. So sang unter den Minnesängern der größte, Herr Walther von der Vogelweide, der Zeitgenosse Philipps von Schwaben (§ 167), dem aber neben Liebe und Frühling auch seines Vaterlandes Schmerz zu Herzen ging:

Sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt dîn ordenunge!
daz nû diu mugge**) ir künec hât,
und daz dîn êre alsô zergât,
bekêrâ dich, bekêre!

---

*) Von Herrn Heinrich von Rugge.
**) Die Mücke (d. h. alle Wesen, auch die kleinsten, haben ihr Oberhaupt, du aber, deutsches Volk, nicht).

Nicht minder aber feierte er seines Volkes Preis:

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
Übel müeze mir geschehen,
kunde ich ie mîn herze bringen dar,
Daz im wol gevallen
wolde fremeder site.
Nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an der Unger lant
Mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlte hân erkant.
Kan ich rehte schouwen
guot gelâz unt lîp,
sem mir got, sô swüere ich wol, daz hie diu wîp
bezzer sint dann ander frouwen.

Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân;
Swer sie schildet, derst betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.
Tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil:
lange müeze ich leben dar inne!

§ 185. Der Dialekt, der dieser neuen Schriftsprache zu Grunde liegt, ist der schwäbische, und man nennt diese Periode unserer Sprachentwicklung die mittelhochdeutsche (§ 90). Sie beginnt mit dem 12. Jahrhundert und hat ihre Blütezeit von dessen Ende bis zur Mitte des 13ten. Mit dem Interregnum beginnt auch in der Poesie der Verfall. Damals schirmten, begünstigten und beschenkten edle Fürsten die Sänger, die, selber adlige „Herren", von Hof zu Hof durch das Land wanderten und gerngesehene Gäste waren. So zeichneten sich durch Pflege der Poesie außer den Staufern auch die österreichischen Herzöge aus dem babenbergischen Hause aus, besonders Leopold VII. „aller fröiden hêrre", ferner die Landgrafen von Thüringen, die auf der weitschauenden Wartburg ihren freudigen, freigebigen Hof hielten, und unter ihnen besonders „der Düringe bluome", Landgraf Hermann; ebenso Heinrich der Löwe, einzelne Askanier u. a. m. Außer den Minneliedern wurden kunstvoll gedichtete Erzählungen gesungen, die z. B. von Karls des Großen fabelhaften Abenteuern, vom Trojanerkriege, von Alexanders Zügen handelten und die Wunderwelt des Morgenlandes, die durch die Kreuzzüge erschlossen war, widerspiegelten. So sang ein Pfaff Konrad ein „Rolandslied", ein Pfaff Lamprecht ein „Alexanderlied", Herr Heinrich v. Veldeke eine „Eneit"; unbekannt sind die Dichter von „König Rother" und „Herzog Ernst" (§ 127). — Die größten dieser mittelhochdeutschen Dichter aber knüpften ihre Dichtungen an den Sagenkreis von König Artus (§ 30) und seiner Tafelrunde an: so Herr Hartmann von der Aue seinen Iwein mit dem Löwen und seinen Erec, Herr Wolfram von Eschenbach seinen Parzival und Meister Gottfried von Straßburg sein glänzendes Gedicht Tristan und Isolde. — Auch der alten unvergleichlich großartigen Heldensage (§ 36) gedachte man wieder: und so wurde endlich durch einen unbekannten Sänger wahrscheinlich am österreichischen Hofe das Nibelungenlied, das gewaltige Lied von Sigfrids Tod und Kriemhildens Rache, in die Gestalt gebracht, in der wir es jetzt kennen. Auf der andern Seite spiegelt sich das Kampfesleben der Nordseevölker in dem Gedicht Kudrun ab, das um dieselbe Zeit nach alten

norddeutschen Sagen und Volksliedern gedichtet wurde. Es war eine poetisch reiche Zeit, deren herrlichste Früchte innerhalb vierzig Jahren reiften, zwischen 1190 und 1230, und die ebenso schnell wieder hinwelkte: eine erste Blütezeit unserer deutschen Poesie, der erst spät, am Ende des vorigen Jahrhunderts, eine noch größere folgen sollte.

3. Mönchs- und Ritterorden.

§ 186. Aus dem Morgenlande ward schon früh, im 5. Jahrhundert, das Einsiedler- und Mönchsleben auch nach dem Abendlande verpflanzt. Seine ältesten Vertreter sind hier der heilige Martin von Tours (§ 56), ums Jahr 400, und Benedikt von Nursia, der um 529 mit drei jungen Raben in die Bergwildnis des Apennin zog und dort das Kloster Monte Casino nahe dem Garigliano (§ 59), das erste im Abendland, gründete. Von hier stammte der erste und älteste Orden, der Benediktiner-Orden, der durch seine schwarze Tracht kenntlich war. Wer die Mönchsregeln annahm, leistete das Gelübde der Armut, des Gehorsams und der Ehelosigkeit; die Verpflichtung zu dieser übertrug später Gregor VII. aus dem Mönchsleben auf das Priestertum überhaupt. Er selbst, der gewaltige Papst, gehörte der Kongregation der Cluniacenser (§ 131) an, die die Regel des heiligen Benedikt noch verschärften und eifrige Vorkämpfer des Papsttums gegen die Kaiser waren. Mit dem großen Aufschwung der Kirche seit Gregors VII. Zeiten trieb der neu erwachte Eifer zu immer neuen Ordensbildungen. So entstand der Cisterzienser-Orden — sein eifrigster Förderer war der heilige Bernhard von Clairvaux (§ 153) — der seine Klöster zugleich zu Musterschulen der Landwirtschaft machte und so für die Kultur des Bodens im weitesten Kreise segensreich ward. Es gab in Deutschland Klöster dieses Ordens, deren Güter so zahlreich waren, daß man sprichwörtlich behauptete, ein Mönch, der von ihnen aus nach Rom reise, könne bis zu den Alpen hin auf eigenem Grund und Boden übernachten. In ähnlicher Weise wirkte der fast gleichzeitig zur Blüte gelangende Prämonstratenser-Orden — er trug wie der Cisterzienser-Orden weißes Gewand — der sich besonders wohlthätig in den ostsächsischen und brandenburgischen Gebieten erwies, wo eine Menge Kirchen und Ortschaften durch ihn begründet wurden. Aber so streng auch die Regeln dieser Orden sein mochten, sie erschienen noch immer nicht streng genug. Der schnell wachsende Reichtum der Klöster schien den Mönchen verderblich zu sein, und so entstanden die Orden, die Armut nicht bloß dem einzelnen Mönche, sondern auch dem ganzen Kloster zur Pflicht machten, so der Orden der Franziskaner (Minoriten) gestiftet zu Innocenz' III. Zeiten von dem heiligen Franz von Assisi, und der Orden der Dominikaner, gestiftet von St. Domingo, einem Spanier. Die Franziskaner nahmen sich vor allem der Volkspredigt an, und in den immer größer werdenden Städten übten sie freiwillig die Armen- und Krankenpflege. Daher suchten ihre ersten Klöster gewöhnlich die engen, ungesunden Winkel und Gassen mitten unter dem Elend einer eng zusammengepreßten städtischen Bevölkerung auf. Feurige Liebe zum Heiland und zu der notleidenden Menschheit beseelte sie gleich ihrem Stifter lange, bis auch sie entarteten. — Die Dominikaner, auch Predigermönche genannt, setzten sich besonders die Bekehrung der Ketzer (§ 180) zum Ziel; ihnen ward die Inquisition übertragen; aber auch die bedeutendsten Männer der kirchlichen Wissenschaft gingen aus ihnen hervor.

§ 187. Während der Kreuzzüge entstand eine Verbindung von Mönchs- und Rittertum in den geistlichen Ritterorden. Zunächst zur Krankenpflege und zum Schutze der Pilgrime im heiligen Lande bildeten sich die Orden der Johanniter — sie trugen ein weißes Kreuz auf schwarzem Mantel — und der Tempelritter, mit rotem Kreuz auf weißem Grunde. Während beide Orden meist aus welscher Ritterschaft bestanden, entwickelte sich aus der beim dritten Kreuzzuge während der Belagerung von Akkon (1190) erneuerten oder geschaffenen Brüderschaft vom deutschen Spital wenige Jahre später (1198) der deutsche Ritterorden, der das schwarze Kreuz auf weißem Grunde führte. Alle diese Ritterorden nahmen die Mönchsgelübde (§ 186) an, fügten aber das des beständigen Kampfes gegen die Ungläubigen hinzu. Durch Geschenke und Stiftungen wurden sie bald so wohlhabend, daß sie zahlreiche Knechte, ja selbst Laienritter in Dienst nehmen konnten. Auch in Deutschland wurden Johanniter wie Tempelritter ansässig, besonders in Gebieten, die man erst noch kolonisieren wollte, so z. B. im Brandenburgischen. Doch ist für unsere deutsche Geschichte aus mehrfachem Grunde eben der deutsche Orden der wichtigste geworden. Sein vierter Ordensmeister, der edle, kluge und ritterliche Hermann von Salza, leistete Kaiser Friedrich II. bei seinem Kreuzzuge (§ 171) und auch später so wesentliche Dienste, daß er von ihm in die Zahl der deutschen Reichsfürsten aufgenommen wurde und sich seitdem Hochmeister nannte. Unter ihm ward der Orden, während im Morgenlande die Christen immer mehr Boden verloren, nach Preußen gerufen, in die noch wilden Länder um die Weichselmündung. Hier hatte der heilige Adalbert gelehrt und gelitten (§ 119). Von den heidnischen Preußen erschlagen, war er vornüber mit ausgebreiteten Armen in Kreuzgestalt zu Boden gesunken und hatte so gleichsam das Land im voraus dem Christentum geweiht. Jetzt nun vereinigten sich hier die deutschen Ritter mit den Schwertbrüdern, einem Orden, der gleichfalls aus deutschem Adel bestand und zur Bekämpfung des heidnischen Livlands und Esthlands gegründet war. In langem Kampfe, in dem die altpreußische Bevölkerung fast ganz ausgerottet wurde, unterwarfen die Ritter das weite Land und füllten die verödeten Strecken mit deutschen Kolonisten (1230—1283); zuletzt siedelte, als im Morgenlande jede weitere Thätigkeit abgeschnitten war (§ 179 Anm.), der ganze Orden über (1309); in der prächtigen, damals eben vollendeten Marienburg nahm der Hochmeister seinen Sitz. So ward hier durch das deutsche Schwert und den deutschen Pflug ein „Kleindeutschland“, wie man es wohl nannte, erobert, das später die größte Bedeutung gewinnen sollte.

4. Die deutschen Städte. Die deutsche Baukunst.

§ 188. Während sich an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen des Adels das ritterliche Leben entfaltete, ward in den aufblühenden Städten bürgerliches Treiben und Behagen wach. Die Städte haben den alten germanischen Freiheitssinn, sie haben die beste treibende und bildende Kraft durch die Zeiten des Mittelalters bewahrt und der Neuzeit zugetragen. Wir sahen oben (§ 20), wie aus römischen Kastellen und Kolonien sich die ersten Städte am Rhein, an der Mosel und Donau entwickelten; wie diese blühenden römischen Gründungen dann zwar während der Völkerwanderung in Trümmer sanken (§ 28), wie aber später aus den Bischofssitzen, besonders den von Bonifatius gegründeten (§ 66), die häufig auch die alten römischen Orte wieder zu Ehren brachten, neue städtische Schöpfungen er-

blühten: so im Rheinlande Köln, Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, Basel, Konstanz; an der Mosel Trier; in den Niederlanden Utrecht (§ 63) und Lüttich; in Westfalen und Sachsen (§ 72) Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden, Bremen, Verden, Hildesheim, Halberstadt, Magdeburg (§ 108); nördlich von der Elbe Hamburg (§ 86); in Thüringen (§ 65) Erfurt; in Franken (§ 65) Würzburg, Eichstädt, Bamberg (§ 123); in Bayern (§ 65) Regensburg, Passau, Salzburg; in Schwaben Augsburg; im welschen Tirol Brixen und Trient und in böhmischen Landen Prag. Zu diesen zum Teil schon in der Karolingerzeit gegründeten Bischofssitzen kamen dann die Städte, die um Heinrichs I. Burgen erwuchsen, wie Quedlinburg, Merseburg (§ 101), und weiter fürstliche Städteanlagen; so gründete und hob besonders Heinrich der Löwe in seinen Herzogtümern Städte: München in Bayern, Lübeck (§ 156) und Braunschweig in Sachsen; um Wien machten sich etwa zu derselben Zeit die Babenberger verdient; Bern und die beiden Freiburg verdanken den Zähringern ihre Entstehung. Endlich blühten auch einzelne Städte aus kaiserlichen Pfalzen oder ganz durch sich selbst zu Reichtum und Wohlhabenheit heran: so Frankfurt, Nürnberg, Ulm, Nordhausen, Soest, Dortmund, Gent, Brüssel u. a. m.

§ 189. Nicht mit einem Male sind diese Städte äußerlich und innerlich fertig gewesen. Eine Stadt bot noch in der ersten Zeit der fränkischen Kaiser, den stattlichen Dom und die Pfalz des Bischofs etwa ausgenommen, einen dürftigen Anblick. Noch waren die Straßen ungepflastert und die Häuser von Holz; oft fehlten gar noch die Ringmauern, und in der Winternacht schweiften die Wölfe bis in die Vorstädte. Die Hauptmasse der Bevölkerung bildeten zinspflichtige, nicht vollfreie Leute, Handwerker oder Ackerbürger, die dem Bischof oder sonstigen Stadt-Oberherrn zu persönlichen Leistungen verpflichtet waren und bald auch bestimmte Abgaben an Geld zahlten. Aus diesen Leuten erwuchsen die Gemeinen oder die niedere Bürgerschaft. Eine bevorzugte Stellung in der Stadt nahmen von vornherein die Ministerialen der Oberherren ein. Freie und selbst Ritterbürtige zogen der Sicherheit oder des Gewinnes halber zu; diese, meist Kaufleute oder Großgrundbesitzer, bildeten später mit den Ministerialen einen städtischen Adel, die Geschlechter oder das Patriziat. Seine Oberhoheitsrechte, d. i. Gericht, Führung des Heerbannes und dergl., ließ der Oberherr durch einen Vogt oder Burggrafen ausüben, der gewöhnlich auf einer Burg innerhalb der Stadt wohnte. So finden wir z. B. in der kaiserlichen Stadt Nürnberg seit den Zeiten Heinrichs VI. das edle Geschlecht der Hohenzollern in einem solchen Burggrafenamte. Städte, die keinen Bischof oder Fürsten, sondern nur den Kaiser als Herrn hatten, wurden Reichsstädte (zuerst 1226) genannt. Die Bischofs- und Landstädte, von ihren geistlichen oder weltlichen Oberherren vielfach begünstigt und gefördert, gewannen in ihrer Entwicklung zu voller Selbstverwaltung vor den meist aus Pfalzen entstandenen Reichsstädten anfänglich einen Vorsprung, aber bald wurde doch die beständige Nähe des Oberherrn unbequem, und der Zustand der Reichsstädte mit ihrer eigenen Landeshoheit erschien günstiger. Es kam die Zeit, wo Bischofs- und Landstädte alles daran setzten, Reichsstädte zu werden, und wenigstens die Bischofsstädte erreichten ihr Ziel zum größten Teile. In ihrer inneren Verfassung unterschieden sich die Städte damals wenig voneinander. Unter dem Vorsitze des Vogts oder Burggrafen fand das Schöffenkollegium das Urteil in Rechtssachen; die

eigentlich städtischen Angelegenheiten verwaltete wohl ein Rat, an dessen Spitze Bürgermeister standen. Die Städte selbst teilten sich wieder in Quartiere; was zu ihrem Gebiete, dem Weichbild, gehörte, stand unter dem Stadtrecht. Schöffen, Ratmannen und Bürgermeister gingen in dieser Periode noch allein aus dem städtischen Adel, den Geschlechtern, hervor und wurden wohl meist noch vom Landesherrn ernannt. Die Gemeinen aber wuchsen allmählich auch an Wohlstand und Bedeutung; die Fronden wurden abgelöst oder erlassen, und mit der zunehmenden Freiheit und dem größeren Selbstgefühl kam ihnen das Verlangen, an der Verwaltung und Regierung der Stadt teilzuhaben. Sie teilten sich nach den Berufsarten in Zünfte (Tuchscherer, Brauer, Bäcker, Schlächter 2c.), die sich streng abgeschlossen hielten, keinen Unehrlichen (z. B. keines Henkers Sohn, keinen unehelicher Geburt, keinen wendischer Abkunft) unter sich duldeten und die gemeinsamen Angelegenheiten ihres Gewerbes wahrnahmen. — In dem Streite der Kaiser gegen die Bischöfe oder Fürsten waren die Städte meist auf seiten des Kaisers. Früh erkannten diese die große Stütze, die sie in diesen tüchtigen Gemeinwesen gewinnen könnten, mehrten ihre Rechte und Freiheiten und trugen so nicht unwesentlich zu ihrem Aufblühen bei, so schon Heinrich III., besonders aber Heinrich IV. und Heinrich V. Die Staufer dagegen waren im ganzen städtischer Freiheit nicht hold, doch konnte das den Aufschwung der Städte nicht mehr hemmen.

§ 190. In dem so lebensvollen 13. Jahrhundert fingen auch die Städte an stattlicher emporzublühen. Höher und fester, mit Türmen und Zinnen versehen, erhoben sich ihre Befestigungsmauern; auch die Bürgerhäuser wurden bequemer und prächtiger aufgebaut. Doch beginnt die eigentliche Blüte städtischen Lebens in Deutschland erst in der folgenden Periode. Aber der fromme Sinn der Zeit wollte schon jetzt Reichtum und Macht durch Werke zu Ehren Gottes heiligen; deshalb wurde auf die Kirchen besondere Kunst verwandt, und noch heute sind ihre hochragenden Türme der Schmuck unserer Städte. So bildete sich bald ein eigener Kirchenbaustil. Nicht von dem byzantinischen Kuppelbau, den sich Karl der Große für seine Kirchen zum Vorbild genommen hatte, ging der neue Stil aus, sondern er schloß sich an die altchristlichen sogenannten Basiliken an, die ihrerseits wieder, wenn sie auch im wesentlichen eine selbständige Schöpfung waren, doch manches von den Basiliken des Altertums (Markt- und Gerichtshallen) herübergenommen hatten. Die Kirchen erstreckten sich von West nach Ost; meist waren sie dreischiffig, das Mittelschiff breiter und höher als die Seitenschiffe, in den frühesten Zeiten mit flacher Holzdecke, später steinüberwölbt. Das Mittelschiff lief in den erhöhten Chor aus, unter dem oft ein Gewölbe, die sogenannte Krypta, lag. Nicht selten lagerte sich noch ein Querschiff den Längsschiffen vor und schied Chor und Mittelschiff. Die Vierung, wo Quer- und Mittelschiff sich schnitten, war dann meist von einem Turme gekrönt; von Türmen flankiert war auch das Hauptportal. Fensteröffnungen und Portale, Säulenkapitäle und Friese kennzeichnete der halbkreisrunde Bogen. Die ältesten, dem 10. Jahrhundert angehörigen kirchlichen Gebäude in diesem Rundbogenstil, den man auch den romanischen nennt, z. B. die Abteikirche zu Essen und die Stiftskirche zu Gernrode (ein Bau des Markgrafen Gero, § 108), zeigen neben der ruhevollen Majestät ihrer gewaltigen Massen doch im ganzen genommen noch Gebundenheit der Phantasie; aber im 11. Jahrhundert, unter den fränkischen Kaisern, entwickelt sich dieser Stil in strenger Erhabenheit und doch zugleich in glänzender

Mannigfaltigkeit immer weiter, und gerade in Deutschland ist er zur schönsten Blüte gelangt, so in den Domen zu Trier, in den prachtvollen Kaiserbauten zu Mainz, Speyer, Worms, in St. Maria im Kapitol zu Köln, in den Domen zu Limburg, Bamberg, Braunschweig, in St. Michael zu Hildesheim. Aber allmählich bildete sich am Niederrhein und im nördlichen Frankreich ein eigner Baustil, der sogenannte gotische, in dem der Spitzbogen an die Stelle des Rundbogens trat. Er entspricht dem Vorherrschen des französischen Geistes im Zeitalter der Kreuzzüge. Noch schlanker und kühner stiegen nun Säulen, Chor und Türme empor. Eins der ältesten Denkmale dieses Stils ist die Elisabethkirche zu Marburg (§ 180), ferner der Dom zu Magdeburg; sein höchstes Kleinod ist der herrliche Kölner Dom, dessen Bau im Jahre 1248 begonnen wurde, dann aber seit etwa 1500 liegen blieb, bis die Neuzeit die fromme Erbschaft der Väter und den Ausbau dieses großartigen Werkes übernommen und in unseren Tagen (15. Okt. 1880) vollendet hat. Der Dom zu Freiburg, der zu Straßburg mit seiner vom Meister Erwin entworfenen und begonnenen Fassade, der zu Ulm, zu Regensburg, der Stephansdom zu Wien, die Lorenzkirche zu Nürnberg sind Werke desselben Stils und von ähnlicher Großartigkeit. — Außer in diesen heiligen Werken zeigte sich aber der blühende Reichtum der Städte und die fröhliche, derbe Lebenslust dieser bewegten Zeit auch in den mannigfachen Festen, Aufzügen, schönen Sitten und Bräuchen, auch schon in Kleiderpracht und Üppigkeit. Ein rechtes Bild solches städtischen Glanzes bot zum Beispiel Köln beim Empfange der kaiserlichen Braut Friedrichs II. (§ 172).

5. Der deutsche Handel.

§ 191. Die deutschen Städte wurden die wichtigsten Stapelplätze eines weitverzweigten Handels. Seit der frühesten Berührung mit der Römerwelt hatte er geblüht (§ 20) und war kaum in den wildesten Zeiten der Völkerwanderung ganz erstorben. In dem Weltreiche Karls des Großen lebte er von neuem auf (§ 84). Schon unter seinen nächsten Nachfolgern geht nachweisbar ein Handelsweg vom Rhein aus über Soest, Korvei, Gandersheim, Braunschweig und Magdeburg nach dem Osten in die Slavenländer, wo das alte, sagenverherrlichte Vineta (Julin, Wollin?) einen lebhaften Verkehr mit Kiew, ja mit Griechenland und Konstantinopel vermittelte. Wichtiger noch sind die uralten Handelsstraßen, die von Italien über die Alpenpässe, den Gotthard, Bernhardin, Splügen, Brenner nach Deutschland führten. Eine von ihnen folgte dem Rheinthal nach Konstanz und Basel, ging dann stromabwärts auf Straßburg, Mainz und Köln, nahm die wichtigsten Nebenwege vom Main und von der Mosel her in sich auf und endete in den Niederlanden, doch nur um von dort aus den Weg über das „deutsche" Meer nach England weiter zu nehmen. Ein anderer Weg ging nach Regensburg oder Augsburg, dann über Nürnberg (seit etwa 1050) dem Main und Rhein zu oder über Erfurt nach Norddeutschland, nach Magdeburg, Braunschweig, Lüneburg, Bardowiek, Bremen und Hamburg. Eine dritte Straße führte direkt vom griechischen Reiche und seiner Hauptstadt die Donau aufwärts durch Ungarn über Wien und dann sich verzweigend teils über Regensburg zum Rhein, teils nach Norden über Böhmen — wo Prag herrlich erblühte — durch das Meißner Land nach Magdeburg und Braunschweig, teils über Breslau in das wendische Land. Köln und die niederländischen Städte Gent, Brügge, Brüssel hatten dann vor-

zugsweise den Handel Englands in der Hand, das damals der deutschen Handelsthätigkeit und Kunstfertigkeit weit nachstand und fast alle Industrie- und Luxusgegenstände von Deutschland bezog, während der deutsche Kaufmann die Produkte des herdenreichen Landes, Wolle und Felle, und vor allem auch das immer begehrte Zinn ausführte.

§ 192. Von Italien her, das zu allen Zeiten mit dem Morgenlande in Verkehr geblieben war, kamen nun besonders seit der Zeit der Kreuzzüge die Kostbarkeiten des Orients: Seide aus China, Zimmet aus Indien, Würze aus Arabien, kunstvolle Waffen aus Damaskus. Italiens reiche und stolze Städte, Venedig, Genua, Pisa, zogen den Hauptvorteil aus diesem Handel; in zweiter Linie aber schlossen sich die deutschen an. Sie brachten diese Güter weiter nach dem Norden, Nordwesten und Osten Europas und fügten ihre eignen Handelsartikel hinzu, ihre Tuche und Linnen, ihre Weine und Biere, die der Norden nicht selbst erzeugte und bereitete, aber doch nicht entbehren konnte. Lübeck vor allem — 1226, wenige Jahrzehnte nach Heinrichs des Löwen Sturz, dem es seinen Aufschwung dankte, zur Reichsstadt geworden — war Inhaberin dieses Handels: es hielt ihn bald an der Spitze der norddeutschen Städte so ausschließlich fest, daß sich in den skandinavischen Ländern eine eigene Schiffahrt und eigener Verkehr kaum entwickeln durfte. Sehr rege ward ferner, je mehr das wendische Land östlich von der Elbe teils unterworfen, teils wenigstens erschlossen wurde, der Handel nach Osten und Nordosten. Polen wie das Ordensland, zum Teil selbst Rußland waren auf Deutschland angewiesen; auf der Ostsee fuhr der Kaufmann von Lübeck, Wismar, Rostock, aber auch, durch deren Vermittelung, der binnenländische Kaufmann von Soest und Braunschweig bis zu den äußersten Gebieten, in denen der Schwert- und Deutschordensritter der deutschen Kultur vorgearbeitet hatte: Danzig, Riga, Dorpat, Nowgorod waren hier ferne, aber vielbesuchte Stapelplätze. So war der Grund für den gewaltigen nordischen Verkehr bereits gelegt, der sich in der folgenden Periode durch das Bündnis der Hanse so mächtig entfaltete.

§ 193. Noch waren in der Blüte der Kaiserzeit die Handelsstraßen mit manchem Zoll belegt, doch im ganzen ziemlich sicher und von Wegelagerern verhältnismäßig wenig beunruhigt; denn das Raubrittertum in seiner vollsten Entwicklung ist erst eine Erscheinung des 14. und 15. Jahrhunderts. Doch mußte der Kaufmann bewaffnet ziehen; die Waren, auf Saumrosse oder große Wagen gepackt, gingen karawanenweis in größeren Zügen, die dann freilich, da keine Chausseen, ja nicht einmal überall Knüppeldämme oder roh gepflasterte Straßen vorhanden waren, oft Mühe hatten vorwärts zu kommen. Bewaffnete Knechte folgten zur Deckung. Eine bequemere Fahrt boten die herrlichen Wasserstraßen, besonders die des Rheins und der Donau.

6. Deutsche Kolonisation nach innen und außen.*)

§ 194. Das urbare Land, das die Germanen in ihrer neuen Heimat vorgefunden und weiter bebaut hatten, gewährte bei der niederen Stufe, auf der der Feldbau noch stand, bald nicht genug Nahrung für die sich schnell mehrende Volkszahl. Es galt also neue Nahrungsquellen zu erschließen. Das geschah zunächst durch eine umfassende innere Kolonisation. Noch waren weite Flächen dem Pfluge vorenthalten. Undurch-

*) Vgl. Lamprecht, Deutsche Geschichte, III, 8. Buch, 2. Kapitel u. 10. Buch.

dringlicher Urwald bedeckte noch den größten Teil namentlich des bergigen Landes, und in der Ebene waren ungemessene Gebiete Sumpf und Moor. Hier setzte die Arbeit unserer Vorfahren ein. Unter den krachenden Schlägen der Axt, die kräftige deutsche Hände schwangen, fielen die Riesen des Waldes, auf dem Rottfelde erwuchsen neue Gehöfte, neue Dörfer. Immer tiefer hinein in den Bergwald drang der deutsche Pflug. Waren es zuerst, in den Karolingerzeiten und unter den Ottonen, meist die jüngeren Söhne, die hier den Grundbesitz suchten, den ihnen die heimische Dorfmark nicht mehr bot, so ließen dann in den Zeiten der Salier und Staufer die Grundherren, die im Laufe der Jahrhunderte Herren des Waldes in ihrem Gebiet geworden waren, mit der Masse von Arbeitskraft, über die sie verfügten, neue Wald-Siedelungen ausführen. Und während so überall jungfräuliches Land dem Walde abgerungen wurde, versäumte man nicht, sich durch besseren Anbau der urbaren Flächen reicheren Ertrag zu sichern. Die alte Feldgraswirtschaft, die nur in langen Perioden von sechs und mehr Jahren Frucht gewonnen und nicht anders als mit der Asche des abgesengten Grases zu düngen verstanden hatte, wurde überall durch die Dreifelderwirtschaft ersetzt. Je mehr die Nachteile fühlbar wurden, die daraus erwuchsen, daß bei der Vielteilung der alten Feldmark, da nicht für jeden Ackerstreifen ein besonderer Weg ausgespart werden konnte, alle Bebauer einer Mark zu gleicher Zeit säen und ernten, also auch dasselbe bauen mußten, um so mehr suchte sich der einzelne Bauer größere, zusammenhängende Gelände zu schaffen. Vielfach wurde die Almende (§ 15) dazu benutzt. Der einzelne Bauer machte, was ihm zunächst lag, urbar, schlug's zu seinem Eigen, und den sich daraus naturgemäß entspinnenden Streit glaubte man wohl dadurch am einfachsten zu schlichten, daß man oft geradezu zur Teilung der Almenden schritt.

Und wie hier mit dem Wald, so geschah's in der Ebene mit Moor und Sumpf und Heide. In Holland war es die freie Arbeit einzelner, die aus den wasserreichen Ackerstücken durch Entwässerung fruchtreichen Grundbesitz schuf und Moräste und Moore entsumpfte, um neuen Grund und Boden für die sich mehrende Volkszahl zu gewinnen; in dem benachbarten Flandern, wo früh schon der Gewerbebetrieb feste Wurzel gefaßt hatte, waren es mehr große kapitalistische Unternehmungen, die weite Moorstrecken von zwei Seiten zugleich in Angriff nahmen: hier aber wie dort wurde die Bevölkerung durch solche Arbeiten zu einer Tüchtigkeit erzogen, die später der äußeren Kolonisation namentlich im norddeutschen Tieflande die besten Dienste leisten sollte.

§ 195. Denn wenn der Gewinn an urbarem Land, den diese innere Kolonisation in Wald und Moor und Heide brachte, groß war — wie winzig erscheint er doch gegen die weit ausgedehnten Strecken, die durch die äußere Kolonisation dem Deutschtum im Laufe der Jahrhunderte gewonnen wurden. Früh begann sie. Kaum hatte sich die Kraft der Germanen in Karls des Großen Reiche wieder geeint, als auch schon Versuche zur Rückeroberung des Gebiets jenseits der Elbe gemacht wurden (§ 77), jenes Gebiets, das einst Deutsche besessen (§ 9), das in der Völkerwanderung aber die Slaven an sich gerissen hatten (§ 28). Mit dem Sinken der Karolingermacht endeten die Versuche, um mit der neu erweckten deutschen Kraft unter Heinrich I. (§ 102) wieder zu beginnen und unter Otto I. mit glänzendem Erfolge gekrönt zu werden (§ 108), bis dann der naturgemäße Zug deutscher Eroberung nach Osten und Norden hin leider dem Süden zu Gefallen abgelenkt wurde. Zwei Jahrhunderte ruhte nun die Ausbreitung

der Deutschen nach Osten. Doch lebte besonders in den Sachsen der Trieb dazu fort und that sich sogleich wieder kräftig kund, als nochmals ein Herrscher aus ihrer Mitte, Lothar (§ 151), den deutschen Königsthron bestieg und der heilige Norbert den von ihm gegründeten Prämonstratenser-Orden (§ 186) in zahlreichen Klöstern von Magdeburg aus hier ansiedelte. Besonders aber beginnt seit den Zeiten Friedrich Barbarossas und Heinrichs des Löwen das so frisch und kräftig auflebende Deutschtum gleichsam eine neue Völkerwanderung zur Besiedlung des slavischen Ostens. Es lassen sich dabei mehrere Hauptrichtungen unterscheiden.

§ 196. Von den sächsischen Marken aus — der Nordmark, d. h. der heutigen preußischen Altmark auf dem linken Elbufer, und der südlich von Magdeburg zwischen Harz, Saale, Mulde und Elbe liegenden Ostmark, der sich die Lausitz anschloß (§ 109) — breiteten die askanischen Fürsten ihre Macht unaufhaltsam nach Osten aus. Schon oben (§ 151) ist die rastlose Thätigkeit Albrechts des Bären, des Ahnherrn dieses Hauses, des ersten Markgrafen von Brandenburg, geschildert worden, der zu der sächsischen Nordmark, die von nun an die Altmark hieß, noch die Priegnitz und den westlichen Teil der Mittelmark eroberte und unter dem die alten Bistümer Havelberg und Brandenburg (§ 108) wieder ins Leben traten. Sein Geschlecht herrschte in diesen Landen bis zum Jahre 1320 in großen Ehren und gewann zu den Gebieten, die es schon besaß, die Länder Barnim und Teltow, die Uckermark, d. i. das Land an der Ucker fast bis zur Oder und zum Haff hin, das Bistum Lebus, die Neumark, d. i. das an Pommern grenzende Land jenseit der Oder, und endlich die Ober- und Niederlausitz, die ursprünglich böhmische Lehen waren. Diese Marken waren schon bis zum Ende des 13. Jahrhunderts fast ganz deutsch geworden. In den Eroberungskriegen, die die Markgrafen geführt hatten, war die alte wendische Bevölkerung sehr zusammengeschmolzen: die wüstgewordenen Länderstrecken sowie überhaupt ein Teil der Ländereien der Unterworfenen fiel den Markgrafen zu, so daß diese beinahe Herren des gesamten Bodens waren. Sie zogen nun in dies Land deutsche Kolonisten aus Westfalen und besonders den Niederlanden: führt doch heute noch der Höhenrücken, auf dem sich die Flamänder niederließen, nach ihnen den Namen des Fläming. Sollte ein Dorf gegründet werden, so vergabten sie 30—60 Hufen (zu je 15 bis 30 Hektar) an einen Unternehmer, der Ansiedler herbeizog und dann in dem neugegründeten Dorfe Schulze ward, die Steuern eintrieb (die jedoch, so lange der Boden noch urbar zu machen war, erlassen blieben) und die niedere Gerichtsbarkeit ausübte. Städte wurden an passenden Orten in ähnlicher Weise, gewöhnlich von mehreren Unternehmern zusammen, gegründet oder alte wendische Städte in deutsche umgebildet. Bald füllte sich das Land mit deutschen Bauern, die sich einer fast unbeschränkten Gemeindefreiheit erfreuten und mit deutschem Fleiß die Scholle unter den Pflug nahmen, sowie mit handelsthätigen, gewerbfleißigen Bürgern, die ihre Städte nach altsächsischem Recht und nach schon bestehenden Stadtverfassungen (der magdeburgischen u. a.) einrichteten und ein reges Leben entfalteten. So entstanden oder wurden doch erweitert die Orte Genthin, Seehausen, Stendal, Salzwedel, Brandenburg, Havelberg, Spandau; ferner wurde die Doppelstadt Berlin-Kölln*) an der

*) Kölln erhielt sein Stadtrecht von Spandau um 1232, Berlin um 1240 von Brandenburg her. Die Schwesterstädte blühten unter der Regierung der beiden Brüder Johann I. und Otto III., der glänzendsten des askanischen Geschlechts, schnell auf.

Spree gegründet und noch weiter nach Osten Frankfurt an der Oder, Küstrin, Landsberg an der Warthe u. a. m.

§ 197. An die brandenburgische Kolonisation schließt sich eine andere in dem gleichfalls slavischen Pommern und Mecklenburg und die Gründung von Bistümern wie Lübeck, Ratzeburg, Schwerin. Christentum und deutsches Wesen schritten auch hier Hand in Hand vorwärts. Es war namentlich der Kaiser Lothar, der, Sachsen durch Geburt angehörig, den benachbarten Slavenländern sein Interesse zuwandte. In Pommern begründete der Bischof Otto von Bamberg, der „Apostel der Pommern", das Christentum auf zwei Reisen, 1124 und 1127 (1128?). Freilich kehrten Abfall und Aufstand wieder, aber was auf dem Kreuzzuge, den Heinrich der Löwe in Verbindung mit Albrecht dem Bären und anderen Fürsten 1147 (§ 153) in die Wendenlande unternahm, nicht gelang, das führte Herzog Heinrich in den langen Kämpfen der späteren Jahre zum glücklichen Ende. Die Länder wurden völlig bezwungen, die slavische Bevölkerung beinahe ausgerottet und an ihrer Statt sächsischer Adel und niederdeutsche Bauern angesiedelt. Längs der Küste blühten nun die deutschen Städte Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Wolgast, Stettin im Laufe des 13. Jahrhunderts frisch empor. Mecklenburg und Pommern behielten slavische Fürstenhäuser, wurden aber Lehen Heinrichs des Löwen. Nach dessen Sturze, so wird erzählt, wurden sie vom Kaiser an das askanische Haus gegeben. Mecklenburg wußte sich bald diesem Abhängigkeitsverhältnis zu entziehen, während Pommern lange darin verblieb.

§ 198. In derselben Zeit schlugen Christentum und deutsche Sitte auch in Livland und Esthland feste Wurzeln. Teils über das fast ganz deutsche Wisby auf der Insel Gotland, teils von Deutschland, besonders von Bremen her ward der Verkehr mit Nowgorod angeknüpft, wo die russisch-griechischen Handelsstraßen ausliefen. Dann ward Riga gegründet, Dorpat und Reval erobert, und die Ordensritter vollendeten zuletzt die Unterwerfung dieser Länder, in denen fortan der Adel und die Städte deutsch waren. In Preußen, dessen Bevölkerung nicht slavisch, sondern litauisch und den heidnischen Germanen der alten Zeit in Leben und Sitte nicht unähnlich war, nahm ein Mönch (später Bischof) Christian, gewöhnlich genannt von Oliva, gegen Ende des 12. Jahrhunderts das Bekehrungswerk wieder auf, bei dem einst der heilige Adalbert von Prag (§ 187) den Märtyrertod erlitten hatte. Bald sah er ein, daß er mit friedlicher Predigt nichts ausrichtete; er zog deshalb im Verein und im gleichen Interesse mit dem Herzog Konrad von Masovien den deutschen Orden ins Land. Im Jahre 1226 kamen die ersten Ordensritter; 1230 brachte der erste Landmeister, Hermann Balke, Verstärkungen; bald folgten den Rittern Scharen von Kreuzfahrern. In blutigen Kämpfen bezwangen sie, wie oben (§ 187) gezeigt, die Preußen und schufen sich hier eine eigene Herrschaft. In dem ganz verödeten Lande wurden Dörfer und Städte auf dieselbe Weise gegründet wie in den Marken (§ 196); es entstanden Thorn, Kulm, Marienwerder, Elbing, Braunsberg, Heilsberg, Königsberg und Memel. So war die ganze Ostsee mit einem Kranz deutscher Städte wie umflochten; ihre Freiheit, ihre deutsche Volkstümlichkeit schützten sie mitten unter Feinden und fern von der Heimat durch ihre strenggeschlossenen städtischen Körperschaften, in denen sich die schöpferische und gestaltende Kraft deutschen Wesens wunderbar offenbarte.

§ 199. Die deutschen Ansiedelungen in Meißen, in den Gegenden des heutigen Königreichs Sachsen, gehen teils von der ostthüringischen Mark, dem

Osterlande, aus und reichen bis in die Zeiten der sächsischen Kaiser zurück, teils danken sie dem früh hier ansässigen Fürstenhause Wettin ihre Gründung. Der älteste Ort war hier Meißen; erst später erblühten Altenburg, Zwickau, Leipzig und Freiberg, in das besonders Bergleute vom Harz das deutsche Wesen trugen.

In Böhmen hatten sich schon früh, schon zur Zeit der sächsischen Herrscher, Deutsche teils in Prag, wo sie sehr große Vorrechte genossen, teils an den Gebirgsrändern wie in Eger, Leitmeritz u. s. w. niedergelassen. Seit dem 12. Jahrhundert zog auch hierher wie in die nördlicheren slavischen Gegenden ein Strom norddeutscher Einwanderer, und Städte und Dörfer wurden hier auf dieselbe Weise gegründet wie dort. Die letzten böhmischen Herrscher aus dem Hause der Przemysliden begünstigten entschieden deutsche Sprache und Poesie wie deutsche ritterliche Bildung; der czechische Adel nannte seine Burgen, mithin auch seine Geschlechter, mit deutschen Namen. Besonderer Vergünstigungen erfreuten sich die seitdem zur vollen Blüte sich entwickelnden deutschen Städte in Böhmen wie in Mähren. Prag war mehr als zur Hälfte deutsch; ja Ottokar II. vertrieb hier böhmische Vorstädter, um Deutsche anzusiedeln.

Schlesien, das ehemals zu Polen gehörte, war durch Kaiser Friedrich I. ein selbständiges Herzogtum unter einem Zweige der polnischen Königsfamilie der Piasten geworden (§ 158). Auch sie erwiesen sich der deutschen Kultur günstig; das schöne Land ward kolonisiert, und Breslau, Liegnitz, Landeshut, Brieg, Glogau, Oppeln, Reichenbach u. a. m. wurden deutsche Städte. Besonders nach dem Einfalle der Mongolen und ihren furchtbaren Verheerungen (§ 174) begehrte man überall hin, nach Schlesien, Böhmen, Mähren und Ungarn, deutsche Anbauer. Welche Aussichten für das Reich eröffneten sich da!

§ 200. Die südöstlichen Kolonien endlich knüpften sich an die Geschichte der Mark Österreich. Seit Karl dem Großen breiteten sich die deutschen Ansiedlungen im Donauthal auch abwärts von Passau aus. Später wirkte hier besonders jener bayrische Heinrich, der Bruder Kaiser Ottos I. (§ 108), im deutschen Sinne. Aber erst das babenbergische Haus, seit 1156 zur herzoglichen Würde erhoben (§ 156), ward der eigentliche Verbreiter der deutschen Nationalität hier im Südosten des Reichs. Schon unter Heinrich Jasomirgott erwuchs Wien, bald der glänzende Stapelort des venetianischen und morgenländischen Handels. Auch hierher gelangte bald der Strom der deutschen Einwanderung, und bis in die östlichen Alpenthäler, bis an den Karst und bis nach Istrien hinein mischten sich Deutsche mit der ursprünglich slavischen Bevölkerung. Als letzte Ausstrahlung dieser deutschen Siedelungen können die Vorposten in Siebenbürgen, sächsischer und schwäbischer Abstammung, angesehen werden; aber auch die Südabhänge der Karpathen bevölkerten sich mit fleißigen deutschen Bewohnern, besonders Bergleuten. — Freilich ist im Österreichischen die Kolonisation nicht so durchgreifend wie im Norden, in den Marken und in Preußen gewesen: dort blieb eine Mischung von altslavischen Elementen, während hier eine neue rein-deutsche Bevölkerung ins Leben gerufen ward. Doch beruhen beide späteren Großmächte, Preußen wie Österreich, auf der Kolonisation dieser Jahrhunderte, die dort mehr vom sächsischen, hier mehr vom bayrischen Stamme ausging. So weit in Europa die deutsche Sprache klingt, so weit ist sie damals verbreitet worden; später kaum noch weiter.

Wahrlich eine große Zeit, diese Tage der sächsischen, fränkischen und

staufischen Kaiser! Großartig die Stellung der deutschen Herrscher in der Christenheit, großartiger, ja geradezu wunderbar die schier unerschöpfliche Kraft unseres deutschen Volkstums, das nicht bloß die glänzende Stellung seiner Kaiser zu erringen und Jahrhunderte lang durch blutige Kämpfe zu erhalten stark genug war, sondern auch noch ungezählte Mengen rüstiger Landwirte und reisiger Kämpen hineinwerfen konnte in Deutschlands Nord- und Ostmarken, um hier deutsche Art zu gründen und zur Herrschaft zu bringen!

Dritte Periode.

Vom großen Interregnum bis zur Reformation. Von 1254—1517.
Zerfall des Reichs, Bildung der österreichischen Großmacht.

Deutsche Fürsten- und Ländergeschichte.

A. Geschichte des Reichs.

1. Gestaltung des Reichs nach dem Fall der Staufer. Das Interregnum. 1254—1273.

§ 201. Beim Fall der Staufer war in Deutschland bereits die Auflösung des Reichs in landesherrliche Gebiete (Territorien) entschieden. Die alten Herzogtümer waren zersetzt (§ 177) und mit ihnen die alte Gaueinteilung (§ 82) verschwunden. Die Fürsten, in der Blütezeit des Reichs nur Lehnsträger und Beamte des Kaisers, waren selbständige Landesfürsten, die kaum mehr als dem Namen nach von dem Reichsoberhaupte noch abhängig waren. Sie bildeten zusammen die Reichsstände und stuften sich in mannigfachen Graden nach unten hin ab. Voran standen die Fürsten, auf die sich das Recht, den deutschen, oder wie man sich ausdrückte, den römischen König zu wählen, damals zu beschränken anfing (§§ 124. 150). Es waren ihrer sieben, die mit dem bald nachher aufkommenden Namen der Kur- (d. i. Wahl-) Fürsten bezeichnet wurden: drei geistliche, die von Mainz, Trier und Köln, und vier weltliche, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg; bei den drei letzten stritten jedoch noch verschiedene Linien um das Recht der Wahl. Für diese Kurfürsten, besonders die geistlichen, erwuchsen nun fortwährend die größten Vorteile aus dem Sinken der Reichsgewalt. Durch besondere Abkommen, später Wahlkapitulationen genannt, ließen sie sich bei jeder neuen Wahl neue Rechte und Vorteile gewähren. Die Könige (Kaiser) hatten bei so geschwächter Gewalt meist weder die Macht noch auch den Willen, für das Ganze zu wirken. Sie richteten ihr Streben auf Begründung und Erweiterung ihrer Territorial- oder Hausmacht, wozu durch Einziehung eröffneter Lehen, durch vorteilhafte Heiraten u. dergl. immer noch Gelegenheit genug war. Da die Kurfürsten kein mächtiges Kaisergeschlecht mehr wollten, so ließen sie selten die Krone vom Vater auf dem Sohn übergehen. Sie erreichten damit zugleich, daß sich kein Erbreich bildete, sondern das ihnen so bequeme und vorteilhafte Wahlreich fortdauerte.

§ 202. Außer diesen Kurfürsten gab es Herzöge, d. h. Herren größerer Gebiete, die von den alten Stammesherzögen (§ 96) nur den Namen hatten, dann Mark-, Land-, Pfalz- und andere gefürstete Grafen, endlich Grafen und reichsfreie Ritter in großer Zahl. Zu

diesen weltlichen Gewalthabern kamen die geistlichen: Erzbischöfe, Bischöfe, Reichsäbte, Ordensherren; man zählte ihrer über 100, ebenso wie man, sogar mit Ausschluß der Reichsritter, jetzt schon über 100 weltliche Stände zählte, darunter über 60 Reichsstädte, deren Zahl aber noch im Wachsen war. Ländliche Gemeinwesen, die in altgermanischer Weise frei geblieben waren (§ 15), gab es nur noch vereinzelt, so im Schweizer Hochlande (Uri); doch waren sie von den umwohnenden Dynasten (Landesherren) stets bedroht.

§ 203. Aber der einmal betretene Weg der Zersetzung ward folgerecht und wie mit einer gewissen inneren, vergeltenden Gerechtigkeit weiter verfolgt. Wie die einst das Ganze umfassende oberherrliche Kaisergewalt vor der aufstrebenden Selbständigkeit der Reichsstände unterlegen war, so sahen sich diese bald ebenso beschränkt durch ihre Landstände, d. i. durch Adel, Geistlichkeit und Städte, die nicht unmittelbar reichsfrei, sondern einer bestimmten landesherrlichen Gewalt, etwa einem Herzog, Markgrafen oder Bischof, untergeben waren. Auch diese strebten nach möglichst großer Selbständigkeit, und die innere deutsche Geschichte dieses Zeitraums ist wesentlich ein Kampf der größeren Reichsstände unter sich um Macht und der kleineren Reichsstände und Landstände gegen jene um das, was sie ihre Libertät, ihre Freiheit, nennen. Der ursprüngliche Trieb der Deutschen, sich in spröder, eigenwilliger Selbständigkeit zu vereinzeln (§ 14), der seit Karl dem Großen durch die Reichsgewalt gezügelt war, trat mit alter, eingeborner Gewalt wieder hervor, mit dem Unterschiede jedoch, daß er jetzt nur noch einem Stande, dem Adel — und außer ihm höchstens noch den ummauerten Städten — eigen sein konnte. Trotz des oft erneuten Landfriedens, der die Selbsthilfe des einzelnen verbot, nahmen die Reichsstände schon längst das Fehderecht in Anspruch, d. h. das Recht, nach zuvor geschehener ordnungsmäßiger Aufkündigung des Friedens sich mit gewaffneter Hand zu dem angesprochenen Recht zu verhelfen. Bald aber forderten auch die Landstände ein Gleiches; jeder Ritter auf seiner Burg, zuletzt fast jeder freie Mann, wollte seine Absagebriefe senden können. Natürlich waren solche Fehden oft nur die schlecht verhüllenden Masken für die Raublust der Mutigen und Starken. Je mehr das Rittertum entartete, desto mehr ward „vom Stegreif leben“ adliges Handwerk. Die meisten Burgen wurden Raubnester, die über den Land- und Wasserstraßen lauerten, und von ihnen herab überfielen gewappnete Haufen den friedlich daherziehenden Kaufmann. Niemand war da, solchen Frevel zu strafen, und nur durch Bünde konnten sich die Schwachen gegen den Feind schützen. Ein Krieg aller gegen alle schien die Losung zu werden: das war die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“, die Zeit des Faustrechts, wie man sie bezeichnend genannt hat. Das Gefühl für Ordnung und Recht, das Gefühl für die gemeinsame deutsche Ehre hörte auf. An die Stelle der Freiheit war die Willkür, an die Stelle der natürlich gewachsenen Stämme dynastische Zersplitterung, an die Stelle der alten Macht völlige Bedeutungslosigkeit unter den Völkern Europas getreten.

§ 204. Lange Jahre blieb nach dem Falle der Staufer das Reich ganz ohne Oberhaupt, wenngleich dem Titel nach mehrere Kaiser vorhanden waren. Dies ist die Zeit des sogenannten großen Interregnums. Nach Konrads IV. Tode (§ 175) blieb allein sein Gegenkönig übrig, der junge Wilhelm von Holland (§ 174), der, hauptsächlich von den geistlichen Fürsten gewählt und gestützt — der Papst nannte ihn „unser Pflänzlein“ — im Reiche ohne Bedeutung war. Als er im Interesse seines gräflichen Hauses einen

Zug gegen die Westfriesen unternahm, brach er mit seinem schweren Schlachtrosse durch das Eis, und die ergrimmten Bauern, die ihn nicht kannten, schlugen ihn tot (1256). Keiner der mächtigen deutschen Fürsten bewarb sich jetzt um die entwertete Krone; nur Fremde lockte der Glanz des alten Titels. So verkaufte der Erzbischof von Köln seine Stimme und die seines Anhangs an den Bruder des englischen Königs, Richard von Cornwall, der Erzbischof von Trier die seinige an den König Alfons von Castilien, einen Verwandten des staufischen Hauses. Es gab also nun zwei fremde Könige nebeneinander. Alfons kam nie nach Deutschland; Richard kam einige Male, verschenkte Königsrechte in Menge und fand auch einigen Anhang, so lange er auf seine und des Reiches Kosten zu schenken hatte: als ihm aber, so erzählte man, bei seiner Fahrt rheinaufwärts zu Basel das Geld ausging, verließen ihn alle; und „er zog auf einem anderen Wege wieder in sein Land", wie eine Chronik der Zeit spöttisch sagt. So tief war das Gefühl für des Reiches Ehre bei den Fürsten gesunken! An zwanzig Jahre dauerten diese Zustände.

2. Rudolf von Habsburg. 1273—1291.

§ 205. Im Jahre 1272 starb Richard von Cornwall. Sowohl Rom, wo die Päpste darauf ausgingen, sich in dem deutschen Königtum ein Gegengewicht zu schaffen gegen die französischen Übergriffe, die sie doch selbst durch Verleihung von Neapel an die Anjous (§ 175) hervorgerufen hatten, als auch die immer lauter werdende Stimme des deutschen Volkes, das seit 500 Jahren an einen gebietenden Herrn gewöhnt war, drang auf eine neue Königswahl. Nun saß ein kluger und besonnener Mann, Werner von Eppenstein, auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz, der gleichfalls erkannte, was dem Reiche not sei. Er und der vaterländisch gesinnte Burggraf von Nürnberg, Friedrich III. von Hohenzollern, lenkten die Stimmen der Wähler auf einen Grafen im Schweizerlande*), der bereits durch ritterliche Thaten wohl bekannt und mächtig genug war, um mit einigem Ansehen auftreten zu können, ohne daß deshalb die Fürsten für ihre Unabhängigkeit zu bangen brauchten. Rudolf von Habsburg, der, als er im September 1273 zu Frankfurt gewählt ward, bereits in seinem 56. Jahre stand, hatte unter Friedrich II. tapfer die kaiserliche Partei mit unterstützt; er war ein Kriegsmann voll Mut und sinnreicher Anschläge und Erfindungen, aber einfach, fromm und wohlmeinend. Die schlanke, ungewöhnlich hohe Gestalt, die gewaltige Adlernase in dem mageren Antlitz kennzeichneten ihn für Freund und Feind. Was ihn den weltlichen Wählern noch besonders empfahl, war, daß er eine Reihe Töchter hatte. Eine Verschwägerung mit dem neuen Herrscher war also leicht, und der gewandte Burggraf, Rudolfs Vetter, zögerte nicht, die Kurfürsten darauf hinzuweisen. Ihn wählte man; und redlich hat er sich bemüht, das Ansehen des Königtums wiederherzustellen. Das ist ihm nur in beschränktem Maße gelungen, wohl aber ist er der Schöpfer der österreichischen Hausmacht geworden.

§ 206. Nachdem er zu Aachen die Krone empfangen und die Fürsten — da eben das Scepter fehlte — auf das Kruzifix hatte huldigen lassen, begann er sein Regiment. Manches Hindernis trat ihm entgegen, aber für ihn war der Papst, dem er bei einer persönlichen Zusammenkunft in Lausanne (1275) die umfassendsten Zugeständnisse machte und einen Kreuzzug gelobte,

*) Die ursprünglichen Besitzungen der Habsburger waren Habsburg im Aargau, Kiburg (§ 127), Baden und Lenzburg, dazu die Landgrafschaft im Elsaß.

für ihn waren die mächtigsten Kurfürsten, für ihn endlich seine eigene Milde und Klugheit. Mit solchen Bundesgenossen zerbrach er auch die Macht seines trotzigsten Widersachers. König Ottokar von Böhmen aus dem glänzenden Hause der Przemysliden (§ 199) hatte zu seinem Böhmen und Mähren noch Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain erobert; seine Macht reichte weit nach Ungarn und Polen hinein; selbst nach dem fernen Preußen hatte er zweimal Kreuzzüge unternommen und sich damit kriegerische Ehre und die Freundschaft des Papsttums erworben. Ein großes Reich im Osten, selbständig und unabhängig von Deutschland, wollte er aufrichten. Vielleicht hat er selbst einen Augenblick daran gedacht, die deutsche Krone zu gewinnen; jetzt, da Rudolf gewählt war, focht er die Giltigkeit der Wahl an und verweigerte dem „wenig tauglichen Grafen, den der Bettelsack drückte", sowohl die Anerkennung als auch die Herausgabe der deutschen Herzogtümer, die er selbst an sich gezogen hatte. Mit nur geringer Heeresmacht (da an ein Aufgebot des gesamten Reiches nicht mehr zu denken war) und noch geringeren Geldmitteln zog Rudolf 1276 gegen ihn; aber gegen Ottokar erhob sich der deutsche Adel in Österreich, Kärnten und Steiermark; seiner eigenen böhmischen Großen war er nicht sicher: da hielt er es für geraten, sich zu unterwerfen und Österreich und die übrigen deutschen Gebiete abzutreten, um Böhmen und Mähren zu retten. Mit ausgesuchtester Pracht kam er zur Huldigung, um die Armut des Königs zu beschämen. Dieser aber empfing ihn mit absichtlicher Einfachheit in seinem grauen Kriegskleide. „Oft hat der Böhmenkönig über meinen grauen Rock gelacht, jetzt soll mein Rock über ihn lachen", meinte er — und jener war der Beschämte und zog voll Ingrimm von dannen. Es war nur ein Waffenstillstand, den er mit Rudolf geschlossen hatte, kein Friede. Er fand Bundesgenossen unter den deutschen Fürsten und griff bald von neuem zu den Waffen. Doch in einem heißen Treffen auf dem Marchfelde (bei Dürnkrut) siegte Rudolf mit Hilfe der Ungarn (1278); Ottokar selbst ward, als er sich nach tapferem Kampfe ergeben hatte, von einem österreichischen Adligen aus persönlicher Feindschaft getötet. Sein unmündiger Sohn Wenzel erhielt Frieden und vermählte sich später mit einer Tochter Rudolfs.

§ 207. König Rudolf widmete sich zunächst ganz der Ordnung der Lande Österreich und Steiermark, die er als Hausbesitz zu behalten gedachte. Erst 1281, nach fünfjährigem Aufenthalt in den neu erworbenen Landen, kehrte er ins Reich zurück und gab dann in Übereinstimmung mit den Kurfürsten 1282 Österreich und Steiermark seinen Söhnen Albrecht und Rudolf (bald ersterem allein) zu Lehen. So begründete er die habsburgisch-österreichische Macht. Kärnten erhielt sein treuer Helfer Meinhart von Görz und Tirol. Im Reiche fand er Arbeit genug. Er erneuerte die Landfriedensgesetze in Schwaben, wo harte Kämpfe, besonders mit dem Grafen Eberhard von Württemberg, auszufechten waren, dann in der Schweiz und Burgund, schützte die Westgrenze gegen Frankreich, brach die Raubburgen in Thüringen und am Rhein, bestrafte die adligen Räuber mit dem Strange und sorgte überhaupt für Herstellung der Ordnung. Nur die Pläne auf weitere Ausdehnung seiner Hausmacht über Ungarn und Burgund scheiterten, ebenso der Plan, noch bei seinen Lebzeiten — wie dies früher stets geschehen war — seinen Sohn Albrecht als seinen Nachfolger im Reiche erwählen zu lassen.

§ 208. Der Gedanke des alten Kaisertums tritt in Rudolf entschieden zurück. Zwar daß er überhaupt an die Erwerbung der Kaiserkrone, an Italien

und an Römerzüge nicht gedacht habe, ist eine falsche Annahme. Er hat im Gegenteil viel mit dem Papste über die Kaiserkrönung verhandelt, aber sein ganzes Auftreten beweist doch, daß ihm die Herstellung des deutschen Königtums viel höher stand. Freilich auch dies hat er nur in sehr bescheidenem Maße erreicht; ward es doch unter seiner Regierung Brauch, daß die Kurfürsten durch ihre „Willebriefe" Einfluß auf die Handlungen des Königs gewannen, daß vor allem die Verfügung über freigewordenes Reichsgut an ihre Zustimmung gebunden war. Aber doch dankt ihm Deutschland die Anbahnung neuer Ordnung im Innern, dankt ihm eine Königsgewalt, die wieder dem Lande und Volke nahe stand. Es zeugt von der veränderten Anschauung, daß Rudolf den Zeitgenossen nicht weniger tüchtig erschien, obgleich er keinen Römerzug unternommen hatte und nicht die Kaiserkrone trug; man empfand es vielmehr als einen Vorzug, daß so ein abermaliges, verderbliches Zerwürfnis mit dem Papste vermieden wurde und daß der neue Herrscher in neue Bahnen volkstümlicher Schöpfungen einlenkte. Rudolf selbst war in Sinn und Wesen eine echt volkstümliche Persönlichkeit: heiter, voll unverwüstlicher guter Laune, immer Herr des treffenden Wortes oder Scherzes, frisch bis ins hohe Greisenalter; so sah man ihn wohl an der Spitze seiner darbenden Soldaten eine Rübe aus dem Acker ziehen, sie schaben und essen, um den Seinen neuen Mut zu machen; oder er wies wie Alexander der Große einen Trunk Wasser zurück, da nicht zugleich auch alle seine dürstenden Krieger trinken konnten; oder er trat im grauen Soldatenmantel zu Mainz an das Kohlenfeuer eines Bäckerhauses, um sich zu wärmen, und freute sich herzlich des Irrtums der keifenden Hausfrau, die ihn wie einen Tagedieb wegjagen wollte. So umspielt ihn an Stelle des mangelnden ritterlichen Glanzes der Staufer ein Zug bürgerlicher Gemütlichkeit als ein Merkmal der umgewandelten Zeit. — Er zog, so erzählt der wohl dichterisch ausgeschmückte Bericht von seinen letzten Tagen, 1291 rheinabwärts von Straßburg, als ihn die Ärzte in Germersheim auf das rasche Sinken seiner Kräfte aufmerksam machten. „Wohlauf denn nach Speyer!", rief er, „ich will selbst zu meinen königlichen Vorfahren reiten, daß mich niemand hinführen soll." Und er kam nach Speyer, wenn auch als Sterbender. Am zweiten Tage entschlief er. Neben Philipp von Schwaben wurde er beigesetzt.

3. Adolf von Nassau. 1292—1298. Albrecht von Österreich. 1298—1308.

§ 209. Obwohl nach des Vaters Tode Albrecht von Österreich nochmals als Thronbewerber auftrat, so verwarfen ihn doch auch diesmal die Kurfürsten. Vielmehr wußte der ränkevolle Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppenstein, ein Neffe jenes edlen Werner (§ 205), die Wahl auf seinen Verwandten Adolf von Nassau zu lenken. So hatte man wieder einen Grafen an der Spitze (1292—1298), diesmal wirklich einen „armen Grafen", der noch dazu gegen die geistlichen Wähler und besonders gegen den Mainzer die drückendsten und unmäßigsten Verpflichtungen hatte übernehmen müssen. Aber Adolf, ein kühner, rücksichtsloser Mann, hoffte auf sein gutes Glück und folgte dem Vorbilde Rudolfs. In der That stellte er in den ersten Jahren seiner Regierung den Landfrieden in Oberdeutschland her; verdrießlich huldigte selbst Albrecht und fügte sich. Dem Könige von Frankreich, der seine Hand immer kecker nach deutschem Reichsgebiet ausstreckte, entbot er trotzige Fehde; und da auch der König von England gegen

jenen einen Krieg begann, so führte dies zu einem Bündnisse beider. Aber mit dem Gelde, das Adolf von England und für verkaufte Reichsrechte aus Italien erhielt, suchte nun auch er eine Hausmacht zu erwerben. Zu der Markgrafschaft Meißen, die er als erledigtes Reichslehen in Anspruch nahm, erkaufte er in wenig rühmlichem Handel von Albrecht dem Entarteten von Thüringen, der in beständigem Hader mit seinen Söhnen Friedrich und Diezmann lebte, um den Preis von 12 000 Mark Silber noch Thüringen und führte seine Söldnerscharen, die aufs fürchterlichste hausten, in beide Länder. Doch leisteten die Brüder mutigen Widerstand.

§ 210. Adolfs Erfolge in Thüringen und Meißen, überhaupt sein ganzes Auftreten verstimmte die Wahlfürsten, zumal er die maßlosen Verpflichtungen, die er gegen die geistlichen Kurfürsten übernommen hatte, weder gehalten hatte noch halten zu wollen schien. Da kam es denn gelegen, daß Albrecht von Österreich sich damals gegen Adolf erhob. Albrecht war es gelungen, seinen bisher feindlichen Schwager Wenzel von Böhmen, ja auch seinen Schwiegersohn, den König von Ungarn, zu gewinnen. Er brach mit einem Heere gegen den König auf, und leicht verständigte sich Gerhard von Eppenstein mit ihm. Zu Mainz versammelten sich die Kurfürsten von Mainz, Sachsen und Brandenburg und erklärten Adolf für abgesetzt. Albrecht war mit seinem Heere auf das linke Rheinufer und dann stromabwärts gegen den König gezogen. Bei Göllheim am Donnersberge trafen sich beider Scharen. Adolf stritt wie ein Held; endlich traf er seinen Nebenbuhler selbst im Getümmel. „Hier mußt du mir das Reich lassen!“ rief er auf ihn lossprengend. „Das steht in Gottes Hand!“ gab Albrecht zur Antwort und stach den schon Verwundeten vom Pferde, der nun vor seinen Augen erschlagen ward. So erzählt man; fest steht, daß Adolf mit einer Anzahl seiner Getreuen im Anreiten auf eine Schar Österreicher, unter denen Albrecht selbst war, seinen Tod fand.

§ 211. Obwohl Albrecht von Österreich (1298—1308) schon bei Adolfs Absetzung von einem Teil der Kurfürsten gewählt war, schien doch die Art, wie er die Krone erworben hatte, so ungerecht, daß er noch einmal in aller Form Rechtens gekoren und erst dann zum König gekrönt wurde. Ohne Maß gab auch er für diese Wahl Bewilligungen und Vorrechte an die Kurfürsten. Dann aber ging er mit eiserner Beharrlichkeit seinem Plane nach, eine deutsche Königsmacht zu gründen. „Hart wie ein Diamant war sein Gemüt“, sagt die österreichische Reimchronik von ihm; geliebt hat ihn niemand; er war finster, kalt berechnend und als Einäugiger nach der Meinung seiner Feinde schon von der Natur gezeichnet. So verwarf auch der Papst, der herrschsüchtige Bonifatius VIII., sofort seine Erwählung; er habe durch Verrat seinen Herrn erschlagen, sei ungestaltet, und seine Gemahlin sei aus dem Otterngezücht der Staufer entsprossen; deshalb sei er des Reiches unwürdig, und der Papst verfüge einstweilen darüber. Albrecht aber behauptete entschlossen, durch die Wahl der deutschen Fürsten, nicht durch des Papstes Bestätigung trage er die Krone, und näherte sich dem König von Frankreich, Philipp IV. dem Schönen, der gerade damals mit großer Entschiedenheit seinen Kampf gegen die Anmaßung des Papstes begann. Dem neuen Bundesgenossen gegenüber war er bei Festsetzung der Reichsgrenze nicht allzu peinlich. Das hätten die rheinischen Kurfürsten vielleicht noch ertragen; sehr empfindlich aber waren sie, als von der Erwählung des Sohnes Albrechts die Rede war. Sie hatten mit Albrechts Wahl ihre Rechnung nicht gefunden. Erzbischof Gerhard rühmte sich wohl,

er habe noch manchen König in seiner Jagdtasche. Aber als sie Miene machten, Albrecht wie Adolf zu entsetzen, erklärte er die widerrechtlich von den Kurfürsten erhöhten oder neu eingeführten Rheinzölle für aufgehoben, gewann sich damit die Städte und demütigte nun seine Gegner in einem Kriege so, daß ihre Macht völlig gebrochen erschien.

§ 212. Um sein Werk zu vollenden, näherte er sich dem Papste wieder. Dieser begann in dem Kampfe gegen den immer kecker auftretenden König von Frankreich zu erliegen; das Papsttum sank von der weltbeherrschenden Höhe herab, die es zwei Jahrhunderte hindurch eingenommen hatte. Jetzt war ihm der deutsche König als Bundesgenosse willkommen. Andererseits kostete es Albrecht keine Überwindung, gegen seine Anerkennung als König dem Papste die unmäßigsten Zugeständnisse zu machen: er gab sogar zu, die deutschen Kurfürsten hätten nur vom Papste das Recht, den römischen König zu wählen. Folglich, so konnte Albrecht rechnen, durfte auch der Papst dieses Recht zurücknehmen und Albrechts Krone für erblich erklären. Weiter fuhr Albrecht fort, gegen die Fürstenmacht die Städte zu heben, ja er suchte die Landstände der einzelnen Fürsten (§ 203) mit der lockenden Versprechung der Reichsfreiheit für sich zu gewinnen: kein Mittel verschmähte er, um die Fürstengewalt niederzubrechen. Außerdem war er unablässig bestrebt, seine Hausmacht zu mehren: Holland, Seeland und Friesland*), woselbst das Grafenhaus in männlicher Linie erloschen war, gedachte er für eröffnete Lehen zu erklären; doch mißlang dieser Plan, und er konnte die Nachfolge der Grafen von Hennegau aus dem Hause Avesnes nicht hindern. In Böhmen starb 1306 mit Ottokars (§ 206) Enkel Wenzel III. das Haus der Przemysliden aus: auch dieses Land suchte Albrecht an sein Haus zu bringen, und wirklich erreichte er es, daß sein Sohn Rudolf zum König von Böhmen gewählt wurde; endlich machte er wie sein Vorgänger, der König Adolf, Ansprüche auf Meißen und Thüringen und ließ, als Friedrich und Diezmann Widerstand leisteten, bewaffnete Macht in das Land einrücken.

§ 213. Aber obwohl er in kleinen Erwerbungen glücklich war, mißrieten ihm schließlich doch alle diese Pläne. Papst Bonifatius VIII., von dessen Hilfe er sich so viel versprochen hatte, ward auf Befehl Philipps des Schönen gefangen genommen, verhöhnt und mit dem Tode bedroht: bald darauf erlag der achtzigjährige Greis einem heftigen Fieber (1303). In Böhmen starb Albrechts Sohn Rudolf (1307), und laut erklärten die Stände, sie wollten keinen Österreicher wieder zum König. In Thüringen erlitten seine Truppen bei Lucka unweit Altenburg 1307 eine Niederlage. Endlich fiel Albrecht selbst durch Meuchelmord. Sein Neffe Johann, durch seine Mutter Agnes ein Enkel Ottokars von Böhmen und an und für sich schon dem König, seinem Vormund, feindselig gesinnt, verfolgte ihn mit immer größerem Haß, als sich Albrecht beharrlich weigerte, ihn der Vormundschaft zu entlassen und ihn mit selbständigem Besitze in der geforderten Weise auszustatten. Immer wieder zurückgewiesen und vertröstet verband er sich mit mehreren seiner Ministerialen, und in der Schweiz, angesichts der Stammburg seines Hauses, ermordeten sie den König an der Reuß (1308). Johann, wegen seiner entsetzlichen That später Parricida (Verwandtenmörder) ge-

*) Auch das später mit zur Grafschaft Holland gerechnete Land westlich vom Zuider-See führte damals noch den Namen Friesland. Auf das heutige (West-) Friesland, nordöstlich vom Zuider-See erhoben die Grafen von Holland ebenfalls Ansprüche, doch vermochten sie diese nur mit geringem Erfolge durchzusetzen.

nannt, floh mit seinen Helfern in alle Ferne und ist 1313 zu Pisa als Flüchtling gestorben. Gegen Schuldige und Unschuldige wütete dann die Rache von Albrechts Tochter und Gemahlin. Doch meinte man im Reiche, Johann habe seine „Kainsthat“ nicht ohne Mitwissen mancher Fürsten ausgeführt, denen Albrechts Haupt zu hoch gewachsen war. Denn er hatte gewaltig geherrscht, den Landfrieden geschirmt, die Städte gefördert, die Fürsten gedemütigt, seine trotzigen Stände im Zaume gehalten, Steuern erhoben in einer Weise, wie man es bisher nicht kannte, und mehr im Sinne moderner Staatsklugheit regiert als nach der üblichen Art der Lehnsherrschaften. Es war ein furchtbares Verbrechen, dem er erlegen war, eine Bluttthat, ärger als jener Königsmord gerade hundert Jahre früher (§ 167). Bis zu welcher Höhe in Deutschland die Verwilderung der Geister gestiegen war, hier konnte man es sehen.

4. Heinrich VII. von Lützelburg. 1308—1313.

§ 214. In der blutigen Schlacht von Worringen (zwischen Köln und Neuß, 1288), wo der Herzog von Brabant in Verbindung mit den Kölner Bürgern gegen den Grafen von Geldern und seine Verbündeten, den Kölner Erzbischof und die Grafen von Nassau und Lützelburg, um die Limburger Erbfolge gestritten hatte, war der tapfere Graf von Lützelburg gefallen. Sein Sohn Heinrich war ihm in der Grafschaft gefolgt, die ein kleines Gebiet am rauhen Ardennerwalde bildete, ein Mann, so vorzüglich an Geist wie ausgebildet in jeder ritterlichen Übung, der den Landfrieden in seinen Grenzen so trefflich schützte, daß diese wildeste Gegend des Reiches für den Kaufmann damals die sicherste war. Sein Bruder Balduin hatte, so lautet die herkömmliche Erzählung, durch seinen klugen Arzt Peter Aichspalter beim Papste um das erledigte Erzbistum Mainz geworben; Peter aber, der den Papst von einer schweren Krankheit rettete, gewann es für sich selbst, verschaffte aber Balduin bald darauf Trier. Da ward der deutsche Thron erledigt, und da die weltlichen Wähler einstweilen nur einverstanden waren, wen sie nicht wählen wollten — z. B. nicht den unruhigen Eberhard von Württemberg — so durften Balduin und Peter um so mehr hoffen, die Wahl zu lenken. Auch ein anderer Umstand begünstigte sie. Philipp der Schöne, König von Frankreich, hatte, wie oben (§ 213) gezeigt ist, Bonifatius VIII. und in ihm das Papsttum von der alten Höhe herabgestürzt. Papst Clemens V., Bonifatius' zweiter Nachfolger, ein Franzose von Geburt und durch Philipp zu seiner Würde erhöht, ging gar nicht nach Rom, sondern verlegte 1309 den päpstlichen Sitz nach Avignon, wo er fast siebzig Jahre verblieben ist. Von der Zeit an stand das Papsttum im Dienste Frankreichs. Nun warb Philipp für seinen Bruder Karl von Valois um die deutsche Kaiserkrone, damit, wie er sagte, das Kaisertum von den Deutschen, auf die es der Papst übertragen habe, wieder an die ursprünglichen Inhaber, die Franken, die Nachfolger Karls des Großen, zurückfiele. Der Papst mußte sich seinem tyrannischen Herrscher fügen und diese Wahl empfehlen. Heimlich aber, da er selbst das französische Königshaus — dessen einer Zweig in Neapel herrschte und von da aus auch die ungarische Krone erworben hatte — nicht zu mächtig sehen wollte, trieb er die geistlichen Kurfürsten zu einer anderen Wahl. Nun brachte Peter Aichspalter den Bruder Balduins, jenen Lützelburger Grafen Heinrich, in Vorschlag und erwarb ihm auch die Stimmen der anderen Wähler. Am Königsstuhl zu Rense, von wo der Schall eines Jagdhorns in den

Ländern von vier Kurfürsten gehört werden konnte*), im Schatten der Nußbäume des Rheinthals, einigte man sich über die Wahl, die dann in Frankfurt a. M. der Verabredung gemäß vollzogen wurde. So die Überlieferung. Die Geschichtsforschung unserer Tage weiß von alledem nur, daß Heinrich von Lützelburg durch das besondere Bemühen seines Bruders Balduin von Trier zu Rense zum König ausersehen und wenig später in Frankfurt gewählt ward und daß auch der Erzbischof von Mainz, nach seinem Geburtsort von Aspelt genannt, dem Grafen Heinrich seine Stimme gab, obwohl Clemens V. nach König Philipps Wunsche für Karl von Valois eintrat.

§ 215. Das blutige Ende Adolfs von Nassau, noch mehr das Albrechts von Österreich, wobei sich Königsmord mit Verwandtenmord paarte, hatten im Reiche einen erschütternden Eindruck hinterlassen. Es war Zeit, in sich zu gehen und nicht mehr bloß nach Grundsätzen niedriger Habsucht zu verfahren. Und so faßte Heinrich VII. (1308—1313) seine Aufgabe: ein Kaiser zu sein im alten Sinne des Wortes, hochstehend über den Parteien, Frieden und Gerechtigkeit verwaltend kraft seines geheiligten Ansehens als oberster Schiedsrichter der Christenheit. Um so mehr konnte auch er mit vollen Händen seinen Wählern schenken: er glaubte, in seiner Würde und seinem edeln Willen allein die Bürgschaft zu haben, sein Amt erfüllen zu können; und in der That hat er noch einmal das Kaisertum im vollsten Adel seines großen Berufes dargestellt.

§ 216. Und gerade ihm, der am wenigsten nach Hausmacht strebte, brachte ein günstiges Geschick sie im vollsten Maße. Seit Wenzels III. Tode (1306, § 212) lagen in Böhmen die Parteien im Kampfe um die Thronfolge. Die habsburgische Partei hatte wohl die Wahl Rudolfs (§ 212) durchzusetzen vermocht, doch nach seinem Ende (§ 213) verlor sie an Boden; die Mehrheit berief zum König Heinrich von Kärnten, der Wenzels älteste Schwester Anna zur Gemahlin hatte. Aber auch er vermochte, schwach und wankelmütig wie er war, in Böhmen nicht festen Fuß zu fassen. Die Hoffnungen der Böhmen wandten sich immer mehr und mehr der jüngeren Schwester Wenzels, der ehrgeizigen Elisabeth, zu. Heinrich VII. hatte das Recht des Reichs, über das erledigte Böhmen zu verfügen, immer betont: jetzt kam er dem Wunsche der böhmischen Großen, die sich an ihn wandten, nach und belehnte seinen jungen Sohn Johann, den er mit Elisabeth vermählte, mit dem Königreich. Unter der Leitung Peters von Aspelt ging Johann nach Böhmen, um es in Besitz zu nehmen. Über ein Jahrhundert ist es dann bei seinem Hause geblieben und unter ihm zu hohem Glanze gelangt.

§ 217. Dann waltete Heinrich des Landfriedens, verständigte sich mit den stolzen Söhnen König Albrechts, Leopold und Friedrich, und ächtete den alten Landfriedensbrecher Eberhard von Württemberg. Die Leichen seiner beiden Vorgänger, Adolfs von Nassau und Albrechts, ließ er im Dom zu Speyer feierlich beisetzen: so einte versöhnend das Grab, was im Leben sich feindlich entgegengestanden hatte. — Bald zog es ihn dann nach Italien, dem das Kaiseramt nach alter Anschauung nicht minder galt und dem es nicht minder not that als Deutschland. Hier war, seitdem durch den grimmigen Haß der Päpste die staufische Macht erlegen war, alles in zuchtlosem Treiben verwirrt und verwüstet; Guelfen und Ghibellinen nannten sich die Parteien, obwohl sie wenig mehr von den alten Merkmalen an sich

*) Hier, oberhalb Koblenz, stießen Köln, Trier, Mainz und die Pfalz nahe zusammen.

trugen. Gesandte des aus Mailand vertriebenen Matteo Visconti forderten den König zum Zuge auf; auch die jetzt in Mailand herrschenden Torre sandten Boten: überall rüsteten sich die Parteien auf des Herrschers Ankunft. Als einen Heiland des zerrissenen Italiens begrüßte ihn der große Florentiner Dichter Dante. So zog er mit Einwilligung des Papstes über die Alpen; von allen Seiten kam ihm Zuzug; in Mailand, das ihn mit großem Gepränge empfing, ward er mit der eisernen Krone geschmückt. Als er aber in echt kaiserlichem Sinne erklärte, er komme für alle, nicht für diese oder jene Partei, so verbanden sich bald alle in ihren selbstsüchtigen Hoffnungen Getäuschten gegen ihn; die furchtbare viermonatliche Belagerung von Brescia zeigte, daß der alte Nationalhaß nicht erloschen sei; zuletzt fanden alle Gegner ihren leitenden Mittelpunkt in König Robert von Neapel, dem Enkel jenes Karl von Anjou, der einst Konradin gerichtet hatte. Unterdessen war Heinrich nach Rom gekommen und hatte durch Abgesandte des in Avignon weilenden Papstes die Kaiserkrone empfangen; darauf war er vor Florenz gezogen, aber ohne diese mächtige Stadt unterwerfen zu können. Von dem treuen Pisa aus ächtete er dann den König Robert und bereitete im Bunde mit Friedrich von Sicilien (§ 176) einen Feldzug zu Wasser und zu Lande gegen ihn vor. Da gebot ihm der Papst als willfähriges Werkzeug des französischen Königs Stillstand, ja drohte mit dem Banne, wenn Heinrich zu gehorchen sich weigern sollte. Der Kaiser ließ sich durch solches Drohen nicht beirren; schon war er auf dem Marsche gegen Neapel, als in Buon-Convento bei Siena ein heftiges Fieber seinem Leben ein frühes Ende bereitete*) (1313). In Pisa ward er bestattet. Die Geschichte kennt wenig so reine und edle Gestalten wie ihn; selbst der Neid seiner Feinde hat keinen Flecken auf seinen Charakter geworfen. Daß ihm bei aller Hoheit seines Strebens kein Erfolg beschieden war, ist ein deutlicher Beweis dafür, daß die Zeit des alten Kaisertums wie der mittelalterlichen Ideen überhaupt unwiederbringlich dahin war.

5. Ludwig der Bayer. 1314–1347.

§ 218. Noch immer hielt sich das habsburgisch-österreichische Haus für das nächstberechtigte zur deutschen Krone. An seiner Spitze standen damals Friedrich der Schöne und Leopold, Söhne König Albrechts, beides ritterliche Herren, Feinde städtischer und bäuerlicher Freiheit. Schon dem Lützelburger Heinrich hatte Friedrich sich nur unmutig gefügt. Jetzt war das von jenem gegründete Haus neben dem habsburgischen emporgewachsen und drohte sogar es zu überflügeln. Da aber König Johann von Böhmen (§ 216), der Sohn Heinrichs VII., erst ein 17jähriger Jüngling war, so durfte die lützelburgische Partei nicht hoffen, ihn auf den Thron zu erheben. Sie wandte deshalb ihr Augenmerk auf das wittelsbachische Haus, in dem zwei Brüder, Rudolf und Ludwig von Oberbayern und der Pfalz, seit lange schon sich feindlich gegenüberstanden. Letzterer war ein tüchtiger, ritterlicher Mann und hatte erst kürzlich Friedrich dem Schönen von Österreich, der einst der Freund seiner Jugend gewesen, jetzt aber sein erbitterter Feind war, an der Spitze der bayrischen Städte ein siegreiches Treffen bei Gamelsdorf geliefert (1313). Auf ihn lenkte man die Wahl, und wirklich vereinten sich auf ihn in Frankfurt die Kurstimmen von Mainz,

*) Daß er an Gift gestorben sei, ist damals wohl vielfach behauptet, aber nie bewiesen worden. Das Abendmahl, bei dessen Genuß er vergiftet worden sein soll, hat er erst genommen, als die Ärzte ihn schon aufgegeben hatten.

Trier, Böhmen, Sachsen-Lauenburg und Brandenburg. Man bezeichnet ihn als Ludwig IV. von Bayern (1314—1347).

§ 219. Aber schon einen Tag vorher war am andern Ufer des Mains auch ein König gewählt worden. Dort hatte sich nämlich Friedrich der Schöne mit seinem Anhange eingefunden, unter dem Rudolf, Ludwigs Bruder, der Hervorragendste war. Auch Friedrich hatte einige Stimmen für sich, besonders den Kölner Erzbischof. Dieser salbte ihn, da Ludwig ihm bereits auf dem Wege nach Aachen zuvorgekommen war, zu Bonn, während Ludwig an demselben Tage zu Aachen vom Erzbischof von Mainz gekrönt wurde. Bald standen sich beide Könige mit den Waffen gegenüber, ohne daß es jedoch in den nächsten Jahren zu einer ernstlichen Entscheidung kam. Zunächst suchte der Papst, der schlimme Johann XXII., von dem abermaligen Zwiste in Deutschland Nutzen zu ziehen. Er entschied sich weder für Ludwig noch für Friedrich, die sich beide um seine Anerkennung bemühten; ihm lag vielmehr daran, daß keiner von beiden die Oberhand so vollkommen gewänne, um eine Kaiserkrönung verlangen zu können. Denn so lange es keinen Kaiser gab, so lange gebührte nach seiner anmaßenden Auffassung ihm die Verwaltung und Regierung des Reichs, jedenfalls Italiens. Aber er hatte sich verrechnet. Das Glück der Waffen entschied für Ludwig schneller, als er erwartet hatte. Zuerst schlugen die Schweizer (§ 313) Friedrichs unruhigen, rastlos für ihn arbeitenden Bruder Leopold am Morgarten nordöstlich vom Vierwaldstättersee (1315). Dann ward Friedrich selbst 1322 in der Schlacht von Ampfing oder Mühldorf am Inn, die er gewagt hatte, ohne seinen Bruder Leopold abzuwarten, geschlagen und gefangen genommen. Die Entscheidung dankte Ludwig dem rechtzeitigen Anrücken des Nürnberger Burggrafen, Friedrichs IV. von Hohenzollern.*) Friedrich der Schöne ward auf die Burg Trausnitz an der Naab gebracht. In fast dreijähriger Haft ergrauten, so erzählt man, seine blonden Locken, während seiner Gemahlin, einer aragonischen Königstochter, von dem Weinen um ihn die Augen erblindeten. Indessen stritt sein Bruder, der trotzige Leopold, für ihn weiter und schloß sich sogar dem König von Frankreich an, der selbst nach der deutschen Krone trachtete und sich dabei auf einzelne Kurfürsten, vor allem aber auf den in Avignon thronenden Papst stützte, der jetzt, da Ludwig Miene machte, den Ghibellinen in Italien zu Hilfe zu ziehen, Bann und Interdikt (§ 178) gegen den von ihm nicht anerkannten, also in seinen Augen unrechtmäßigen König Ludwig und seine Anhänger schleuderte. In dieser Not bot der König seinem Gegner Friedrich selbst die Hand zur Versöhnung und entließ ihn, nachdem Friedrich der Königswürde entsagt hatte, seiner Haft, verpflichtete ihn aber, wenn er Leopold und dessen Anhang nicht zum Frieden stimmen könne, sich ihm wieder zu stellen. Und treu seinem Worte kehrte Friedrich, da ihm dies nicht gelang, unbekümmert um des Papstes Verbot und Zorn zu Ludwig zurück; dieser aber hielt ihn fortan als seinen Freund, und wie einst in den Tagen der glücklichen Knabenzeit teilte er mit ihm wieder Wohnung, Tisch und Lager; auch die Reichsgeschäfte führten beide eine Zeit lang gemeinsam. Doch starb Friedrich schon 1330; sein Bruder Leopold war bereits 1326 seinen rastlosen Anstrengungen erlegen.

§ 220. Ludwig von Bayern war nun Herr im Reiche und unternahm im Jahre 1327 mit einem kleinen Söldnerheere seinen Römerzug. In Italien

*) Die Gegenwart des viel erwähnten Seifried Schweppermann ist nur bei Gamelsdorf (§ 218) unbestritten.

empfingen ihn die Ghibellinen, und mit ihrem Beistande gelangte er nach Rom. Hier nahm er die Kaiserkrone aus den Händen des dem Papsttume längst verfeindeten Sciarra Colonna, des obersten der 4 Krönungs-Syndici, denen das souveräne Volk von Rom für diesen Tag seine Gewalt übertragen hatte. Bald darauf erklärte er den Papst Johann XXII. für abgesetzt und erhob einen frommen Bettelmönch auf den Stuhl Petri. Aber Ludwigs Geldforderungen für seine Soldtruppen empörten die wankelmütigen Italiener gegen ihn, und sein Rückzug aus Rom und Italien glich fast einer schimpflichen Flucht. Dennoch führte er eine Zeit lang seinen Kampf gegen den Papst von Avignon mutig weiter. Auf seiner Seite standen die wegen ihrer Auffassung von der Armut Christi hart mißhandelten Franziskaner-Bettelmönche (§ 186), und diese besonders legten nun in Predigten und Schriften alle Schäden und Gebrechen der damaligen Kirche ohne Schonung bloß. Bald freilich zeigte sich Ludwig unmännlich schwankend, zum Widerruf, zu jedem Zugeständnisse, selbst zur Niederlegung seiner Krone bereit; auch sein Papst that demütig Buße und beugte sich vor Johann. Als es aber unter Johanns Nachfolger, dem milden und versöhnlichen Benedikt XII., immer klarer zu Tage trat, daß der Papst ganz in der Gewalt des französischen Königs stand und nicht nachgeben durfte, selbst wenn er wollte, da ward der Unwillen in Deutschland allgemein, und die Kurfürsten, durch des Papstes Anmaßung in ihren eigensten Rechten gekränkt, erhoben sich zu einer mannhaften, entscheidenden That. Bei dem alten Königsstuhl zu Rense (§ 214) traten sie — nur der französisch gesinnte Johann von Böhmen fehlte — zu einem Kurverein zusammen (1338) und beschworen: ein deutscher König habe seine Würde allein von Gott und durch die Wahl der deutschen Kurfürsten; dem Papste stehe dabei keine Entscheidung, Bestätigung oder Verwerfung zu. Zum erstenmal seit langer Zeit hatten sie sich erinnert, was sie deutscher Ehre und Unabhängigkeit schuldig waren. Ludwig aber ließ noch in demselben Jahre durch den Reichstag zu Frankfurt, auf dem nicht nur die Fürsten, sondern auch die Reichsstädte vertreten waren, die Renser Beschlüsse bestätigen und erklären, daß der gewählte König auch zur Führung des Kaisertitels berechtigt sei.

§ 221. Doch Ludwigs ungemessenes Streben nach Vergrößerung seiner Hausmacht verletzte nur zu bald wieder die deutschen Fürsten. Schon 1324 hatte er Brandenburg nach dem Aussterben des Zweigs der Askanier (§ 196), der hier regiert hatte, an seinen Sohn Ludwig gegeben. Jetzt bot sich ihm auch die Gelegenheit, Tirol zu gewinnen. Diese Grafschaft hatte die Tochter Heinrichs von Kärnten (§ 216), Margarete Maultasch, so genannt von ihrer Mundbildung, nach anderen von einem Schlosse in Tirol, ihrem ersten Gemahl, einem Sohne König Johanns von Böhmen, zugebracht, während Kärnten den Österreichern überlassen werden mußte. Die Ehe war keine glückliche; Margarete wandte sich von ihrem Gemahl ab, und der Kaiser ließ eigenmächtig ihre Ehe trennen und vermählte 1342 Margarete mit seinem oben erwähnten Sohne Ludwig, dem er schon Brandenburg verliehen hatte und so auch Tirol erwarb. Hierdurch reizte er das mächtige lützelburgische Haus gegen sich; als er dann 1345 auch Holland, Seeland, Friesland und Hennegau als Erbe seiner Gemahlin, einer Avesnes (§ 212), an sich zog, empörte diese Ländergier alle Fürsten. Dazu kam, daß auch der Papst (Clemens VI.) endlich völlig mit ihm brach, weil Ludwig, obwohl er sich voll Kleinmut im Verlaufe langer Unterhandlungen den von der Kurie gestellten harten

Forderungen gefügt hatte, sich dann doch ihrer Erfüllung zu entziehen versuchte. In den stärksten Ausdrücken sprach Clemens (1346) den Fluch über ihn aus, erließ die Aufforderung zu einer Neuwahl und setzte es durch, daß die Mehrzahl der Kurfürsten an seiner Stelle den ihm willfährigen Lützelburger Karl (IV.), den Sohn Johanns von Böhmen, wählte; es geschah dies zu Rense, an derselben Stelle, wo erst acht Jahre vorher der Kurverein seinen rühmlichen Beschluß gefaßt hatte. Den Neugewählten beschützte auch der französische König, während sich Ludwig in Deutschland besonders auf die von ihm stets begünstigten Städte stützte. Der Kampf war noch unentschieden, als Ludwig der Bayer 1347 auf einer Bärenjagd plötzlich vom Schlage getroffen starb. — Kaiser Ludwig verdient das ungemessene Lob nicht, das ihm von manchen Seiten gezollt worden ist, denn seine Familie stand ihm höher als das Reich, aber vergessen sollte man bei seiner Beurteilung doch auch nicht, daß ihm und seinem Kampfe gegen Johann XXII. das Reich die Tage von Rense und Frankfurt zu danken hat.

6. Karl IV. von Böhmen (Lützelburg). 1346—1378.

§ 222. Karl IV., der Enkel Heinrichs VII. aus dem lützelburgisch-böhmischen Hause, hatte seine Wahl durch große Versprechungen und Geldgeschenke von den Kurfürsten erkauft, hatte dem Papste, freilich in vielgewundenen, nicht recht klaren Worten, gelobt, weder die Bestimmungen des Kurvereins von Rense (§ 220), noch die früheren Ansprüche der Kaiser auf Italien geltend zu machen, und nahm nun ebensowenig Anstand, auch den Städten allerlei zu verheißen, um sie für sich zu gewinnen. Dennoch fehlte ihm, dem „Pfaffenkönig“, lange Zeit die allgemeine Anerkennung. Vor allem wirkte ihm das wittelsbachisch-bayrische Haus entgegen, an dessen Spitze nun König Ludwigs Sohn, Ludwig von Brandenburg, stand. Als jetzt Karl den Markgrafen Ludwig mit Hilfe der Feinde Brandenburgs bedrängte und einen plötzlich auftretenden Pilger, der sich für den letzten Askanier Waldemar ausgab (den falschen Waldemar), als Markgrafen von Brandenburg anerkannte, da stellten die Wittelsbacher in dem Grafen Günther von Schwarzburg, einem geraden, ritterlichen Manne, einen Gegenkönig gegen Karl IV. auf. Ein neuer Bürgerkrieg sollte nun, so schien es, Deutschland verwüsten, und das in einer Zeit, wo schon schweres Unheil das unglückliche Land heimsuchte. Eine furchtbare Pest nämlich, der schwarze Tod genannt, ging durch die Länder Europas und wütete auch in den deutschen Gebieten. — In Deutschland war, da Karl IV. von den bedeutenderen Reichsstädten noch immer nicht anerkannt wurde, alles voll Streit und Parteiung. Aber Karl gelangte durch Unterhandlungen weiter als durchs Schwert. Er vertrug sich mit Ludwig von Brandenburg, gab den falschen Waldemar, den er bisher unterstützt hatte, auf, und Günther, von seinem Anhange verlassen, ohnehin dem Tode sich nahe fühlend, gab gegen 22000 Mark Silber seine Kronansprüche auf. Wenige Wochen darauf starb er (1349)*). Dann gewann Karl IV. auch die Städte, indem er auch ihnen große Rechte zugestand.

§ 223. Karl IV. war also nun Alleinherrscher. Kalt, überlegend, fein und schlau in seinen Unterhandlungen, gelehrt und geistreich, war er gleich fern von dem edlen Sinne seines Großvaters (§ 215) wie von dem

*) Seine angebliche Vergiftung ist wie vieles derartige ins Reich der Fabeln zu verweisen.

abenteuerlichen Geiste seines Vaters (§ 271). Seine große Kunst war, in einer Zeit, wo fast kein Fürst mit seinen Einkünften auszukommen verstand, stets bei Gelde zu sein. Durch geschickte Benutzung der Umstände mehrte er seine Hausmacht, die sich zuletzt weithin durch den Osten Deutschlands erstreckte (§ 272). Rechte und Einkünfte des Reiches preiszugeben machte ihm geringe Bedenken, zumal in Italien, wo er sich von Städten und fürstlichen Machthabern geradezu Geld dafür zahlen ließ. Doch hielt er auf äußere Würde und Majestät. Auch Romfahrten hat er gemacht, aber mit geringer Begleitung und ohne den stolzen Sinn seiner Vorfahren. Im Jahre 1355 empfing er die Kaiserkrone, blieb aber, wie er dem Papste versprochen hatte, nur einen Tag, nicht einmal eine Nacht in Rom. Die römischen Patrioten, Männer wie Cola Rienzi, der sich voll prahlerischen Stolzes den Tribunen der römischen Republik nannte, aber noch vor der Kaiserkrönung ermordet ward, und Schwärmer für die alte Kaiserherrlichkeit wie der Dichter Petrarca, der wie einst Dante (§ 217) durch den Kaiser über Italien und die Christenheit Friede und Ordnung verbreitet sehen wollte, fühlten sich schwer getäuscht von diesem Herrscher, der nicht im entferntesten gesonnen war, eitlen Träumen untergegangener Größe zu huldigen.

§ 224. Für Deutschland aber hat Karl IV., von seiner ersten Romfahrt zurückgekehrt, eine folgenreiche Schöpfung ins Leben gerufen. Auf den Reichstagen zu Nürnberg und dann zu Metz erließ er 1356 ein Reichsgrundgesetz, die sog. Goldene Bulle. In der Überzeugung, daß für Deutschland der rechtlose Zustand aufhören müsse, ordnete er durch diese zunächst die Wahl der deutschen Könige. Denn „ein jeglich Reich“ — so beginnt die Goldene Bulle — „so in ihm selbst uneins ist, wird zu Grunde gehen. Denn seine Fürsten sind der Räuber Gesellen, darum hat Gott die Leuchten ihres Geistes von ihrer Stelle gethan, sie sind blinde Blindenleiter geworden, und mit blinden Gedanken begehen sie viel Missethat“. Durch die Goldene Bulle wurden zunächst die sieben Kurfürsten bestimmt: die drei geistlichen von Mainz, Trier und Köln (noch im Sinne des alten Reichs als Erzkanzler für Deutschland, Burgund und Italien) und die vier weltlichen: der König von Böhmen als Erzschenk, der Pfalzgraf bei Rhein als Erztruchseß, der Herzog von Sachsen als Erzmarschall, und der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer.*) Wenn Einstimmigkeit bei der Wahl nicht erzielt werden könnte, so sollte der von der Mehrheit Gewählte rechtmäßiger König sein. Die Kurfürsten wurden vor den übrigen Reichsfürsten durch besondere Ehren und Rechte ausgezeichnet: in ihrem Gebiete sollten sie die höchste Gerichtsbarkeit haben, und von ihrem Rechtsspruche sollte man nicht einmal an den Kaiser appellieren dürfen; sie erhielten ferner in ihren Territorien das Münzrecht, die Bergwerke, den Judenzoll, was alles bisher Regal, d. h. königliches Eigentum, gewesen war; alljährlich sollten sie sich zum Rate des Königs versammeln; die weltlichen Kurländer sollten stets ungeteilt auf den Erstgeborenen forterben. Als Wahlstadt ward Frankfurt, als Krönungsstadt Aachen bestimmt. Gesetze zur Aufrechterhaltung des Landfriedens schlossen sich diesen Bestimmungen an. Den Städten war die Goldene Bulle nicht freundlich. Sonderbündnisse und die Aufnahme auswärts Wohnender, sogenannter

*) Kurpfalz vertrat mithin von nun an das wittelsbachische Haus, dessen herzogliche Linie von der Kur ausgeschlossen blieb. Bei Sachsen ward für Sachsen-Wittenberg, nicht für Sachsen-Lauenburg entschieden. In beiden Häusern war bisher das Kurrecht in den verschiedenen Linien streitig gewesen (§§ 218. 219).

Pfahlbürger, wurden ihnen geradezu verboten. Des Papstes und seines angeblichen Bestätigungsrechts war mit keinem Worte gedacht. — Mit der Goldenen Bulle war der erste Schritt zu einer neuen Ordnung Deutschlands gethan, die aber nicht weiter entwickelt worden ist. Die nächste Folge war nur die fast schrankenlose Landeshoheit der Kurfürsten, der andere Fürsten bald nachstrebten.

§ 225. Karl IV. hatte in seiner ganzen Regierung gezeigt, daß er ein praktischer Politiker und nicht gewillt sei, durch starres Festhalten an seinen Grundsätzen sich Vorteile entgehen zu lassen; er scheute sich deshalb auch nicht, gegen die Bestimmungen seines gerühmtesten Werkes, der Goldenen Bulle, zu verstoßen, um seinem Sohne Wenzel die Wahl zu sichern, was ihm nach vielen Bemühungen auch gelang. Und als im Jahre 1376 zunächst zur Verteidigung der reichsstädtischen Freiheiten und Rechte der schwäbische Städtebund (§ 302) gegründet worden war, erklärte der Kaiser zwar anfangs die verbündeten Städte in die Acht und ließ sie, nachdem er zuerst selbst zu den Waffen gegriffen hatte, durch die bayrischen Herzöge und besonders durch den Großen Eberhard von Württemberg (den Greiner oder Rauschebart) bekriegen; aber schon 1377 befreite König Wenzel, zugleich im Namen seines Vaters, die Städte von der Acht und erkannte den Bund trotz der widersprechenden Bestimmungen der Goldenen Bulle an. — Es waren schwere Jahre für Karl IV., diese letzten seiner Regierung. Im Reiche zeigte der Städtekrieg, 1376—1389 (§§ 302. 303), wie wenig doch Ordnung und Ruhe in Deutschland geschaffen sei. Dazu begann in der Kirche schon damals die große Spaltung, und von Osten her drohten die Türken über das zerrüttete Europa hereinzubrechen: da starb Karl IV., der schon lange krank gewesen war, auf seinem Schlosse zu Prag (1378). Für Böhmen wie für alle seine Erblande ein Vater, ist er dem Reiche — um den Ausspruch eines späteren Kaisers, Maximilians I., zu benutzen — ein Stiefvater gewesen, an Gesinnung mehr Böhme als Deutscher, obschon er die Einwanderung Deutscher in Böhmen begünstigte.

7. Wenzel von Böhmen. 1378—1400. Ruprecht von der Pfalz. 1400—1410.

§ 226. Wenzel, der seinem Vater Karl IV. folgte, war von diesem gelehrt erzogen und früh in die Regierungsgeschäfte eingeweiht worden; aber er war von heftigem, aufbrausendem Charakter, und nach und nach arteten seine Sitten zu wüster Roheit aus. Doch waren seine Anfänge gut und vielverheißend. Er nahm sich der Beseitigung der Kirchenspaltung, ferner des Landfriedens und der Münzverbesserung eifrig an. Aber im südlichen Deutschland wütete noch der Städtekrieg: der große schwäbische Städtebund, verschiedene Ritterbünde wie die brimmenden Löwen, die von St. Georg, St. Wilhelm und andere, endlich die aufstrebenden Fürsten, wie Eberhard von Württemberg und (in den vorderen Landen) Leopold von Österreich — alles stand sich hier feindlich gegenüber. Bei so schwerer Verwirrung blieb es erfolglos, wenn Wenzel dem schon von seinem Vater gegebenen Beispiele folgend sich ernstlich um die Ordnung mühte und unter anderm Deutschland in Kreise, „Parteien", wie man damals sagte, (zunächst in vier) zu teilen und Schiedsgerichte für Streitigkeiten einzusetzen begann. Es sind dies die ersten Anfänge einer Kreiseinteilung in Deutschland. Aber Ruhe ward darum mit nichten. Während die Schweizer bei Sempach (1386) und bei Näfels (1388) ihre Selbständigkeit verteidigten (§ 313), ward auch

in Schwaben und am Rhein zwischen Städtern und Fürsten gekämpft. Doch hier war der Erfolg auf der Seite der Fürsten. Bei Döffingen (1388) siegte Eberhard von Württemberg, bei Worms in demselben Jahre Ruprecht von der Pfalz (§ 303). Der Kaiser verbot nun (1389) zu Eger jede Einung der Städte und verkündete einen allgemeinen Landfrieden, freilich ohne rechten Erfolg.

§ 227. Bald aber gewann eine ungezügelte Wildheit mehr und mehr in Wenzel die Oberhand. Mit seinen böhmischen Ständen zerfiel er und war einige Zeit sogar ihr Gefangener. Gegen Adel und Pfaffen in seinem Lande erbittert übte er am liebsten schnelle Gerechtigkeit, wohl auch grausame Rache; daher erzählte man von ihm, der Henker, den er seinen Gevattersmann nenne, sei sein liebster Begleiter. „Venceslaus alter Nero“ *) schrieb man ihm einst an seine Thür; er aber schrieb, wie er denn weder des rasch treffenden Verstandes noch einiger Gelehrsamkeit entbehrte, darunter: „Si non sum, adhuc ero.“ *) Der Jagdlust leidenschaftlich zugethan war er stets von großen und wilden Doggen begleitet, von denen, wie man glaubte, seine erste Gemahlin zerrissen ward; ihren Beichtvater, den heiligen Nepomuk **), erzählte später die fromme Sage, ließ er von der Moldaubrücke stürzen, da jener ihm die Beichtgeheimnisse der Königin nicht hätte verraten wollen. Vor allem aber war wüste Trunksucht sein Laster. Trotzdem war er beim niederen Volke nicht unbeliebt, und erst die späteren Aufzeichnungen, besonders Geistlicher, gefallen sich darin, ihn geradezu als Tyrannen hinzustellen.

§ 228. Keineswegs waren es seine unköniglichen Laster, die endlich seine Absetzung durch die Kurfürsten herbeiführten, obwohl man natürlich sie zu betonen nicht unterließ. Die Gründe lagen vielmehr in der Ränkesucht des Erzbischofs von Mainz, in dem Mißtrauen der rheinischen Kurfürsten gegen die scheinbar zu Frankreich neigende Politik des Königs und in der durch florentinisches Gold genährten Unzufriedenheit der Fürsten über Wenzels Maßnahmen in Italien. Dazu kamen die unklaren kirchlichen Verhältnisse. Seit Wenzels Regierungsantritt war die Kirche in ein Papsttum von Rom und ein Papsttum von Avignon gespalten (§ 232). Diese Kirchentrennung zu beseitigen, kam Wenzel 1398 mit dem französischen Könige zu Reims zusammen. Sie verabredeten, beide Päpste zur Abdankung zu bringen, und natürlich war nun der in Deutschland anerkannte Papst Bonifaz IX. mehr gegen als für Wenzel. Im August 1400 setzten die vier rheinischen Kurfürsten den König zu Oberlahnstein ab, indem sie selbstsüchtige Zwecke schlecht mit dem Mantel der Tugend und Vaterlandsliebe deckten. Sie warfen ihm seine Laster vor und vor allem, daß er den Johann Galeazzo Visconti für 100000 Goldgulden als Herzog von Mailand und aller von hier aus eroberten Ortschaften bestätigt und so als ein „Entgliederer“ des Reichs Gebiete desselben vergeben habe. Sie erklärten ihn für abgesetzt und koren aus ihrer Mitte den Pfalzgrafen Ruprecht. Wenzel erkannte diesen Beschluß natürlich nicht an, schien sich jedoch leicht darüber zu trösten.

§ 229. Ruprecht von der Pfalz (1400–1410), ein Wittelsbacher, war kein untüchtiger Mann, aber im Reiche zu Ansehen zu kommen ist ihm nicht gelungen. Kaum daß er mit Wenzel noch einen matten, erfolglosen Krieg um die Krone führte. Dann schien es ihm besser, nach Italien zu ziehen

*) „Wenzel, ein zweiter Nero.“ — „„Bin ich's nicht, so werd' ich's fortan sein.““

**) Johannes von Pomuk war erzbischöflicher Generalvikar und ward auf Wenzels Befehl ertränkt, weil er die Umwandlung einer Abtei in ein Bistum, die der Kaiser geplant, vereitelt hatte.

und für sich zu gewinnen, was Wenzel hier vergeben hatte; aber von der neuen Kriegskunst der Bandenführer (Condottieri) geschlagen kehrte er noch ärmer und ungeehrter zurück, als er gegangen war. Bald galt er auch im Südwesten Deutschlands, wo er allein anerkannt gewesen war, nichts mehr. Alle Macht raffte hier der gewaltthätige, ehrgeizige Erzbischof von Mainz, Johann von Nassau, „der beißende Wolf", an sich, der aus Fürsten und Reichsstädten den Marbacher Bund (1405) zusammenbrachte „zu Schutz und Trutz gegen jedermann, wer es auch wäre" — eine Verbindung, die trotz aller formellen Versicherungen doch nur gegen den König gerichtet sein konnte. Und so tief gesunken waren beide Könige, daß sie sich bald wetteifernd um die Gunst dieses Bundes bemühten. Als Ruprecht endlich Miene machte, den Druck des Mainzers abzuschütteln und ihn nach Gebühr zu züchtigen, ereilte ihn der Tod (1410).

§ 230. Die deutschen Zustände waren in völliger Auflösung; im ganzen Norden Deutschlands, vom Rhein bis zur Elbe, lebte man wie außer dem Reich; im Osten stand es mit den größeren Territorien: Brandenburg, Meißen, Böhmen, Österreich, nicht viel anders, und in Franken und Schwaben war alles in Verwirrung. Dennoch traten um diese jetzt so entwertete Krone abgesehen von Wenzel von Böhmen, der in seine Absetzung noch immer nicht gewilligt hatte, noch zwei Bewerber auf, beide wie jener aus dem lützelburgischen Hause: Wenzels Bruder Siegmund, der von des Vaters Gebiet die Mark Brandenburg ererbt und durch Heirat Ungarn erworben hatte, und sein Vetter Jost von Mähren, der geizig wie er war, das Reich immer noch für eine gute Einnahmequelle halten mochte. „Er galt für einen großen Mann", sagt ein alter Chronist, „aber es war nichts groß an ihm als sein Bart". Auf Siegmund setzten, die es noch mit dem Reiche wohlmeinten, ihre Hoffnung. Zu diesen gehörte der kluge und reichstreue Friedrich VI. von Hohenzollern, der Burggraf von Nürnberg; und dem Eifer wie dem Geschicke dieses Mannes gelang es wirklich, die Wahl Siegmunds, wenngleich nur mit drei Kurstimmen, durchzusetzen (1410). Glücklicherweise starb Jost Anfang 1411, und Wenzel ließ sich mit dem Titel eines römischen Königs abfinden. Nun wählten auch die Kurfürsten, die sich von der ersten Wahl fern gehalten hatten, Siegmund (1411).

8. Siegmund 1411—1437. Das Konzil zu Konstanz. Hussitenkriege.

§ 231. Noch einmal schien es, als könne eine Genesung in den deutschen Zuständen eintreten. Siegmund, Karls IV. zweiter Sohn, im besten Mannesalter, schön, ritterlich, hoch begabt und gebildet, brachte eine Hausmacht mit, die allein schon Achtung gebot: ihm gehörten die Kronen von Ungarn, Bosnien, Dalmatien und in Deutschland die brandenburgischen Marken. Indem er sich auf seine Hausmacht stützte, sich mit dem bayrischen Hause verständigte und anfangs mit Klugheit und Geschick auftrat, schien Siegmund, dem Friedrich von Hohenzollern als Freund und Berater zur Seite stand, noch einmal Ordnung im Reiche herstellen zu wollen. Außerdem aber trat er auch wieder in die großen Fragen der Christenheit ein. Der Zustand der Kirche, die damals drei Päpste hatte, erheischte eine schleunige Reform, und war auch der Kaiser in Deutschland durch die Fürsten sehr gehemmt, so galt doch sein Titel noch bei allen Völkern als der höchste der Christenheit, und je weniger man von dem Papste hoffen durfte, um so mehr erinnerte man sich daran, daß der Kaiser das weltliche Ober-

schutzamt der Kirche habe. Diese seine Aufgabe ergriff Siegmund mit Eifer, und so kam es, daß für kirchliche und Reichsangelegenheiten zugleich das Konstanzer Konzil (1414—1418) berufen wurde.

§ 232. Fast siebzig Jahre war, seit Philipp der Schöne, König von Frankreich, den Papst Bonifaz VIII. von seiner Höhe herabgestürzt hatte, der Sitz der obersten kirchlichen Gewalt in Avignon gewesen (das sog. babylonische Exil der Kirche 1309—1377). In dieser Zeit war das Ansehen des päpstlichen Hofes durch Sittenlosigkeit und Schwelgerei, durch Ämterhandel und Gelderpressungen tief gesunken. Als endlich einmal wieder in Rom ein neuer Papst gewählt ward, zeigten sich die französischen Kardinäle mit dieser Entscheidung unzufrieden und stellten aus ihrer Mitte einen andern Papst auf, der wieder in Avignon seinen Sitz nahm. So begann die Kirchenspaltung oder das Schisma (1378—1417). Beide Päpste thaten sich gegenseitig mit den ihnen anhangenden Ländern und Völkern in den Bann; der Streit verwirrte die Gemüter der gläubigen Christenheit mehr und mehr, und da beide Päpste Geld brauchten, so mehrten sich die Erpressungen und die schändlichen Künste, womit sie sich's verschafften. Dieser Zeit gehörte Bonifaz IX. (§ 228) an, der zuerst den Ablaßhandel, der jetzt, wenn auch nicht der Lehre der Kirche nach, so doch thatsächlich zur Vergebung der Sünden um Geld herabsank, ins Große trieb und besonders aus Deutschland ungeheure Summen zusammenscharrte. Bei allen Einsichtigen und Wohlmeinenden erhob sich unter diesen Umständen laut und lauter der Ruf nach einem allgemeinen Konzil. Ein solches, das in seiner Versammlung die ganze Kirche darstelle, müsse, behauptete man, deshalb auch nach Christi Verheißung unmittelbar vom heiligen Geiste geleitet werden, sei mithin unfehlbar, stehe über den streitenden Päpsten und sei allein imstande, die Reformation an Haupt und Gliedern zu vollziehen. Endlich entschlossen sich die Kardinäle in Rom wie in Avignon dazu, ein Konzil nach Pisa zu berufen (1409). Dieses setzte beide Päpste ab und wählte einen neuen; da aber jene nicht wichen, so hatte man nur das Übel verschlimmert und drei Päpste geschaffen, wie man um dieselbe Zeit drei Kaiser hatte. — Diese Verwirrung beschloß nun Siegmund zu schlichten. Da der mächtigste der drei hadernden Päpste, Johann XXIII. (Balthasar Cossa), vor den Waffen des jungen Königs von Neapel eben aus Rom hatte flüchten müssen und bei Siegmund Hilfe suchte, so gelang es diesem, ihn zu bestimmen, ein neues Konzil, und zwar nach Konstanz, auf deutschen Boden, auszuschreiben.

§ 233. Das Konzil zu Konstanz (1414—1418) vereinte noch einmal die ganze abendländische Christenheit zu einer großen Gemeinschaft. Prälaten aus Italien, Deutschland, Frankreich, England, den nordischen und östlichen Reichen, zuletzt auch aus Spanien, kamen hier zusammen; selbst der Patriarch des damals schon von den Türken gefährdeten Konstantinopel schickte Botschaft. Anwesend waren ein Papst und ein Kaiser, die meisten deutschen Reichsfürsten mit adeligem Gefolge, das an Zahl der Diener und Pferde wetteiferte, Gesandte der fremden Könige, zum Teil prinzlichen Geblüts, Abgeordnete verschiedener Universitäten, besonders von Paris, Vertreter von Domkapiteln und Klöstern, endlich eine unzählige Menge von Wechslern, Kaufleuten, Krämern, Abenteurern aller Art und aller Länder, die in dem großen Menschenstrome ihr Glück suchten. Die Art, wie das Konzil sich gestaltete, entsprach ganz jener Zeit, die mehr denn irgend eine andere dem Äußerlichen zugewandt in augenblicklichem Genuß und in fröhlicher Pracht

ihre Befriedigung suchte: jetzt feierliche Hochämter und Prozessionen, jetzt Turniere und fürstliche Einzüge; hier prächtige Bischofsgewande, Mitra und Infuln, dort der rote Hut der Kardinäle, der violette Talar der Doktoren, die schwarzen, braunen und weißen Kapuzen der Äbte und Mönche; dazwischen der Gold- und Silberschmuck der Ritter, ihre wallenden Federbüsche, ihre von Schellen klingenden Gewande, ihre mit Decken gezierten Pferde, ihre Falken und Hunde; die Sprachen des Abendlandes durcheinander rauschend — das alles in eine enge, mittelalterliche Stadt und in ihre mit Zelten bedeckte Umgegend zusammengedrängt, bot das bunteste, belebteste Bild. Die geistlichen Geschäfte schien man gleich von Anfang an mit Eifer zu erfassen. Die Versammlung stimmte, um den übermächtigen Einfluß der zahlreich erschienenen italienischen Geistlichkeit zu brechen, nach Nationen. Man entsetzte den lasterhaften Johann XXIII., der durch schlaue Winkelzüge und zuletzt durch seine Flucht das Konzil aufzulösen versucht hatte, fand sich auch mit den beiden anderen Päpsten ab (Kaiser Siegmund hatte, um den kirchlichen Frieden desto gewisser zu vermitteln, eine abenteuerliche und nicht ganz gefahrlose Reise nach Aragonien, Paris und London gemacht), ernannte zuletzt einen neuen Papst, Martin V., und stellte so die Einheit der Kirche glücklich wieder her. Aber man hatte nicht, wie Siegmund und die deutsche Nation gewollt hatten, zuvor die Reform beraten und durchgeführt, und der neue Papst wußte denn auch das Konzil um die beste Frucht zu bringen, indem er mit den einzelnen Nationen Einzelverträge abschloß. — Eine besondere Wichtigkeit hat das Konzil noch durch die Verurteilung des Johann Hus erlangt.

§ 234. Johann Hus, geboren zu Hussinetz in Böhmen, beliebter Prediger und Lehrer an der Universität Prag und Beichtvater der zweiten Gemahlin König Wenzels, hatte die Schriften des englischen Reformators Wiclif kennen gelernt, hatte sich deren Grundsätze angeeignet und war als strenger Bußprediger, als kühner Tadler kirchlicher Mißbräuche und besonders des Ablaßhandels aufgetreten. Zugleich hatte er als eifriger Böhme, während er Rektor der Universität war und auch später, dafür gekämpft, daß die böhmische Nation über die andern in Prag studierenden Nationen das Übergewicht erhielt, und war so den Deutschen, die, als die Forderung der Böhmen durchging, die Universität verließen und meist nach Leipzig wanderten (Gründung der Universität noch in demselben Jahre, 1409), verhaßt geworden. Der Papst berief ihn zur Verantwortung vor sich, und als er nicht kam, ward er gebannt. Nun appellierte Hus an „den besser zu unterrichtenden Papst", wandte sich mit begeisterter Predigt ans Volk und berief sich auf Christus, das Haupt der unsichtbaren, wahren Kirche; sein Freund Hieronymus verbrannte eine päpstliche Kreuzzugs- und Ablaßbulle am Pranger. Immer tiefer ward die Kluft zwischen Hus und der bestehenden Kirche. Ausgestattet mit einem Geleitsbriefe Siegmunds, der ihm sichere Hin- und Rückreise verbürgte, war Hus zur endlichen Entscheidung seiner Sache vor dem Konzil erschienen, ward aber bald nach seiner Ankunft auf Befehl des Papstes verhaftet und in ein ekelhaftes, ungesundes Gefängnis geworfen. Siegmund, der erst später ankam, war zwar über den Bruch seines Geleits heftig erzürnt, überließ aber dann doch den Ketzer dem Urteilsspruche des Konzils. Dieses, zwar selbst auf Reform bedacht, wollte doch in keiner Weise die Unfehlbarkeit der Kirche und mithin (§ 232) des Konzils selber angezweifelt sehen: Hus aber berief sich auf die heilige Schrift und die ältesten Kirchenväter. Und so weigerte

er sich, die ihm vorgehaltenen oder aufgebürdeten Irrtümer zu widerrufen. Da verdammte ihn das Konzil. Unter den fürchterlichsten Verwünschungen wurden ihm die Priesterweihen genommen, sein Leib dem Tode und seine Seele dem Teufel übergeben. „Und ich", sprach Hus, „befehle sie in die Hände meines Herrn Jesu Christi!" Betend, unter Psalmen und Lobgesängen, schritt er durch eine unzählige Menge zum Scheiterhaufen. Als die Glut um ihn emporstieg, rief er laut: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!", aber als er zum drittenmal rief, schlug ihm die Lohe ins Angesicht; man sah seine Lippen noch wie im stillen Gebete sich bewegen; dann senkte er das Haupt und starb (6. Juli 1415). Seine Asche ward in den Rhein gestreut. Ein Jahr später endete sein Freund Hieronymus, nachdem er seinen durch die Angst ihm entpreßten Widerruf zurückgenommen hatte, an derselben Stelle und mit demselben Mute. Kein Philosoph des Altertums, schrieb damals ein gelehrter Italiener, habe je den Tod mit solcher Standhaftigkeit erlitten, wie diese Männer. Hus aber hatte auf seinen Namen, der im Böhmischen „Gans" bedeutet, hinweisend gesagt: „Die Gans ist ein schwaches und zahmes Tier und erhebt sich nicht zu hohem Fluge; aber stärkere Vögel, Falken und Adler, werden nach ihr kommen und werden sich hochschwingend alle Schlingen durchbrechen."

§ 235. Die schon seit Jahren in inneren Unruhen und Aufständen gegen Wenzel verwilderten Böhmen ergriff bei der Nachricht von der Hinrichtung ihres geliebten Lehrers wilder Zorn. Sie wandten sich nur um so bereitwilliger den Lehren ihres Hus und seiner Freunde zu, deren Hauptforderung der Kelch beim Abendmahl ward. Die Erbitterung war um so größer, als, wenn Wenzel starb, ihm, dem Kinderlosen, Siegmund folgen mußte, dem die Böhmen den Bruch des freien Geleites und die Ermordung ihres Propheten vorwarfen. Gleich nach den ersten Aufständen der Hussiten, an deren Spitze der gewaltige Johann Ziska von Trocnow trat, starb Wenzel, vom Schlag getroffen (1419), und nun verwarfen die Böhmen Siegmund als seinen Nachfolger. Der Geist des Zornes, der Empörung, des religiösen Eifers ging durch das ganze Land. Prediger mit dem Kelche in der Hand, dessen Bild auch die Fahnen der Utraquisten*) zierte, riefen zum Kampfe für die heilige Sache. Vergebens führte Siegmund ungarische und Reichsheere gegen sie, vergebens predigten die päpstlichen Legaten gegen die gefährlichen Ketzer das Kreuz. Zum erstenmal seit Jahrhunderten stand für Religion und Vaterland in den Hussitenkriegen (1419—1436) wieder ein ganzes Volk in den Waffen, auch Bauern und Handwerker. Vor dem Rollen ihrer Wagen, die sie nach alttestamentlicher Weise zu Wagenburgen um ihr Lager schlugen, vor dem Brausen ihrer begeisterten Kampfgesänge, vor ihren gerade geschmiedeten Sensen, vor ihren Keulen, Dreschflegeln und Morgensternen wichen alle Heere, oft ehe sie ihrer nur ansichtig wurden. Und so siegten sie unter dem nun ganz erblindeten Ziska in mancher Schlacht, am entschiedensten bei Deutsch-Brod (1422). Der altberühmte Kriegsgeist schien von der deutschen Nation gewichen: es zeigte sich einem solchen Feinde gegenüber, wie gefährlich die zügellose Freiheit und Selbstsucht der einzelnen Fürsten und Städte war. Denn auch jetzt kam es trotz vieler Versuche weder zu einem dauernden Landfrieden noch zu gemeinsamen Maßregeln; und wenn wirklich einmal ein buntgewürfeltes

*) Diesen Parteinamen empfingen sie, weil sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (sub utraque specie) forderten.

Reichsheer zusammenkam, so floh es vor der Entscheidung, wie bei Mies (1427) oder beim Passe von Taus (1431). Der päpstliche Legat, ein englischer Königssohn, soll einmal im Zorn über die Feigheit des Heeres die Reichsfahne zerrissen und die Fetzen den Fürsten vor die Füße geworfen haben. Mut und Ehre schienen gewichen und die deutsche Nation durch die Auflösung der Reichsverfassung auch um die letzte Tüchtigkeit gekommen zu sein.

§ 236. Bei dieser Lage im Reiche verlor Siegmund die Lust, es zu reformieren; er überließ es als einen unheilbaren Körper sich selbst und wandte seine Thätigkeit ausschließlich seinen Erblanden zu. Zwar empfing er auf einem Römerzuge (1431—1433) sowohl die eiserne Krone der Lombarden zu Mailand als die Kaiserkrone zu Rom, aber gleich seinen Vorfahren benutzte er seine hohe Würde nur noch, um für sich und seine Erblande Nutzen daraus zu ziehen. Philipp dem Guten aus dem zu hoher Macht erwachsenen burgundischen Herzogshause konnte er nicht wehren, erst Luxemburg und Namur, zuletzt auch Holland vom Reiche zu reißen. Mit seinem alten Freunde Friedrich von Hohenzollern, dem er auf dem Konzil zu Konstanz sein Kurfürstentum Brandenburg abgetreten hatte, war er gleichfalls seit lange zerfallen (§ 275). Was er für sein Haus an Macht erworben hatte, das suchte er, da mit ihm das Haus der Lützelburger ausstarb, seinem Schwiegersohn und einzigen Erben, Albrecht von Österreich, zuzuwenden. Das Konzil von Basel, 1431—1443 (1449), von dem die Völker sich die Durchführung der zu Konstanz vereitelten Reformation versprachen, trat zwar sehr mutig gegen alle kirchlichen Mißbräuche in die Schranken; der Papst aber wußte es nach Italien, erst nach Ferrara, dann nach Florenz, zu verlegen, und auch der kühnste Teil der Väter, der zurückblieb und einen neuen Papst wählte, ermattete zuletzt, sodaß das Konzil ohne Ergebnis blieb.

Die Hussiten waren, nachdem sie ihren Führer Ziska durch den Tod verloren hatten (1424), unter sich in Parteien zerfallen, aber trotzdem blieben sie den deutschen Scharen überlegen und schlugen sie aus Böhmen hinaus, ja drangen in wilden Plünderungszügen bis zur Donau, weit nach Bayern und Franken, nach Schlesien und Sachsen vor. Das Konzil von Basel vermittelte zuletzt zwischen Siegmund und der gemäßigten Partei der Böhmen, den Kalixtinern, und in den Prager Kompaktaten (1433) wurden ihnen ihre wichtigsten Forderungen — vor allem der Genuß des Kelchs beim Abendmahl und die freie Predigt des Wortes Gottes durch anerkannte Priester — zugestanden. Als die radikalere Partei der Taboriten den Vertrag verwarf, kam es zwischen ihnen und den Kalixtinern zu einem furchtbaren Kampfe, der mit der vollständigen Niederwerfung der Taboriten bei Böhmisch-Brod (1434) endigte. Durch den Vertrag von Iglau (1436) ward Siegmund dann endlich, kurz vor seinem Tode, von ihnen als König angenommen.

9. Die Kaiser aus dem habsburgischen Hause: Albrecht II. 1438—1439. Friedrich III. 1440—1493.

§ 237. Zwei Fürstenhäuser waren durch Siegmund zu hohem Ansehen erhoben worden: in der ersten Hälfte seiner Regierung die Hohenzollern, denen er die Kurwürde von Brandenburg zugewandt, und in der späteren Hälfte die Habsburger, aus deren Stamm er seinen Schwiegersohn gewählt hatte und deren Erblande sich mit den seinen wie von selbst zu einem Ganzen zusammenschlossen. Diese beiden Häuser schienen dem Kaiserthron

am nächsten zu stehen. Für Friedrich von Brandenburg sprach ein langes Leben voll Arbeit und Aufopferung für das Reich; für den in voller Manneskraft stehenden Albrecht von Österreich die Verwandtschaft mit Siegmund und die größere Hausmacht. Bei den Kurfürsten aber fiel für Albrecht ins Gewicht, daß seine von Siegmund ererbten Lande außerhalb Deutschlands lagen, mithin die Thätigkeit des neugewählten Kaisers mehr diesen, weniger dem Reiche zugewandt sein würde; und eben einen Kaiser, der das Reich sich selber überließ, wollte man. So entschieden sich die Kurfürsten für Albrecht II. (1438—1439), mit dem nun die ununterbrochene Reihe der Kaiser aus österreichischem Hause beginnt. An sich war Albrecht ein tüchtiger Mann, ebenso sparsam und bedächtig wie unternehmend und kühn. Die Ungarn, die anders dachten als die deutschen Wähler und ihren König für sich haben wollten, hatten sich zwar eidlich geloben lassen, Albrecht solle die Kaiserkrone nicht ohne ihre Bewilligung annehmen; aber das Konzil zu Basel vermittelte ihm ihre Beistimmung. Albrecht hatte während seiner kurzen Regierung für Deutschland besonders die Herstellung des Landfriedens im Auge und kam deshalb auf die schon unter den Lützelburgern gepflegte Idee zurück, das Reich in Kreise zu teilen; denn nach Kreisen konnte man eine Reichssteuer und ein Reichsaufgebot erheben, und diese waren für das Reich wie für Albrechts Erblande höchst nötig, da die Türken bereits gegen Ungarn und Deutschland vordrangen. Schon bezeichnete man die vier Kreise, in die Deutschland mit Ausnahme von Österreich und Böhmen zerfallen sollte; aber wieder waren es die Städte, die nicht mit Unrecht Übervorteilung fürchteten und der neuen Einrichtung widerstrebten. — Albrecht stand mit einem österreichisch-ungarischen Heere gegen die Türken an der Theiß, da erkrankte er auf den Tod und starb, erst zweiundzwanzig Jahre alt, ehe er noch sein Wien erreichen konnte, und ohne zu Aachen die Krone bekommen, ja ohne das deutsche Reich als Kaiser betreten zu haben. Er hinterließ das Andenken eines ehrenhaften, in seinem Glauben streng katholischen Fürsten, der selten gelacht, selten den Degen von seiner Seite gethan hatte.

§ 238. Immer schamloser trat die Selbstsucht der Kurfürsten hervor: jetzt wählten sie Albrechts II. Vetter Friedrich von Steiermark, obwohl man nichts Gutes von ihm hoffen konnte. Friedrich III. (1440—1493) war ein Sonderling wunderlichster, steifster Art, ein Jüngling mit dem Sinne eines Greisen, ein Mann von zähester Trägheit, der weder selbst etwas that noch andere etwas für sich thun ließ, sondern wartete, bis die Erfolge ihm zureiften. Der sehr päpstlich gesinnte Fürst, der einst nach Jerusalem gepilgert war, war niemand willkommener als dem Papste, dem er denn auch alle Vorteile und Rechte, die die deutsche Nation durch das Konstanzer und Baseler Konzil erstritten hatte, bereitwillig preisgab. Verfolgung weitaussehender Pläne und dabei Schwäche und Hilflosigkeit in den zunächstliegenden Dingen waren ihm eigentümlich. So hat er denn für's Reich fast nichts gethan. Wohl wurden immer von neuem Verhandlungen über eine Reform des Reichs gepflogen und besonders die Herstellung eines dauernden Landfriedens, die Errichtung eines kaiserlichen Gerichtshofs und die Einführung einer einheitlichen Münze in Aussicht genommen, aber alle Bestrebungen scheiterten zuletzt teils an der Uneinigkeit der Fürsten untereinander und ihrem Zwiespalt mit den Städten, teils an dem Widerstreben Friedrichs, der eine Verminderung seiner Rechte fürchtete. Nur zur wiederholten Verkündigung von Landfriedensordnungen kam es, die aber

nur wenig gebessert haben. — Zwar hat Friedrich III. auch einen Römerzug unternommen und auf ihm 1452 vom Papste unter großem Pomp die Kaiserkrone erhalten — es war die letzte Kaiserkrönung in Rom! — aber Ehre und Nutzen hat das weder ihm noch dem Reiche gebracht.

§ 239. Im Innern Deutschlands herrschte Verwirrung. Um für sein Haus wiederzugewinnen, was es kurz vorher während des Konzils von Konstanz an die Schweizer verloren hatte (§ 313), rief der Kaiser selbst die wilden Kriegsbanden, die damals Frankreich verwüsteten, die Armagnacs (die „armen Gecken") gegen sie ins Land. Unter der Führung des Dauphins (französischen Kronprinzen), der schon damals das linke Rheinufer als Frankreichs natürliche Grenze in Anspruch nahm, folgten sie seinem Rufe. Durch den Heldentod der 1600 Schweizer, die bei St. Jakob an der Birs unfern Basel fielen (1444), hier abgeschreckt, warfen sich diese Raubscharen auf Schwaben und Elsaß und zogen erst nach gräßlichen Verwüstungen wieder ab. Der Kaiser aber blieb noch länger in fruchtlosem Kampfe gegen die Schweizer. — Unter den verschiedenen Zweigen des bayrischen Hauses wütete Haß und Krieg. Der Hohenzoller Albrecht Achilles (§§ 276. 304) tummelte sich in langen Fehden gegen die süddeutschen Städte und gegen das bayrische Haus. In Kurpfalz behauptete sich Friedrich der Siegreiche trotz Kaiser, Papst und Nachbarfürsten, so lange er lebte, in der Gewalt, die er widerrechtlich seinem Neffen entrissen hatte (§ 248). In Thüringen und Meißen kämpften die beiden Brüder Friedrich der Sanftmütige und Wilhelm einen langen, erbitterten Krieg gegeneinander (§ 261), und in Westfalen wütete (1444—1449) zwischen den Bürgern von Soest und dem Kölner Erzbischof die Soester Fehde (§ 254). Alles dies geschah innerhalb weniger Jahrzehnte, und ohne daß der Kaiser ernstlich versucht hätte, dem Übel zu steuern.

§ 240. Zugleich erbebte des Reiches Grundbau durch gewaltige Stöße von außen. Im 14. Jahrhundert waren die Türken in Europa erschienen und bedrohten das morsche oströmische Reich; bald drangen sie auch erobernd gegen Ungarn vor. Im Jahre 1396 hatte Siegmund an der Spitze eines aus der ganzen abendländischen Christenheit gebildeten Heeres eine schwere Niederlage an der unteren Donau bei Nikopolis erlitten. Endlich (1453) fiel Konstantinopel, und die Türken gründeten südlich von der Donau auf europäischem Boden ihr Reich. Immer häufiger überschwemmten sie Ungarn und drangen 1469 zum erstenmal über die deutschen Grenzen. Das Reich wie die eigenen Lande des Kaisers waren gefährdet, aber bei der allgemeinen Zerrüttung, bei der völligen Gleichgiltigkeit gegen das Reich, die der Kaiser selbst nicht am wenigsten zeigte, zog kein Reichsheer zur Verteidigung aus: man hielt Reichstag über Reichstag, ohne etwas zu beschließen,*) und wich den Türken wie einst den Hussiten ohne Kampf und Ehre. — In Böhmen und Ungarn standen die Dinge nicht besser für das Reich. Erst nach dem Tode König Albrechts II. hatte seine Gemahlin einen Sohn geboren, Ladislaus Postumus (den Nachgeborenen). Dieses Kindes Erbe hätte Friedrich III., der bei all seiner Untüchtigkeit gierig nach Land und in dessen Erwerbung ebenso schlau wie gewissenlos war, gern an sich gezogen. Aber in beiden Ländern brachen Unruhen aus. Ladislaus starb jung (1457), und nun bemächtigten sich eingeborene Männer der Herrschaft. In Böhmen, das, obwohl meist von Slaven bewohnt, doch

*) Besonders die Städte zeigten sich selbstsüchtig und lau.

Reichsland war, erhob sich, auf die alten Utraquisten (§ 235) gestützt, König Georg von Podiebrad zu einer Macht, die allen deutschen Nachbarlanden gefährlich wurde; die Ungarn setzten den klugen, glänzenden Matthias Corvinus auf den Thron, der zuletzt in siegreichem Kampfe Friedrich sogar von Land und Leuten und aus seiner Hauptstadt Wien vertrieb und sie besetzt hielt, bis er starb. Im Nordosten hatten sich Polen und Litauer unter dem Königshause der Jagiellonen geeinigt und bedrängten das Land des deutschen Ordens, über den sie schon 1410 bei Tannenberg (§ 287) einen großen Sieg davongetragen hatten und den sie, ohne daß Kaiser und Reich sich seiner annahmen, endlich 1466 völlig überwältigten. Slaven und Ungarn, so lange den Deutschen unterworfen, waren die Herren des Ostens und gefährliche Nachbarn des Reichs geworden. Im Norden ging Holstein an die Dänen verloren (§ 254 Anm.). Ein Glück war es, daß wenigstens in Brandenburg der Hohenzoller Friedrich II., genannt der Eiserne, mit Ernst die Macht, die ihm sein Vater Friedrich I. hinterlassen hatte, weiter förderte und ein Bollwerk gegen das Vordringen der Slaven aufrichtete.

§ 241. Der gefährlichste Feind erwuchs dem Reiche im Westen. Ein Seitenzweig der französischen Königslinie, die Herzöge von Burgund (§ 252 Anm.), hatten durch Erbschaft und Eroberung ihr Gebiet immer mehr und mehr vergrößert. Außer dem eigentlichen Herzogtum Burgund und der Freigrafschaft gehörte dazu Artois und Flandern, Luxemburg und ein großer Teil des heutigen Belgien und der Niederlande, sodaß es also deutsche und französische Lehen in sich vereinigte. Unter Herzog Karl dem Kühnen erlangte es die höchste Macht. Er strebte danach, sein Gebiet rheinaufwärts noch weiter auszudehnen: alles, was auf dem linken Ufer des deutschen Stromes lag, wurde von ihm mit welscher Herrschaft bedroht. Von Köln zu Hilfe gerufen belagerte er 1474 die Stadt Neuß am Rhein, und nur dem heldenmütigen Widerstande dieser Stadt, die sechsundfünfzig Stürme abschlug und eine zehnmonatliche Belagerung aushielt, nicht aber dem trägen Zuzuge der Reichsarmee war es zu danken, daß dem Herzog hier Halt geboten wurde. Denn was das Schlimmste war: der Kaiser selbst war in geheimer Unterhandlung mit dem Reichsfeinde, da es ihn gelüstete, seinen Sohn Maximilian mit der einzigen Tochter des reichen Herzogs zu vermählen. Schon das Jahr zuvor war er mit ihm in Trier zusammengekommen und hatte sich von ihm an Glanz und Pracht beschämen lassen. So rührte es den Kaiser auch wenig, daß Karl der Kühne die Schweizer angriff. Aber hier machte deutsche Tapferkeit welsche Prahlerei zu Schanden: die Schweizer, die vergebens beim Reiche um Hilfe gebeten hatten, schlugen allein das stolze Ritterheer 1476 bei Granson und bei Murten und 1477 bei Nancy*) (§ 314) — Siege, die vom ganzen deutschen Volke bis zur Ostsee hin mit lautem Jubel begrüßt wurden, aber keinem weniger willkommen waren als dem Kaiser.

§ 242. Eins gewann Friedrich durch seine träge Zähigkeit und schleichende Berechnung: obwohl Deutschland tiefer gesunken war denn je zuvor und Friedrich selbst klagen mußte, daß in dem heiligen römischen Reich und sonderlich in deutschen Landen „vil vnrats gewalticlicher auch anderer vnziemlicher vnd vneerlicher angriff vnd beschedigung bescheen seind vnd noch teglichs gescheen mit rowb, mord vnd brandt, davon das heilig reich,

*) „Bei Granson verlor ich den Mut — bei Murten das Gut — bei Nancy das Blut."

des wir ein merer genannt sein, gar schadlichen gemynnert" sei, und obwohl er, der Kaiser, der der Beherrscher der ganzen Christenheit sein sollte, aus seinem Erblande lange Zeit verjagt als Flüchtling im Reiche umherzog, sein Mahl in Städten und Klöstern nahm, wo man ihn umsonst bewirtete, ja gelegentlich mit einem Gespann Ochsen seine Straße fuhr: so sah er doch schließlich seine österreichische Hausmacht erweitert. Denn wirklich ward sein Sohn Max Gemahl der Maria von Burgund, und ein Teil der großen Gebiete Karls des Kühnen, die ehemals deutschen Niederlande, kamen als habsburgischer Besitz an Deutschland zurück. Dazu gewann Maximilian 1491 nach dem Tode des mächtigen Ungarnkönigs Matthias Corvinus von dessen Nachfolger Wladislaw, der auch in Böhmen herrschte, die Anwartschaft auf die beiden Königreiche Ungarn und Böhmen. Friedrichs III. Wort, das er einst selber niedergeschrieben hatte: „Alles ertreich ist ostreich untertan" begann zur Wahrheit zu werden, als er nach langer, verderblicher Regierung 1493 starb.

10. Maximilian. 1493—1519. Der ewige Landfriede.

§ 243. Maximilian, der schon im Jahre 1486 in Frankfurt a. M. zum römischen König gekrönt worden war, war von edler Gesinnung und feiner Bildung. Wunderlich, liebenswürdig, vielseitig, unermüdlich wie er war, hat man ihn wohl Deutschlands letzten Ritter genannt. Seine hohe Gestalt, durch jede körperliche Übung gestählt und gekräftigt, das mutige blaue Auge, die lang herabfallenden blonden Locken ließen ihn als ein echtes Königsbild erscheinen. Sein Mut ward oft zur Tollkühnheit, so wenn er den Bären in seiner Höhle aufsuchte und mit ihm kämpfte, wenn er in den Käfig des Löwen trat und ihn scheuchte, vor allem wenn er in den Tiroler Alpen Gemse und Steinbock bis zu den höchsten Felsenspitzen verfolgte. Auch Soldat war er, durch Anstrengungen und Entbehrungen nicht zu ermüden, und wie sein Ahn Rudolf (§ 205) voll listiger Anschläge und neuer Erfindungen; er wußte seinen Harnisch und sein Schwert selbst zu schmieden und ist oft, den Speer auf der Schulter, zu Fuß vor seinen Landsknechten hergezogen. Zu seinen körperlichen Vorzügen gesellte sich eine umfassende geistige Bildung, die ihm sein Vater hatte angedeihen lassen. Einem so reich ausgestatteten Menschen stand es wohl zu, noch einmal an Karls des Großen Vorbild, an eine Erneuerung der alten Kaiserherrlichkeit zu denken. Aber leider war sein Geist mehr abenteuerlichen Plänen als dem Nächsten und Nötigsten zugewandt, und auch er fand bald seine Thätigkeit mehr außer als in dem Reiche.

§ 244. Friedrich III. war noch nicht begraben, als die Türken schon wieder bis Laibach schweiften. In Italien verwickelte sich Maximilian durch seine zweite Vermählung mit Blanca Maria aus dem Hause Sforza, das in Mailand regierte, in neue Kriege und Streitigkeiten. Eben fingen (1494) die Franzosen an, auch hier ehrgeizig und erobernd einzudringen. Gegen die Türken wünschte Maximilian die Kräfte des Reichs zur Abwehr heranziehen zu können, in Italien suchte er, bald in Fehde und bald in Bündnis mit den Franzosen, zwischen den Mächten, die sich hier um die Herrschaft stritten, die Stellung der früheren Kaiser wieder einzunehmen, obwohl er weder je in Rom die Kaiserkrone erhalten, noch überhaupt hier mit glücklichem Erfolge gekämpft hat. Zu allen diesen Unternehmungen bedurfte er Truppen und Geld vom Reiche. Die deutschen Fürsten waren sonst nicht sehr bereit, solchen Forderungen zu entsprechen; diesmal aber zeigten sie sich

geneigt, gegen Bedingungen Geld und Truppen zu gewähren. In den Stürmen und dem Unglück der letzten Zeiten (§ 239) war nämlich in Deutschland ein tüchtigeres Geschlecht erwachsen, und besonders fehlte es nicht an vaterlandsliebenden Kurfürsten, die erkannten, daß dem Reiche eine endliche Ordnung dringend nötig sei. So zeichneten sich vor allem aus Berthold von Henneberg, Erzbischof von Mainz, dann Friedrich der Weise von Sachsen, Johann Cicero von Brandenburg und auch Eberhard im Bart, der erste Herzog von Württemberg. Sie wollten eine Reform des Reichs: erklärlich, daß sie die Gelegenheit, die sich ihnen bot, benutzten, um dem König Zugeständnisse abzubringen. Die Reichsstände erklärten also ihre Bereitwilligkeit, den Kaiser zu unterstützen, wenn er als Gegenleistung ein Reichsregiment, d. h. eine Mitregierung der Reichsstände, zulasse und ein oberstes Reichsgericht, das von ihm unabhängig sei, einsetze. So war man auf dem Wege, eine durch die Stände, d. i. den fürstlichen Adel des Reichs, beschränkte Monarchie herzustellen, und auf dem Reichstage von Worms (1495) gestand Maximilian zwar noch nicht, wie gefordert wurde, die Errichtung eines Reichsregiments zu (erst 5 Jahre später zu Augsburg bewilligte er auch diese Forderung der Reformpartei), aber ein sog. ewiger Landfriede wurde verkündigt, kraft dessen nicht bloß auf Jahre, wie bei den bisherigen Landfrieden, sondern für alle Zeit jede Selbsthilfe im Reiche verboten, also das seit Jahrhunderten geltende Fehderecht aufgehoben ward. Zur Entscheidung von Streitigkeiten wurde ein oberster Gerichtshof, das sog. Reichskammergericht, eingesetzt. Alle Jahre sollte, um über den Landfrieden, die Vollziehung der kammergerichtlichen Urteile und über des Reiches Wohl überhaupt zu wachen, ein Reichstag zusammentreten. Um aber das Kammergericht zu unterhalten und zugleich die Anfänge zu einer Reichswehr herzustellen, sollte zum erstenmal eine allgemeine Reichssteuer ausgeschrieben werden, der sog. gemeine Pfennig, und um diesen zu beschaffen, mußten die eigentlichen Grenzen des deutschen Reiches gegen die Nebenländer schärfer als bisher gezogen, das Reich selbst in übersichtliche Kreise geteilt werden. So kam man auf die schon lange besprochene Einteilung des Reichs in Kreise zurück, deren Zahl anfangs (1500) auf 6, später (1512) auf 10 festgesetzt wurde. Es waren die folgenden: der österreichische, der bayrische, der schwäbische, der fränkische, der oberrheinische, der kurrheinische, der burgundische, der niederrheinisch-westfälische, der niedersächsische, der obersächsische. Böhmen mit seinen Nebenländern, d. h. Mähren, Schlesien, Lausitz, ward als slavisches Land nicht einbegriffen; von den deutschen Gebieten fehlte die Schweiz.

§ 245. Die Schweizer nämlich, stolz und unabhängig geworden durch ihre Siege und mit dem König von Frankreich in Frieden und Freundschaft lebend, wollten zur Erhaltung des Reichskammergerichts nichts beisteuern. Maximilian, der deshalb einen Krieg unternahm, konnte sie nicht überwinden und mußte ihre Unabhängigkeit anerkennen; damit vollzog sich die Lostrennung dieses Gliedes vom deutschen Reichskörper. Überhaupt schienen die neuen, wohlgemeinten Einrichtungen doch bald wieder wie Flugsand zu verwehen. Maximilian selbst haßte die Beschränkungen seiner Macht, die ihm das Reichsregiment auflegte. Als im Jahre 1504 in dem wittelsbachischen Hause um das Landshuter Erbe der sogenannte Pfälzerkrieg ausbrach, nahm Maximilian, nachdem der von ihm geächtete Kurfürst von der Pfalz von seinen zahlreichen Feinden besiegt und gedemütigt worden

war, diese Gelegenheit, bei der er zum erstenmal seit langer Zeit wieder eine entscheidende Rolle in Deutschland gespielt hatte, wahr, um die 1495 und 1500 getroffenen Einrichtungen des Reichsregiments und selbst auch des Reichskammergerichts einschlafen zu lassen. Zwar nötigten ihn seine Geldverlegenheiten bald wieder zur Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Stände, aber in seinem Herzen war er gegen die Reformbestrebungen, in denen er nur Versuche sah, die Königsgewalt noch weiter zu beschränken. Er kümmerte sich überhaupt ernstlich nur noch um seine österreichischen Interessen, seine italienischen Feldzüge und in den letzten Jahren vor allem darum, wie er die Kaiserkrone seinem Enkel Karl I. von Spanien zuwenden könnte. Und auch der patriotische Anlauf, den die Kurfürsten genommen hatten, war erlahmt. Noch auf dem letzten Reichstage Maximilians (1518) erklärten sie, daß sie sich den Entscheidungen des Reichsgerichts, das sie doch selbst geschaffen hatten, nicht unterwerfen würden. In Frankreich, England, Spanien kam es zu nationalen Verfassungen: in Deutschland scheiterte die nationale Reformbewegung vollständig.

B. Deutsche Fürsten- und Ländergeschichte.

1. Stellung der Landesherren im allgemeinen.

§ 246. War schon beim Untergang der Staufer (§ 201 ff.) die landesherrliche Gewalt groß, so mußte sie in den beiden folgenden Jahrhunderten nur immer mehr wachsen. Welcher Kaiser hätte es noch wagen dürfen, die Erblichkeit der Fürstentümer anzutasten, die Lehnsträger zur Erfüllung ihrer Pflichten zu nötigen? Besonders die Landesherren, aus denen die Reichsstände zusammengesetzt waren, nahmen eine fast ganz unabhängige Stellung ein. Es waren das die Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Herren, zu denen am Schlusse unseres Abschnitts noch die Reichsstädte hinzukamen, die durch Abgeordnete auf den Reichstagen vertreten waren*), während die Reichsritterschaft von diesen Versammlungen ausgeschlossen war und blieb. Ob aus den Neuordnungen unter Maximilian (§ 244), wie es der Schöpfer, Berthold von Mainz, wohl im Auge gehabt hat, eine fest gefügte ständische Monarchie hätte erwachsen können, wer vermöchte das zu sagen? Die Ansätze waren da, aber leider verkam alles schon in den ersten Anfängen. Die Schuld dürften Kaiser und Stände zu gleichen Teilen tragen. Wie sehr die Fürsten sich gewöhnt hatten, ihre Stellung zum Reiche zu vergessen, geht aus nichts deutlicher hervor als aus der Art, wie sie über ihre Gebiete schalteten. Sie sahen in ihnen nicht mehr Reichslehen sondern freies Eigentum, wie sich besonders in der Unsitte der Landesteilungen zeigte, die fast regelmäßig vorgenommen wurden, wenn mehrere Söhne vorhanden waren. So wuchs die Zahl der Landesgebiete immer mehr, und die Zersplitterung

*) Die Reichsstädte wurden seit Rudolf von Habsburg oft berufen, da man ihrer Geldmittel bedurfte; förmlich aufgenommen wurden sie erst 1489. Sie ordneten sich (seit 1474) nach zwei Bänken, der rheinischen Bank, wozu die Städte der Wetterau, des Elsaß, Thüringens und Sachsens gehörten, und der schwäbischen Bank, wozu die schwäbischen und fränkischen Städte gehörten. — Die Kurfürsten gaben an die Fürsten ihre „Relation" ab, die dann ihre „Korrelation" verfaßten; diese zusammen gingen an die Vertreter der Städte, die dann erst um Instruktion nach Hause schreiben mußten. Widersprachen sie, so kam nichts zustande. Sehr schwer, ja fast unmöglich war also ein gemeinsamer Beschluß.

ging ins Kleine und Kleinste. Zugleich machten viele Fürsten den Versuch, Städte und Ritter in ihrer Freiheit zu schädigen und sie zuletzt wohl ganz zu unterwerfen, wohingegen diese wieder voll Mut und Trotz sich wehrten, oft sogar eine herausfordernde Stellung einnahmen. In ihren Landen selbst fanden die Fürsten eine Schranke ihrer Gewalt in ihren Ständen, d. i. ihren abhängigen (nicht reichsfreien) Städten, Adeligen und Geistlichen; denn es wiederholte sich (§ 203) nun in den einzelnen Ländern im kleinen, was im Reiche im großen geschehen war: Adel und Städte strebten mehr und mehr zur Unabhängigkeit empor. Die Fürsten boten ihnen selbst die Gelegenheiten: denn um mit angemessenem Glanze auftreten, oft auch um die Kosten eines wüsten Hoflebens bestreiten, Kriege führen oder ihren Töchtern Hochzeiten ausrichten und Mitgiften geben zu können, brauchten sie Geld, das mehr und mehr eine Macht wurde. Abgaben in Geld aber hatte das frühere Mittelalter nicht gekannt, sondern nur persönliche Dienstleistungen; die Fürsten hatten mithin weder die Macht noch das Recht, ohne weiteres solches zu erheben, und mußten sich an den guten Willen ihrer Landstände wenden, mußten ihnen mit einer Bitte (in Norddeutschland Bede genannt) kommen, um von ihnen Geld zu erhalten. Das gewährten die Stände, aber nicht ohne Bedingungen, und so geschah es, daß sie sich öfter, zuletzt regelmäßig versammelten, daß sie als erstes Recht die Steuerbewilligung in Anspruch nahmen und häufig auch noch eine Beaufsichtigung über die Verwendung der bewilligten Gelder forderten, ja daß sie bei jeder Abschließung neuer Bündnisse oder Verträge, bei jeder neuen Landesteilung und vor allem auch bei Veräußerung oder Verpfändung einzelner Landesteile, die auch vorkam, gefragt sein wollten. So war also die Fürstengewalt nach unten hin ebenso gebunden, wie sie selbst nach oben hin die Reichsgewalt band. Für Gelder, welche die Landstände bewilligten, ließen sich diese schließlich die landesherrlichen Rechte, Gerichtsbarkeiten, Zölle übertragen — und somit fielen fast alle Lasten auf die „armen Leut“, vorzugsweise auf die Bauern, die allmählich in einen namenlos elenden Zustand herabsanken. Und doch hatte auch der Ritter, der mit Geld nicht umzugehen verstand, oder der Fürst, der es nur um immer größere Opfer, gleichsam um sein Kapital, kaufte, ebenso wenig Segen von solcher Bedrückung.

§ 247. Diese Zersetzung des Reiches in Territorialgewalten und wieder die Zersetzung dieser nach unten hin hatte in einer Beziehung ihr Gutes: sie nötigte den Mann, der sich auf allgemeine Ordnung nicht stützen konnte, nach altgermanischer Weise auf sich selber ganz allein zu stehen und Mut, Klugheit und Geistesgegenwart auszubilden; sie gab den kleinen Fürsten und Herren Gelegenheit, ihre Gebiete eigenartig zu regieren, und hat später Wissenschaft und Kunst besonders gedeihen lassen. Auf der andern Seite erwuchs aber noch vielmehr Roheit, Gewaltthätigkeit, Frevel und Grausamkeit aus diesem im großen und ganzen rechtlosen Zustande, und wie er endlich das Reich an den Rand des Abgrunds führte, haben wir bereits zur Genüge gesehen.

Wir suchen nun in den folgenden Abschnitten ein Bild des also veränderten deutschen Reichs in seinen wichtigsten Territorien und regierenden Geschlechtern (Dynastien) zu gewinnen, indem wir bei unserer Übersicht von der unter Maximilian I. eingeführten Kreiseinteilung ausgehen.

2. Der Kurkreis und der oberrheinische Kreis. Das Pfälzer Haus. Haus Nassau-Oranien. Haus Lothringen.

§ 248. In der Mitte des westlichen Deutschlands, wo von rechts der Neckar zwischen Obstgärten und Rebenhügeln, der Main durch reiche Fruchtgebreite und die Lahn unter Fels und Busch ihren Weg zum schönen Rheine nehmen, wo von links die Nahe zwischen den dunklen Höhen des Donnersbergs und Idarwalds und die Mosel zwischen alten Burgen, Städten und Weinbergen hindurch sich gleichfalls zum Rheine winden: hier in den alten Kernlanden des Reichs, die einst den Herzogtümern Franken und Oberlothringen angehörten, kreuzten sich zwei Kreise, der kurrheinische und der oberrheinische Kreis. Der erste umfaßte die Hauptgebiete der vier Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und von der Pfalz. Die kurpfälzische Residenz war Heidelberg am Neckar, und das Schloß dieser dem wittelsbachischen Hause angehörenden Herren hob sich, aus rötlichem Stein erbaut, am Fuß des mächtigen, waldbedeckten Königstuhls gar lieblich aus dem Grün der Bäume und blickte über eins der herrlichsten Thäler Deutschlands, das sich hier gegen den Rhein hin weit öffnet. Vor den übrigen Pfalzgrafen (§§ 82. 107 Anm.) hatte der Pfalzgraf bei Rhein, zunächst für Franken und Lothringen bestimmt, Ansehen und Macht in Deutschland gewonnen. Er war auch der einzige von allen Pfalzgrafen des Reichs, der es zu territorialer Entwickelung, zur Bildung des Reichsfürstentums der rheinischen Pfalz gebracht hatte. Diese Pfalz nun war von Kaiser Friedrich II. an Ludwig von Bayern, den Wittelsbacher, gegeben worden, dessen Enkel Ludwig der Strenge war, der zur Zeit des Interregnums um ungegründeten Verdachts willen seine Gemahlin hinrichten ließ. Dessen Söhne waren Rudolf, der Pfalzgraf, und Ludwig, der spätere deutsche Kaiser (§ 218). Von Rudolf leitete sich das pfalzbayrische Haus ab, da Kaiser Ludwig durch den Hausvertrag von Pavia 1329 dessen Söhnen Ruprecht I. und Rudolf die pfälzischen Länder und einem Enkel die Oberpfalz (den alten Nordgau, § 82) an dem Westabhange des Böhmer Waldes überlassen hatte. Von der Kurlinie ward schon 1386 die Universität zu Heidelberg gestiftet. Ihr entstammte auch Ruprecht (III.), der von 1400—1410 deutscher König war (§ 229), ebenso jener Friedrich der Siegreiche (§ 239), der sich zur Zeit Kaiser Friedrichs III. an Stelle seines minderjährigen Neffen die Kurwürde angeeignet hatte und sie dem Kaiser zum Trotz bis zu seinem Tode (1476) behauptete — damals der entscheidende Herr in Westdeutschland. — Diese pfälzische Linie des wittelsbachischen Hauses trat später, zur Reformationszeit, mit Entschiedenheit dem evangelischen Bekenntnis bei, während die übrigen Wittelsbacher ebenso eifrig katholisch blieben.*)

*) Als die gerade Kurlinie 1559 erlosch, ging die Kur auf eine jüngere Linie, Pfalz-Simmern, über. Ihr entstammte der unglückliche Friedrich V., König von Böhmen, der im dreißigjährigen Kriege Land und Leute einbüßte samt der Kur, die nun an die herzogliche Linie, die Nachkommen Kaiser Ludwigs, fiel. Doch bekam mit dem westfälischen Frieden das pfälzische Haus die Kurwürde als die achte im Reiche zurück. Andere jüngere Linien waren: Pfalz-Neuburg, die Jülich und Berg am Niederrhein erwarb (§§ 383. 384) und diese Gebiete 1685 mit dem Kurlande und der Kurwürde von der Pfalz verband, Pfalz-Sulzbach, die 1742 die neuburgischen Länder und 1777 auch die kurbayrischen erbte, Pfalz-Zweibrücken, die sich durch Heirat mit dem schwedischen Königshause verband und aus der die schwedischen Könige Karl X.—XII. stammten, und Pfalz-Birkenfeld, die zuerst Zweibrücken (1731), dann die beiden unter der sulzbachischen Linie vereinten Kurländer Pfalz und Bayern nebst Jülich und Berg erbte (1799) und für Bayern 1805 die Königswürde erwarb. Ihr entstammt das jetzige bayrische Königshaus.

§ 249. Kur-Mainz erstreckte sich mit seinem Gebiete über zerstreute Landschaften, wie Aschaffenburg, Lorsch, das Eichsfeld, Erfurt (seit 1392 Universität); sein Mittelpunkt aber war das schon von den Römern (§ 10) gegründete „goldene Mainz“, wie es im Volksmunde seines Reichtums wegen genannt ward, am Zusammenfluß von Main und Rhein und zwar auf der linken Seite des letzteren Flusses gelegen, mit seinem prächtigen Dom, seinen festen Mauern und seiner regsamen Bevölkerung. Seit Bonifatius' Zeiten (§ 64 ff.) war es Deutschlands erster Bischofssitz; sein geistlicher Sprengel erstreckte sich von der Schweiz bis zur Elbe. Meist war er im Besitze der großen rheinischen Geschlechter, am häufigsten der Nassauer oder der ihnen verwandten Eppensteiner. Aber auch die Stadt Mainz kam zu großer Blüte und gedieh durch die Tüchtigkeit und Freiheit ihrer Bürger. Doch erlitt sie einen schweren Schlag, als sie für ihren vom Papste entsetzten Erzbischof Diether, einen Verbündeten Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz, wider dessen Gegenbischof Adolf II. von Nassau stritt. Durch Verrat wurde diesem ein Thor der Stadt geöffnet (1462); er drang ein, und trotz der heldenmütigen Verteidigung der Bürger siegte er, als er die Brandfackel in die Häuser der Kämpfenden werfen und einen Teil der Stadt in Asche legen ließ; eine entsetzliche Verheerung folgte, der Reichtum der Bürger ward vernichtet, und die reichsfreie Stadt, bisher der glänzendsten eine, sank zur Landstadt herab. Daß unter Adolfs Nachfolger zu Mainz eine Universität gegründet wurde (1477), war kein Ersatz für das, was die Stadt verloren hatte. Besonderes Ansehen genossen die Kurfürsten dann zu den Zeiten Bertholds von Henneberg (§ 224) und Albrechts von Brandenburg (§§ 332 ff.), der ihm folgte.

§ 250. Kur-Trier, im sonnigen Gelände der Mosel gelegen, abwärts bis zum Rhein ausgedehnt, wo sich dem stolzen Ehrenbreitstein gegenüber Koblenz auf grünem Vorsprung zwischen Rhein und Moselmündung erhebt, hatte in seiner Hauptstadt Trier gleichfalls einen uralten Ort, dessen Gründung schon vor die Zeiten der Römer fällt und dessen bischöflicher Stuhl schon in apostolischer Zeit entstanden sein sollte. Der Sprengel des Erzbistums umfaßte im wesentlichen das alte Oberlothringen; auf seinen Stuhl stiegen vorzugsweise Glieder aus den großen rheinischen Geschlechtern. Auch Trier hatte eine Universität, und die Stadt selbst lebte mit ihren Erzbischöfen meist in Freundschaft.

Anders war es in Kur-Köln. Auch Köln reicht in die Römerzeit (§ 9) und sein bischöflicher Stuhl fast in das apostolische Zeitalter zurück. Auf dem linken Rheinufer, schon in der Ebene, erhob sich das „heilige Köln“ mit seinem wunderbar schönen, damals freilich unvollendeten Dome, seinen Kirchen und Kapellen, deren Zahl gleich den Tagen im Jahre war, wie mit den Gebeinen von Myriaden Heiliger, ein „deutsches Rom“, mit einer trutzigen Bevölkerung, reichem Handel und mancher lieblichen, fröhlichen Volkssitte. Köln selbst war Reichsstadt; das Gebiet des Erzbistums aber reichte in einem schmalen Streifen den Rhein hinab von Linz bis Kaiserswert; auch bedeutende Gebiete in Westfalen (§ 162) gehörten dazu. Der Sprengel umfaßte das ehemalige Niederlothringen, das Land der Friesen und Sachsen bis über die Weser. Die Residenz der Erzbischöfe, die meist rheinischen Fürstengeschlechtern, denen von Mörs, Sayn, Berg, Wied u. a. entnommen wurden, war seit 1263 das von Kastanien umschattete Bonn, dessen „alter Zoll“ zugleich mit der malerischen Aussicht die Schiffahrt des Rheins beherrschte. Seitdem Konrad von Hochstaden, der Gründer des Doms (1248), dem Streben der Bürger nach selbständiger Stadtverwaltung

hatte nachgeben müssen, entwickelte sich die Stadt immer ansehnlicher. Trotz mancher Fehden mit den späteren Erzbischöfen und erbitterter Kämpfe zwischen den Geschlechtern und Zünften gedieh doch Reichtum und Wohlstand. Auch hier blühte schon seit 1388 eine Universität, und das Erzstift ward nach der Reformation gerade wegen seiner Machtstellung von dem mächtigsten katholischen Fürstenhause Deutschlands fast wie Erbgut in Beschlag genommen. Mehr als 150 Jahre haben bayrische Prinzen hier ununterbrochen residiert (1583—1761), und nur kurze Zeit hat sich dann noch ein Österreicher der erzbischöflichen Macht in alter Ausdehnung zu erfreuen gehabt. — Durch diese drei kurfürstlichen Erzbistümer hatte der alte Reichsadel eine mächtige, einflußreiche Stellung in Deutschland, die er mit allem Eifer festhielt und ausbeutete.

Zum Kurkreise gehörte auch die Grafschaft Nassau. Das Haus Nassau stammte aus alter deutscher Zeit. Seit 1255 teilte es sich in zwei Linien: die walramsche und ottonische; aus jener stammte König Adolf von Nassau (§ 209); die andre erwarb seit dem 14. Jahrhundert Besitzungen im Lützelburgischen und Nordbrabant, und ihre Nachkommen, die nassau-oranische Linie, nahmen später in den Niederlanden eine hervorragende Stellung ein.*) Durch Kaiser Karl IV. ward diese Linie gefürstet.

§ 251. Der oberrheinische Kreis erstreckte sich von Basel an auf dem linken Rheinufer abwärts und setzte sich nördlich von Mainz in den hessischen Gebieten fort. Er umfaßte also das lothringische Hügelland, die reiche Ebene zwischen Wasgau und Rhein, in die der Turm des Straßburger Domes als ein Wahrzeichen altdeutschen Kunstsinns hineinragt, und die offnen Thäler der Wetterau, der oberen Lahn und der Fulda; im Norden bildeten die Waldberge, welche die Weser bespült, die Grenze. Zu ihm gehörten die Bistümer Metz, Toul, Verdun, Basel, Straßburg, Speyer, Worms, die Abtei Fulda und viele kleinere geistliche Territorien, viele freie Städte, darunter vor allem das reiche, handelsthätige Frankfurt, außerdem viele fürstliche, gräfliche und freiherrliche Gebiete. Unter den Fürsten waren die Herzöge von Lothringen und die Landgrafen von Hessen die bedeutendsten. Hessen erscheint in der früheren Zeit stets mit Thüringen verbunden. Nach dem Aussterben der thüringischen Landgrafen erhielt nach langen Streitigkeiten einer ihrer Seitenverwandten, Heinrich das Kind von Brabant, 1265 Hessen (§ 259) und wurde mit den zu einem Reichsfürstentum zusammengefaßten Landen durch Adolf von Nassau 1292 belehnt. Schon Heinrich das Kind teilte das Land unter seine

---

*) Aus ihr entstammte nämlich ein Graf Heinrich von Nassau, der 1515 Claudia von Chalons heiratete, auf die das Fürstentum Orange am linken Rhoneufer vererbt war. Ihr Sohn Renatus verband dieses Fürstentum mit den bereits früher erworbenen niederländischen Besitzungen der Familie. Dessen Erbe aus der dillenburgischen Linie, von Heinrichs Bruder Wilhelm stammend, war der berühmte Wilhelm von Oranien, der Begründer der niederländischen Freiheit. Dessen jüngster Sohn Friedrich Heinrich beerbte seinen kinderlosen Bruder und bestimmte, daß, wenn sein Sohn Wilhelm II. kinderlos stürbe, seine älteste Tochter Luise Henriette, Gemahlin Friedrich Wilhelms von Brandenburg, des Großen Kurfürsten, ihn beerben sollte. Wilhelms II. Sohn, der kinderlose Wilhelm III. (der berühmte König von England, 1689—1702), stieß zwar dies Testament wieder um, doch bemächtigte sich, auf die älteren Ansprüche gestützt, nach seinem Tode Friedrich I., König in Preußen, eines Teils dieser oranischen Erbschaft. Einem Seitenzweige, Nassau-Dietz, entstammen die Erbstatthalter (seit 1702) und die Könige der Niederlande (seit 1815). Nassau unter der walramschen Linie, durch Napoleon vergrößert und zum Herzogtum erhoben, ward 1866 mit Preußen vereinigt.

Söhne; Erbteilungen und Wiedervereinigungen folgten dann, bis im Jahre 1500 die verschiedenen Linien wieder vereinigt wurden und 1509 an Landgraf Philipp den Großmütigen kamen, der so einer der mächtigsten Fürsten Deutschlands ward.*) — Das Herzogtum Lothringen war der Überrest des ehemaligen Oberlothringen. Kaiser Heinrich III. (§ 132) hatte es an einen Grafen Gerhard gegeben, der sich weiblicherseits noch von den Karolingern herleitete. Nach dem Aussterben des Mannesstammes kam es 1431 durch Heirat an den französischen Prinzen René von Anjou**), der auch den Titel eines Königs von Neapel führte. Von ihm stammen die Herzöge von Lothringen, die, in späterer Zeit mit dem Hause Habsburg verbunden, sich in dem lothringisch-habsburgischen Kaiserhause von Österreich noch jetzt fortsetzen. Das Land, in seiner Osthälfte an Sitte und Sprache deutsch, war schon damals ein Ziel französischer Eroberungsgelüste.

3. Der burgundische und der niederrheinisch-westfälische Kreis. Die Häuser Burgund, Kleve, Oldenburg.

§ 252. Der burgundische Kreis war gebildet aus den Ländern, die von Karl dem Kühnen auf Maximilians und Marias Enkel Karl V. vererbt waren (§ 242). Er umfaßte das Land, das sich von der öden Eifel und dem wilden Ardenner-Wald gegen das Meer abdacht, die fruchtbaren Niederlande, die von den reichen Wasseradern des hier vielfach zerteilten Rheins, der Maas und der Schelde durchschnitten werden. Seine wichtigsten Bestandteile waren: die Grafschaft (seit Karl IV., 1354, Herzogtum) Lützelburg mit Limburg, das Stammland eines ruhmreichen Herrschergeschlechts (§ 214); das reiche Herzogtum Brabant, darin Brüssel mit seinem prächtigen Rathause und seiner Kathedrale, Löwen mit seiner berühmten Universität, Antwerpen mit seinem Welthandel, Mecheln und andere Städte; dann die Grafschaften Namur, Hennegau und Artois; ferner die Grafschaft Flandern, zum größten Teil französisches Lehen, doch mit niederdeutscher Bevölkerung; ein Land, das durch Dämme und Deiche vor den verheerenden Sturmfluten des Meeres immer aufs neue wieder verteidigt werden mußte und aus dem die emsigen Bewohner, oft durch wilde Durchbrüche der Fluten aus ihren Niederungen vertrieben, als Kolonisten ihren Fleiß, ihre Sitten und ihre Rechte bis zum fernen Osten, bis Brandenburg und Preußen, getragen haben (§§ 194 ff.). In Flandern lagen Städte wie Brügge, dessen Bürgerinnen mit ihrer Pracht Königinnen verdunkelten; Gent, dessen Fabriken so zahlreich waren, daß man des Mittags eine Glocke läutete, damit von den heimkehrenden

*) Seit dessen Tode (1567) teilte sich das Land wieder in Hessen-Kassel, Hessen-Marburg, Hessen-Rheinfels und Hessen-Darmstadt, von denen jedoch Hessen-Rheinfels und Hessen-Marburg schon mit Philipps Söhnen wieder erloschen; Hessen-Kassel ward 1803 Kurfürstentum und 1866 mit Preußen vereinigt. Hessen-Darmstadt ward 1806 zum Großherzogtum erhoben und durch Landstriche südlich vom Main vergrößert.

**) Sein Enkel René II., der gegen Karl den Kühnen stritt (§§ 241. 314), ist der Stifter des jüngeren lothringischen Hauses, dessen Hauptzweig im Lande fortregierte, während die Guisen in Frankreich als Nebenzweig sich gleichfalls von ihm ableiteten. Nach dem polnischen Thronfolgekriege ward 1738 das Land an den Schwiegervater Ludwigs XV., Stanislaus Lesczinsky, ehemaligen König von Polen, abgetreten und nach dessen Tode 1766 mit Frankreich vereinigt. Der letzte Herzog von Lothringen, Franz Stephan, Gemahl der Tochter des letzten Habsburgers, Maria Theresia, und später deutscher Kaiser, ward mit Toscana entschädigt, das bis auf Napoleons Zeit (1802) Sekundogenitur von Österreich blieb. Der östliche Teil von Lothringen ward im Frieden zu Frankfurt 1871 von Frankreich wieder an das deutsche Reich zurückgegeben.

Arbeitern die Kinder auf den Straßen im Gedränge nicht zertreten würden; Ypern und viele andere, die sämtlich durch große Freiheiten und alte Rechte und Privilegien ihren Landesherren gegenüber fast unabhängig dastanden. In diesen Städten Flanderns und Brabants blühte neben dem höchsten Kunstfleiß auch Sinn für Volkspoesie, Baukunst, Malerei. — Weitere Teile des burgundischen Kreises bildeten das Herzogtum Geldern, ferner die Grafschaft Holland mit Seeland, das Bistum Utrecht, endlich die Länder Overyssel, Westfriesland und Gröningen, die erst spät ihre Unabhängigkeit an das Haus Burgund und Habsburg verloren. — Weit getrennt von diesen Ländern, westlich von der Schweiz, gehörte infolge der burgundischen Erbschaft auch die Freigrafschaft Burgund (die Franche Comté) zu diesem Kreise. — Der ganze burgundische Kreis war dem Reiche recht eigentlich erst wiedergewonnen worden durch die burgundische Erbschaft der Habsburger (§ 242); da aber Karl V. ihn vom Reichskammergericht ausnahm, so erhielt er dadurch eine ähnliche Sonderstellung, wie die Schweiz sie hatte (§ 145).*)

§ 253. Der niederrheinisch-westfälische Kreis lag noch zum Teil auf dem linken Ufer des Niederrheins. Hier gehörte dazu die alte Reichsstadt Aachen, „des Reiches Stuhl", wie man sie nannte, Kaiser Karls Kleinod und Grabstätte, wo die Kaiser gekrönt wurden; dann das lang an der Maas ausgedehnte Bistum Lüttich, ferner das Herzogtum Jülich mit seinem ebenen, reichen Bauernlande, die Grafschaft Mörs und andere kleinere Gebiete, unter ihnen auch Köln (die Stadt, getrennt vom Erzbistum). Das Herzogtum Kleve lag auf beiden Seiten des Rheins, an und gegenüber der Lippemündung. Der größere Teil des Kreises aber lag auf dem rechten Ufer des Rheins. Zunächst das Herzogtum Berg, ein Hochland mit tief eingeschnittenen, engen Thälern, wo im Walde am aufgestauten Bache die Eisenhämmer pochen und in tausend verstreuten, einsamen Häuschen der Webstuhl rauscht. Südlich trat es im Siebengebirge mit der stolzen Spitze des Drachenfelsen gegen den Rhein vor; im Norden ward es begrenzt von der Grafschaft Mark, gleichfalls einem Bergland, reich an Kohlenlagern und Eisengruben, durchströmt von der vielgewundenen Ruhr und der brausenden Lenne, die

*) Ein jüngerer Sohn König Johanns von Frankreich (1350—1364), Philipp der Kühne (1363—1404), vereinigte durch Verheiratung sein (französisches) Herzogtum Burgund (Bourgogne) mit der dem deutschen Reiche entrissenen Freigrafschaft (Franche Comté) wie mit Flandern, Artois, Antwerpen &c. Sein Sohn Johann der Unerschrockene (1404—1419) war mit Margarete von Bayern vermählt; er war in die Parteikämpfe am Hofe des französischen Königs Karls VI. tief verwickelt und endete durch Meuchelmord. Ihm folgte sein kluger, glänzender Sohn Philipp der Gute (1419—1467). Er kaufte die Grafschaft Namur, erbte Brabant und Limburg, erwarb als Erbe seiner Mutter, der eben erwähnten Margarete von Bayern (§ 221), Holland, Friesland, Seeland und Hennegau und endlich vom deutschen Kaiser Siegmund das Herzogtum Lützelburg. Seine Herrschaft war damals die glänzendste in Europa, seine Länder die reichsten, sein Hof ein Muster der feineren, ja überfeinerten ritterlichen Sitte und Etikette. Sein Sohn Karl der Kühne (1467—1477), der Erbe dieses Glanzes, erwarb noch Geldern und Zütphen, unterwarf Lüttich und sann darauf, durch Kaiser Friedrich III. sich die Königskrone verleihen zu lassen (§ 241). Aber er erlag den Schweizern und endete bei Nancy 1477 (§ 314). Mit ihm erlosch das Haus Burgund, und es kamen durch seine Tochter Maria diese gesamten Länder an das Haus Habsburg. Doch suchte Frankreich die französischen Lehen einzuziehen, was noch ein Streitpunkt zwischen Karl V. und Franz I. war; Bourgogne kam an Frankreich zurück, die Franche Comté zum burgundischen Kreise. Ebenso beanspruchte Karl V. Geldern, wo nach Karls des Kühnen Tode das einheimische Herzogsgeschlecht wieder zur Herrschaft gekommen und nach dessen Erlöschen (1538) der Herzog Wilhelm von Kleve gefolgt war, für sich und den burgundischen Länderkreis: im Jahre 1543 gelang ihm die Erwerbung (§ 361).

sich unter der alten Feste Hohen-Syburg vereinen, nördlich zur Ebene geneigt, wo die Städte Hamm und Soest ihr noch zugehörten und die Reichsstadt Dortmund an sie grenzte. — Die vier letztgenannten Länder, Jülich, Kleve, Berg und Mark wurden nebst der Grafschaft Ravensberg am Ende unseres Zeitraums (1511) durch die Vermählung Johanns III. von Kleve und Mark mit Maria von Jülich, Berg und Ravensberg zu einem bedeutenden Ganzen vereint, das sich den mächtigsten Territorien im Reich gleichstellen konnte.*)

§ 254. Berg und Mark sowie das zum Erzbistum Köln gehörende (§ 162) sog. Herzogtum Westfalen (im Sauerlande, um Arnsberg) lagen noch im deutschen Mittelgebirge. Nördlich von ihnen beginnt die niederdeutsche Tiefebene, nur von dem weitreichenden Arm des Teutoburger Waldes durchzogen, an den sich das Bistum Paderborn, die Grafschaften Lippe, Ravensberg und Tecklenburg lehnten. Die Ebene selbst gewährt im Süden reiches Ackerland; gegen Norden wird sie öder; weite Heiden, sumpfige Moore, oft von Wäldern durchsetzt, beginnen. Diesen Charakter trägt das

*) Zuerst wurden Kleve und Mark vereinigt. Das klevische Grafenhaus erlosch 1368, und seine Besitzungen fielen an die Nachkommen der klevischen Erbtochter Margarete, die mit Adolf IV. von der Mark vermählt gewesen war. Die Grafen von der Mark stammen vom Schloß Altena an der Lenne. Der Enkel dieses Paares, Adolf VI., ward vom Kaiser Siegmund auf dem Konzil von Konstanz 1417 zum Herzog von Kleve erhoben; er erwarb auch die Grafschaft Ravenstein an der niederländischen Grenze. Ihm entstammte jener obengenannte Johann III. (1521—1539). — Die Grafen von Berg, von Burg an der Wupper ausgegangen, erloschen schon 1348; ihr Erbbegräbnis ist das prächtige Kloster Altenberge an der Dhün. Eine Erbtochter, Margarete, brachte das Recht auf diese Grafschaft ihrem Gemahl Otto VI. von Ravensberg zu, und durch die einzige Tochter dieses Paares kamen beide Länder an Jülich. Dieses frühere Grafenhaus war durch Kaiser Karl IV. zur herzoglichen Würde erhoben worden. Nachdem anfangs nur ein Seitenzweig dieses Hauses in Berg regiert hatte, der durch König Wenzel 1380 den Herzogstitel von Berg erhielt, fielen, nachdem der jülichsche Hauptzweig 1423 erloschen war, Berg und Ravensberg mit Jülich unter Adolf I. von Berg zusammen. Sein Neffe Gerhard II. war sein Erbe; dessen einziger Sohn war Wilhelm II., der nur eine Tochter hinterließ, jene obenerwähnte Maria, die ihre Länder Jülich, Berg und Ravensberg jenem Johann III. von Kleve, Mark und Ravenstein zubrachte. — Auf die ersteren Länder aber hatte einst Kaiser Friedrich III. dem Herzog Albrecht von Sachsen Anwartschaft ertheilt; Kaiser Maximilian hatte dies erst bestätigt, dann aber das Erbe auf Maria übertragen. Um das sächsische Haus zufriedenzustellen, vermählte Johann III. seine Tochter Sibylle mit dem Kurprinzen Johann Friedrich unter dem Versprechen, daß, wenn sein Sohn Wilhelm ohne männliche Erben stürbe, die gesamten Länder an Sachsen fallen sollten. Dieser Wilhelm aber, 1539—1592 (§ 252 Anm. a. E.), vermählte sich, nachdem er sich vor Kaiser Karl V. gebeugt hatte, mit der österreichischen Erzherzogin Maria, Tochter des römischen Königs Ferdinand I. Dabei ward ihm das später von Maximilian II. und Rudolf II. bestätigte Recht verliehen, daß seine Länder nie geteilt werden sollten und auch auf die weibliche Linie erben könnten. Sein Sohn Johann Wilhelm (1592—1609) starb kinderlos. Diese Familienverhältnisse gaben dann Anlaß zum jülich-klevischen Erbfolgestreit (§ 383). Eine Übersicht giebt nachfolgende Tabelle.

Wilhelm II.

Johann III. von Kleve, Mark und Ravenstein. — Maria von Jülich, Berg und Ravensberg.

Wilhelm der Reiche 1539—1592.
Gem.: Maria von Österreich.

Maria Eleonore.	Anna.	Johann Wilhelm
Gem.: Albrecht Friedr. v. Preußen.	Gem.: Philipp Ludw. v. Pfalz-Neuburg.	† 1609.
Anna.	Wolfgang Wilhelm	
Gem.: Joh. Sigismund v. Brandenburg.	von Pfalz-Neuburg.	

Münsterland, in dem das alte Bistum Münster (§ 72) lag und die ehrwürdige Bischofsstadt mit stolzen Türmen und Mauern aus der Ebene stieg. Das Bistum umschloß mit seinem Ober- und Unterstift beinahe ganz das kleinere Bistum Osnabrück, dem wieder östlich Minden an der Porta Westphalica folgte. — Alle diese westfälischen Gegenden sind, außer daß viel Wald gerodet und Land urbar gemacht ist, sich fast seit Jahrtausenden gleich geblieben. Noch wie zur Zeit des Tacitus (§ 14) lebt hier der Bauer inmitten seines Hofes, seines Eichenkamps, seiner Feldgemarkung; Städte giebt es nicht viel, wohl aber weitausgestreute Dörfer. Das Lehnswesen hatte hier nie rechten Boden gewonnen. Vom Reiche wußten diese Gegenden wenig oder gar nichts. Doch durchtobte auch sie manche Fehde, am wütendsten und ausgedehntesten die Soester Fehde (1444—1449). Erzbischof Dietrich von Köln (und Paderborn) wollte die ihm damals noch unterthänige Stadt Soest zur Erlegung einer Steuer, des zehnten Pfennigs, zwingen. Diese verband sich mit dem Herzog von Kleve und mehreren westfälischen Städten, jener mit den Bischöfen von Münster und Hildesheim, mit dem Grafen von Nassau und anderen Herren. Die Fehde verwüstete Westfalen; doch hielten sich die Soester tapfer und schlugen jeden Sturm ab, bis endlich der Erzbischof die Stadt an Kleve und Mark überließ (§ 253). — Nördlich vom Münsterlande, wo die Ems ihren langsamen Lauf nimmt, wird das Land immer öder, oft einer Wüste gleich; Sandsteppen und meilenweite Moore beginnen, bis man an der untern Ems, wo die Leda mündet und der Fluß zum Dollart sich erweitert, eintritt in das üppige, herdenreiche Marschland von Ostfriesland (§§ 316 ff.). — Am linken Ufer der Weser sind dann noch zu nennen die Grafschaften Hoya und Diepholz, ja der Kreis erstreckt sich in der Grafschaft Schaumburg und im Bistum Verden noch auf das östliche Weserufer. Zu den Fürstengeschlechtern des Kreises zählten endlich auch noch die Grafen von Oldenburg, eine Dynastie, die gleich den Häusern Nassau und Lothringen zu den ersten Fürstenthronen Europas emporgestiegen ist.*)

*) Die Grafen von Oldenburg und Delmenhorst traten, nachdem Heinrichs des Löwen Herzogtum Sachsen aufgelöst worden war (§ 162), als selbständige Landesherren hervor. Ihr kleines Gebiet lag westwärts der unteren Weser; später gewannen sie den größten Teil des Stedinger Landes. Vielfach zerteilt und in kleinen Fehden beschäftigt, wuchs das Haus heran. Endlich kam unter Dietrich dem Glücklichen († 1440) alles oldenburgische Gebiet zusammen. Sein Sohn Christian ward von seinem Oheim mütterlicherseits, Herzog Adolf VIII. von Schleswig-Holstein, den Dänen als König empfohlen, nachdem er selbst die Krone ausgeschlagen hatte. Die dänischen Stände wählten ihn 1448; 1460 folgte er seinem Oheim auch in Schleswig-Holstein, frei gewählt durch die Stände des Landes († 1481). Seine Enkel, König Christian III. († 1559) und Herzog Adolf († 1586), sind die Stammväter, jener der königlichen oder glückstädtischen, dieser der herzoglichen oder gottorpschen Linie. Der Mannesstamm der königlichen ist 1863 mit König Friedrich VII. ausgestorben. Von der sonderburgischen dagegen, einer herzoglichen Nebenlinie der glückstädtischen Linie, grünen noch zwei Zweige, der ältere, augustenburgische, und der jüngere, becksche oder glücksburgische. Dänemark war ein Wahlreich bis 1660, wo König Friedrich III. es in eine unumschränkte Erbmonarchie verwandelte. Er gab 1665 ein Thronfolgegesetz, nach dem seine männlichen Nachkommen und nach deren Aussterben (das 1863 mit dem Tode Friedrich VII. erfolgte) der Weiberstamm in dem Königreiche zum Throne kommen sollte. Für die Herzogtümer Schleswig-Holstein galt diese Erbfolge nicht, vielmehr war hier nach altem, stets anerkanntem Recht nur der Mannesstamm des oldenburgischen Gesamthauses (die männlichen Nachkommen des Stammvaters Christians I.) erbberechtigt. Trägerin dieser Ansprüche war die augustenburgische Linie. Diese Umstände führten zu den Kriegen in neuerer Zeit und zu Schleswig-Holsteins Lostrennung von Dänemark im Jahre 1864.

Von der gottorpschen Linie giebt es gegenwärtig nur noch zwei Zweige: der ältere ist der kaiserlich russische, abstammend von Karl Friedrich, Gemahl der Groß-

4. Der niedersächsische Kreis. Die Mecklenburger und Welfen.

§ 255. Der niedersächsische Kreis war der noch übrige Kern des alten Herzogtums Sachsen. Im Westen von der Weser begrenzt (doch vgl. § 254 a. E.), griff er im Osten und Norden noch über die Elbe, indem er das ehemals slavische Mecklenburg und das altsächsische Holstein mitumfaßte. Im Süden reichte er mit den Fürstentümern Grubenhagen, Kalenberg und Göttingen und der am südlichsten von allen gelegenen Reichsstadt Mühlhausen noch über den Harz hinaus. Im allgemeinen aber bildete dies Gebirge die Grenze. Nördlich von seinen massigen, rundgewölbten Bergen beginnt reiches Tiefland, nur von den Vorläufern des Harzes, wellenförmigen Höhenzügen, die meist herrlichen Buchenwald tragen, noch hie und da durchschnitten. Reich und fruchtbar ist besonders die sich gegen Magdeburg hinziehende Ebene, ebenso das Kalenbergische, im Winkel zwischen Weser und Leine. Ein kräftiger, wohlhabender Bauernstand bewohnt dieses Land. Nördlich von Braunschweig wird das Land ganz flach; Moore, Eichenwälder, zerstreute Dörfer leiten in die Lüneburger Heide über, die nur spärlich bebaut sich gegen die Elbe hin erstreckt. Aber da, wo Elbe und Weser fast meerbusenartig sich erweitern und Ebbe und Flut schon merkbar werden, sind beide Flüsse von einem umdeichten, überaus fetten Rande Marschlands eingefaßt. Den Gegensatz von Marsch und Geest zeigt auch das gegenüberliegende Holstein. Während an der See die stolzen freien Dithmarsen (§ 320) ihre reichen Marschländer (das angeschwemmte Tiefland) mannhaft gegen Fluten und Feinde schützten, war die ärmere Geest (der heidige, mittlere Landrücken) seit längst den einheimischen Grafen von Holstein dienstbar. Der Osten des Landes trägt den allgemeinen Charakter der Ostseeländer, den auch Mecklenburg zeigt: die Hügel des sog. baltisch-uralischen Landhöhenzuges, die meist von Buchenwald umkränzten Landseen, die tief einschneidenden Buchten der Ostsee gewähren eine reiche Abwechslung. — In dem Kreise erhoben sich einzelne mächtige Städte mit reich betürmten Mauern und hochragenden Kirchen. An dem freundlichen Südabhange des Harzes blickte die Reichsstadt Nordhausen in die „Goldene Au“ hinaus; an dem wilden, von Tannenwald umdunkelten Nordrande desselben Gebirges lag das ehrwürdige Goslar, ebenfalls eine Reichsstadt, fast noch in die Höhen eingeklemmt, am Fuß der alten Bergwerke des Rammelsberges; fern im Osten wiederholte Magdeburg an der Abendseite der breitströmenden Elbe mit seinem Dom und seinen vielen Kirchen gleichsam das Städtebild von Köln. Das Gebiet des Erzbistums Magdeburg lag teils um die Stadt her, weit die Elbe hinabreichend, teils gehörten dazu einzelne Besitzungen (Querfurt, Halle, Jüterbogk mit Kloster Zinna) im obersächsischen Kreise. Oft mit Magdeburg verbunden war das alte und ehrwürdige Bistum Halberstadt. Die Innerste entlang zog sich das Bistum Hildesheim. Die Bischöfe in diesen Stiftern waren meist kriegerische Herren, denen wie

fürstin Anna, Tochter Peters des Großen. Der jüngere ist der großherzoglich oldenburgische. Als nämlich Christian I. dänischer König ward, überließ er Oldenburg seinem Bruder Gerhard dem Streitbaren († 1499). Dessen Nachkommen erwarben noch das Budjadinger Land und Jeverland, starben aber 1667 mit dem klugen Anton Günther aus. Bis 1773 blieb Oldenburg unmittelbar unter den dänischen Königen. Dann tauschte es Christian VII. an den russischen Großfürsten Paul, der es wieder seinem Vetter, dem Fürstbischof Friedrich August von Lübeck, gleichfalls einem Gottorper, überließ. Kaiser Joseph II. erhob das Land zum Herzogtum, und seit dem Wiener Kongreß ist das durch Besitzerweiterungen noch ferner vergrößerte Gebiet Großherzogtum.

jenem Hildesheimer die Rüstkammer als beste Bibliothek galt. Im Norden nahm das Erzstift Bremen den ganzen Winkel zwischen Elbe und Weser ein; die Stadt Bremen war von ihrem Erzbischof fast ganz unabhängig, ward aber Reichsstadt erst kurz vor dem westfälischen Frieden (1646). Hamburg, so reich und mächtig es war, stand in einem lockeren Abhängigkeitsverhältnisse zu Holstein. Weit überflügelte diese beiden Lübeck als Reichsstadt und Haupt des Hansebundes. Unbedeutender dagegen waren die bischöflichen Gebiete von Lübeck, Ratzeburg und Schwerin. Vor anderen kleinen Dynasten ragten in diesem Kreise die Herzogshäuser der Welfen, Mecklenburger, Lauenburger und Holsteiner hervor.

§ 256. Die Grafen von Holstein, dem Hause der Schauenburger entsprossen, hatten seit Kaiser Lothar (§ 150) Wagrien, den östlichen, ursprünglich slavischen Teil des Landes, deutsch kolonisiert. Hierzu kam Stormarn, das mittlere Land. In tapferem Kampfe wehrten sie sich lange gegen die stets verhaßte Dänenherrschaft, die endlich durch die Schlacht von Bornhöved 1227 (§ 257) gebrochen wurde. Auch die Holsteiner Grafen spalteten sich in mehrere Linien; das Haupt der einen, Graf Gerhard, erhielt von der Königin Margarete von Dänemark, die in der sog. kalmarischen Union (1397) die drei nordischen Reiche, Schweden, Norwegen und Dänemark, vereinigte, das Herzogtum Schleswig zu Lehen. Dieses behaupteten seine Nachkommen trotz den Dänen. Zuletzt fielen alle holsteinischen Linien wieder zusammen und starben dann mit Adolf VIII. 1459 aus. Nun wählten die Stände Schleswig-Holsteins den Neffen Adolfs VIII., Christian I. von Oldenburg, der bereits durch Adolfs Empfehlung Dänenkönig war, 1460 zu ihrem Herzoge, doch mit der Bedingung, daß die Lande Schleswig-Holstein ewig zusammen und ungeteilt bleiben sollten (§ 254 Anm.). — In Lauenburg, einem von Heinrich dem Löwen und vom Bistum Ratzeburg aus durch holländische und westfälische Kolonisten urbar und deutsch gemachten Lande, herrschten Askanier (§ 196), die sich von einem Enkel Albrechts des Bären, dem Sohne des zum Herzog von Sachsen erhobenen Bernhard (§ 162), Albrecht, ableiteten und sich deshalb Herzöge von Sachsen-Lauenburg nannten; sie stritten mit Sachsen-Wittenberg um eine Kur (§ 224 Anm.), die ihnen jedoch durch die goldene Bulle nicht zuerkannt wurde.*)

§ 257. Mecklenburg hatte ein altslavisches Fürstenhaus, das von Heinrich dem Löwen (§ 156) mit dem einst von ihm in voller Unabhängigkeit beherrschten Lande wieder belehnt worden war. Daneben bestand das sächsische Haus der Grafen von Schwerin. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts kam mit der ganzen deutschen Ostseeküste auch Mecklenburg unter die Herrschaft Waldemars II. von Dänemark, und Kaiser Friedrich II. erkannte 1214 die Vereinigung der wendischen Lande mit Dänemark förmlich an (§ 170). Erst durch die kühne That des Grafen Heinrich von Schwerin, der den Dänenkönig gefangen nahm und ihn später, als er trotz seines Eides die zurückgegebenen Länder abermals erobern wollte, im Verein mit andern norddeutschen Fürsten bei Bornhöved in Holstein 1227 besiegte, wurde Waldemar gezwungen, auf die deutschen Länder zu verzichten. Mannigfach

*) Das Land fiel, nachdem das sehr verarmte Haus 1689 erloschen war, an Braunschweig-Lüneburg (Celle). 1815 kam es als Ausgleichung gegen die von Preußen an Hannover abgetretenen Länder an Preußen, das es jedoch gegen das schwedische Pommern austauschte. Dieses hatte Dänemark von Schweden gegen Norwegen erhalten. So kam Lauenburg an Dänemark; von diesem im Wiener Frieden 1864 nebst Schleswig-Holstein an Österreich und Preußen abgetreten, fiel es durch den Gasteiner Vertrag vom 14. August 1865 an Preußen zurück.

teilte sich später die Mecklenburger Linie, und einige Fürsten wie Heinrich I. der Pilger (1264—1302), der 26 Jahre im Morgenlande in Gefangenschaft schmachtete, und sein Sohn Heinrich II., genannt der Löwe, (1302—1329) sind hervorragende Männer. Im Jahre 1348 verlieh Kaiser Karl IV. dem Hause, das ihm gegen den bayrischen Ludwig von Brandenburg half, den Herzogstitel. Erst gegen Ende unseres Zeitraums fielen unter Heinrich IV., dem Dicken († 1477), alle mecklenburgischen Lande zusammen.*)

Die wichtigste Familie aber im niedersächsischen Kreise war die der Welfen. Sie stammte von dem großen Sachsenherzog Heinrich dem Löwen (§§ 152 ff.), der nach seinem Sturz (§ 162) wenigstens die Allode seines Hauses, die braunschweigisch-lüneburgischen Lande, rettete. Seine Söhne, unter denen Kaiser Otto IV. (§ 168) war, teilten sie, aber sein Enkel Otto das Kind vereinigte die gesamten Länder des Hauses wieder. Dieser nahm von Kaiser Friedrich II., der ihn lange vergeblich bekämpft und Braunschweig belagert hatte, nach geschehener Aussöhnung (1235) Braunschweig als Herzogtum zu Lehen (§ 172). Schon Ottos Söhne teilten (1267), und es entstanden nach und nach viele Linien (Braunschweig, Lüneburg, Grubenhagen, Göttingen u. s. w.). Stammvater der späteren Welfen ist Ernst der Bekenner († 1546). Durch die Teilung, die seine beiden Söhne Heinrich und Wilhelm vornahmen, entstanden 1569 zwei Linien: die braunschweigisch-wolfenbüttelsche, aus der ruhmreiche Helden der deutschen Geschichte hervorgingen, und die braunschweigisch-lüneburgische (hannöversche), die später 1692 zur Kurwürde, dann 1714 auf den englischen Königsthron gelangte und von 1815—1866 als ein deutsches Königshaus bestanden hat.**)

5. Der obersächsische Kreis. A. Die thüringischen Landgrafen. Das Haus Wettin.

§ 258. Weit ausgedehnte und mannigfache Lande umfaßte der obersächsische Kreis, der an Größe nur dem österreichischen nachstand. Im

*) Im Jahre 1621 fand eine neue Teilung in Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow statt; nachdem die Güstrower Linie 1695 erloschen war, trat dann 1701 die Spaltung in M.-Schwerin und M.-Strelitz ein, deren Fürsten beide von Adolf Friedrich I. von M.-Schwerin († 1658) abstammen.

**) Stifter dieser jüngeren Linie Hannover ist der Sohn Ernsts des Bekenners, Wilhelm. Schon er erwarb zu seinem Landesteil die halbe Grafschaft Hoya und ganz Diepholz (§ 254). Von seinen 7 Söhnen durfte nur einer, Georg, heiraten, und auf diesen fielen die Landesteile seiner Brüder, die inzwischen Grubenhagen, Kalenberg und Harburg erworben hatten, zusammen. Obwohl seine vier Söhne wieder teilten, vereinigte sich doch das jetzt noch um Lauenburg (§ 256 Anm.) vergrößerte Land wieder auf den Sohn Ernst Augusts, des jüngsten der vier. Dieser Ernst August wußte Hannover trotz des Widerspruchs der älteren Linie von Braunschweig-Wolfenbüttel 1692 zum Kurfürstentum zu erheben. Er war mit einer Tochter des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz (§ 248 Anm. u. §§ 387 ff.) vermählt, der eine Stuart, Tochter König Jakobs I. von England, zur Gattin gehabt hatte. Als mit Königin Anna 1714 in England die protestantische Linie des Hauses Stuart ausstarb, folgte deshalb mit dem Sohne Ernst Augusts, Georg I., das hannöversche Haus auf dem englischen Königsthrone. Hannover blieb nun ein Nebenland — freilich ein begünstigtes — dieser neuen englischen Könige. Das Land vergrößerte sich 1715 und 1719 (§ 469) noch durch die Erwerbung der Bistümer Bremen und Verden und 1815 durch Ostfriesland, Hildesheim, Osnabrück, Meppen, Bentheim, Teile des Eichsfelds und die ehemalige Reichsstadt Goslar; damals ward es Königreich. Als in England die Königin Viktoria zum Throne gelangte, kam Hannover, weil in deutschen Landen keine weibliche Erbfolge gilt, an ihren Oheim Ernst August (1837—1851). Sein Sohn Georg V. nahm auf Österreichs Seite teil an dem Kriege von 1866 und verlor darüber Thron und Reich an Preußen.

Südwesten am Thüringer Wald beginnend, im Südosten vom Erzgebirge, im Nordwesten vom Harz begrenzt, zog er sich nordöstlich weit über die Elbe, bis er, Pommern mit begreifend, erst am baltischen Meere endete. Nur im westlichen Teile des Kreises behaupteten sich kleinere Gebiete selbständig, so die Grafschaften Schwarzburg (§ 222), Reuß, Hohenstein, Mansfeld und die anhaltinischen Fürstentümer; sonst hatten drei große Territorien, die Kurfürstentümer Sachsen-Wittenberg (Meißen-Thüringen) und Brandenburg und das Herzogtum Pommern, das Übergewicht. Denn auch die Bistümer des Kreises, Naumburg (Zeitz), Merseburg, Meißen, Havelberg, Brandenburg, Lebus und Kammin, waren landesherrlich, nicht reichsfrei. Drei große Fürstenhäuser sind es, die hier hervortreten: das alte Thüringer Landgrafenhaus, die Wettiner und die Askanier oder Anhaltiner.

§ 259. Von dem schönen Zuge des Hochkammes des Thüringer Waldes, über den der alte Landgrafenpfad, der Rennstieg*), führt, senken sich frische Waldthäler sanft verlaufend nach Norden und Osten, in denen der Köhler seinen Meiler schürt, der arme Mann sein Holzgerät schnitzt oder den gefangenen Vogel abrichtet, um als kleiner Händler damit weit in die Ferne zu ziehen; hier lebt ein schöner, leicht gearteter Menschenschlag, voll Sangeslust und kecken Scherzes in fröhlicher Armut. Wo aber die Ebene sich im Norden anschließt, am Gebirgssaum, liegen freundliche Städte, wie Eisenach, Gotha, Weimar, so recht geschaffen für kleine Fürstenhöfe, die Lebensheiterkeit mit Geist und Kunst zu paaren wissen. Dies war das Gebiet der alten Landgrafen von Thüringen. Sie gehören der Sage nach einem eingewanderten rheinfränkischen Geschlechte, in Wirklichkeit wahrscheinlich einem einheimischen Centgrafenhause an, das in seinen Stammgütern in den „Lauben" nördlich vom Thüringer Wald unter den ersten fränkischen Kaisern zuerst mit einem Ludwig im Barte hervortritt. Sein Sohn war jener verbrecherische Ludwig der Springer (§ 146), der im Einverständnis mit dem treulosen Weibe seines Nachbarn, des Pfalzgrafen Friedrich von Weißenfels, diesen ermordete und die Ehebrecherin heimführte und dann der Sage nach aus dem Turme des Giebichensteines bei Halle in die Saale hinab den kühnen Sprung gewagt haben soll, um der Gefangenschaft zu entrinnen.**) Er wird als Erbauer der stolzen Wartburg genannt, wie auch des in lieblicher Waldeinsamkeit gelegenen Klosters Reinhardsbrunn, einer alten Kulturstätte des Thüringer Landes, wo er am Abend seines Lebens seine Sünden zu büßen suchte und wo fast alle seine Nachkommen ihr Erbbegräbnis fanden. Sein Sohn, wieder Ludwig geheißen, empfing vom Kaiser Lothar das Landgrafenamt (1130), und sein Gebiet ward nach Norden hin von der Hörsel bis zur Unstrut erweitert, so daß das alte Thüringen (§ 97) wiederhergestellt

*) Der Rennstieg ist's, die alte Landesscheide,
Die von der Werra bis zur Saale rennt,
Und Recht und Sitte, Wildbann und Gejaide
Der Thüringer von dem der Franken trennt.
Du sprichst mit Fug, steigst Du auf jenem Raine:
Hie rechts, hie links! hie Deutschlands Süd, dort Nord! . .
Wenn hie der Schnee schmilzt, strömt sein Guß zum Maine,
Was dort zum Thal träuft, rinnt zur Elbe fort;
Doch auch das Leben weiß den Pfad zu finden,
Was Menschen trennt, das muß sie auch verbinden.
(Viktor Scheffel.)

**) Die Sage scheint aus der Mißdeutung seines Stammnamens: der Salier (Franke) in Saltator, Springer, entstanden zu sein.

und stammgemäß geeinigt erschien. In dem sagen- und sangreichen Lande hat die Überlieferung fast um jeden Fürsten anmutige Geschichten gesponnen. So um Ludwig II., den Eisernen (1140—1172), den einst der Schmied in Ruhla eisern hämmerte und der dann zum Staunen Kaiser Rotbarts, seines Schwagers, in einer Nacht eine Mauer rings um sein Landgrafenschloß aufführte, nicht aus Mörtel und Stein, sondern aus seinen ritterlichen Vasallen, denen sein eiserner Arm ehedem vor dem Pfluge Gehorsam beigebracht hatte. Er wie seine Nachkommen waren treue Anhänger der staufischen Sache. Auch die hessischen Lande waren an das Haus gekommen und wurden meist von jüngeren Söhnen regiert. Die Wartburg, die unter Landgraf Hermann (§ 185) noch der Sitz der ritterlichen Herrlichkeit und des Minnegesangs gewesen war, ward unter seinem Sohne, Ludwig IV., dem Heiligen, (1216—1227) und dessen Gemahlin, der heiligen Elisabeth (§ 180), fast zu einem Spital für Arme und Kranke. Doch lebte beider Name in der Sage wie in der Geschichte fort: Ludwig war, bei staatsklugen Plänen, ausgezeichnet durch Gerechtigkeit, Milde und Sittenreinheit, Elisabeth durch unbegrenzte Wohlthätigkeit und himmlische Demut. Bald nachdem Ludwig auf dem Kreuzzuge Kaiser Friedrichs II. (§ 171) in Italien gestorben war, erlosch der Stamm; denn sein Sohn Hermann II. gelangte kaum zur Mündigkeit und ward von seinem Oheim Heinrich Raspe (§ 174) verdrängt, der als Gegenkönig des Kaisers Friedrich II. und seines Sohnes Konrad 1247 starb, ohne Erben zu hinterlassen. Eine Schwester Ludwigs IV. aber war mit einem Markgrafen von Meißen, einem Wettiner, vermählt gewesen, und ihr entstammte Heinrich der Erlauchte von Meißen, der nach blutigem Erbfolgekampf mit Hermanns II. hinterlassener Schwester Sophia von Brabant Thüringen mit Meißen verband. Dem Sohne Sophiens, Heinrich dem Kinde von Brabant, blieben die hessischen Lande als besondere Landgrafschaft (§ 251). So war Thüringen an das Haus Wettin gefallen.

§ 260. Das Haus Wettin, das noch jetzt in den sächsischen Königen, Großherzögen und Herzögen fortblüht, stammt aus dem zwischen Saale, Bode und Harz gelegenen Schwabengau, ist also wohl, wie so viele große Herrschergeschlechter Deutschlands, schwäbischen Ursprungs. Seinen Namen verdankt es der Burg Wettin an der Saale. Aus diesem Hause, das zuerst unter den Ottonen hervortritt, vereinigte zur Zeit Kaiser Lothars und Konrads III. ein Markgraf Konrad, der Vollender des Klosters auf dem Petersberge nördlich bei Halle, fast alle hier im Osten angelegten Marken (§ 109), das Osterland, die Mark Landsberg, Eilenburg, Brehne, Meißen und beide Lausitzen unter seiner Herrschaft, mithin wohl mehr als den Umfang des heutigen Königreichs Sachsen. Es war fast das ganze Land, das, von den Kämmen des Erzgebirges nordwärts sich abdachend, von der Elbe, nachdem sie die Felsenwälle des Elbsandsteingebirges durchbrochen hat, in breitem Bette ruhigen Laufs durchströmt wird und an das sich östlich das Oberlausitzer Bergland anschließt: Gegenden, die schon seit alters in Bergbau, Handel und Gewerbe sehr betriebsam waren. Die westlichen Flüsse, die Mulde, Pleiße, Elster und Saale, durchströmen in ihrem unteren Laufe ebenes, reiches Ackerland, in dem später Städte wie Leipzig und Halle sich erheben. Die Elbe begleiten südlich bis Meißen die Berge, an denen, wenngleich kärglich, selbst noch die Rebe gedeiht. Auch jenseits dieses Flusses, wo in der Niederlausitz sumpfige Niederung beginnt, lehnen sich an den Landrücken des Fläming noch reiche, von flandrischen Kolonisten

gegründete Dörfer. Dies ganze Land, einst wendisch, dankt deutschen Einwanderern seine Kultur. Es kam nach mehr als hundertjähriger Zersplitterung und Teilung auf Heinrich den Erlauchten (1221—1288), der außer Thüringen (§ 259) auch das Pleißner Land (Altenburg, Zwickau, Chemnitz), bisher unmittelbares Reichsgut, erwarb.

§ 261. Heinrichs des Erlauchten Sohn war Albrecht der Entartete, der mit einer Staufin, Kaiser Friedrichs II. Tochter Margarete, vermählt war, sie durch Untreue und Mißhandlung zur Flucht brachte und dann, indem er seine und ihre Söhne, Friedrich den Freidigen und Dietzmann, enterbte, seine Länder an Adolf von Nassau verkaufte (§ 209). Die beiden Söhne aber behaupteten unter vielen Gefahren ihr angestammtes Land sowohl gegen König Adolf, als auch gegen Albrecht von Österreich, der es dann gleichfalls in Anspruch nahm und dessen Truppen sie bei Lucka in der Nähe von Altenburg schlugen (§ 213). Als Friedrich sich vor dem Auszuge zur Schlacht den Helm mit dem thüringischen Löwen aufsetzen ließ, sprach er, so erzählen Chroniken, freudig: „Bind fest, bind heut mir drei Lande fest, oder keins!"

Heute bind ich fest Meissen,
Thüringen und Pleissen,
Und alles, was meine Eltern je gewahrt,
So helfe mir Gott auf dieser Fahrt!

Diese Länder blieben fortan dem wettinischen Hause. Im Jahre 1423 machte es noch eine Erwerbung: 1422 war nämlich das Haus der Askanier in Sachsen-Wittenberg erloschen, bei dem die Kurwürde gewesen war, und Kaiser Siegmund verlieh dies Land samt der Kurwürde Friedrich dem Streitbaren von Meißen. Von nun an nannte dieser sich Kurfürst in Sachsen. Unter den Söhnen Friedrichs des Streitbaren, Friedrich dem Sanftmütigen und Wilhelm, entbrannte ein fünf Jahre währender heftiger Bruderkampf (1445—1450). Friedrich machte darin seinem Beinamen Ehre; denn als einer seiner Feldhauptleute ihm anbot, er wollte seine große Donnerbüchse auf Herzog Wilhelms Zelt richten und ihn mit einem Schuß zum Herrn aller Lande des Hauses machen, sprach er: „Schieß, wohin Du willst, nur triff meinen Bruder nicht". In diesem Kriege hatte ein sächsischer Ritter, Kunz von Kaufungen, für Friedrich bedeutende Kosten aufgewandt und sah sich dann nicht nach Wunsch befriedigt. So kam er auf den kecken Gedanken, vom Altenburger Schloß die Söhne des Kurfürsten Ernst und Albrecht mit Gewalt zu rauben (1455). Dieser sog. sächsische Prinzenraub schien zu gelingen; aber der jüngere Prinz entsprang bei einer Rast im Walde seinem Räuber, den wackere Köhler, nachdem sie ihn tüchtig „getrillt" hatten, dem Kurfürsten gefangen einbrachten; auch der ältere Prinz ward gerettet, und Kunz von Kaufungen endete auf dem Blutgerüste. Von diesen beiden Prinzen stammen die beiden sächsischen Linien: die ältere, die Kurlinie, die ernestinische, die in Wittenberg residierte, und die jüngere, die albertinische, die in Leipzig und Dresden ihre Sitze hatte. Die ältere Linie bildet das in der Reformationsgeschichte ruhmvoll hervortretende Kurfürstenhaus von Sachsen. Sein Glanz beginnt mit Friedrich dem Weisen (1486—1525), der seine Residenz Wittenberg zugleich zu einer Universität machte, an die bald nachher Luther berufen ward.*)

---

*) Auf Friedrich den Weisen folgte sein Bruder Johann der Beständige (1525—1532), auf ihn Johann Friedrich (1532—1554), der nach dem schmalkaldischen

6. Der obersächsische Kreis. B. Das Haus Anhalt (Askanier). Brandenburg und Pommern.

§ 262. Der Askanier oder Anhaltiner, besonders des Ahnherrn des Hauses, Albrechts des Bären, ist schon oben (§§ 152. 156. 196) Erwähnung gethan. Von den Söhnen Albrechts erhielt Otto I. den größten Teil der Marken; ein anderer, Bernhard, erhielt nach Heinrichs des Löwen Sturze die Herzogswürde von Sachsen (§ 162), die jedoch von nun an kaum mehr als ein Titel war. Er hinterließ zwei Söhne, Albrecht und Heinrich. Von dem ältesten stammten die beiden Linien, die den herzoglichen Titel von Sachsen beibehielten: Sachsen-Lauenburg (§ 256) und Sachsen-Wittenberg. Die letztere erlosch, nachdem ihr die Kurwürde zugesprochen worden war (§ 224), im Jahre 1422, worauf ihre Länder, wie eben (§ 261) gezeigt, an das Haus Wettin fielen und mit Thüringen-Meißen verbunden wurden. Von dem jüngeren Sohne Bernhards, Heinrich, dagegen stammen die heutigen Herzöge von Anhalt, in denen das askanische Haus noch fortlebt. In mehrere Linien gespalten, die erst 1863 wieder in eine zusammengefallen sind, beherrschten sie das fruchtbare alte Stammland der Askanier am Nordostrande des Harzes bis zur Saale und Elbe hin, die Gegenden um Ballenstedt, Bernburg, Köthen und Dessau.

§ 263. Am bedeutendsten aber waren die von Albrechts des Bären ältestem Sohn abstammenden Markgrafen von Brandenburg (§ 196)*). Sie kolonisierten und beherrschten die weiten Ebenen, die sich östlich von der Elbe gegen Havel und Spree bis zur Oder, an dieser hinab und über sie hinaus erstreckten: ein flaches, eintöniges Land, mit grauen Sandstrecken, dürren Kiefernwäldern, unscheinbaren Dörfern, auf den ersten Blick ganz arm und reizlos; doch thun sich in der Landschaft an den klaren, fischreichen Seen und dem weit hingegossenen, von Hügeln umsäumten Spiegel der Ströme, vor allem der Havel bei Potsdam, Brandenburg und Havelberg, ganz unerwartet die herrlichsten Blicke von Schönheit und Größe auf, und längs den Flüssen, besonders der Oder, lohnt reicher Acker und Wiesengrund den Fleiß des Landmanns. Dennoch hat im ganzen hier in den „Marken" die Natur wenig für den Menschen gethan. Wenn hier der Boden heute ebenfalls seinen reichen Ertrag bringt, so war es der beharrliche Fleiß, der klare Verstand und die trotzig geschlossene Willensstärke seiner Bewohner, die dies erreicht haben. Denn so erscheint der Charakter des hier wohnenden Menschenschlags, echter Kolonisten altsächsischer Stammesart (§ 99), die, slavisches Mischblut nicht überall verleugnend und an Schönheit und Poesie andern

---

Kriege die Kurwürde samt dem Wittenberger Kurkreise an Moritz von Sachsen aus der jüngeren Linie, der albertinischen, abtreten mußte. Von Moritz' Bruder August I. (1553—1586) stammten die späteren Kurfürsten von Sachsen, von denen Friedrich August I. († 1733) 1697 zur katholischen Religion übertrat, als er unter dem Namen August II. König von Polen wurde. In dieser Würde folgte ihm sein Sohn als August III. (1733—1763). Dessen Enkel Friedrich August ward im Jahre 1806 König von Sachsen. Die ältere (ernestinische) Linie blieb im Besitze der sachsen-thüringischen Länder, und aus ihr sind hervorgegangen die Häuser Sachsen-Weimar-Eisenach und Sachsen-Koburg-Gotha; später zweigten sich Sachsen-Altenburg und Sachsen-Meiningen-Hildburghausen ab.

*) Otto I. (1170—1184), Otto II. (1184—1205) und sein Bruder Albrecht II. (1184—1220); dann folgten des letzteren zwei ausgezeichnete Söhne Johann I. (1220—1266) und Otto III (1220—1267). Von ihnen entstammten die Linien Stendal und Salzwedel mit zahlreichen Gliedern, die gemeinsam regierten und einen sehr verzweigten Stammbaum bildeten.

deutschen Stämmen nicht vergleichbar, doch in ihrer unscheinbaren Weise eine unzerstörbare Federkraft des geistigen und sittlichen Lebens besitzen. — Das Geschlecht der Askanier war ein überaus prächtiges und stattliches. Einst, so erzählt eine alte Geschichte, waren neunzehn Markgrafen des Hauses zusammen auf dem Markgrafenberge bei Rathenow und klagten einander, wie ihrer so viele seien, daß das Land sie kaum standesgemäß zu ernähren vermöchte. Wenige Jahrzehnte, und der ganze Stamm war erloschen. Glänzende Herren waren aus ihrer Mitte hervorgegangen, die sich in Fehden gegen die Nachbarn, besonders die streitsüchtigen Erzbischöfe von Magdeburg, tummelten, aber auch des Minnegesangs, der sich, seitdem in Schwaben die Ritterharfe verklungen war, in die Länder niederdeutscher Zunge geflüchtet hatte, wohl kundig waren. So Otto IV. mit dem Pfeil († 1309) und vor allem der glänzende Waldemar, der sich im blutigen Kampfe fast aller seiner Nachbarn erwehrte und das askanische Banner hochhielt. Dann starb er plötzlich 1319, erst 28 Jahre alt, und mit seinem minderjährigen Neffen Heinrich dem Jüngern erlosch das Haus (1320). Kaiser sind aus den brandenburgischen Askaniern nicht hervorgegangen, aber von den fürstlichen Geschlechtern im Reich war keins, kaum das der Thüringer oder Babenberger, ansehnlicher gewesen.

§ 264. An Brandenburg schloß sich nördlich und nordöstlich Pommern an, das in zwei breiten Armen das Haff und die Odermündungen umfaßte, und zu dessen linker Hand Rügen lag, die schöne grüne Insel, die mit dem Kreidefelsen von Arkona als letzte Spitze deutschen Landes in das nordische Meer hinaustritt und erst nach oft wiederholten Kämpfen den heidnischen Ranen und den Dänen hatte abgenommen werden müssen (ihr selbständiges Fürstenhaus erlosch 1325, und die Insel fiel an Pommern). Pommern selbst ist in seiner Bodengestalt dem oben beschriebenen östlichen Holstein und Mecklenburg ähnlich; nur wird es rechtsseits der Oder einförmiger, mit langer, flacher, von Dünen eingesäumter Meeresküste. Die besseren Häfen, wie namentlich Stettin, liegen im westlichen Pommern. Die feste, tapfere Bevölkerung, die den slavischen Untergrund noch deutlicher als die der Marken erkennen läßt, ist auf der See nicht fremd, doch mehr an Pflug und Scholle gewöhnt. Seit 1295 teilten sich die Lande in Pommern-Wolgast und Pommern-Stettin. Ihr Herzogshaus war gleichfalls ursprünglich slavisch und seit dem Falle Heinrichs des Löwen, der zuerst das Land deutscher Herrschaft dauernd unterwarf (§ 197), lehnsabhängig von Brandenburg. Diesem Verhältnis suchten sich die pommerschen Herzöge lange vergeblich zu entziehen. Endlich gab Brandenburg im Vertrage von Grimnitz (zwischen Prenzlau und Eberswalde) 1529 die Lehnshoheit auf; doch mußte ihm dafür die Erbfolge beim etwaigen Erlöschen des pommerschen Hauses zugesichert werden.

7. Der schwäbische, bayrische und fränkische Kreis. Württemberger. Zähringer. Wittelsbacher.

§ 265. Der schwäbische Kreis reichte im Osten bis zum Lech, ging nördlich von der Wörnitzmündung in einem Bogen zum Kocher und mittleren Neckar und ward im Süden und Westen von dem Rhein umfaßt. Innerhalb des großen Winkels, den der Rhein beschreibt, liegt ein kleinerer, den der Schwarzwald und die rauhe Alb bilden: von ihm wird das Herzland des alten Schwaben, die deutsche Fürstenwiege, die Dichter- und Heldenheimat, das Neckarland, eingefaßt. Am steilen Abfall der Alb liegen

viele berühmte Burgen: so der Hohenzollern, Lichtenstein, Hohen-Urach; ferner, wie der Dichter singt,

aller schwäb'schen Berge schönster,
Der auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt;
Und weit umher in milder Sonne Glanz,
Ein grünend, fruchtbar Land, gewundne Thäler,
Von Strömen schimmernd, herdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut;
Dann fernhin in den Burgen, in den Städten
Gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer,
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, wie uns Walther*) sang, den Engeln gleich.
(Uhland.)

Auch viele reiche, trotzige Städte, dem schwäbischen Bund (§§ 302. 303) angehörig, lagen hier am Fuße des Gebirges. Jenseits bildet die rauhe Alb mit dem Bodensee und den Algäuer Alpen einen anderen nach Osten sich öffnenden Winkel, der die von der Donau durchströmte Hochebene Oberschwabens umschließt. Hier lagen neben mächtigen Reichsstädten wie **Ulm** und **Augsburg** besonders die geistlichen Gebiete des Kreises, die Bistümer von Konstanz und Augsburg und die Abtei Kempten. Überhaupt bot der ganze Kreis das Bild buntester Zersplitterung; zu den bereits genannten Gebieten kamen die Grafschaften Hohenzollern, Lichtenstein, Öttingen, Helfenstein u. a. und viele reichsunmittelbare ritterschaftliche Besitzungen; kurz man zählte im schwäbischen Kreise 93 Stände. Am mächtigsten aber wurden im Neckarlande die Grafen von Württemberg, ein fehdelustiges, aber vom Geiste der Sparsamkeit und Klugheit beseeltes Geschlecht. Das Fürstenhaus wird wie so manches andere zuerst in den unruhigen Tagen Kaiser Heinrichs IV. genannt (um 1090) mit einem Conradus de Wirtinebere. Diese Grafen von Württemberg spalteten sich in mehrere Linien. Von ihnen zeichnete sich zuerst aus ein Ulrich mit dem Daumen, der zur Zeit des Interregnums die Grafschaft Urach am obern Neckar gewann. Sein Sohn Eberhard der Erlauchte ist oben (§§ 207. 217) als hartnäckiger Widersacher erst Rudolfs, dann nach seiner Aussöhnung mit den Habsburgern, Adolfs und Heinrichs VII. genannt. Er hatte vom König Albrecht die Reichsvogtei über die schwäbischen Städte erhalten, und es gelang ihm auch sonst, bedeutende Erwerbungen zu machen, so Asberg und einen Teil von Calw. Sein Enkel war der vielbesungene Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart (1344—1392), der unter anderem den Rest von Tübingen und Calw erwarb. — Wieder ein Eberhard, der im Bart genannt (§ 244), der Gründer der Universität Tübingen (1477), erhielt vom Kaiser Maximilian für sein Haus den Herzogstitel.**)

§ 266. Auch an den westlichen Abhängen des Schwarzwaldes, von den frischen, tannenumdunkelten Thälern dieses Gebirges und den hoch hinauf bebauten Bergen, die zur reichen Rheinebene blicken, ging ein ruhmreiches Geschlecht aus, das der Grafen von Zähringen. Auch sie treten zuerst unter Kaiser Heinrich IV. hervor. Ihre Stammburg war Zähringen nahe

*) Walther von der Vogelweide (§ 184).

**) In diesen Machtverhältnissen blieb das Geschlecht im allgemeinen, bis es 1805 zur Königswürde emporstieg. Das heute herrschende Haus stammt von der Linie der Grafen von Mömpelgard (§ 314).

bei Freiburg an der Dreisam; doch erwarb ein Seitenzweig des Hauses die Burg Baden am Oosbach, nahe den warmen Heilquellen, an denen schon die Römer einen stattlichen Ort gegründet hatten. Sie schlossen sich mit treuer Anhänglichkeit den Staufern an und bekleideten unter ihnen wichtige fürstliche Ämter.*) Ein Markgraf Rudolf I. von Baden erweiterte die Stammgüter zur Zeit des Interregnums bedeutend, schloß sich dann nach kurzem Widerstreben eifrig der Sache Rudolfs von Habsburg an und rundete seine Besitzungen an der Murg und Pfinz zu einem geschlossenen Territorium ab. Er kann als der zweite Ahnherr der Markgrafen von Baden gelten, deren Besitzungen sich in getrennten Stücken nördlich bis über die Pfinz und südlich bis über das Wiesethal erstreckten.**)

§ 267. Der bayrische Kreis lehnte sich im Süden an die Abhänge der Tiroler Alpen, ja erreichte in seinem südöstlichsten Teile, dem Erzstifte Salzburg, deren schneebedeckten Hochkamm. Nordöstlich begrenzte ihn der Böhmer Wald und schied ihn von den Ländern slavischer Zunge. Von der Natur war er nicht sehr reich begünstigt. Das Land zwischen Donau und Alpen ist Hochebene, rauh und kalt, in der Nähe der sie durchschneidenden Flüsse von großen Mösern (Hochmooren) durchzogen und der Kultur nicht günstig. Nördlich von der Donau freilich thun sich freundlichere Gelände auf; aber das Thal verengt sich bald, so daß selbst die Schiffahrt in älterer Zeit nicht gefahrlos blieb; auch die mildere, landschaftlich schönere Oberpfalz ist von den Bergzügen des Jura, des bayrischen und Böhmer Waldes eng zusammengeschränkt. Zu dem Kreise gehörten viele geistliche Stifter, die Bistümer Freising, Regensburg, Passau, vor allem aber das majestätisch von den Alpen umgürtete, am Fuße des sagenreichen Untersbergs gelegene Salzburg; außerdem einige Grafschaften und reichsritterschaftliche Gebiete. Den Kern aber des Kreises bildete das Herzogtum Bayern unter dem Hause Wittelsbach. Dieses beginnt mit jenem von Barbarossa 1180 zum Herzog von Bayern erhobenen Otto von Wittelsbach (§§ 155. 162). Dessen Sohn und Enkel vereinigten die Besitzungen

*) Die älteren Zähringer sind besonders glanzvoll. Schon unter Heinrich IV. kommt ein Berthold I. von Zähringen vor, der Herzog von Kärnten wurde, doch dies Land bald wieder verlor. Sein Sohn Berthold II. gründete nahe der Burg Zähringen Freiburg im Breisgau, das sein jüngerer Sohn Konrad mit Stadtrecht begabte. Derselbe Berthold II. trat an die Staufer seine Ansprüche auf die schwäbische Herzogswürde ab und erhielt dafür die Reichsvogtei über Zürich, die sich bald über den größten Teil der Schweiz ausdehnte, samt der herzoglichen Würde in seinen Erblanden. Hier treten seine Nachfolger als Städtegründer auf: Berthold IV. gründete Freiburg im Üchtlande; dessen Sohn Berthold V. Bern u. a. Städte. Ein Sohn Bertholds I. war Hermann der Heilige, dessen gleichnamiger Sohn bereits im Besitz des Schlosses Baden war. Auch dieser Zweig blieb den Staufern treu ergeben und erhielt die Veroneser Mark und damit die Markgrafenwürde, die man wohl später auf Baden übertrug; doch hat sich vielleicht das Geschlecht den markgräflichen Titel zur Unterscheidung von Grafen geringerer Herkunft selbst beigelegt, ohne Rücksicht auf den vorübergehenden Besitz der Veroneser Mark. Die Hausgüter am Schwarzwalde wuchsen durch Tausch und andere Erwerbungen. Markgraf Hermann VI. vermählte sich mit der letzten Babenbergerin und war eine Zeit lang Herzog von Österreich; sein Sohn, Friedrich „von Baden“ oder „von Österreich“ genannt, blutete mit Konradin auf dem Schafott (§ 176). Der jüngere Bruder Hermanns VI. ist jener oben im Text genannte Rudolf I., der Baden erbte. Sein Geschlecht teilte sich 1527 in die Linien Baden-Baden und Baden-Durlach; jene, katholisch, starb 1771 aus, diese, protestantisch, vereinigte unter Karl Friedrich alle Länder des Hauses und erhielt 1803 die kurfürstliche, 1806 nach Auflösung des Reichs die großherzogliche Würde.

**) Durch die nächste Zeit blieb dies im wesentlichen der Besitzstand des Hauses, bis die napoleonische Zeit großen Zuwachs brachte (§ 560).

von großen aussterbenden altbayrischen Geschlechtern (den Vohburgern, Andechs, Bogen ꝛc.) mit dem an sich nicht sehr bedeutenden Herzogtum. Auch die Rheinpfalz war an das Haus gekommen, und von der sich hier abzweigenden Linie der Wittelsbacher ist oben (§ 248) die Rede gewesen. Einen plötzlichen Zuwachs an Macht bekam das Herzogshaus, als aus ihm Ludwig der Bayer den deutschen Königsthron bestieg. Dieser erwarb, wie oben (§ 221) gezeigt ist, die Mark Brandenburg, ferner Holland, Seeland, Friesland und außerdem noch Tirol. Alle diese Erwerbungen gingen jedoch unter seinen Nachkommen wieder verloren.

§ 268. Wir gehen hier nur kurz auf die Geschichte der Mark Brandenburg unter dem bayrisch-wittelsbachischen Hause ein. Diese Länder waren, seitdem 1320 hier das askanische Haus erloschen war (§ 263), herrenloses Gut geworden, nach dem die Nachbarn — Mecklenburg, Braunschweig, Pommern und besonders die dem alten Regentenhause entstammenden Anhaltiner (vgl. auch §§ 162. 262) — von allen Seiten zugegriffen hatten. König Ludwig der Bayer, durch die Schlacht von Mühldorf 1322 (§ 219) Herr im Reiche geworden, zog zuletzt die Marken als eröffnetes Reichslehn ein und verlieh sie seinem Sohne, dem noch unmündigen Ludwig. Unter vielfachen Verwirrungen hat nun das bayrische Haus von 1324 bis 1373 in den Marken regiert. Nicht nur wurde das Gebiet erheblich verkleinert, sondern beim Streite des Kaisers mit dem Papste (§ 220) kam Bann und Interdikt und in dessen Gefolge ein fürchterlicher Einfall der Polen und der noch heidnischen Litauer über die Marken. Im Innern lösten sich die Bande der Ordnung, die Ritterschaft ward „schloßgesessen" (d. h. sie baute oder erwarb eigene Burgen), ward übermütig und räuberisch, und die Städte erhoben sich zu fast völliger Unabhängigkeit. Als später Markgraf Ludwig des Vaters Plane gemäß sich mit Margarete Maultasch vermählte (§ 221) und so Tirol gewann und dann nach des Vaters Tode an der Spitze der bayrischen Partei gegen die lützelburgische auftrat (§ 222), regte ihm der neue Kaiser Karl IV. in Brandenburg alle möglichen Feinde, die Anhaltiner, Mecklenburger (§ 257), den Erzbischof von Magdeburg u. a. auf. Wieder kam blutige Verwirrung über die unglücklichen Lande. In diesen Zeiten (1348) trat ein Mann auf, der sich für den 1319 gestorbenen Askanier Waldemar (§§ 222. 263) ausgab — der falsche Waldemar genannt. Er erzählte, sein Tod und Leichenbegängnis seien Trug gewesen, da er um seines Gewissens willen als Pilger nach dem Morgenlande habe ziehen und in unbekannter Armut habe sterben wollen; jetzt jedoch sei er durch das Elend seines Landes bewogen worden wieder hervorzutreten. Er fand viel Anhang, und Karl IV. erkannte ihn für echt an, bis er sich 1349 mit Ludwig aussöhnte; dann gab er ihn als Abenteurer auf; doch ward jener nach seinem 1357 erfolgten Tode im Erbbegräbnis der Anhaltiner beigesetzt. Im Jahre 1351 trat Ludwig der Ältere freiwillig die Marken an seine beiden jüngeren Brüder Ludwig den Römer (1351—1365) und Otto den Faulen (1351—1373) ab und zog sich nach Oberbayern und Tirol zurück. Von diesen Brüdern gewann Kaiser Karl IV., eine spätere Zwietracht im bayrischen Hause, die er selbst angeschürt hatte, klug benutzend, das Versprechen der Erbfolge in den Marken, erzwang dann aber schon 1373 von dem jüngsten Bruder Otto, den er lange hintergangen und verächtlich behandelt hatte, durch den Vertrag von Fürstenwalde die Abtretung des Landes. So kamen die Marken von dem bayrischen an das lützelburgische Haus. — Die Linien des bayrischen Herzogshauses bieten später das Schau-

spiel beständiger Kämpfe unter sich und gegen die Nachbarn; für die allgemeine Geschichte sind sie ohne Bedeutung. Erst 1505 vereinigte Herzog Albrecht IV., der Weise, die wichtigsten bayrischen Lande — ohne die Rhein- und Oberpfalz — dauernd, und seine Söhne Wilhelm und Ludwig regierten sie als Herzöge gemeinsam. Dann blieben die Lande unter Herzögen aus Wilhelms Geblüt vereint. Die Stadt München, von Heinrich dem Löwen gegründet (§ 188), erhob sich erst durch Ludwig den Bayern zu größerer Bedeutung. Ingolstadt war die 1472 gegründete Universität der bayrischen Lande. (Zur weiteren Geschichte der Wittelsbacher vgl. § 248 und Anm.).

§ 269. Von dem ehemals großen Herzogtum Franken, dem Hauptlande des Reichs, das den größten Teil des späteren kurrheinischen und oberrheinischen Kreises umfaßt hatte, war der Name nur dem östlichen Teile geblieben, jenen Ländern, die sich zu beiden Seiten des Mains zwischen Rhön, Thüringer Wald, Fichtelgebirge und Jura in den weitgeöffneten, milden und fruchtbaren Thälern der Rezat, Rednitz und Pegnitz, der Itz, fränkischen Saale und anderer Flüsse ausbreiteten. In diesem fränkischen Kreise ragten drei geistliche Gebiete hervor mit ihren bischöflichen Residenzen: Eichstädt an der Altmühl, Würzburg, dessen viele Türme mit dem schönen Geläut, dessen hochragende Feste und dessen Weinberge der prächtige Main wiederspiegelt, und Bamberg mit seinem ehrwürdigen Dom. Außerdem zählte der Kreis viele fast überreiche Klöster und Abteien, acht kleinere Grafschaften und Herrschaften und fünf Reichsstädte, deren vornehmste Nürnberg, aller deutschen Städte Krone, war. Zu Kaiser Heinrichs IV. Zeit gegründet, rasch emporgewachsen, durch Handel bereichert, im Kampfe mit den umwohnenden Rittern und Dynasten erstarkt, durch manche innere Bewegung und Umwälzung zu bürgerlicher Freiheit gebildet, war sie besonders am Ende unserer Periode durch ihre Staatsmänner, Gelehrten, Maler, Bildhauer und Poeten hoch berühmt (vgl. § 424); die Lorenzer- und die Sebalduskirche, das Rathaus, der schöne Brunnen und manches andere Denkmal bezeugten den Reichtum wie die Kunstblüte der Stadt. Über ihr ragte die alte kaiserliche Feste und am Aufgang zu dieser eine kleinere, von der die Hohenzollern ihren Ausgang zu Macht und Ruhm genommen haben. Diesen gehörten die beiden größten Gebiete des Kreises, die Fürstentümer Ansbach und Bayreuth, denen sich nur noch die alte Grafschaft Henneberg am Südfuße des Thüringer Waldes an Bedeutung vergleichen ließ.

8. Die Lützelburger in Böhmen.

§ 270. Böhmen und die ihm angeschlossenen Länder Mähren, Lausitz und Schlesien waren nicht mit eingekreist, teils weil sie als slavischer Zunge zugehörig galten, teils weil zur Zeit der Kreiseinteilung diese Länder fast unabhängig und getrennt von Deutschland waren. Einst in der Urzeit deutsch (§ 9), dann von dem slavischen Stamme der Czechen besetzt, war Böhmen doch bald wieder ein Teil des deutschen Reiches geworden (§ 77. 102) und vielfach von deutschen Elementen durchdrungen (§ 199). Als mit Ottokars (§§ 206. 216) Enkel Wenzel III. das ruhmreiche Haus der Przemysliden im Mannsstamme erloschen war, waren hier zwei Schwestern als Erbinnen vorhanden. Es ist oben (§ 216) gezeigt, wie für die jüngere, die Prinzessin Elisabeth, die böhmischen Großen sich um Schutz und Beistand an Kaiser Heinrich VII. wandten, der die Gelegen-

heit, seinem Hause eine Königskrone zu gewinnen, wahrnahm und Elisabeth mit seinem Sohne Johann vermählte.

§ 271. So kam das Lützelburger Haus auf den böhmischen Königsthron, nachdem es bereits durch Heinrich VII. aus einem unbedeutenden Grafenhause Lothringens zu der höchsten weltlichen Würde der Christenheit emporgestiegen war. König Johann von Böhmen, Heinrichs VII. Sohn, war ein wunderlicher Mann. Sein Leben ist ein fortgesetztes, abenteuerliches Wandern von Turnier zu Turnier, von Krieg zu Krieg, von Unterhandlung zu Unterhandlung. Bald finden wir ihn in Avignon, bald in Paris, dann am Rhein, in Preußen, Polen oder Ungarn, dann in Italien mit weiten Plänen beschäftigt und fast am seltensten in seinem Böhmen. Aber sein unstätes Treiben war, einige wichtige Erwerbungen in Schlesien abgerechnet, von nur geringen Erfolgen begleitet. Mit dem Kaiser Ludwig dem Bayern, dem er einst den Sieg bei Mühldorf (§ 219) hatte erringen helfen, zerfiel er bald, und seitdem dieser die Ehe von Johanns Sohn mit Margarete Maultasch, der Erbin Tirols, aufgelöst hatte (§ 221), herrschte zwischen beiden bittere Feindschaft. Von der Zeit an schlug sich Johann ganz zum Papste und zum Könige Frankreichs, an den ihn ohnehin Verwandtschaft und Vorliebe für französisches Wesen fesselten. Sein Sohn Karl, am französischen Hofe erzogen und persönlicher Freund des Papstes, ward zum Kaiser erwählt (§ 222). Da aber die lützelburgische Partei im Reiche keinen Boden gewinnen konnte, so stützte sie sich ganz auf den französischen König und den Papst. So kam es, daß Vater und Sohn an dem Kriege zwischen England und Frankreich und an der blutigen Schlacht bei Crecy (nahe der Somme) teilnahmen (1346). Auch Johann, obwohl an beiden Augen erblindet, hatte in der Schlacht nicht fehlen wollen und sich deshalb auf seinem Schlachtroß von zwei Rittern in die Mitte nehmen und in das Getümmel führen lassen. Als nun, so heißt es, die französischen Ritter vor den englischen Armbrustschützen dahin sanken und er die Verwirrung wahrnahm, fragte er seine Getreuen, wie es stünde. „Übel, Herr, steht es um die Schlacht; denkt auf Eure Rettung!“ erwiderten diese. Da sagte Johann: „Fern sei es, daß ein Böhmenkönig fliehen sollte: kein Lützelburger stirbt den Tod im Bett“; und er ließ sich hinleiten, wo der Kampf am heißesten war, und fiel, seines Vaters und Großvaters würdig (§§ 217. 214).

§ 272. Aus der mörderischen Schlacht entrann sein Sohn Karl IV. verwundet und kam bald, wenn auch erst mit vielen listigen Künsten, zum anerkannten Besitz der deutschen Kaiserkrone. Dankt ihm Deutschland außer der Goldenen Bulle (§ 224) wenig, so hat er desto mehr für seine Erblande, besonders für Böhmen, gethan, das er schon seit seinem 17. Jahre für seinen abenteuernden Vater regiert und geordnet hatte. Er erweiterte und befestigte Prag, schmückte es mit der unvergleichlichen Herrlichkeit seiner Dome, Klöster, Brücken und Türme, gründete hier 1348 die erste deutsche Universität und machte seine Hauptstadt zum Glanzpunkte des wissenschaftlichen wie gewerblichen Lebens in Deutschland. Rastlos mehrte er seine Erbländer; so gewann er den nördlichen Teil der Oberpfalz, vereinte Schlesien ganz mit Böhmen und erwarb endlich (§ 268) durch Kampf von dem letzten bayrischen Markgrafen Otto auch Brandenburg. Und da Brandenburg wieder Ansprüche auf die Lehnsoberhoheit über Pommern (§ 264 a. E.) und Mecklenburg machte, so konnte man sagen, seine Erblande reichten in ununterbrochenem, breitem Zuge fast von der Donau bis zur Ostsee. Auf der Elbe und Oder, den großen, natürlichen Handelsstraßen des deutschen

Ostens, gründete und hob er den Schiffahrts-Verkehr; zur Hanse trat er in freundschaftliche Beziehungen und besuchte deshalb selbst Lübeck: das letzte Mal, daß — bis auf unsre Tage — ein deutscher Kaiser den niedersächsischen Norden bereist hat. Den Marken besonders zeigte sich sein Walten segensreich. Gesetz und Ordnung kehrten in diese ganz wüst gewordenen Lande wieder ein; an der Elbe erblühte Tangermünde, der Lieblingssitz Karls in seinen alten Tagen. So ist er ein Segenspender für den deutschen Osten geworden, der ihm Pflege des Geistes wie der Landeskultur dankt, und hier hinterließ er einen schöneren Namen denn im Reiche, als er, für seine Erbländer zu früh, 1378 zu Prag starb.

§ 273. Noch bei seinen Lebzeiten hatte er, seinen großen Schöpfungen zum Schaden, eine Teilung seiner Erblande bestimmt. Wenzel, sein ältester Sohn (1378—1419), bekam Böhmen und Schlesien; der zweite Sohn, Siegmund, erhielt das Kurfürstentum Brandenburg; an den jüngsten, Johann, fiel die Niederlausitz. In Mähren folgten die beiden Vettern Wenzels, Jost und Prokop, ihrem Vater, Karls IV. jüngerem Bruder. Wenzel ließ bald seine Länder ebenso verwildern, wie er als Kaiser das Reich vernachlässigte (§ 227), und nicht lange, so zerrüttete der wildeste Verwandtenzwist diese noch kurz zuvor so wohl regierten Lande. Siegmund aber verpfändete, weil er für fernere Unternehmungen Geld brauchte, die brandenburgischen Marken bald an seine Vettern Jost und Prokop von Mähren. Ihm nämlich war durch seines Vaters Klugheit die glänzende Aussicht eröffnet worden, zwei große Königreiche im Osten Europas zu gewinnen. Ungarn und Polen waren bis 1382 ruhmvoll von Ludwig dem Großen beherrscht worden, der jenem Hause Anjou entsprossen war, das in Neapel einst die Staufer verdrängt hatte (§ 175). Ludwig hatte zwei Töchter hinterlassen, Maria und Hedwig; und Siegmund, der mit Maria verlobt war, hoffte mit ihr beide Kronen zu gewinnen. Die Polen aber machten Hedwig zu ihrer Königin, und diese reichte dem Großfürsten von Litauen, Wladislaus Jagiello, die Hand, der erst damals mit seinem Volk zum Christentum übertrat. Dieser Ahnherr des mächtigen polnischen Königshauses der Jagiellonen ward später besonders dem deutschen Orden in Preußen gefährlich. Ungarn aber gewann Siegmund, wenngleich unter vielen Kämpfen und Gefahren, zugleich mit der Hand Marias. Von hier aus ward er, wie wir gesehen haben (§ 230), 1411 auf den deutschen Thron gehoben und räumte die Marken seinem treuen Freunde Friedrich von Hohenzollern ein. Als seine kühnen Verbesserungspläne für Kirche und Reich gescheitert waren, wandte auch er sein Streben nur noch seinen Erblanden zu. Zu diesen gehörte, als Wenzel 1419 kinderlos gestorben war, auch Böhmen, aber hier wehrten ihm die Hussiten. Da er nur eine Tochter hatte, die mit dem Habsburger Albrecht von Österreich vermählt war, so arbeitete er in den letzten Zeiten seines Lebens, zumal er mit seinem Freunde Friedrich von Brandenburg (§ 236) zerfallen war, einzig für Mehrung und Erhöhung der Macht Albrechts. Er hatte noch die Freude, Böhmen unter seine Herrschaft zurückkehren zu sehen (§ 236). Als er 1437 starb, vererbte er zwei Königskronen auf das habsburgische Haus. Konnte dieses sie damals auch noch nicht behaupten, so war doch der Anlaß zur späteren Erwerbung gegeben, und wohl darf man Siegmund einen Mitbegründer der habsburgischen Macht nennen. Doch ist auch die andere deutsche Großmacht, die der brandenburgischen Hohenzollern, zum Teil auf dem Boden der lützelburgischen Lande aufgewachsen.

9. Die Hohenzollern.

§ 274. In einem der schönsten Teile Schwabens (§ 265), nicht fern von den Stammsitzen der Staufer und Welfen, stand und steht noch heute in erneuerter Pracht die Burg Hohenzollern, die Geburtsstätte eines der mächtigsten und ruhmvollsten Herrscherhäuser der Erde. Grafen von Zollern werden zuerst unter Kaiser Heinrich IV. genannt. Ein Zweig dieser Zollern — von Hechingen und Sigmaringen — blieb in der Heimat, ward zur Zeit des 30jährigen Krieges gefürstet und trat endlich 1849, nachdem ihm hohe Ehren und Würden gewährleistet waren, Land und Leute dem Bruderzweige ab, der seinen Staat inzwischen zur Großmacht emporgehoben hatte. Klein waren auch dieses Bruderzweiges Anfänge. Wie die Zähringer, die Wittelsbacher und Habsburger verdanken auch diese Hohenzollern den Staufern, denen sie treu dienten, ihr erstes Aufblühen. Von Kaiser Heinrich VI. erhielt 1192 Graf Friedrich von Zollern das kaiserliche Amt eines Burggrafen von Nürnberg; durch Heirat, Erbschaft und Kauf mehrten sie ihre Güter in Franken, im Vogtlande, in Österreich und selbst in Burgund, und durch Klugheit und Tüchtigkeit begannen sie bald im Rate der deutschen Fürsten etwas zu gelten. Der eifrigen Bemühung eines hohenzollernschen Burggrafen dankte Rudolf von Habsburg seine Krone (§ 205) und verlieh deshalb dem Hause die Erbfolge in dem genannten Burggrafenamte auch in weiblicher Linie; der Tapferkeit seines Sohnes Friedrichs IV., von dessen Rittern einer Friedrich den Schönen gefangen einbrachte, dankte Ludwig der Bayer zum großen Teile den entscheidenden Sieg bei Mühldorf im Jahre 1322 (§ 219). Immer hielten sich die Burggrafen treu zu den erwählten Kaisern, deren geborne Räte und Feldherren sie gleichsam waren. Karl IV. bestätigte deshalb dem Geschlechte den Rang von Reichsfürsten und das Recht, die Bergwerke in ihrem Gebiet auszubeuten, ein Recht, das er sonst nur noch den Kurfürsten zugestand. Burggraf Friedrich V. teilte dann sein Land unter seine Söhne, in den Teil auf dem Gebirge — Bayreuth — und den Teil unter dem Gebirge — Ansbach; aber Friedrich VI. vereinte nach dem Tode des Bruders beide Länder wieder in seiner Hand. Er diente Siegmund treu in den verwirrten ungarischen Angelegenheiten und verhalf ihm durch Klugheit und Kühnheit zur deutschen Kaiserkrone. Zum Dank dafür bestellte ihn Siegmund zum obersten Hauptmann, Verweser und Statthalter der Mark Brandenburg und wies dem Burggrafen die Summe von 100000 Goldgulden, die er später noch um 50000 vermehrte, auf die Marken an „für den Aufwand von Geld und Mühe, dem er sich zur Rettung des halbverlorenen Landes unterzog" (1411).

§ 275. So kam 1412 der erste Hohenzoller nach Brandenburg. Die Marken, die während eines Jahrhunderts in den Händen dreier Fürstenhäuser gewesen waren (der Askanier bis 1320, der Bayern bis 1373 und der Lützelburger bis 1411), waren in den beklagenswertesten Zustand geraten. Wenn irgendwo, so hatte hier das Rittertum alle Zügel der Zucht und des Gehorsams zerrissen. Friedrich schuf Ordnung, indem er die Schlösser des Adels brach (vgl. § 285). Dann kehrte er zu Siegmund auf das Konstanzer Konzil zurück. Hier übergab ihm Siegmund die Marken 1415, rückkaufbar um 400000 Goldgulden. Im Jahre 1417 belehnte er ihn feierlich auf dem Markte von Konstanz im Angesicht des ganzen Konzils mit diesen Ländern nnd mit der Kurwürde. Und als dann im nächsten Jahre der Kaiser den Kurfürsten zum Statthalter und Verweser des römischen Reichs in Deutschland ernannte, da zweifelte niemand, daß der Hohenzoller auserseben sei, die Macht und

Stellung des Hauses Luxemburg, das dem Aussterben nahe war, an sein Geschlecht zu bringen. So hoch stand Friedrich damals in Siegmunds Gunst. Beide Männer hatten noch einmal den Mut gehabt, zu glauben, es sei in Deutschland eine starke Obergewalt und durch eine solche wieder Ordnung im Innern und Macht nach außen möglich. Wie oben gezeigt worden ist, gab Siegmund mißmutig bald solche Gedanken auf. Friedrich aber kam bei ihm in Ungnade, als er für sein Haus noch weiter strebte. Er verlobte seinen zweiten Sohn Friedrich mit der Tochter des Polenkönigs Wladislaus Jagiello (§ 273), und da dieser ohne Söhne war, glaubte er seinem Hause in dessen weiten Ländern die Erbfolge eröffnen zu können.*) Siegmund, der selbst einst auf die Krone Polens gehofft hatte, ward eifersüchtig auf die zu hoch steigende Macht des Freundes. Das erste Zeichen der Ungnade war, daß er nicht dem Hause Friedrichs, sondern den Wettinern den Kurkreis Wittenberg und die Kurwürde von Sachsen gab, als hier die Linie der Askanier 1422 erlosch (§ 261). Auch später hinderte Siegmund den Hohenzollern mannigfach, selbst in den Angelegenheiten des Reichs, die dieser mit der alten Hingebung betrieb. Erst gegen Ende der Regierung Siegmunds, als dieser längst nur noch für die Habsburger strebte und arbeitete, kam eine kühle Aussöhnung zustande.

§ 276. Nach Siegmunds Tode durfte Friedrich, gestützt auf die blühende Macht seines Hauses und seine Verdienste um das Reich, auf die Wahl zum deutschen König rechnen. Zum erstenmal standen sich in Deutschland die Häuser Hohenzollern und Habsburg im Streben nach der obersten Gewalt gegenüber. Wie und warum damals die Habsburger siegten, ist oben (§ 237) gezeigt worden. Friedrich starb 1440 nach langem, arbeitsvollem Leben, das noch mehr dem Reiche als seinem Brandenburg gegolten hatte. Er hatte seine Länder geteilt: in den Marken folgte sein zweiter Sohn Friedrich II. Eisenzahn, 1440—1470 (nebst einem unbedeutenden jüngeren Bruder), in den fränkischen Fürstentümern der ruhmlos gebliebene älteste Sohn Johann der Alchimist und Albrecht Achilles. — Friedrich II., fromm und fest, stellte in den Marken Zucht und Ordnung wieder her, erwarb die Neumark, die Siegmund dem deutschen Orden verpfändet hatte, für Brandenburg zurück und baute hier im Osten des Reichs einen festen deutschen Staat auf, der gegen die während Kaiser Friedrichs III. schlaffer Regierung weiter und weiter vorgedrungenen Polen und Böhmen einen festen Damm bildete. Auch brach er die trotzige Selbständigkeit der brandenburgischen Städte, besonders die von Berlin-Kölln (§ 196), wo er (1443) den Grund zum kurfürstlichen Residenzschloß legte. Albrecht Achilles, tapfer, beredt, schlau, im Zweikampf nie, in der Schlacht selten besiegt, mit Narben an Hand, Fuß, Gesicht und Hals ganz überdeckt, war einer der gewaltigsten Fürsten seiner Zeit. „Frisch angerannt ist halb gefochten" war sein Wahlspruch. Rastlos tummelte er sich in den fränkischen Fehden, im Städtekrieg, im Kampf gegen die Bayern und Pfälzer (Friedrich den Siegreichen, § 248) und diente nach des Vaters Beispiel unablässig dem Reiche und selbst einem undankbaren Kaiser, obwohl er vor der Wahl Friedrichs III. einst selbst auf die deutsche Krone gehofft hatte. Da alle seine Brüder, auch Friedrich, ohne Erben starben, so vereinigte er alle hohenzollernschen Länder, die fränkischen wie die brandenburgischen (1470—1486). Als Kurfürst arbeitete er für regel-

*) Wladislaus Jagiello bekam aus dritter Ehe später noch Söhne, und der ganze Plan zerschlug sich.

mäßige Reichstage, für eine Reichsverfassung und den Landfrieden. Für die hohenzollernschen Lande, in denen er strenges Recht und feste Ordnung pflegte, erließ er 1473 ein Hausgesetz, das die Teilungen verhindern sollte: dem ältesten Sohne übergab er die Marken, den beiden folgenden Ansbach und Bayreuth. So wurden drei Linien begründet, die aber keine weiteren Unterteilungen vornehmen sollten. — Auf der Höhe ihrer Vorfahren, die über die Geschicke Deutschlands mit entschieden hatten, wußten sich die Nachkommen nicht zu halten. Sie sanken schon von Albrechts Sohne Johann Cicero (1486—1499) an zu zwar immerhin mächtigen, doch auf das Reich nur noch wenig einwirkenden Territorialherren herab. Erst eine spätere Zeit sollte den Hohenzollern neue Macht und Ehre bringen.

10. Die Habsburger. Der österreichische Kreis.

§ 277. Der mächtige Alpenwall, der im Süden Deutschland von Welschland trennt und sich im weiten Bogen auf die Ortlesspitze, den Brenner und die Gipfel der hohen Tauern wie auf seine Säulen stützt, war schon seit der Völkerwanderung von Stämmen deutscher Abkunft besetzt worden. Selbst über diese Scheidewand hinaus, die Thäler des Eisack und der Rienz, der Passer und Etsch hinab, erklang die deutsche Zunge, bis unterhalb Bozen mit der mehr und mehr sich südlich gestaltenden Natur auch allmählich die italienische Sprache und Volksart begann. Nördlich aber von diesem Wall, im weiten Längsthal des Inn und in seinen Nebenthälern, wohnt in zahlreichen Dörfern und Gehöften, die oft bis an den Schnee der Alpen emporsteigen, unvermischt und von fremder Sitte kaum berührt, ein Jäger- und Hirtenvolk, abgehärtet, treu, tapfer und genügsam, in engsten Schranken des Herkommens und des Glaubens, doch nicht ohne Sinn für vielgestaltigen Erwerb, der sie oft zu weiter Wanderung in die Ferne lockt. Hier hatte sich wie im Norden an der flachen Seeküste ein freier Bauernstand in altgermanischem, selbständigem Gemeindeleben behauptet. Dem bayrischen Stamm entsprossen sonderte sich der Tiroler doch bald spröde und stolz ab und zeigte dem Nachbarn eher Abneigung als Stammesfreundschaft. — Neben der meist freien Bauernschaft saßen reichbegüterte geistliche Herren und einige große adlige Familien. Aus diesen heben sich bald die Grafen von Tirol heraus, genannt nach dem alten Römerschloß Teriolis (Tirol) über Meran. Als dieses Geschlecht 1254 erloschen war, kamen die Tiroler Lande an Meinhart I. von Görz, den Vater jenes Meinhart II., dem König Rudolf von Habsburg für seine treue Hilfe auch noch das Herzogtum Kärnten verlieh (§ 207). Tirol und Kärnten erbten so auf Meinharts Sohn Heinrich von Kärnten (§ 216) und durch ihn auf seine Tochter, die mehrfach erwähnte Margarete Maultasch. Diese, nach ihrer Scheidung von ihrem ersten Gemahl mit Ludwig dem Älteren von Bayern verheiratet (§ 268), hatte aus dieser Ehe nur einen Sohn, Meinhart III. Er war mit einer österreichischen Prinzessin vermählt, starb aber jung und kinderlos, und Margarete trat nun früheren Verträgen gemäß die Grafschaft Tirol an Österreich ab (1363). Dann blieb das Land unter einem Seitenzweige der Habsburger, bis es 1493 unter Kaiser Maximilian zum Ganzen der österreichischen Länder geschlagen wurde.

§ 278. Von den hohen Tauern öffnen sich nach Osten hin die später sich vereinenden Thäler der Mur und Drau, südlicher das Längsthal der Save. Die schneebedeckten Alpenzüge, die diese Thäler trennen und begleiten, sinken in ihrer weiteren Fortsetzung zu sanften, waldigen Hügelketten herunter, und

so verlaufen Flüsse und Thäler in die große ungarische Ebene, über die Grenzen Deutschlands hinaus. Von dem offenen Osten war in diese Thäler der Strom slavischer Volksart gedrungen, die später von der deutschen wohl durchsetzt, doch nicht völlig überwunden worden ist. Seit Karl dem Großen (§§ 76. 82) und wieder seit den Ottonen bestanden hier Marken mit wechselnden Benennungen und Grenzen (§ 109). Aus ihnen hebt sich früh (§ 115) ein Herzogtum Kärnten hervor. Doch scheidet sich bald wieder das Land nördlich des kärntnisch-steirischen Alpenzugs als Herzogtum Steiermark von diesem ab, während der Name Kärnten dem Drauthale verbleibt und sich südlich wieder gegen Krain (im oberen Savethale und am Karst) abgrenzt (§ 130). Zwischen diesem weltlichen Gebiet lag viel geistliches, zu Salzburg, Aquileja und anderen Stiftern gehörig. Wohl die bedeutendsten weltlichen Herren waren die Herzöge von Steiermark, die aber schon 1192 ausstarben. Die Erben ihrer Eigengüter waren die österreichischen Babenberger, denen die Kaiser sofort die Belehnung mit der Herzogsgewalt zu teil werden ließen. So war Steiermark früh ein mit Österreich verschwistertes Land geworden.

§ 279. Österreich selbst, d. h. das Herzogtum im engeren Sinne, entstand aus der bayrischen Ostmark. Es ist das Land an beiden Ufern der Donau, durch die Enns in eine westliche und östliche Hälfte, das Land ob und unter der Enns, geteilt. Das fruchtbare, an Naturschönheiten reiche Land, von einem Strome durchflossen, der an Pracht dem Rheine kaum nachsteht, im Norden von den Terrassen Böhmens und Mährens, im Süden von den Schneegipfeln der Alpen begrenzt, deren Ausläufer sich bald in waldigen Höhenzügen verflachen, bald inselartig aus der lachenden Ebene wieder auftauchen, bald wie Vorgebirge noch bis an die Donau vorspringen, war frühzeitig im vollsten Sinne deutscher Art zugeeignet, ward der Schauplatz der Heldensage, der Schauplatz von der Nibelungen Wanderfahrt und ihren Kämpfen und wurde durch die Babenberger (§ 115), das alte glänzende Herzogshaus, denen auch Wien sein Aufblühen dankte (§ 188), deutscher Kolonisation, deutscher Kultur, deutscher Sprache und deutschem Liede (§ 185) weit aufgethan. Der Volksstamm, der hier wohnte, lebenslustigen, treuherzigen Sinnes, war aus einem Zweige des bayrischen Stammes wie die Tiroler zu eigengearteter Entwickelung gediehen. Auch war Österreich von Anfang an selbständiger zum Reiche gestellt als die übrigen Herzogtümer (§ 156).

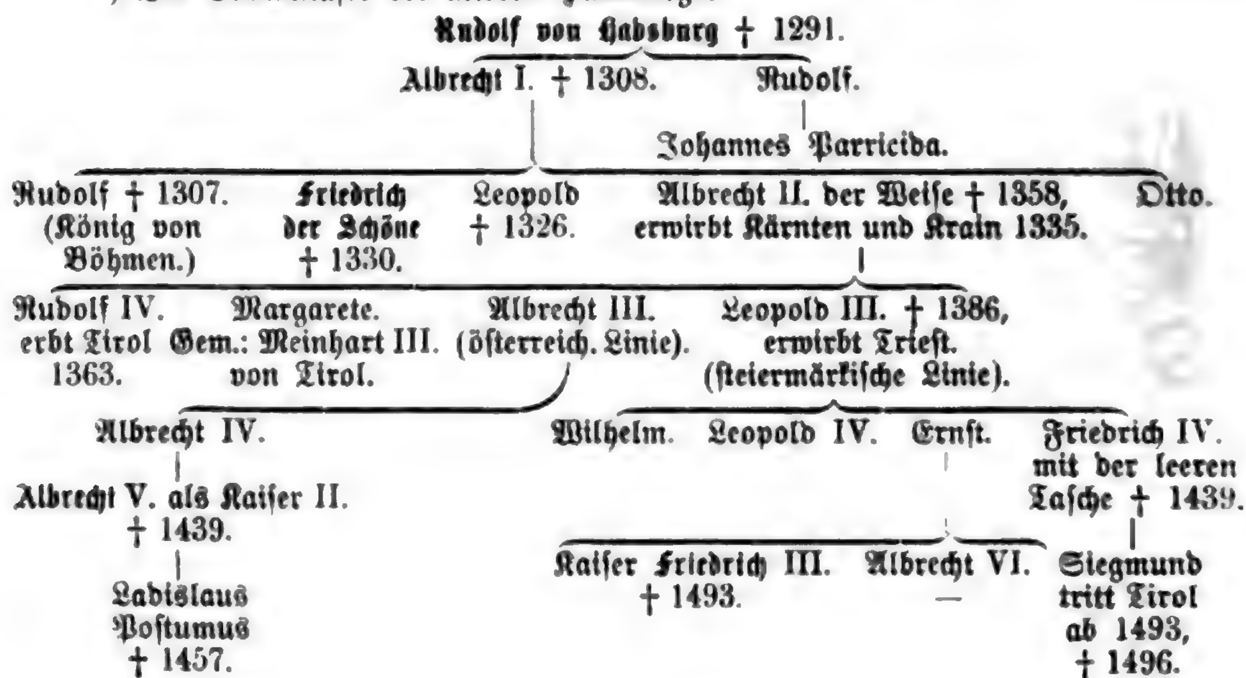
§ 280. Das Haus der Babenberger erlosch 1246 mit Friedrich dem Streitbaren. Wie darauf Ottokar von Böhmen hier herrschte, wie Rudolf von Habsburg ihn besiegte und diese Länder für das habsburgische Haus*) gewann, wie dann dieser und sein Sohn Albrecht I. regierten, wie des letzteren Sohn Friedrich des Strebens der Vorfahren eingedenk mit Ludwig dem Bayern um die deutsche Krone rang — das alles bis zur Mühldorfer Schlacht (1322) ist zugleich Reichsgeschichte und oben (§§ 205—219) bereits erzählt worden. Von da an ist auch die österreichische Geschichte länger denn ein Jahrhundert eine auf engen Kreis beschränkte Landesgeschichte. Doch bleiben die Besitzungen des Hauses Habsburg besonders durch glückliche Heiraten in stätem Wachsen. Albrecht II., ein jüngerer Sohn König Albrechts, erwarb von Ludwig dem Bayern Kärnten und Krain (§ 221); von dessen Söhnen erwarb der ältere, Rudolf IV., 1363 auf die oben (§ 277) angegebene Weise Tirol; der jüngste, Leopold, gewann Triest. Bei den

*) Die Stammtafel der älteren Habsburger siehe umstehend.

jetzt oft vorgenommenen Teilungen bekam Leopold außer umfassenden weiteren Gebieten die vorderen Lande — die alten Erbländer der Habsburger um den Bodensee, in der Schweiz, in Schwaben und im Elsaß — und fiel gegen die Schweizer in der berühmten Schlacht bei Sempach 1386 (§ 313). Unter seinen zahlreichen Söhnen und Albrechts III. Sohne Albrecht IV. begannen von neuem Teilungen und Streitigkeiten; von ersteren ist besonders Friedrich, zubenannt mit der leeren Tasche, bemerkenswert, der Tirol und die vorderen Lande besaß, von diesen aber einen großen Teil an die Schweizer einbüßte, weil er auf dem Konzil zu Konstanz dem Papst Johann XXIII. zur Flucht behilflich war und deshalb vom Kaiser Siegmund in die Acht erklärt ward (§ 233). Albrechts IV. Sohn Albrecht V., der wie sein Vater und Großvater zu Wien residierte, ward Kaiser Siegmunds Schwiegersohn und Erbe (§ 236) und 1438 Kaiser (als solcher II., § 237). Die beiden Königskronen aber, die er zuerst an das habsburgische Haus brachte, die von Böhmen und Ungarn, gingen noch einmal verloren. Nach dem Tode Georgs von Podiebrad und des Matthias Corvinus (§ 240) vereinigte sie Wladislaw, ein Sproß des polnischen Königshauses. Das Haus Österreich vermochte nur die Zusicherung der Erbfolge in Ungarn und Böhmen zu erlangen, die durch Heirat bald noch mehr befestigt wurde.

§ 281. Kaiser Friedrich III. hatte indessen, so sehr er auch daheim von seinem Bruder, den Wienern und Matthias Corvinus bedrängt wurde, mit zäher Klugheit an der Macht der Habsburger weiter gebaut. Nach dem Tode seines kinderlosen Bruders besaß er die gesamten österreichischen Länder, ausgenommen Tirol. Auch dies vereinigte Maximilian 1493 mit den übrigen Erblanden, und bei der bald erfolgenden Kreiseinteilung des Reichs faßte er die gesamten Lande, die das Haus Habsburg im Reiche besaß, so zersplittert sie lagen, in den einen österreichischen Kreis zusammen. Den Grund aber zu der europäischen Macht der Habsburger legte die Vermählung Maximilians mit Maria von Burgund (§ 242). Aus dieser Ehe stammte Erzherzog Philipp, auf den die burgundischen Lande (§ 252 Anm.) vererbten. Er vermählte sich mit Johanna, der Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien und Isabellas von Castilien.

*) Die Stammtafel der älteren Habsburger.



Auf den ältesten Sohn dieses Paares, Karl I. von Spanien — später als Kaiser Karl V. genannt — erbten väterlicherseits die burgundischen Lande, mütterlicherseits die spanische Krone, zu der damals auch die von Neapel und Sicilien gehörte, so wie die Herrschaft der durch Columbus 1492 entdeckten neuen Welt. Der jüngere Sohn, Ferdinand, ward durch Maximilians Fürsorge in Verfolgung der schon 1491 gewonnenen Anwartschaft auf Ungarn und Böhmen (§ 242) vermählt mit Anna, der Tochter Wladislaws, des Königs dieser Reiche, während sich der Sohn Wladislaws, der spätere König Ludwig, mit Maria, Ferdinands Schwester, verheiratete. Ludwigs Ehe blieb kinderlos, und als er 1526 in der Schlacht von Mohacs (an der Donau oberhalb der Draumündung) gegen die Türken fiel, gingen die Rechtstitel auf Ungarn und Böhmen an Ferdinand über, dem sein Bruder Karl V. bereits die gesamten deutsch-österreichischen Länder abgetreten hatte. So entstand hier unter Ferdinand eine östliche europäische Großmacht des Hauses Habsburg, wie unter Karl eine westliche entstanden war. Kein Fürstenhaus Europas konnte sich am Ausgange unseres Zeitabschnitts mit dem der Habsburger vergleichen.*)

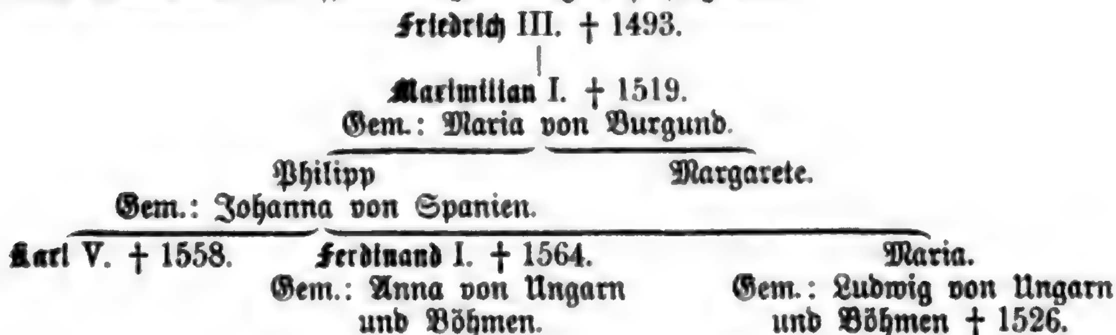
C. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

1. Ritter und Bauern. Raubrittertum. Ritterbünde.

§ 282. So wenig ruhmvoll die von uns durchwanderte Periode unserer Geschichte nach außen ist, so wichtig ist sie für die Entwickelung unseres Volkscharakters. Denn wenn auch die Grundzüge des deutschen Wesens durch alle Zeiten unverändert geblieben sind, so tritt doch gerade die große Mannigfaltigkeit des Einzellebens, die Fülle freier und innerlich reicher Bildungen jetzt erst im deutschen Volke recht hervor, und dies ist die Grundlage, auf der dann die Reformation erwachsen konnte. Wir beobachten diese Neugestaltung an allen Ständen.

Die poesievolle, schwungreiche Entwickelung des Rittertums (§§ 181 bis 184), in dem sich die christliche Kultur des Mittelalters ausgeprägt und dargestellt hatte, war vorüber. Nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts begann in allen Ländern Europas ein schnelles Sinken dieses Standes. An die Stelle der früheren Überschwenglichkeiten im Gottesdienst und Frauendienst trat rohe Selbstsucht, wilde Sitte und wüste Genußsucht. An den Höfen verstummte der ritterliche Minnegesang, denn selbst von des Kaisers Hofe, schon zu Rudolfs Zeit, zogen die Sänger unbeschenkt und ungeehrt. Die große, allgemein zusammenhaltende Idee des Rittertums, ein Stand zu sein, der die Ehre des Glaubens und der Sitte jedem Verächter gegenüber kämpfend aufrecht zu erhalten habe, ging verloren. Dagegen reichte der Blick des adligen Herrn bald wenig über die engen Grenzen seines

*) Die Stammtafel der späteren Habsburger ist folgende:


Friedrich III. † 1493.
Maximilian I. † 1519.
Gem.: Maria von Burgund.
Philipp — Gem.: Johanna von Spanien. | Margarete.
Karl V. † 1558. | Ferdinand I. † 1564. Gem.: Anna von Ungarn und Böhmen. | Maria. Gem.: Ludwig von Ungarn und Böhmen † 1526.

kleinen Gebietes, ja oft kaum über die vier Pfähle seines Dorfes und seiner Burg hinaus. So wurde alles roher; roher die Bewaffnung: an die Stelle der zierlichen Ring- und Kettenpanzer traten die schweren Plattenpanzer, die Roß und Mann fast niederzogen und im Kampfe mehr hinderten als schützten; roher die Gewandung: an die Stelle der schönen Kleiderpracht des 13. Jahrhunderts trat ein verderbter Geschmack, der sich in bunten Farben und sonderbarem Schnitt gefiel. Roher ward vor allem die Sitte: dem übertriebenen, oft gezierten Dienste der Frauen folgte übermütige Verachtung derselben; die Männer feierten ohne sie ihre wüsten Trinkgelage. Galt es aber am fürstlichen oder kaiserlichen Hofe aufzutreten, so mußte eine ebenso rohe Pracht, ein Einreiten mit vielen geschmückten Rossen und Dienern den fehlenden inneren Gehalt des Lebens ersetzen. Und so seufzte der Ritter gewöhnlich nicht minder wie der Fürst unter Schulden und Geldverlegenheiten, und um so mehr mußte der Bauer sich in Fronden und Abgaben anstrengen, ihn zu erhalten.

§ 283. Denn die Freiheit und Selbständigkeit der Dörfer, wie wir sie in der alten Zeit fanden, das heitere Leben in ihnen, wie es z. B. in Österreich gedieh, die weise Einrichtung der Schulzendörfer, wie wir sie in Brandenburg antrafen (§ 196), war dahin. Die Fürsten hatten in Geldverlegenheiten die Gefälle und Einkünfte ihrer Dörfer dem Adel überweisen müssen; dieser aber verband mit solchen rechtlich erworbenen Ansprüchen Gewalt und Unterdrückung.*) So ward die Bauernschaft fast durch ganz Deutschland hörig und leibeigen und sank in Zustände der Armseligkeit herunter, wie sie bisher noch nie in Deutschland gewesen waren. Sie teilte jedes Ungemach ihres Junkers und empfand es oft schwerer als dieser. Der Ritter riß, je unabhängiger er sich zuletzt von dem Landesherrn machte, das Fehderecht an sich, und seitdem tobten kleine Kriege unablässig durch die deutschen Länder. Da aber die Burgen schwer zu erobern waren, so beschädigte man sich gegenseitig die Dörfer, um dem Feinde die Einnahmequellen abzuschneiden, „pochte sie aus“, trieb die Viehherden fort, vernichtete die Feldfrüchte, die Wein- und Obsternte, ja verdarb manchmal sogar die Äcker durch böswilliges Einsäen von wucherndem Unkraut auf lange Zeit hinaus. So ging über die „armen Leut“ die ganze Schwere der Zeit; die Lebenslust erstarb, und seitdem man an den Hussiten die Macht auch des gemeinen Arms wahrgenommen hatte, begannen Groll und Haß, zuletzt geheime Verbindungen unter dem Bauernstande sich zu verbreiten.

§ 284. Und doch war auch das Leben des Adels, der allein der „Freiheit“ noch genoß, kein beneidenswertes. Außer Gelagen war es fast allein die Jagd, die die Freude der müßigen, von Fehden nicht eingenommenen Tage bildete. Denn die gewaltigen Forsten, ja die oft wieder verwilderten ehemaligen Liegenschaften zerstörter Dörfer hegten noch Wild die Fülle, wenn nicht mehr den Ur und Elk, doch noch den Bären und Wolf und Rot- und Schwarzwild ohne Zahl, die der Bauer nicht erlegen durfte, auch wenn sie seinen dürftigen Acker völlig verwüsteten. Erschien der Ritter zum Hoffeste, so warteten seiner auch hier Gelage, fürstliche Jagden im größten Stil und

*) Bauernhöfe, auf Lehen gegeben, finden sich früh: auch traten viele freie Männer in Schutzpflichtigkeit (§§ 58. 83); diese standen immer noch einen Grad höher, als die eigentlichen Hörigen oder Leibeigenen (Hintersassen). Grundherr über ein freies Eigentum aber war der Bauer in beiden Fällen nicht; dies war der ritterliche Gutsbesitzer, ein Kloster, Stift und dergleichen, von dem er als „Meier“ zu „gemessenen oder ungemessenen“ Diensten gesetzt war und selbst willkürlich ausgetrieben werden konnte.

auch wohl noch Turniere, die als letzte Reste edleren Rittertums geblieben waren, ja jetzt noch reicher in Formen und Bräuchen ausgebildet wurden. Aber nicht jeder adlige Ritter konnte den Anforderungen seines Standes genügen; oft herrschte bittere Armut hinter den Mauern einer engen Burg, wo der Ritter oder eine ganze Sippschaft mit einigen Knechten, einigen abgemagerten Rossen und einem Schwarm wilder Hunde hauste. Dann trieb oft die Verzweiflung, meist gepaart mit Roheit und frevelndem Sinne, zu ungerechtem Lebenserwerb, zum Leben „vom Stegreif". Von der Warte spähte der Knecht nach den Kaufmannszügen, die auf der schlechten Landstraße daherzogen oder auf dem Spiegel des Stroms heranglitten; sein Ruf trieb den gierigen Haufen zu Roß; im Waldesdunkel, an den Hohlwegen, an dem mit Ketten gesperrten Fluß lauerte man, bis der Zug samt seinem Geleit niedergeworfen, überwältigt, die Waren geraubt und die Handelsherren in die Burgverließe zu schwerer Lösung und, blieb diese aus, zu martervollem Tode abgeführt waren. Wohl galt solch Gewerbe für unadlig, und tüchtige Könige wie Rudolf von Habsburg, oft auch Landesfürsten oder mächtige Städte straften solche Raubritter mit dem Strang auf den Trümmern ihrer gebrochenen Festen; aber so lange kein mächtiger Arm im Reiche waltete, schossen solche Raubburgen wie giftige Pilze immer wieder aus der Erde, wandte sich der heruntergekommene Adel immer wieder dieser letzten Erwerbsquelle zu.

§ 285. Das Bild größter Zügellosigkeit bot z. B. der Adel der brandenburgischen Lande. Einst, unter den Askaniern, hatte er nicht das Recht gehabt — einige wenige Familien von hohem Adel ausgenommen — befestigte Burgen zu besitzen; in der wilden Zeit unter den Bayern und Lützelburgern aber war auch der niedere Adel „schloßgesessen" geworden; er führte seine eigenen Fehden unter sich, gegen die Städte, gegen die benachbarten Landesherren. Ein eigentliches Raubrittertum war dies nicht, aber eine ungemessene Ausdehnung des Fehderechts, das doch nicht anders als mit Raub und Nahme geübt ward. Als der erste Hohenzoller in die Marken kam und Ordnung und Landfrieden herstellen wollte, traten gegen ihn die Quitzows auf, zwei Brüder, die viele Burgen besaßen und an der Spitze des Landadels — der Putlitze, Rochows, Bredows u. a. — standen. Sie meinten, dem „Tand von Nürnberg" bald die Wege weisen zu können, Friedrich I. aber brach ihren Trotz, vor allem durch Pulver und Kanonen, durch die er ihre starken Mauern bald in Trümmer legte. Im Süden und Südwesten Deutschlands, in Schwaben und Franken, wo die Ritterschaft zum Teil reichsfrei war oder es zu werden strebte, stieß sie häufig mit den gleichfalls ihre Macht ausdehnenden Fürsten zusammen, so z. B. mit Eberhard dem Greiner, dem kühnen Württemberger Grafen (§§ 265. 303). Um ihre Macht und Unabhängigkeit zu wahren, schlossen sie unter sich Bündnisse. Es waren oft nur Turniergesellschaften, die sich zusammenthaten und sich durch besondere Feldzeichen und Wappen im Schilde auszeichneten; aber bald verfolgten sie kühnere Zwecke und boten Kaiser und Fürsten Hohn. Zu ihnen gehörten in Schwaben die Martinsvögel, bekannt als Teilnehmer an dem Überfall in Wildbad (1367), ferner in späterer Zeit die Schlegler, deren drei „Könige" des Greiners Enkel 1395 zu Heimsheim („Heimsen") gefangen nahm, in Hessen die Sterner; weiter sind zu nennen die brimmenden Löwen, die von St. Georg und St. Wilhelm (§ 226). Außer den Landesfürsten hatten sie die Feindschaft der streitbaren Städte zu bestehen, und mehrfach trieb der Haß gegen

diese den Adel zu vorübergehenden Bündnissen mit den Fürsten. — Dies wilde Rittertum sank dahin nach der Erfindung des Schießpulvers, dem auch die gewaltigsten Mauern nicht Widerstand leisten konnten, und nachdem diese Erfindung sich verbreitet hatte, konnte in der That und Wahrheit der ewige Landfriede in Deutschland einziehen.

2. Der deutsche Orden in Preußen.

§ 286. Während der Templerorden in Frankreich schon in den Jahren 1307—1314 grausam unterdrückt wurde und die Johanniter sich nach Rhodus, später nach Malta zurückzogen, begann für den deutschen Orden in seinen neuerworbenen Gebieten an der Ostsee (§ 187) noch eine glänzende Zeit. Das ganze 13. Jahrhundert sah hier furchtbare Kämpfe der Ordensritter gegen die heidnische Urbevölkerung, die Preußen. Nur dem fortdauernden Zuzuge deutscher Kreuzfahrer dankte der Orden endlich den Sieg. So wurde hier ein Land gewonnen und kolonisiert (§ 198), das zwar nordisch rauh, voller Seen, Sümpfe und Urwälder, doch dem Ackerbau und der Schiffahrt günstig war und bald die Heimat eines tüchtigen, tapferen deutschen Sinnes wurde, „ein Schild des Reiches" gegen den slavischen Osten. Da dem Orden im Morgenlande seine Aufgabe schwand, so war der Ordensmeister schon 1309 nach der Marienburg auf dem rechten Nogat-Ufer, die aufs prächtigste ausgebaut ward, übergesiedelt. Das 14. Jahrhundert hindurch hielt sich der Orden in seiner Macht und Blüte. Unter dem Ordensmeister standen die Ordenskomture an der Spitze von Ordenshäusern, deren Ritter — anfangs gewöhnlich 12, später oft 30—50 — einen sog. Konvent bildeten. Die Ordensregel ward streng beobachtet und der Geist christlicher Zucht und ritterlicher Tapferkeit bewahrt. Der Orden war der Landesherr in den eroberten Gebieten, die sich westlich bis gegen die Oder, östlich bis Narwa und Reval erstreckten. Die Verwaltung war edel und menschlich, der Bauer reich, die Städte blühend und das Land durch Straßen aufgeschlossen. Hunderte von Schiffen voll Getreide gingen alljährlich aus dem Hafen Danzigs nach England und den Niederlanden. Besonders unter dem großen Hochmeister Winrich von Kniprode († 1382) blühte der Orden und mit ihm das Ordensland. Die Städte, die hier erwuchsen, waren entweder vom Orden selbst gegründet wie z. B. Thorn und Kulm oder von anderen deutschen Städten wie z. B. Elbing von Lübeck. Sie wurden zahlreich und bedeutend, schlossen sich zum Teil der Hanse an und begannen allmählich nach völliger Unabhängigkeit von dem Orden, ihrem Landesherrn, zu streben, um eine ähnliche Stellung einzunehmen wie die deutschen Reichsstädte.

§ 287. Dies war der erste Schritt zum Verderben des Ordensstaates. Mit den deutschen Kolonisten und Bauern waren auch viele Adlige ins Land gezogen, die, ohne selber Ordensbrüder zu sein, in die Dienste des Ordens traten und von diesem Lehen erwarben; auch altpreußische und polnische Familien standen in Lehnsverhältnissen oder hatten noch freien Allodialbesitz; aus diesen Bestandteilen erwuchs der Landadel, der den Orden als Landesherrn anerkannte, aber bald in dieselben wilden Bahnen geriet wie der deutsche Adel (§ 284). Der Orden selbst, reich und übermütig, gab in sich gleichfalls der Zerrüttung von Sitte und Zucht Raum. So lösten sich auch hier die inneren Bande der Ordnung auf. Doch hielt sich der Staat in seinem Bestande, so lange es noch heidnische Nachbarn zu bekämpfen gab. Als aber, wie oben (§ 273) erzählt ist, der Großfürst von Litauen, Wladislaus Jagiello, mit der Hand der jungen Königin Hedwig Polen gewann und

nun mit seinem Volke zum Christentum übertrat, wandte sich das Glück. Es entstand unter ihm eine neue slavische Macht, die sich mit dem alten Stammeshaß gegen die Herrschaft der Deutschen an den so wichtigen Strommündungen und Meeresküsten kehrte. Mit einem Heer von mehr als 160000 Mann, darunter nach sarmatischer Weise ungeheuren Reitermassen, zog Wladislaus gegen den Orden, der ihm unter dem Hochmeister Ulrich von Jungingen entgegentrat. Es kam zur blutigen Schlacht von Tannenberg nahe den Quellen der Drewenz und Alle, da wo die Gebiete der Weichsel und des Pregel sich berühren (1410). Unter Gewitter, Sturm und Regenfluten rangen die Ritter, ihres Ordens und des deutschen Namens würdig; tapfer kämpfend fiel der Hochmeister und die vornehmsten Komture, und erst nach heißem Widerstand entschied sich die Niederlage des Ordens.

§ 288. Wohl stand diesmal noch ein Held und Retter auf, Heinrich von Plauen, der die Marienburg vor Eroberung bewahrte und sogar einen Frieden erlangte, der dem Orden fast sein sämtliches Gebiet wieder verschaffte, aber zur Bezahlung der Kriegskosten und zur Auslösung der Gefangenen brauchte der Orden Geld, mußte drückende Steuern auflegen und konnte dies nur, indem er den Städten und dem Landadel ständische Mitregierung einräumte. Diese hofften nun, des deutschen Sinnes vergessend, größere Ungebundenheit unter polnischer Hoheit zu finden, und aufs neue schlich sich der Verrat ins Land. Dazu wuchs im Orden selbst die Auflösung der Ordnung und der Sinn der Auflehnung. Selbst Heinrich von Plauen war der Zuchtlosigkeit der Seinen zum Opfer gefallen. Von den Kaisern war keine Hilfe zu erwarten, weder von Siegmund, noch später von Friedrich III. So begann zuletzt ein offener Aufstand des Landadels und der Städte. Um die Söldner zu bezahlen, die der Orden in Dienst nehmen mußte, sah er sich genötigt, ihnen seine Burgen, seine letzte Zuflucht, zu verpfänden; die Pfandinhaber aber verkauften sie wieder dem König von Polen. Im Jahre 1457 mußte der Ordensmeister Ludwig von Erlichshausen thränenden Auges die Marienburg verlassen. Noch eine Zeit lang dauerte der Kampf gegen die Polen und die mit ihnen verbundenen Empörer; endlich entschloß sich der Orden zu dem Frieden von Thorn (1466), durch den er ganz Westpreußen, das Bistum Ermland, die Städte Elbing und Thorn an Polen geben und den Rest seines Landes von Polen zu Lehen nehmen mußte. Mit der Herrlichkeit des Ordens war es aus, ebenso mit der Blüte des Landes, das unter der Herrschaft Polens sich nie mehr erholte. Dagegen wuchs die Slavenmacht im Osten. Es war die Aufgabe des brandenburgischen Staates, sich ihr entgegen zu stemmen (§ 276); und dieser hat später auch wirklich das Ordensland Preußen und von ihm seinen verwandelten Namen gewonnen, den er zu neuen Ehren erhoben hat.

§ 289. Nur mit Widerwillen ertrug der Orden die polnische Oberhoheit. Er glaubte mehr Teilnahme im Reiche zu gewinnen, wenn er hinfort seine Hochmeister aus den großen fürstlichen Geschlechtern Deutschlands wählte. So stellte er zunächst einen kursächsischen Prinzen an seine Spitze, darnach 1511 einen brandenburgischen, einen Enkel des Kurfürsten Albrecht Achilles (§ 276), gleichfalls Albrecht geheißen. Doch auch diese Maßregel fruchtete nichts. Albrecht vermochte nicht einmal, seinen Vetter Joachim I. von Brandenburg zu thätiger Hilfe herbeizuziehen, so lange er auch die Huldigung an Polen verweigerte. Da er auch vom Reiche keine Unterstützung erhielt, so unterwarf er sich endlich der polnischen Lehnshoheit, verwandelte aber zugleich das Ordensland in ein weltliches, erbliches Her-

zogtum, eine Umwandlung, die mit der Einführung der Reformation in seinem Lande zusammenfiel (§ 351).

3. Deutsches Städtewesen im 14. und 15. Jahrhundert. Meistergesang.

§ 290. Sehen wir am Ausgange des Mittelalters einen raschen Verfall des Rittertums und des Adels, so hebt sich dagegen mit um so frischerem Aufschwung das Bürgertum. Die deutschen Städte (§§ 188 bis 190) waren zwar im 13. Jahrhundert reich aufgeblüht, doch erfolgte ihre eigentümlichste und bedeutendste Entwickelung erst in unserer Periode. Die Rechte, die anfangs der Landesherr — in den Reichsstädten der Kaiser, in den andern der Landesfürst — besessen hatte und die er durch seine Burggrafen und Vögte hatte ausüben lassen, waren bei Geldverlegenheiten und anderen Bedrängnissen der Landesherren meist auf friedlichem Wege von den Städten abgelöst und für sich erworben worden, so daß sie zu freien Gemeinwesen erwachsen waren. Sie waren kleine Republiken mit eigener Regierung und Verwaltung. Diese war aristokratisch und wurde zuerst von wenigen hervorragenden Geschlechtern, die Patricier, die Ehrbaren genannt, ausgeübt, die allein den Rat besetzten. Ihnen schlossen sich aber bald die wohlhabenderen Einwohner, Kaufleute, Grundbesitzer, größere Gewerbetreibende an, erlangten mit ihnen gleiche Rechte und bildeten mit ihnen das Altbürgertum, die Ratsgemeinde, im Gegensatz zu der niederen Bürgergemeinde. Noch unter diesem aristokratischen Regiment beginnt die Blüte und die Macht der Städte. Durch den immer mehr aufblühenden Handel (§ 191) erwarben sie Reichtümer, die sie durch weise Sparsamkeit in der Verwaltung und Regierung sicherten und mehrten. So besaßen sie die Macht des Geldes, die den Fürsten und dem Adel meist abging. Sie begannen ihre Grenzen auch über ihre Mauern hinaus auszudehnen, benachbarte Ortschaften in ihr städtisches Unterthanenverhältnis zu ziehen und diesen Besitz ebenfalls gegen Fehde und Raub zu behaupten und zu beschirmen. Dieses sog. Pfahlbürgertum drohte aus den Städten kleine Territorien zu machen, die allmählich Rittern und Fürsten über den Kopf wachsen mußten. Um so mehr wurden sie von letzteren gehaßt. An dem Kaiser aber fanden sie keinen Rückhalt mehr, denn sich selbst genug, durch ihre Einungen stark, entzogen sich die Städte auch bald den Lasten und den Pflichten des Reichs und führten wie die anderen kleinen Gewalten ein selbstsüchtig-vereinzeltes Dasein.

§ 291. Schon im 13. Jahrhundert nun beginnen fast in allen Städten innere Verfassungskämpfe, die sich im 14. entwickeln und entscheiden. Die Gemeinen, d. h. die handwerktreibende, angesessene Bürgerschaft, die nach den einzelnen Beschäftigungen in Zünfte abgeteilt waren, begannen, wohlhabend und voll Selbstgefühl, nach einer Teilnahme am städtischen Regiment zu streben. Oft auch erzeugte Stolz und Härte der Geschlechter eine im stillen um sich greifende Erbitterung. Wohl alle Städte wissen deshalb von blutigen Aufständen und Kämpfen zu erzählen. Fast überall aber endeten diese Bewegungen damit, daß die Zünfte wirklich Sitz und Stimme im Rat und Schöffengericht der Stadt gewannen. An einzelnen Orten, wie in Speyer, Zürich, Augsburg ward einfach eine Teilung der Gewalt zwischen den Geschlechtern und Gemeinen vorgenommen, indem diese nicht nur im eigentlich regierenden engern Rat der Stadt saßen, sondern oft allein für sich

einen größeren Rat bildeten.*) An anderen Orten, wie in Regensburg, wurden die Geschlechter geradezu ausgetrieben, oder, wie in Köln, gezwungen mit in die Zünfte einzutreten; nur in wenigen, wie in Nürnberg, blieben die Geschlechter an der Spitze der Stadt. Nach diesen allgemeinen Grundzügen gestaltete sich die innere Verfassung der Städte durch ganz Deutschland in jener freien Mannigfaltigkeit, die ein Merkmal des deutschen Lebens ist.

§ 292. Mit dem 15. Jahrhundert trat in den deutschen Städten im allgemeinen eine Zeit der Ruhe, des Glanzes, des Genusses ein, in der sich das bürgerliche Leben in voller Behaglichkeit entfaltete. Verkehr und Reichtum flüchteten sich hinter die festen Mauern, denn die Städte blieben Inhaberinnen des Handels, der trotz der wilden Zeiten einen immer größeren Aufschwung nahm und durch die jährlich wiederkehrenden Messen belebt wurde. Zu seinem Schutze wurden bewaffnete Söldner gehalten, um Handelszüge zu decken und Friedensstörungen zu strafen; dazu waren die Bürger selbst in allen Ständen waffentüchtig und kampfbereit. Oft erwarben die Städte bis weit in die Ferne hinaus Burgen, um ihre Landstraßen zu schützen; ihr Weichbild (§ 189) umfaßten sie, auch wenn es sich meilenweit dehnte, mit Wall und Graben, einer Landwehr, und die Zugänge sicherten sie durch Warten und Bergfriede (Türme). Die Stadt selbst umschlossen tiefe, oft doppelte Gräben, hinter denen steinerne Mauern mit Zinnen und Türmen lagen, welche die frühere ärmlichere Pallisadenbefestigung ersetzten. Im Innern war der Raum beschränkt, doch waren die freien Plätze mit öffentlichen Gebäuden, Kirchen und vor allem mit prächtigen Rathäusern geziert. Letztere, im gotischen Stil (§ 190) aufgeführt, bilden mit ihren Lauben, Galerien und Säulengängen noch heute die Zierde alter Städte, so in Braunschweig, Lübeck, Aachen, Nürnberg, Köln und an anderen Orten. Der Kirchen, Klöster und Kapellen war überall eine große Menge, teils von der Stadt selbst, teils von den in ihr lebenden geistlichen Genossenschaften errichtet, die durch fromme Stiftungen zu Reichtum gelangt waren; lateinische Schulen schlossen sich frühzeitig an uud förderten gelehrte Bildung. Die Straßen wurden später fast überall gepflastert, oft sogar schon mit frisch rinnenden Wasserleitungen versehen. Die Häuser kehrten meist den Giebel zur Straße und hatten einen weit nach innen vertieften Hof. Anfangs waren sie unscheinbar, aus Fachwerk, mit sehr einfachem Gerät im Innern. Doch wuchs auch hier die Pracht und Zierde. Hoch, mit turmartigen Dächern stiegen sie auf, denn die großen Böden waren meist auch die Warenspeicher. Die höheren Stockwerke ragten über das oft massive Erdgeschoß ein wenig heraus, und zierliche Erker sprangen noch weiter vor; das Gebälk des Hauses prangte mit frommen Sprüchen und Schnitzwerk, die Ecken und Nischen mit Holzbildern, das Eingangsthor mit dem Wappenschilde des Geschlechts. So bot ein solches Haus schon von außen, wie es in die Straße gleichsam überhing, einen etwas dunkeln, doch zugleich auch kunstreichen Anblick dar. Den Eintretenden nahm ein großer Hausflur auf, um den Treppen und Galerien liefen; er diente, wie der von den Hintergebäuden umschlossene Hof, in Geschäftshäusern zum Handel und Verkauf; die Wohnzimmer lagen nach hinten oder in den oberen Stockwerken. So wohnte man beschränkt, doch nicht ohne Zier und Bequemlichkeit. Nur wenn in die engen, labyrinthisch sich windenden Gassen verwüstend eine

*) Ein Verhältnis, das sich mit dem kleinen und großen Rat der heutigen Schweizerkantone vergleichen läßt.

Feuersbrunst schlug oder über die dumpfe Luft die Pest sich lagerte, zeigten sich die Schrecken des städtischen Lebens.

§ 293. Handwerk und Industrie, Gewerbe und Manufaktur, Kunstfertigkeit und Kunst gediehen in diesen Räumen; die Waffenschmiede, die Goldarbeiter, Maler und Bildhauer machten mit ihren Namen zugleich die Vaterstadt berühmt; emsige Gelehrte, oft schon Laien — nicht bloß mehr Geistliche wie einst — forschten und schrieben die Chroniken ihrer Stadt und ihrer Zeit. Die ratsmännischen Geschlechter, der auf Handel und Grundbesitz stolze Stadtadel, hatten ihre Gastereien und Tänze, ihre Waffenverbindungen, ihre Schmäuse bei den Wahlen, an denen später die Abgeordneten der Zünfte teilnahmen. Aber auch das Handwerk, fest in Gilde und Zunft geschlossen, hatte seinen Stolz und seine Freuden: jedes hatte seine Fahnen, Abzeichen und besonderen Bräuche, und an Schmäusen und Gastereien bei Meistersitzungen und Umschlägen fehlte es auch hier nicht. Der einzelne, von seiner Zunft getragen und geschirmt, konnte nur als ihr Glied etwas gelten; seine Thätigkeit gehörte ihr, zugleich aber dem großen Gemeinwesen, ohne das wieder die Zunft nichts war, nämlich der Stadt. So beugte sich die Selbstsucht größeren Zwecken, die Gewinnsucht dem Opfersinn für das Ganze. Wie jedes Handwerk für seinen Vorteil sorgte, z. B. die Überzahl der Meister abhielt, so war es auf der anderen Seite auch auf die tüchtige, ehrenhafte Haltung seiner Glieder bedacht. — Für alle Stände waren die kirchlichen Feste, besonders die des Stadtheiligen, der seine feierlichen, prangenden Umzüge erhielt. Außerdem aber brachte jedes Fest seine besondere Freude: Ostern die Palmen, das Ostergelächter, die ersten Frühlingsausflüge; Pfingsten die Maien und der Frühling überhaupt die Maigrafenfeste, bei denen ein schöner, mit Laubgewinden umkränzter Jüngling aus dem Walde — nach altem Glauben als Sieger über den Winter — einzog in die Stadt: später entstanden daraus die waffenfrohen Schützenfeste, bei denen sich der Bürger mit seiner gefürchteten Armbrust übte. Fronleichnam brachte seine Prozessionen, Weihnachten die hell erleuchteten Straßen, Fastnacht die ausgelassenen Schwänke und Narrenzüge. Freuderüstig, ohne Ermüdung war dies Geschlecht; Sänger und Spielleute, Gaukler und Tänzer waren gern gesehene Gäste. Auch die Frauen hatten ihre Feste; so zogen zu Köln am Johannisabend die Weiber und Mädchen an den Rhein, warfen Blumen in seine Flut und schöpften Wasser, das für besonders heilsam galt; in Braunschweig sammelten am bestimmten Tage die Frauen im Walde Kräuter zu geweihten Zwecken. Zur Mäßigung der Prunkluft und des Aufwandes mußte oft der Rat einschreiten. Desgleichen sorgten strenge Erlasse für Zucht und Ordnung, was um so nötiger war, als das trotzige Geschlecht zur Selbsthilfe und Gewaltthat auch in Städten nur zu geneigt war und sich selbst in die schönste Sitte störend die Roheit drängte.

§ 294. Ein kluger und feiner italienischer Schriftsteller, Äneas Sylvius, erst Geheimschreiber des Konzils zu Basel (§ 236), weiter Kanzler Kaiser Friedrichs III., dann Kardinal und endlich gar Papst (Pius II.), giebt um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine preisende Schilderung der damaligen deutschen Städte. Es seien hier nur einzelne bezeichnende Züge daraus hervorgehoben: „Aachen, der alte Sitz des Reichs, hat einen Palast mit den Steinbildern der Kaiser und einen an Reliquien reichen Tempel. Über Kölns Pracht an Kirchen und Bürgerhäusern, seinen Reichtum, seine Wehrhaftigkeit geht nichts in Europa. Am pracht-

voll gebauten alten Mainz ist nur die Enge der Gassen zu tadeln. Worms, obwohl kleiner, ist die anmutigste Stadt. Speyers abgebrannter Dom entsteht schöner wieder aus der Asche und umschließt die Grabdenkmäler der Kaiser. Straßburg, von Kanälen durchzogen, gleicht Venedig, doch ist es angenehmer und gesünder; es hat einen Dom aus Quadersteinen, dessen einer, vollendeter Turm sein bewunderungswürdiges Haupt in den Wolken birgt; des Stadthauses, der Bürgerwohnungen brauchte sich kein Fürst zu schämen. Basels Ehrbarkeit und Bürgerzucht steht im Preise der ganzen Welt. Auch Bern und Zürich sind reiche, wehrhafte Städte. Augsburg ist schön, wohlhabend und gut verwaltet. Prächtig ist Salzburg; reich an Heiligtümern und frommen Erinnerungen Regensburg. Vor allem herrlich aber ist Wien; vom Stephansturm äußerten bosnische Gesandte, er allein sei mehr wert als ihr ganzes Königreich; die Häuser sind steinern mit weiten Kellern, die Fenster mit Glas versehen (damals noch ein seltener Luxus); innen prunkendes Gerät, singende Vögel; doch sind die Sitten üppig und gewaltthätig. — Im ehemaligen Slavenlande erhebt sich Breslau, aus Ziegeln erbaut, doch mächtig und ein goldener Bischofssitz. Danzig in Preußen ist so streitbar zu Lande und zu Wasser, daß wohl 50000 (?) Krieger von ihm ausziehen. Prag ist Florenz an Pracht vergleichbar und halb deutsch. Alle Städte aber im Norden übertrifft Lübeck an hohem Gebäu und prächtigen Kirchen; sein Ansehen steht so hoch, daß auf seinen Wink drei mächtige Reiche des Nordens ihre Herrscher annehmen oder verstoßen" (§ 298). Auch die Städte Mecklenburgs, Niedersachsens, Westfalens, Flanderns werden gepriesen: „In Thüringen zeichnet sich Erfurt, am Main Frankfurt aus. Im Frankenlande ragt neben den bischöflichen Orten Bamberg, Aschaffenburg und Würzburg vor allem Nürnberg hervor; wenn man von Niederfranken kommt und diese herrliche Stadt von ferne erblickt, zeigt sie sich in wahrhaft majestätischem Glanze, der beim Eintritt in die Thore durch die Schönheit ihrer Straßen und die Nettigkeit ihrer Häuser noch vermehrt wird. Die Kirchen von St. Sebald und St. Lorenz sind ehrwürdig und prachtvoll, die kaiserliche Burg blickt stolz und fest herab, die Bürgerhäuser scheinen für Fürsten erbaut; wahrlich, die Könige Schottlands würden wünschen, wie mittlere Bürger von Nürnberg zu wohnen. Im Schwabenlande ist Ulm die Königin an städtischer Zier; auch im Bayerlande sind angenehme Orte. — In Wahrheit kann man behaupten, daß kein Volk in Europa reinlichere und luftiger belegene Städte bewohnt als das deutsche; ihr Ansehen ist so neu, als seien sie erst gestern erbaut. Durch Handel häufen sie Reichtum; kein Gastmahl, bei dem nicht aus silbernen Gefäßen getrunken wird, keine Bürgerin, die nicht Goldgeschmeide trägt. Dazu sind die Bürger wehrhaft; jeder einzelne hat gleichsam eine Rüstkammer im Hause. Die Knaben in diesem Lande lernen eher reiten als sprechen und sitzen beim stärksten Lauf der Pferde unbeweglich im Sattel; der Mann aber trägt die Waffen so leicht wie seine Glieder. Wer die Rüstkammern der Deutschen gesehen hat, muß die Waffenvorräte anderer verlachen." „Wahrlich ihr könntet noch", ruft er den Deutschen zu, „Herren der Welt sein wie ehedem, ohne eure Vielherrschaft, über die von jeher alle weisen Leute ihr Mißfallen bezeugt haben." — So achtunggebietend zeigte sich trotz des Verfalls des Reichs das deutsche Bürgertum dem Fremden.

§ 295. Seitdem das höfische Leben entartet, das Rittertum in Roheit versunken war, flüchtete sich auch das geistige Leben in die Städte. Der höfische ritterliche Minnegesang war verstummt; dagegen erhob sich, meist von Geist-

lichen und Gelehrten ausgehend, die lehrhafte, moralisch und auch satirisch strafende Poesie, deren bekannteste Werke der welsche Gast (1216), die Bescheidenheit des Freidank (1229), der Renner (1300) und Sebastian Brants Narrenschiff (1494) sind. Aber nicht lange, so hatten sich auch die Handwerker der edlen Kunst des Singens bemächtigt; nur daß sie diese wie ihr Handwerk nach engen Regeln und zunftmäßig betrieben. So entstand die Meistersängerkunst. Zwar entbehrt sie der freien Zierlichkeit des Minnegesangs, aber es spricht sich doch der fromme und fröhliche Sinn der wackeren Handwerksmeister, die in einigen Städten sogar ihre Sitzungen auf dem Rathause oder in der Kirche halten durften, in ihr aus. Sie blühte besonders in Süddeutschland, am frühesten in Mainz, wo der gefeierte Frauenlob den Übergang vom Minnegesang zum Meistergesang bildet, später auch in Straßburg, Ulm, vor allem aber in dem kunstreichen Nürnberg. Leonhard Nunnenbeck der Weber, Michel Behaim u. a. sind nicht so bekannt wie Hans Sachs, der Schuhmacher von Nürnberg, den man freilich schon der nächsten Periode zurechnen muß. Doch hat überhaupt der Meistergesang unsere Periode überdauert und sich das 16. und 17. Jahrhundert hindurch, in Ulm sogar bis 1839, gehalten.

4. Die deutsche Hanse.

§ 296. Zu einer Zeit, wo in Deutschland der einzelne durch sich nichts, durch die Gemeinschaft, der er angehörte, alles war, wo namentlich im städtischen Leben die gesamte Fortentwicklung gebunden war an die Gliederung der Bürgerschaft in Brüderschaften und Zünfte, mußten die deutschen Kaufleute, die sich des Handels wegen vorübergehend im Auslande niederließen, von selbst auf den Abschluß solcher Verbindungen, durch die sie sich gegenseitig Schutz und Förderung gewährten, geführt werden. Am frühsten bildeten eine solche Gemeinschaft die „geeinigten Gotlandfahrer des römischen Reiches“, d. h. die deutschen Kaufleute, die das blühende Wisby auf der Insel Gotland besuchten, von wo aus man lebhaften Handel nach allen Ostseeküsten, besonders aber nach Riga und Nowgorod und mittels dieser Städte nach dem russischen Binnenlande trieb. Eine ähnliche Vereinigung hatten die Kölner und andere niederdeutsche Kaufleute in England, und für sie finden wir zuerst auf diesem Gebiet die Bezeichnung Hanse.*) Auch anderswo, so in Nowgorod, finden wir derartige Vereinigungen. Davon unabhängig waren nun auch Bündnisse und Einigungen niederdeutscher Städte entstanden, zunächst zu dem Zweck, den Ansprüchen der Landesherren entgegenzutreten und die Handelsstraßen zu sichern. Besonders wichtig ist der Bund der sog. wendischen Städte. Dazu gehören zunächst Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald und als ihr Haupt Lübeck, das dann andererseits wieder mit Hamburg in nähere Verbindung trat und so die wendischen Städte mit den sächsischen verknüpfte. Dadurch nun, daß diese Städtebündnisse auch die Aufgabe übernahmen, die Interessen ihrer Kaufleute im Auslande zu vertreten, und also zu deren Vereinigungen in enge Beziehungen traten, ist die deutsche Hanse entstanden. Von einem Gründungsjahre der Hanse kann bei dieser Entwicklung keine Rede sein, und mit Unrecht hat man den 1241 zwischen Lübeck und Hamburg geschlossenen

*) Das Wort findet sich schon im Gotischen, im Althochdeutschen und Altenglischen in der Bedeutung Schar, Vereinigung; zur Bezeichnung einer Vereinigung von Kaufleuten mit gewissen richterlichen Befugnissen erscheint es seit dem Ende des 14. Jahrhunderts in Süddeutschland.

Vertrag lange als Anfangspunkt der Hanse betrachtet: er bezweckte nur die Sicherung des Verkehrs zwischen Elbe und Travemündung und war von ganz vorübergehender Bedeutung. Wohl aber ist das ganze Verhältnis Lübecks zu Hamburg, wie es sich im Laufe des 13. Jahrhunderts herausbildete, die Münzverträge beider Städte, ihre Bemühungen, die Verbindung zwischen Trave und Elbe, d. h. zwischen Ost- und West-(Nord-)See zu sichern, ihr Zusammenhalten im Auslande für den Ausbau des Bundes der „gemeinen Kaufleute aus dem römischen Reiche von Alemannien“ von Bedeutung gewesen. Sie ordneten sich im 14. Jahrhundert — erst in diesem bezeichnete sich der ganze Bund als „deutsche Hanse“ — für den Verkehr in Brügge, wo sie mit den Kaufleuten aus Italien, Spanien, Frankreich die Waren austauschten, nach drei Dritteln; es waren dies: 1) das lübisch-wendische mit Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin u. a.; ihnen schlossen sich die Binnenstädte Brandenburg, Berlin-Kölln, Frankfurt a. d. O., Tangermünde, selbst Breslau an; 2) das westfälisch-preußische Drittel mit Köln, Soest, Dortmund, Münster, Minden einerseits und Thorn, Elbing, Danzig, Kulm, Königsberg, Braunsberg anderseits*); zu ihm hielten auch die holländisch-seeländischen Städte, selbst Amsterdam; 3) das gotländische Drittel, das die Deutschen auf Gotland, in Riga, Dorpat, Reval und anderen Städten Livlands und Esthlands umfaßte. Hamburg und Bremen nahmen anfangs eine besondere Stellung in diesem Bunde ein; später ging Hamburg zu dem wendischen Drittel, Bremen, das lange Zeit außerhalb der Hanse gestanden, dann wieder Aufnahme gefunden hatte, bildete mit Braunschweig, Magdeburg, Halberstadt, Goslar, Hannover, Göttingen, Hildesheim, Halle, Nordhausen, Mühlhausen, Erfurt ein neues, das sächsische Viertel. Man spricht fortan von den vier Vierteln oder Quartieren der Hanse, deren Bestand und Vororte freilich nicht unverändert geblieben sind.**)

§ 297. Die wichtigste aller dieser Städte blieb Lübeck, der beständige Vorort des Bundes. Hier wurden die großen Hansetage gehalten, in regelmäßigen Zeiträumen oder auch wenn eine augenblickliche Not es forderte. An die größeren Städte, die selbständig auf diesen Tagsatzungen erschienen, schlossen sich die kleineren Städte an und ließen sich von ihnen vertreten: so die meisten brandenburgischen Städte durch Rostock. Sie nahmen auf diese Weise an dem Schutze der Gesamtheit wie an allen Rechten teil. Zweck des Bundes war einmütiges Auftreten dem Auslande gegenüber, von dem man so viel Handelsvorteile als möglich zu erreichen suchte; ferner Sicherung der Handelsstraßen vor Räubereien, Anlegung neuer Verbindungen zu Land und Wasser, gemeinsame Maßregeln über Münze, Gewicht, über Strand- und Stapelrecht u. dgl., endlich Beschützung der Ordnung und aristokratischen Geschlechter-Herrschaft (§ 290) in den Städten selbst. Die für den Schutz des Handels bei besonderen Anlässen notwendig erscheinenden Aufwände deckte man durch eine auf besonderen Beschluß erhobene gemeinsame Abgabe, das Pfundgeld, und in Kriegsfällen hatten die einzelnen Städte Kontingente zu stellen an Mannschaft und an Schiffen, die übrigens damals

---

*) Woher die Verbindung der preußischen mit den westfälischen Städten kommt, ist nicht sicher. Die Annahme, sie rühre daher, daß Preußens Deutschtum zum Teil auf niederländisch-westfälischer Kolonisation beruhte, wird bestritten, scheint aber noch immer die einfachste Erklärung.

**) Als Vororte erscheinen später Lübeck im wendischen, Köln im rheinischen, Braunschweig im sächsischen, Danzig im preußischen Quartier.

zugleich Handels- und Kriegsschiffe waren. So konnte die Hanse bald als die gewaltigste Macht in den nordischen Meeren auftreten. Was einst Heinrich der Löwe schon erstrebt hatte, eine Herrschaft Deutschlands über den gesamten europäischen Norden, das hat die Hanse erreicht, auf eigene Hand, ohne Unterstützung des Reichs, um das sie dann freilich auch ihrerseits unbekümmert blieb. Sie hat es erreicht meist durch die Macht des Geldes bei den stets geldbedürftigen Fürsten, durch die Klugheit ihrer Unterhandlungen, in schlimmeren Fällen durch Absperrung und Versagung des Handels gegen auswärtige Mächte, wie durch Verhansung (Ausschließung aus dem Bunde) gegen ungehorsame Bundesglieder, auch, wo es not that, durch das Schwert.

§ 298. Vergebens bemühten sich die dänischen Könige als die mächtigsten im skandinavischen Norden, die Übermacht der Hanse zu brechen. Durch innere Unruhen bedroht mußten sie mehrfach selbst die Hilfe des Bundes anrufen, um sich auf dem Throne zu erhalten, und diese durch immer neue Handelsvorteile erkaufen. Waldemar III. Atterdag landete 1361 in Gotland, schlug in offener Schlacht die Gotländer, von denen 1800 fielen, nahm Wisby und bemächtigte sich großer Reichtümer. Gotland kam unter dänische Herrschaft. Da beschlossen die wendischen Städte, Lübeck voran, Rache zu nehmen. Die Könige von Schweden und Norwegen traten ihnen bei, geschreckt von ihren eigenen Völkern, die der Hanse nicht entbehren konnten. Der Burgemeister von Lübeck, Johann Wittenborg, belagerte vergeblich Helsingborg; da griff Waldemar die unbewachte Flotte an und bereitete ihr eine Niederlage (1632), die Wittenborg mit seinem Kopf büßte. Die Städte mußten sich zum Frieden bequemen. Als aber der Dänenkönig sich immer neue Übergriffe erlaubte, da regte sich — trotz Kaiser und Papst, die der Däne für sich anrief — die ganze deutsche Hanse. Auf einem Städtetage zu Köln (1367) beschloß man den gemeinsamen Krieg. Von Seeland bis Livland, von Briel und Amsterdam bis nach Riga und Dorpat, ja bis Breslau und Krakau regten sich die Städte gegen den skandinavischen Norden. Eine große Flotte — Deutschland hat bis auf unsere Tage eine gleiche nicht gesehen — sammelte sich, schreckte Norwegen, das jetzt mit Waldemar verbündet war, zum Frieden, stützte in Schweden den Thron des Mecklenburgers Albrecht und eroberte und verwüstete 1368 Kopenhagen. Waldemar hatte sich mit seinen Schätzen aus seinem Reiche geflüchtet. So schlossen 1370 die dänischen Stände zu Stralsund einen Frieden mit der Hanse, durch den diese nicht nur den Besitz der Küste von Schonen für 15 Jahre, sondern auch Einfluß auf die dänische Königswahl erhielt.

§ 299. Den nordischen Handel beherrschte die Hanse fortan ganz. In Norwegen hatte sie in der Stadt Bergen ein vollständig deutsches Stadtviertel, und die (stets unverheirateten) Kaufleute lebten hier in Üppigkeit, in stolzem Übermute, mit seltsamen Sitten und rohen Spielen. Sie führten ein: Getreide, Bier, Leinwand, wollene Tuche und die kostbaren Waren des Südens (§ 192); sie holten dagegen Felle, gesalzenes Fleisch und Fische, Schiffsbauholz u. dgl. An den Küsten Schonens trieben sie den Heringsfang ausschließlich und brachten dem halben Europa diese bei den häufigen Fastenzeiten so unentbehrlichen Fische zu. Außerdem führten sie aus Schweden Metalle und die andern Nordlandsprodukte aus. In Rußland bildete das mächtige Nowgorod, von dem es hieß: „Wer kann gegen Gott und Nowgorod?“ den Stapelplatz; man holte Leder, Honig, Wachs gegen niederländische Tuche und andere Erzeugnisse deutschen Gewerbfleißes. In England, zu London, hatten die Hanseaten ihre eigene

Niederlassung, den Stalhof; man kaufte hier vorzugsweise Wolle, später, als die englische Fabrikation selbständig wurde, feine Tuche ein und brachte den Engländern, was der Norden und Süden dem Menschen gewährte. Im Westen war Brügge, später Antwerpen ihr Stapelplatz. Von hier aus vermittelten dann die ebenso gewerb- wie handelsthätigen Niederländer (§ 252) den Handel nach dem Süden, nach Frankreich, Spanien, Portugal und Italien. Diese Länder blieben deshalb von der Hanse lange wenig besucht; doch fuhren die „Baienflotten" auch nach der französischen Küste, und im 16. Jahrhundert trat man mit Lissabon und Sevilla in direkten Verkehr.

§ 300. So stand die Hanse im 14. und 15. Jahrhundert mächtig und blühend da und bewies allein schon, daß, ob auch das Reich verfiel, doch deutsche Kraft und Unternehmungslust lebendig blieben. Aber es traten je länger desto mehr die Mängel, die ein solcher Bund stets zeigen muß, Uneinigkeit, Selbstsucht einzelner Glieder, Schwerfälligkeit in gemeinsamen Maßregeln, hervor. Es fehlte ihr an politischer Macht, und so begann schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts ihr Verfall. Immer mehr erstarkten die früher von ihr abhängigen fremden Länder, immer mehr wuchs auch die Macht der deutschen Landesfürsten. Die Hanse hätte sich nur behaupten können, wenn sie festgeschlossen und im Besitze einer großen Territorialmacht gewesen wäre. An dem Mangel daran ging sie zu Grunde, weit mehr als daran, daß der Handel infolge der großen Entdeckungen andere Wege einschlug. Unmerklich fast, wie er sich gebildet hatte, zerrann der Bund.

5. Der rheinische und der schwäbische Städtebund.

§ 301. Neben diesem großen Städtebunde, der das ganze handeltreibende Norddeutschland in weitester Ausdehnung umfaßte, bildeten sich im Reiche je nach Not und Bedürfnis noch andere städtische Bündnisse. So kommen in Niedersachsen, Westfalen, der Wetterau zeitweilig Bündnisse vor, die jedoch für die allgemeine deutsche Geschichte ohne weitere Wichtigkeit sind. Dagegen bildete sich am Rhein entlang fast gleichzeitig mit der Hanse der sogenannte rheinische Städtebund. Gegen ungerechte Zölle, die auf den Rhein gelegt wurden, traten 1254 unter der Führung des edlen Arnold Walpot die Städte Mainz, Worms und Oppenheim zuerst zu einem Bunde zusammen. Wilhelm von Holland bestätigte ihn. Er umfaßte vorzugsweise Basel, Straßburg, Worms, Speyer, Mainz, Köln und Frankfurt, neben diesen aber eine Reihe Städte zweiten Ranges bis Wesel hinab, teils Rheinstädte, wie Freiburg, Breisach, Bingen, Oberwesel, Boppard, Bonn, Neuß, teils tiefer landeinwärts liegende Orte, wie Oppenheim, Fulda, Gelnhausen, vorübergehend selbst ferner gelegene, wie Regensburg, Nürnberg, Kolmar, Metz, Trier, ja Mühlhausen in Thüringen und Bremen an der Wesermündung. Sogar die benachbarten Fürsten schlossen sich ihm und dem von ihm begründeten Landfrieden an; so die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, die Herzöge von Bayern, der Pfalzgraf, die Grafen von Württemberg, selbst der deutsche Ritterorden im fernen Nordosten. Freilich währte dieser Aufschwung des Bundes nicht lange. Zu verschiedenartig waren die Interessen der Verbündeten, zu weit ausgedehnt die Glieder des Bundes, zu locker das Band. Schon den Bestechungen Richards von Cornwall (§ 204) gelang es, ganze Reihen der Verbündeten, Fürsten wie Städte, zum Abfall zu bringen, und wenn auch in der Folge die Städte, die von Anfang an

den Kern des Bundes gebildet hatten, öfter wieder geeint erscheinen, so hat doch der Bund die Macht von 1256 nie wieder erreicht, auch dann nicht, als er sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts mit dem damals mächtigsten süddeutschen Städtebunde, dem schwäbischen, zusammenschloß.

§ 302. In den Städten Süddeutschlands ward das Unabhängigkeitsgefühl durch den Hinblick auf die Schweiz angefacht, wo ebenfalls Bürger und Bauern den fürstlichen Trotz gebrochen hatten. Daß Ludwig der Bayer die Städte als seine Hauptstütze angesehen und sie auf alle Weise begünstigt hatte, war ihrem Aufstreben nur förderlich. Seitdem nun die Städte den Kaiser Ludwig auf den Reichstagen zu Frankfurt 1338 (§ 220) und 1344 so mannhaft unterstützt hatten, erhob sich wohl in den hellsten Köpfen ihrer Leiter der Gedanke, dem Kaiser die Macht wiederherstellen zu helfen und dann als seine Stände in einer Art Reichsverfassung auch ferner seine Stütze zu bleiben. Aber für solche Pläne war der folgende Kaiser Karl IV. (§ 225) nicht der Mann. Kaum zur Alleinherrschaft gelangt begann er Reichsstädte an fürstliche und geistliche Herren zu verpfänden. Besonders aber verlieh er dem Grafen Eberhard von Württemberg, zubenannt der Rauschebart oder der Greiner, mit der Reichsvogtei über Schwaben eine Art Anrecht auf die dortigen Städte. Später war die Goldene Bulle den Städten ungünstig, indem sie ihnen das sog. Pfahlbürgerrecht entzog und ihre Einungen verbot. Als nun gar Karl IV., um seinem Sohne Wenzel die Krone zuzuwenden, wieder Städte und städtische Rechte an Kurfürsten und Fürsten verlieh und abermals besonders Eberhard begünstigte, verbündeten sich 17 schwäbische Städte zur Aufrechterhaltung ihrer Freiheiten*), und es kam zum sog. schwäbischen Städtekriege (1376—1389). Bei Reutlingen schlugen sie in heißem Kampfe Eberhards Sohn Ulrich, an dessen Seite die Blüte der schwäbischen und fränkischen Ritterschaft fiel (1377).

„Wie haben da die Gerber so meisterhaft gegerbt,
Wie haben da die Färber so purpurrot gefärbt."

Ulrich selbst entrann mit Not, aber schlimmer als die von den Bürgern empfangene Wunde traf ihn, so erzählt man, des alten Rauschebarts Hohn, der das Tischtuch zwischen sich und ihm entzwei schnitt.

§ 303. Wenzel suchte nun zwischen dem Städtebunde und den Fürsten zu vermitteln, aber eine dauernde Einigung brachte er nicht zu stande, und Dank erntete er von keiner Seite; vielmehr warf man ihm vor, er reize nur die Fürsten gegen die Städte und die Städte gegen die Fürsten, um so über beide zu herrschen. Die Verwirrung zu vermehren, that sich auch der Adel, der nach völliger Ungebundenheit strebte, in Bündnisse zusammen, die feindlich gegen Städte wie Fürsten auftraten. In Schwaben bestand der Bund der Martinsvögel, später der der Schlegler. So herrschte Verwirrung überall. Nun verlieh Wenzel die Reichsvogtei über Schwaben an Leopold III. von Österreich, der die verlorene Macht seines Hauses in der Schweiz, im Elsaß und in Schwaben herzustellen suchte. Die Schweizer Städte, in ihrer Freiheit bedroht, näherten sich den Städten des schwäbischen Bundes, die indessen auf 37 angewachsen waren. Leopold aber, inzwischen der Reichsvogtei in Schwaben wieder entkleidet, wußte die schwäbischen Städte wenigstens

*) Vgl. § 225. Es waren zunächst, 4. Juli 1376, die 14: Ulm, Konstanz, Überlingen, Ravensburg, Lindau, St. Gallen, Wangen, Buchhorn, Reutlingen, Rottweil, Memmingen, Biberach, Isny und Leutkirch, zu denen später noch Kaufbeuren, Weil und Kempten kamen. Am 1. Jan. 1377 schloß sich auch Eßlingen an, und andere Städte folgten bald.

von einer thatsächlichen Hilfeleistung abzuhalten, als er 1386 gegen die Schweizer zog (§ 313). Und doch erlitt er die Niederlage von Sempach und fand hier selbst seinen Tod. Dieser Sieg der Schweizer hob auch den Mut der schwäbischen Städte mächtig gegen ihre fürstlichen Nachbarn, die jetzt alle gegen ihre wachsende Macht verschworen waren. Da geschah es, daß die Wittelsbacher Herren den Erzbischof Piligrin von Salzburg, den Verbündeten der Städte, treulos fingen. So entbrannte der Kampf von neuem. Ganz Süddeutschland füllte sich mit Fehde, Mord, Raub und Verwüstung. In Bayern und Franken hielten sich die Bürger oben; in Schwaben kam es bei Döffingen 1388 zur Schlacht gegen Eberhard den Greiner und seinen Sohn Ulrich. Die Bürger belagerten den Kirchhof des Ortes, der von Leuten des Grafen Eberhard besetzt war, als der Greiner zum Entsatze der Seinen nahte. Wacker stritten die Städter gegen das Ritterheer, nicht minder gewaltig Ulrich, der die Reutlinger Niederlage auszuwetzen hatte; er fiel, und schon wankte das fürstliche Heer; da rief der alte Rauschebart: „Der gefallen, ist wie ein anderer Mann!“, und als die Gefahr am größten war, fiel der „gleißende Wolf“, der Wunnensteiner, mit seiner Ritterschar in das Bürgerheer*) — denn an diesen Tagen machten Fürsten und Ritter, sonst selbst einander bitter feind, gemeinsame Sache gegen die noch verhaßteren Städte — und so erlagen die Bürger in furchtbarer Niederlage, durch die des Bundes Macht gebrochen wurde. Dann sank der besondere Städtebund der Frankfurter und der Wetterau; die Söldner der rheinischen Städte, ein verrufenes, zuchtloses Gesindel, trieb das Schwert des Vaters des nachmaligen Königs Ruprecht von der Pfalz (§ 229) auseinander, der auf einmal 60 dieser „Knechte von der Freiheit“ in einem Ziegelofen verbrennen ließ. Auf dem Tage von Eger 1389 verbot dann König Wenzel uneingedenk früherer Zusagen förmlich jede Einung der Städte.

§ 304. So endigten die Städtebünde Süddeutschlands, schneller und ruhmloser als die norddeutsche Hanse. Doch blieben die einzelnen süddeutschen Städte noch lange Zierden des deutschen Lebens (§ 294). Noch 60 Jahre später (1449) konnten sie einen neuen großen Städtekrieg gegen den streitbarsten Fürsten der Zeit, Albrecht Achilles (§ 239), führen und gingen nicht unehrenvoll daraus hervor. Freilich zeigten sich auch bei diesen Reichsstädten die üblen Seiten eines nur locker gefügten Bundeswesens. Eine hinderte die andere und jede die Gesamtheit durch Zölle und Stapelrechte, die die einzelnen sich eifersüchtig zu verschaffen und zu bewahren trachteten. Die meisten erlahmten nach und nach, andere zogen die Ruhe und Sicherheit bringende fürstliche Herrschaft der teuren und bedrohten Reichsfreiheit vor. Und so ist auch für die Mehrzahl der süddeutschen Städte mit dem Ausgange des Mittelalters die beste Zeit vorüber; nur einzelne, wie Augsburg und Nürnberg, strahlen noch im 16. Jahrhundert im vollsten Glanze.

6. Der Volkscharakter während des 14. und 15. Jahrhunderts.

§ 305. Das ritterliche Leben war in Barbarei entartet, das bäuerliche in Knechtschaft versunken (§ 283). Nur wo die Waffen noch geführt wurden, blieb auch ein lebenswerteres Dasein. Und so hatte es besser als der arme Bauer sogar der reisige Knecht auf den Burgen, der in seines Junkers

*) So melden spätere Berichte; die ältesten Überlieferungen nennen als die Ritter, die den Sieg gewinnen halfen, die Herren von Bitsch und Werner von Rosenfeld.

Solde stand. Er gehörte wenigstens nicht zu den Niedergetretenen, sondern im Gegenteil, ihm winkte Kampf, Beute, Genuß. Die alte deutsche Tapferkeit blieb in diesen Leuten lebendig; auch manches rührende Beispiel von Treue und Hingebung bis in den Tod weiß die Geschichte zu erzählen. — Andere dieses Standes zogen wohl ein wanderndes Leben vor. Seit dem 13. Jahrhundert ward der Krieg nicht bloß mehr mit dem Aufgebot der Vasallen geführt, die sich von einigen reisigen Knechten begleiten ließen; man nahm Söldner in Dienst, die aus dem Waffenhandwerk eine Lebensaufgabe machten. Auch solch ein Leben, das Leben eines „frummen Landsknechts", winkte nun dem Mutigen und Starken, sobald er sich nur Harnisch, Gleve und das lange Schlachtschwert anschaffen konnte. Diese wüsten Scharen waren es, die den Krieg oft in unmenschlicher Weise führten, die aber auf der anderen Seite auch einen gewissen ritterlichen Sinn, Lust an Kampf, Abenteuern und Gesang, wenngleich in roherer Gestalt, im Volke lebendig erhielten. Fast jede Waffenthat fand bei ihnen auch ihr Lied; die Lust am Wandern, der fröhliche Scherz, die kecke Spottlust tönten darin wieder.

§ 306. Das Wandern oder „Fahren" war überhaupt in jener Zeit der Willkür und mangelnden Ordnung eine Auskunft für alle diejenigen, die daheim engen und armseligen Verhältnissen entgehen wollten. Die Helden volksbeliebter Schwänke und Streiche sind solche Fahrende; so der Pfaff von Kalenberg im südlichen, Till Eulenspiegel im nördlichen Deutschland. Es wimmelte von solchen Leuten. Der Handwerksbursch mußte ordnungsmäßig nach den Regeln seiner Zunft eine Zeit lang wandern; viele aber erkoren das „Vaganten-Leben" freiwillig und für immer. Fahrende Ritter, fahrende Mönche, fahrende Gelehrte und Schüler, fahrende Frauen, Gaukler, Narren und Gauner durchschwärmten das Land. Sie alle hatten nach mittelalterlicher Art ihre besonderen Bräuche, Trachten, Ausdrücke, Rangstufen u. s. w. Zu ihnen kamen seit 1100 vereinzelt, seit Kaiser Siegmunds Zeiten in größeren Haufen die Zigeuner, die man als Kinder des fremden Ägyptens anstaunte.

§ 307. Der Wanderlust aber gesellte sich das Lied, nicht mehr jener kunstmäßige Minnegesang (§ 184), sondern das echte Volkslied. Die edelsten unter diesen Liedern singen vom Scheiden und Meiden, von treuer Liebe, von Heimweh und Wanderlust. „Inspruck, ich muß dich lassen" — „So viel Stern am Himmel stehen" — „Es stund eine Linde im tiefen Thal" — das sind solche Volkslieder, von denen niemand den Dichter nennen kann, weil sie zugleich mit der Melodie im Volke selber erwachsen sind, ungepflegten und doch duftenden Waldblumen gleich. Oft heißt es einfach: „In der Zeit, do sang und pfiffe man dieses Lied". Und wenn wir Ausführlicheres erfahren, so ist es immer noch dürftig genug, besonders den Namen des Dichters nennt der Bericht kaum einmal. So erzählt z. B. die „Limburger Chronik", eine der frühesten deutsch geschriebenen, die wir haben:

Zu disser zeit, fůnf oder Sechs Jahr davor, war auf dem Mayn ein Münch Barfüser Ordens, der ward von den Leuten aussätzig, vnd war nit rein. Der machte die besten lieder vnd reihen in der welt von gedicht vnd melodeyen, dass im Niemand vf Reinesstrom oder in dissen landen wol gleichen mochte. Vnd was er sung, das sungen die Leut alle gern vnd alle Meister pfiffen, vnd andere Spielleut furten den gesang vnd das Gedicht. Er sang dis Lied:

Ich binn aussgezehlet,
Mann weisset mich armen vor die thür,
Vntreuw Ich spür
Nun zu allen zeiten.

Item sang Er;

May, May, May, die wunnigliche zeit
Menniglichen Freude geit
Ohn mir. Wer mainte das?

Dern lied vnd widergesang machte Er gar viel, vnd war das alles lustiglich zu hören.

Zu diesen Liedern kamen die frischen Trinklieder und launigen Weinsegen und Handwerkssprüche. Aber auch die Pilger auf den Bittfahrten hatten ihre Lieder, und bald entstand neben dem alten lateinischen Kirchenliede auch das deutsche. Noch sang man in diesen Kreisen des Volkes auch die alten Heldenlieder vom gehörnten Sigfried, von Dietrich von Bern und vom treuen Hildebrand; man sang sie bis über die Zeiten Luthers hinaus. In Norddeutschland dagegen erfreute man sich mehr an den gleichfalls uralten, lustigen und spöttischen Geschichten vom schlauen Reinicke dem Fuchs, die plattdeutsch geschrieben waren; plattdeutsche Volkslieder kamen dazu; unten, bei der Geschichte der Dithmarsen, wird eine Probe davon gegeben werden.*)

Auch einen Anlauf zur dramatischen Dichtkunst nahm man schon damals. Der Mummenschanz, der allerorten in der lustigen Faschingszeit getrieben ward, gestaltete sich vereinzelt schon zu Faschingsspielen, die bei rechter Weiterentwickelung zum Ausgangspunkte volkstümlicher Lustspiele hätten werden können. Und wie in ihnen die Komödie, so fand die Tragödie einen Vorläufer in den großen Passionsspielen. Hunderte von Personen führten hier oft mehrere Tage hintereinander in den Spielen, wie sie in der Regel schlechthin genannt wurden, die Leidensgeschichte unseres Herrn Scharen andächtiger Zuschauer in dramatischer Bewegung vor. Lebende Bilder, Volksscenen, packende Chöre erhoben die Gemüter der Schauenden, die sich nicht satt sehen konnten an den Wundern, die der Herr für sie gethan, an den Leiden, die er für sie gelitten hatte.

§ 308. So fehlte es nicht an Sang und Klang, an Spiel und Scherz im deutschen Leben. Selbst die höhereren Stände zogen den derben Witz des Volkes der zarten Ritterpoesie vor, und der Hofnarr ward eine unentbehrliche Person und von seinem Fürsten oft höher gehalten als Gelehrte und Minnesänger. Die Sitten wurden in allen Ständen leichtfertiger und lockerer. Die alte ehrbare Tracht verschwand schon mit dem 13. Jahrhundert; die Männer trugen bunte, eng anschließende Gewänder, und die Weiber und Mädchen gingen nicht mehr in Schleier und Kopfbinde züchtig einher. Die Moden wurden zuletzt läppisch und eitel; die Männer trugen an den kurzen Röcken, die kaum über den Gürtel gingen, hoch aufgepauschte, mit Perlen und Goldborten besetzte Ärmel oder solche, die mit wehenden Zipfeln bis fast auf den Boden herabreichten. Die Beinkleider zeigten grelle Farben, etwa das eine Bein Blau, das andere Rot; die Schuhe und Stiefel waren lang geschnäbelt, so daß wohl junge Ritter vor der Schlacht die unbequemen langen Spitzen erst abhieben; die Säume der sammetnen und brokatenen Gewänder bei Männern

*) Man sehe überhaupt die angeführten Lieder als Sprachproben der betreffenden Periode an (vergl. §§ 89. 90. 183. 184).

und Frauen waren oft mit Schellen besetzt, die bei jedem Schritte klangen: so gingen die höheren Stände in Städten und an Höfen eitel und bunt einher. Auch die Geistlichen versanken in Weltlust. Die Kirche war so entartet, besonders seitdem die Päpste in Avignon selbst das Beispiel gaben und das Schisma die Gemüter verwirrte, daß die Geistlichen — Bischöfe, Äbte, Domherren, Kaplane — oft nur die reichen Pfründen verzehrten, höchstens die Ceremonien des Gottesdienstes übten, im übrigen aber an allen sittenlosen Freuden der Zeit teilnahmen. Es wird geklagt, daß sie die geistliche Tracht ablegen und in demselben eitlen Kleiderputz einhergehen, wie die Weltlichen, daß sie mit dem Falken auf der Hand zur Jagd reiten, daß sie um schnöder Geldgier, ja um eines Fasses Bier willen Bann und Interdikt verhängen, daß sie nicht Frieden bringen, sondern das Schwert. So ritt z. B. zum Konzil von Konstanz der Erzbischof von Mainz vom Kopf bis zum Fuß geharnischt ein. — Während so die eine Hälfte des Volkes unter namenloser Armseligkeit seufzte, schien die andere, bevorrechtete, in wüster Genußsucht alles Lebensernstes zu vergessen. Konnte man sich doch durch einige äußere Ceremonien, die oft selbst mehr einem heiteren Spiele glichen, mit leichter Buße oder noch leichter zu erwerbendem Ablaß mit der Kirche und, wenn man nur wollte und konnte, auch mit seinem Gewissen abfinden.

§ 309. Wie änderte sich aber plötzlich dies Bild des wüsten Lebens, wenn die Kunde kam, eine jener Seuchen, wie sie das Mittelalter nur zu oft brachte, sei im Anzuge! So als 1348—1350 die furchtbarste Pest, von der wir Kunde haben, der schwarze Tod, durch die Länder ging. Er kam vom Morgenlande durch Italien herauf und raffte an manchen Orten die halbe, oft die ganze Bevölkerung hin. Man fand auf dem Meere Schiffe mit reicher Ladung steuerlos treibend, weil die ganze Mannschaft ausgestorben war. So schritt die Seuche durch Deutschland, durch das elende Landvolk, durch die engen, gedrängten Straßen der Städte dahin, überall Entsetzen verbreitend. Als die Kunde vom Nahen der Pest erscholl, da kam über die Völker ein ungestümer, maßloser Geist der Buße: Geißler-Gesellschaften (Flagellanten) zogen umher, die sich mit scharfer Geißel den Rücken zerfleischten. Die Straßburger Chronik des Priesters Friedrich (Fritsche) Closener, die 1362 vollendet ward, schildert sie folgendermaßen:

Zum ersten: sü hettent die kostbersten fanen von semetdůchern, ruch und glat, und von baldecken die besten die man haben möchte, der hettent sü vil lihte 10 oder 8 oder 6 und vil lihte alse manig gewůnden kertzen. die trug man vor, wo sü in die stete oder in dorfer gingent, und sturmede alle glocken gegen in, und gingent den fanen nauch ie zwen und zwen mit enander, und hettent alle mentel an und hůteline uffe mit roten crützen, und sungent zwene oder viere eine[n] leis vor und sungent in die andern noch. —

So sü alsus in die kierchen koment, so knůw[et]ent sü nider und sungent:

Jhesus wart gelabet mit gallen,
Des sullen wir an ein krütze vallen.

zů dem worte fielent sü alle krutzewis uf die erde daz es klaperte. so sü ein wile also gelogent, so hůb ir vorsenger an und sang:

Nů hebent uf die ůwern hende,
Daz got dis grosze sterben wende!

so stundent [sü] uf. Daz dotent sü dri stunt.

Wenne sü nu woltent bůszen, alse nantent sü daz geischeln, daz waz

zům tage zůme minsten zwei mole, früge und spoete, so zogetent sü zů velde us, und lüte man die glocken, und sametent sü sich und gingent ie zwen und zwen iren leich singende, alse do vor geseit ist. und so sü koment an die geischelstat, so zugent sü sich us barfus untze in die brůch und dotent kietele oder andere wisze důch umbe sich, die reichetent von dem gürtel untz uf die fusze, und so sü woltent anvohen zu buszende, so leiten sü sich nieder an einen witen ring. — die wile gingent die brudere um den ring ie zwen und zwene und geischeltent sich mit geischeln von riemen, die hettent knöpfe vornan, darin worent nolden gestecket, und schlugent sich uber ire rücke, daz maniger sere blůtete. —

Tief aber ging die Buße nicht. Als die Plage vorüber war, „hub die Welt wieder an fröhlich zu sein, und die Menschen machten ihnen neue Kleider und sangen neue Weisen."

§ 310. Noch ehe die Pest in das Land kam, entstand eine furchtbare Judenverfolgung. Die Juden waren tief verachtet; ausgeschlossen von den Zünften und Kaufmannsgilden und fast von jeder Gemeinschaft mit den Christen, auf Schacher und Wucher beschränkt, hatten sie es doch verstanden, sich dadurch teilweise große Reichtümer zu erwerben. So war es kein Wunder, daß der Haß gegen sie, zunächst bei ihren Schuldnern und den Besitzlosen, immer mehr anwuchs und sich in rohen Mißhandlungen und Gewaltthaten aller Art Luft machte. Und als nun die Pest kam, da galten die Juden dem Volksgrimm geradezu als ihr Urheber: man meinte, sie hätten die Brunnen vergiftet. Tausende der Unglücklichen fielen in Mainz, Frankfurt, Straßburg und anderwärts unter den Händen der wütenden Menge oder kamen in ihren brennenden Gebäuden, in die man sie einsperrte, um. Ähnliches kam auch sonst vor: es brauchte nur ein wahnsinniges Gerücht zu entstehen, Juden hätten ein Christenkind geraubt und geschlachtet oder die heilige Hostie (den Leib des Herrn) durchstochen — und eine grausame, schonungslose Verfolgung war da. Überhaupt war der Aberglaube und die Dumpfheit der Gemüter groß. Geschichten von Zaubereien wurden ebenso oft erzählt wie geglaubt; die Wunder, die die Kirche dagegen setzte, waren vielfach kaum minder abgeschmackt und widerlich.

Bei der mehr und mehr überhandnehmenden Rechtsunsicherheit gewannen die westfälischen Femgerichte immer größeres Ansehen. Während sonst überall in Deutschland neue, landesherrliche Gerichte entstanden waren und die königliche Bannleihe seit dem Ende des 13. Jahrhunderts außer Übung gekommen war, bestand sie in Westfalen noch fort, und die Femgerichte beanspruchten daher das Ansehen von obersten Gerichten, die ihr Urteil fällten, wo sonst keine Sühne zu finden war. Vorsitzender des Gerichts war der Freigraf. Freischöffe, „Wissender", konnte jeder unbescholtene Freie werden, und allmählich gab es Wissende überall im Reiche; auch vornehme Herren und Fürsten, selbst Kaiser Siegmund, ließen sich wissend machen. Mit der Zeit gelang es den Femgerichten, die stets in Westfalen auf „roter Erde" abgehalten werden mußten, ihre Zuständigkeit immer weiter und weiter auszudehnen. Die Verhandlungen fanden keineswegs, wie man gemeint hat, stets bei Nacht und Nebel und an schauerlichen Orten statt; doch wurde allerdings die Öffentlichkeit allmählich immer mehr ausgeschlossen. Nur schwere Verbrechen gehörten vor die Femgerichte, und die Strafe, auf die erkannt wurde und die überall, nicht nur in Westfalen, vollstreckt werden konnte — es geschah dies heimlich, durch Freischöffen — war der Tod durch den Strang. Die Blütezeit der Femgerichte war die Zeit Wenzels

und Siegmunds. Dann entarteten sie; aber ihre letzten Spuren verschwanden erst im 19. Jahrhundert.

§ 311. Schon früh verbreitete sich in stillen Kreisen fast unmerklich ein neuer evangelischer Sinn, der aber von den Gewalten der Kirche wie von den entarteten Orden heftig verfolgt ward. Solchen Sinn nährten z. B. die Brüder vom gemeinschaftlichen Leben und die Lollharden am Rhein und in den Niederlanden. Auch einzelne fromme Prediger wie Meister Eckard († 1327 in Köln) und sein Schüler Tauler in Straßburg leiteten zu den fast vergessenen Quellen des Christenlebens zurück. Manche dieser stillen, echten Christen haben ihren Glauben durch Kerkerhaft und Tod besiegelt. Aber sie haben die Keime neuen, sittlichen Lebens gepflanzt, die in der nachfolgenden Reformationszeit fruchtbringend aufgegangen sind.

7. Die Schweizer.

§ 312. An den Ufern des Vierwaldstätter Sees, in den sich aus engem Felsenthal vom schneebedeckten Gotthard her die brausende Reuß stürzt und über dem der Pilatus, der Rigi, der Haken und der Mythenstein — hier umkleidet mit dem Grün der Wiesen und Wälder, dort abgeschrofft in jähen Wänden — emporragen, war von der Natur selbst gleichsam der Ausgangspunkt eines eigenen, geschlossenen Gemeinwesens gebildet. Die gleichen Felsgebirge, die das Urner Thal begleiten, setzen sich mit steilem Abfalle in der Bucht von Uri fort; bei Brunnen öffnet sich in den vielverzackten See der prächtige Thalkessel von Schwyz; am Busen von Buochs vorüber gelangen wir dann in den Stanzer See; aus diesem führt eine schmale Straße in den fast völlig abgetrennten See von Alpnach, von dem aus sich der Weg zu den Zwillingsthälern von Unterwalden aufthut; gegenüber dem Stanzer See erstreckt sich der von Küßnacht nach Nordosten, und wo am Ausflusse des schmal gewordenen Beckens die Reuß flacheren Gefilden zueilt, bindet das alte Luzern den ganzen Verkehr der sog. Waldstätte in eine Ader zusammen. — Oberhalb des Sees war zunächst aus freien und unfreien Leuten, meist Ansiedlern der Abtei Zürich, die große Markgenossenschaft Uri zusammengewachsen, deren Bewohnern König Heinrich, der Sohn Friedrichs II. (§ 172), einen Freiheitsbrief verlieh, wie Schwyz einen solchen aus den Händen des Vaters selbst erhielt; aber die „Leute in den Bergen“, wie die von Unterwalden hießen, standen noch unter der Botmäßigkeit des Grafen von Habsburg. Schon ihre Lebensweise als Hirten, Jäger und Schiffer brachte sie zum Streben nach keckerer Selbständigkeit; es trug und hob sie das Vorbild und später die thatkräftige Unterstützung jener Nachbargaue, die sich erst kürzlich von den Grafenrechten der Habsburger gelöst hatten. Als der gebannte Friedrich II. auf dem Konzil von Lyon (§ 173) vom Papste entsetzt worden war, trennte sich die eine Linie der Habsburger von ihm, während die Waldstätte treu zu Kaiser und Reich hielten und jene gemeinsam bekämpften. Doch zuletzt unterlagen sie den Habsburgern; nur Uri blieb unangefochten in seiner Selbständigkeit. Als gar mit Rudolf von Habsburg dieses Grafenhaus selbst auf den Kaiserthron stieg, zeigte sich der kluge Herr nur bereit, den altberechtigten Urnern ihren Freiheitsbrief zu bestätigen; über die andern, die „von seinen Ländern wie mit einem Netz“ rings umgarnt und eingeschlossen waren, suchte er wie später auch sein Sohn, König Albrecht, die volle Landeshoheit zu gewinnen. Viel weiß die Sage zu berichten von dem Druck der Vögte Albrechts, von Geßlers Tyrannei, vom Schwur auf dem

Rütli, ferner von Tells Apfelschuß, von seinem rettenden Sprung aus dem Kahn auf die Felsenplatte und wie er in der hohlen Gasse bei Küßnacht den Landvogt mit seinem sicheren Pfeil erlegte. Die ehrwürdige Sage erzählt so, und unser großer Dichter hat es im unsterblichen Werk besungen. Aber der Anfang eines edlen und tüchtigen Volkes bedarf nicht der schmückenden Verschönerung. Es genügt zu wissen, daß die Männer aus den drei Orten am 1. August 1291 die alte Verbindung aus der Staufenzeit erneuernd ein ewiges Bündnis unter sich schlossen, das als Beginn der Schweizer Eidgenossenschaft zu betrachten ist. Aber noch vermochten sie sich nicht aus der Obergewalt des Habsburgers Albrecht zu befreien, zumal da dieser auf den Königsthron erhoben ward. Erst durch Heinrich VII., den Lützelburger, und durch Ludwig von Bayern, die beide gegen das österreichische Haus standen, wurden die Eidgenossen wirklich der persönlichen Abhängigkeit von Habsburg los und ledig.

§ 313. Dafür schlossen sie sich getreulich an Ludwig an, und so kam es, daß der finstere Leopold, Friedrichs des Schönen Bruder (§ 219), mit einem Ritterheere gegen sie zog. Bei dem Paß am Morgarten in Zug bestanden 1315 die Schweizer Bauern zu Fuß mit ihren Hellebarden, Morgensternen und langen Schlachtschwertern wie mit herabgewälzten und geschleuderten großen Steinen die geharnischten Ritter, die sich mit schweren Verlusten zurückziehen mußten; und Ludwig bestätigte den zu Brunnen in Schwyz von neuem geschlossenen Bund der Eidgenossen, die von nun an erst als vollständig frei gelten können. Bald darauf (1332) trat Luzern hinzu, das in noch engeren Abhängigkeitsverhältnissen zu den Habsburgern gestanden hatte; 1351 die Reichsstadt Zürich, 1352 Glarus, das bisher meist dem Kloster Säckingen (§ 61) unterthänig gewesen war, dann Zug; endlich (1353) folgte die Reichsstadt Bern, der im Jahre 1339 in der Schlacht bei Laupen (im Kanton Bern) die Eidgenossen gegen den benachbarten Adel Rettung gebracht hatten. Diese acht alten Orte bildeten die ursprüngliche Eidgenossenschaft. Wohl gelang es den Habsburgern zunächst, dieser Erweiterung des Bundes erfolgreich entgegenzutreten, aber als der tapfere und ritterliche Leopold III. von Österreich noch einmal die Schweizer in das alte Dienstverhältnis zurück zu zwingen versuchte, kam es 1386 zur Schlacht von Sempach in Luzern. Die Blüte des österreichischen und schwäbischen Adels folgte der habsburgischen Fahne. Die Ritter waren vom Roß gestiegen und hatten einen schweren Schlachthaufen mit ihren vorgestreckten Lanzen gebildet; gegenüber auf der Höhe am Saume des Waldes standen die Eidgenossen; ehe sie zum Angriff stürmten, sanken sie auf die Knie zum Gebet; dann liefen sie vor, aber lange schwankten sie an der eisernen Mauer auf und ab, ohne einbrechen zu können. Da rief ein Mann von Unterwalden, Arnold Winkelried von Stans: „Treue, liebe Eidgenossen, sorgt für mein Weib und Kind, so will ich euch eine Gasse machen"; und damit umfaßte er, so weit er greifen konnte, die Lanzenspitzen, drückte sie in seine Brust und sank mit ihnen zu Boden*): über

*) Hiemit do tett er fassen
ein arm voll spiess behend:
den sinen macht er ein gassen,
sin leben hatt ein end.
he er hat eins löwen mut;
sin mannlich dapfer sterben
was den vier waltstetten gut.
Halbsuters Lied.

Neuerdings ist auch die Erzählung von Winkelrieds Heldenthat als Sage späterer Jahrhunderte erwiesen worden. Halbsuters Lied erscheint danach als ein Flickwerk aus Liedern verschiedenen Alters.

ihn hinweg, „wie Wirbel wühlend, Stoß auf Stoß, Schweizer Sturmgewalt.“ Da sanken die Ritter, die sich in ihrer schweren Rüstung nicht retten konnten, unter dem Schwert und Kolben des Bauern, da sank Leopold selber, und Trauer war fast auf allen Schlössern des süddeutschen Adels. Zwei Jahre nachher (1388) erfochten die Glarner einen neuen Sieg über ein österreichisches Heer bei Näfels in Glarus. Fortan waren die Eidgenossen gefürchtet weit und breit. Als später Friedrich von Österreich auf dem Konstanzer Konzil dem Papst zur Flucht geholfen (§ 233) und Kaiser Siegmund ihn dafür geächtet hatte, standen vor allem die raschen Schweizer gegen ihren Erbfeind auf und entrissen ihm das Land bis gegen den Rhein, den ganzen Aargau, darin auch die alten habsburgischen Stammsitze. — So wuchs die Eidgenossenschaft durch das ganze 15. Jahrhundert an Macht und Ehre. Neuer Ruhm erblühte ihr durch den Tag von St. Jakob an der Birs (1444, § 239). Es gleichen in diesen Zeiten die Schweizer den alten Helden von Athen und Sparta, die Leben und alles an die Freiheit zu setzen freudig entschlossen waren.

§ 314. Am höchsten stieg ihr Ruhm, als Karl der Kühne von Burgund (§ 241) auch sie zu unterwerfen trachtete. Dieser, ein hochmütiger, glänzender Fürst voll ehrgeiziger, ja abenteuerlicher Pläne, war einer der ersten Herrscher, die ein stehendes, wohl einexerciertes Heer besaßen. Schon hatte er eine königliche Macht; da verpfändete ihm ein österreichischer Herzog, Sigismund, auch noch die sog. vorderen Lande, das Elsaß, den Sundgau und den Breisgau. So begann er mit seinem Gebiete von der einen Seite die Eidgenossen, von der anderen Lothringen, wonach er gleichfalls strebte, zu umschließen. Dagegen reizte und unterstützte der König von Frankreich, der listige Ludwig XI., die Schweizer. Als Karl dann immer weiter um sich griff, als seine Vögte im Elsaß und Breisgau auch die Schweizer schädigten, als er über einen deutschen Fürstensohn, den Grafen von Württemberg in Mömpelgard, um ihn zu schrecken, das Richtschwert schwingen ließ, da durften die Schweizer wohl für ihre Freiheit bangen. Sie schlossen unter Vermittlung Ludwigs XI. ein Bündnis mit den Städten im Elsaß und mit dem Herzog René von Lothringen und zogen sich so den Haß Karls zu, der nun den Lothringer vertrieb und mit einem unvergleichlich prächtigen und zahlreichen Heere, das aus Niederländern, Burgundern und Italienern bestand, gegen die Schweizer „Bauern“ zog. Überwältigte er diese, so gedachte er von Italien wie von der Nordsee her die Eroberung Deutschlands zu beginnen. Aus seinem oberen Lande Burgund brach er über die Pässe des Jura herein. Tapfer widerstand ihm schon das Schloß Granson am Neuenburger See, bis endlich die Besatzung, man sagte, durch falsche Versprechungen getäuscht, sich ergab und teils nackt an Bäume gehängt, teils im See ertränkt ward. Bereits aber waren die Eidgenossen im Anzuge. Karl, der ihnen an Zahl der Truppen nachstand, vertraute auf seine Artillerie und sein geschultes Heer. Mit dem rechten Flügel stützte er sich auf den See, mit dem linken auf das Juragebirge. So kam es 1476 hier bei Granson zur Schlacht. Schon hemmten die schwerfälligen Rittermassen kaum noch das stürmische Anlaufen der Schweizer, als von den Bergen das Horn des „Stiers von Uri“ herüber tönte und aus den Weinbergen und Gehölzen immer neue kleine Haufen der Schweizer auftauchten. Da fiel statt des vorhergehenden Übermutes entsetzliches Grauen über das Burgunderheer; in wilder Flucht zerrannen die Scharen und ließen das an allen Herrlichkeiten, an Gold und Seide und Edelsteinen überreiche

Lager in den Händen der Sieger. — Karl dürstete nach Rache, und schon nach drei Monaten stand er mit einem noch größeren Heere im Feld. Von Lausanne aus zog er gegen Bern. Aber wieder erging durch alle Lande der Schweizer der Ruf zu den Waffen, und „von den Hütten zur Seite des ewigen Eises bis wo die Aare in den Rhein fällt" kamen die Männer. Bei Murten am See trafen sie den Herzog, der das von Bernern heldenmütig verteidigte Städtchen vergebens berannte (1476). Wieder, nach dem gewohnten Schlachtgebet und der Ermahnung untereinander: „Jedermann solle die Augen auf und die Händ' hart zuthun, wacker und männlich einhauen", liefen die Schweizer gegen die Geschütze und den Schlachthaufen des Feindes mit unwiderstehlicher Gewalt an. Die Waffenehre retteten diesmal die Burgunder durch mannhaften Kampf, aber um so blutiger ward die Niederlage. Boten mit siegverkündenden Zweigen eilten in alle Städte der Schweizer, und bald meldete allgemeines Freudengeläute bis hoch in die Alpen den ruhmvollen Sieg.*) Das ganze deutsche Volk feierte ihn mit als einen Sieg über die „Walchen", denn in Karl war ein Feind deutscher Art wie deutscher Freiheit gedemütigt; „die deutschen Ruten thäten ihm weh." Der Herzog war von dem Tage an wie zerstört im Gemüt. Als die Schweizer, dem Herzog René von Lothringen zur Wiedergewinnung seines Landes behilflich, noch einmal gegen ihn ins Feld zogen, trafen sie bei Nancy 1477 nur noch das Schattenbild seiner alten Größe. Hier fiel der stolze Herzog auf der Flucht durch die Hand eines Schweizers; nur mit Mühe erkannte man den von Blut und Eis entstellten Leichnam.

§ 315. Die Freiheit der Schweizer, der Ruhm ihrer unüberwindlichen Kriegsart stand nun fest. Denn die Siege über Österreich und Burgund hatten gezeigt, wie überlegen ein leichtbewegliches Fußvolk den unbehilflichen, schwergepanzerten Rittern war. Fortan begann das Schweizer Fußvolk überall, besonders von den italienischen Fürsten und den französischen Königen, zum Kriegsdienst begehrt zu werden. Tausende verließen von da an die Heimat, suchten in fremdem Sold Beute und Genuß und trugen den Ruhm ihrer Waffen auf alle Schlachtfelder Italiens. Bei Marignano, wo sie 1515 gegen den französischen König Franz I. kämpften, thaten sie Wunder der Tapferkeit, und wenn sie auch trotzdem besiegt wurden, so erhielten sie doch in dem sog. ewigen Frieden (1516) nicht ungünstige Be-

*) Do es ward an dem morgen frü,
da ruckt man vast gen Murten zû
durch einen grünen walde.
des wurden die in Murten fro,
den herzogen fand man gewaltig do:
da hub sich ein slachen balde.

Si warten sich eine cleine rast:
darnach sach man si fliechen vast;
gar vil die wurden erstochen
der füssknecht und der kürisser.
das veld lag voller glen und sper,
die an in wurden zerbrochen.

Einer floch her, der ander hin,
do er meint wol verborgen sin:
man tot si in den hürsten:
kein grösser not sach ich nie me;
eine grosse schar lüf in den se,
wie wol si nit was dürsten.

Si wûten drin biss an das kinn·
dennocht schoss man vast zu in,
al ob si enten weren;
nan schift zû in und slug si ze tod,
der se der ward von blute rot;
jemerlich hort man si pleren.

Gar vil die clummen uf die böum,
wiewol ir nieman mocht haben göum:
man schoss sie als die kregen;
man stachs mit spiessen über ab;
ir gefider in keine hilfe gab;
der wind mocht si nit wegen.

Die slacht wert uf zwo ganze mil:
dazwüschen lagen Walchen vil
zerhowen und zerstochen.
des danken gote frü und spat,
dass er der fromen gesellen tod
zu Granson hat gerochen!

Veit Webers Lied.

dingungen: es wurde ihnen ein Jahrgeld bewilligt, während sie dem Könige gestatteten, in ihren Landen zu werben. Durch diese fremden Kriegsdienste, das Reislaufen, wie man's nannte, wurden aber die alten biederen Sitten der Schweizer, die Einfalt und Treue zerrüttet, und fremde Untugend drang auch in die Alpenthäler. Zum deutschen Reich übrigens gehörten die Schweizer seit 1499 nur noch dem Namen nach (§ 245).

8. Friesen und Dithmarsen.

§ 316. Ähnlich wie im Hochgebirge an der Südgrenze Deutschlands erhielt sich auch an dem flachen Küstensaume im Nordwesten unseres Vaterlandes ein Rest altgermanischer (§ 15) bäuerlicher Gemeinfreiheit. Wo die norddeutsche Tiefebene, einst ohne Zweifel Meeresboden, von der stürmischen Nordsee begrenzt wird, liegt, im langen Saume die Küste begleitend, der fette, fruchtbare Streifen des Marschlandes. Vom Meer seit undenklichen Zeiten umspült bleibt es ein unsicherer Besitz, und die wiederkehrende Flut würde es überschwemmen, hätte nicht die Menschenhand künstliche Bollwerke, die sogenannten Deiche, gegen die See gezogen. Sie bilden einen langen Ring, der ohne Unterbrechung von Texel an bis über die Eider hinausreicht, sich in die weiten Flußmündungen der Ems, Jade, Weser, Elbe und Eider auf beiden Seiten tief hineinzieht und da, wo ein Fluß oder Bach durchgelassen werden muß, seine künstlich gebauten, vor der Flut sich selbst schließenden Siele hat. Immerwährend dauert hier der Kampf des Menschen gegen das Element; oft nimmt eine Springflut, welche die Deiche übersteigt und durchbricht, in einem Angriff, was der Mensch seit Jahrhunderten geborgen glaubte: so riß 1277 und 1287 zuerst der Dollart ein, 1511 der Jadebusen, andere fürchterliche Überschwemmungen nicht zu erwähnen. Städte und Dörfer, tausende von Äckern und Wiesen mit Menschen und Herden begruben in solchen Schreckenszeiten die Fluten. Langsam aber beginnt dann der Mensch wieder den Kampf. Das Meer läßt bei jeder Ebbe den Boden hart an den Küsten mit fruchtbarem Schlamm bedeckt zurück, und wenn sich mit diesem der Schlamm mischt, den die mündenden Süßwasser-Flüsse absetzen, so entsteht eine fette Erde, der sog. Schlick; allmählich erhöht sich dieser Grund, der nun seltener, zuletzt von der regelmäßigen Flut gar nicht mehr überschwemmt wird; es erscheint dann auf ihm als erste Begrünung der sonderbare Krückfuß (Salicornia herbacea), später die blaublühende Sülte (Aster tripolium), zuletzt der saftreiche, feine Queller oder Andel (Glyceria maritima). Nun weiß der Mensch, daß es Zeit ist zu erwerben; es wird durch einen neuen Deich dies Gebiet zum Lande gezogen, und ein Strich fruchtbarer Marsch ist gewonnen, ein Polder eingedämmt.

§ 317. Auch diese Kämpfe des Menschen gegen die Natur gehören zur Geschichte; sie sind gewiß nicht minder anziehend und edler, als die Kriege die er mit dem Schwert in der Hand gegen seinesgleichen führt. In einen solchen Kampf war seit uralten Zeiten das Volk der Friesen gestellt. Karl der Große hatte ihnen deshalb jede Heerfahrt in die Ferne erlassen (§ 73). So hatte sich auch bei ihnen das Lehnsverhältnis nicht ausgebildet. Die friesischen Bauern lebten in altgermanischer Gemeinfreiheit; die wenigen edlen Geschlechter unter ihnen waren der Freiheit nicht gefährlich. Es waltete jeder Gau und in ihm jede Gemeinde der eigenen Angelegenheiten; sie nahmen ihr Recht von dem heimischen Richter, dem Asega, nach heimischen Gesetzen, die

man Willküren nannte.*) In den Landen der Friesen, die zum Reich gehörten, hatten Bischöfe die Grafenrechte (§ 82); im Westen der Bischof von Utrecht, weiter östlich der Bischof von Münster und der Erzbischof von Bremen. Wenn diese auch nicht daran denken konnten, das Grafenamt, wie es überall jetzt im Reiche geschah, in eine landesherrliche Gewalt umzugestalten, so sahen sich die Friesen doch von benachbarten Fürsten bald vielfach bedrängt. Wohl schlossen sie sich, so gut es gehen wollte, der Gefahr gegenüber zusammen; daß sie aber der Schweizer Eidgenossenschaft vergleichbar eine Republik der sieben friesischen Seelande — Westfriesland, Westergau, Ostergau, Drente, Gröningen, Emden (Ostfriesland) und Rüstringen — gebildet hätten, ist widerlegt.

§ 318. Weiter östlich reihten sich an sie mit ähnlich bewahrter Freiheit und Eigentümlichkeit die Stedinger an der unteren Weser und die Dithmarsen an der Westküste Holsteins von der Elbe bis zur Eider — jene zwar auch Friesen, aber mit sächsischen Elementen untermischt, diese Sachsen; noch nördlicher über die Eider hinaus wohnten und wohnen bis heute Nordfriesen, mit eigentümlicher, friesischer Sprache, die noch jetzt dort lebt. Sie bestanden zuerst einen Kampf gegen König Abel von Dänemark, der sie unter sein Joch zwingen wollte. Als er gegen sie zog, schwuren sie, der Dänenkönig solle sterben oder jeder Friese in seiner edlen Freiheit untergehen; und 1252 schlugen sie sein Heer an der Eider, und ein Mann von der Insel Pelworm spaltete dem Tyrannen, der durch Brudermord auf den Thron gekommen war, mit der Axt den Kopf. Wenige Jahre nachher erlag gegen die Westfriesen am andern Ende des friesischen Meeressaums König Wilhelm von Holland (§ 204), der seine Grafenrechte über sie zur Landeshoheit ausdehnen wollte und, wie die Habsburger im Schwyzerlande, Zwingburgen baute. Bei einem Winterfeldzuge — denn nur durch das Wintereis oder die Sommerdürre wird das Friesenland zugänglich; sobald Tauwetter oder Regengüsse einfallen, ist der zähe, schwere Marschboden für Mann, Roß und Wagen ein unüberwindliches Hemmnis — brach er mit Roß und Rüstung durch das Eis und ward wie König Abel von den Friesen erschlagen. Die edlen Nordfriesen unterlagen freilich schon im 14. Jahrhundert der Dänenherrschaft, nachdem das Meer 1354 in der großen „Manntränke" die Deiche durchbrochen und das Land entvölkert hatte; sie beugte das gewaltige Element, nicht der Landesfeind. Auch bei den Westfriesen brach eine solche Überschwemmung den Freiheitstrotz; sie unterwarfen sich den Grafen von Holland, doch blieben sie freie („wohlgeborene") Männer.

§ 319. Schon lange vorher waren in heldenmütigem, aber unglücklichem Kampfe die Stedinger (§ 318) erlegen. Sie gehörten unter den Grafenbann des Erzbischofs von Bremen, der mit seinen Nachbarn, den Grafen von Oldenburg u. a., schon lange lüstern nach ihrem Lande war. Da geschah es, daß ein Streit ausbrach gegen die habgierige Geistlichkeit. Einem Priester schien der Beichtpfennig, den eine Bauerfrau gegeben hatte, zu gering; beim heiligen Abendmahle steckte er ihr ihn statt der Hostie in den Mund. Die Frau erschrak und glaubte, der Leib des Herrn habe sich ihrer Sünde wegen in Stein verwandelt; erst zu Haus spie sie ihn auf ein reines Tuch aus. Da erkannte man den Frevel, und der erzürnte Mann erschlug den Priester mit der Axt. Dann trieb man alle Geistlichen aus dem Lande.

*) Der vielgenannte Upstalsbom, südlich von Aurich, war aber keine alte Gerichtsstätte, sondern seit dem 12. Jahrh. ein Ort für Vereinstage einzelner Landdistrikte zwischen Zuider-See und Weser.

Abgeschmackte Gerüchte von heidnischer Zauberei und Greueln wurden nun über den wackern Stamm durch Konrad von Marburg (§ 180) und seine Dominikaner nach Rom berichtet; der Papst sprach Bann und Interdikt aus, und ein Kreuzzug ward gepredigt. Gern benutzten die benachbarten Fürsten und Herren diese Gelegenheit, die Freiheit des kleinen Volks zu brechen. Der Erzbischof von Bremen, die Bischöfe von Münster, Lübeck und Ratzeburg, die Grafen von Holland, Kleve, Oldenburg und Lippe zogen mit einem wütenden Kreuzheere unter dem Herzoge von Brabant gegen den heldenmütigen Stamm. Da schwuren die Stedinger, es gezieme ihnen eher zweimal zu sterben, als zu leben zum Spott und Schimpf gottloser Priester! Und so fiel fast der ganze Stamm im Heldenkampfe bei Altenesch unterhalb Bremen (1234). Der Rest beugte sich fürstlicher, meist oldenburgischer Herrschaft (§ 254 Anm.). Der Zusammenhang der freien Bauerngemeinden, der von Texel bis fast zur Insel Sylt ging, war nun unterbrochen. Die Drentner, die lange einen blutigen Kampf gegen die Utrechter Bischöfe gekämpft hatten, schlossen bald darauf einen Vergleich und bauten zur Sühne ein Kloster auf der Stelle, wo sie einen im Sumpf versunkenen Bischof skalpiert und zu Tode gemartert hatten. Sonst aber blieben Wester- und Ostergauer, Gröninger, Emdner und Rüstringer eisenfest bei der Verteidigung ihres Landes und ihrer alten Freiheit. Als wieder ein Graf von Holland, Wilhelm IV., ein Verwandter König Ludwigs des Bayern, gegen sie zog, fand auch er von den Waffen der Friesen den Tod (1345). Seine Länder nahm König Ludwig (§ 221), und solange in Holland und Hennegau das bayrische Haus gebot, hatten die Seelande Frieden. Leider entwickelten sich nun im Innern heftige Parteiungen. So ward zwar vorübergehend eine Herrschaft der holländischen Grafen möglich, aber auf die Dauer widerstrebten alle Friesen dem fremden Joche. Selbst als später die Grafschaft Holland an die burgundischen Herzöge kam, standen sie doch nur in einem lockeren Abhängigkeitsverhältnisse, selbst zu Karl dem Kühnen. Von diesem kamen sie an Maximilian, der die Grafschaften westlich der Ems an das sächsische Haus übertrug. Im ritterlichen Kampfe gegen dieses wehrte sich besonders Ostfriesland, wo ein Mann aus dem alten Häuptlingsgeschlecht der Cirksena an die Spitze getreten war; aber endlich mußten sich (1515) alle diese Lande dem jungen Karl V. unterwerfen, an den Herzog Georg von Sachsen seine Ansprüche verkauft hatte. So endete mit dem Schlusse des Mittelalters die Selbständigkeit der friesischen Gemeinden, nachdem sie Kämpfe bestanden hatten, die sich würdig denen der Schweizer an die Seite stellen. Nur Ostfriesland erhielt sich selbständig unter dem schon durch Kaiser Friedrich III. zu reichsgräflicher Würde gelangten Hause der Cirksena. Als Rest aber der alten Volksfreiheit blieb ein kräftiges, selbständiges Gemeindeleben in allen friesischen Landen.

§ 320. Mit gleichem Heldenmute stritten die sächsischen Dithmarsen in Westholstein für ihre Freiheit. Bei ihnen übte der Erzbischof von Bremen die Grafenrechte, und auf dieses Rechtsverhältnis gestützt widerstrebten sie besonders der Dänenherrschaft, die durch Waldemar II. über sie kam (§ 170). Nachdem aber die Schlacht bei Bornhöved (1227), die durch ihren Übertritt von den Dänen zu den Deutschen entschieden ward, Dänemarks Macht gebrochen (§ 257) und Holstein wie Dithmarsen wieder frei gemacht hatte, blieben sie in ihren Gauen und Kirchspielen unter ihren alten strengen, ehrenfesten Rechten freie Männer, die stets die Waffe, das altsächsische Beil und das kurze Schwert, trotzig gegen jede Ungebühr brauchten. Die Edelleute,

die noch im Lande waren, setzten sie mit den Bauern zu gleichem Recht und duldeten Vögte des Bremer Erzbischofs nur, wenn sie aus ihrer eigenen Mitte genommen waren. Doch entbrannten auch hier Kämpfe mit den fürstlichen Nachbarn. Graf Gerhard der Große von Holstein überzog mit den Herzögen von Mecklenburg und anderen fürstlichen Herren 1319 ihr Land. Erzählt wird darüber, wohl mit sagenhaften Ausschmückungen: Schon umlagerten sie die geschreckten Dithmarsen in der Kirche von Oldenwörden, schon legten sie Feuer an das Gebäude, schon baten die Dithmarsen um Gnade — aber als diese unmenschlich versagt, das Feuer nur höher geschürt ward und schon das Blei von dem Dache auf die Verzweifelnden troff, da überlegten sie, daß, müsse man einmal sterben, es besser sei, den Feind mit in den Tod zu reißen, brachen wild hervor auf das unvorsichtige, schon zur Plünderung zerstreute Adelsheer und gelangten aus Todesnot zu blutigem Siege und endlich (1323) zu ehrenvollem Frieden. — Fast hundert Jahre später (1404) erschlugen sie den von einem nach ihrem Lande unternommenen Plünderungszuge heimkehrenden Herzog Gerhard von Schleswig an der Süder-Hamme, einem der wenigen Zugänge zu Dithmarsen, die sich zwischen Morast und Sumpf öffnen. Seitdem Schleswig-Holstein den Dänenkönig Christian I. zum Herrscher gewählt hatte, wuchs die Gefahr für die Dithmarsen. Kaiser Friedrich III., auch hier deutsche Freiheit, deutsches Recht preisgebend, belehnte Christian I. mit dem Lande „Dyetmarn“ (1473) als „einem herrenlosen, seine Freiheit mißbrauchenden Land“. Zwar widerrief der Kaiser später, als ihm sein Vorteil anders riet, die Belehnung (die Dithmarsen hatten sie nie anerkannt), und Christian I. starb über die unerledigte Frage hin; seine Söhne aber, Johann, König von Dänemark, Schweden und Norwegen und Herzog von Schleswig-Holstein, und Friedrich, Mitherzog von Schleswig-Holstein, unternahmen 1500 einen neuen Eroberungszug in ihr Land. Zu ihrem zahlreichen Heere hatten sie noch die sog. große Garde, eine jener Söldnerbanden, wie sie damals häufig waren, fürchterlich durch ihre Greuel wie durch ihre Kriegskunst, in Dienst genommen. Viele Ritter und Edelleute vermehrten das übermütige Heer; mit herrlichem Waffenschmuck, mit üppigster Pracht, gleich jenem Karl von Burgund, zogen die Herren bei starkem Frost in das Land ein, wie zum leichten Spiel gegen den „Bauer“. Sie nahmen Meldorf, den wichtigsten Ort des Landes, metzelten die zurückgebliebenen Wehrlosen nieder und wollten von da über Hemmingstedt auf Heide ziehen (1500), die Garde voran unter dem Rufe: „Wahr di, Buer, de Garde, de kumt!“ — Unterdessen war Tauwetter eingetreten, und die Dithmarsen hatten vor Hemmingstedt beim „Dusenddüwelswarf“, wo die Marsch am tiefsten und nur auf einem eingeweichten, an beiden Seiten mit Gräben versehenen Fahrwege zugänglich war, quer über den Weg eine Schanze gezogen, hinter der etwa 1000 tapfere Männer lagen. Vor diesem unerwarteten Hemmnis stockte der langsame, von Wagen und Reitern begleitete Zug; die Dithmarsen lösten ihre Geschütze in den dichten Knäuel und brachen sich selbst ermunternd hervor, von keinem Harnisch beschwert und mit ihren langen Springstöcken leicht über die Gräben setzend. Bald, je mehr das Dänenheer sich in dem grundlosen Boden wie festgepflanzt sah, kam ihm (wie's bei Granson und Murten ergangen war) Entsetzen und Grauen an; die Dithmarsen aber würgten wie einst die Krieger des Arminius unter den verhaßten Drängern; Weiber und Jungfrauen kämpften mit und feuerten an. „Wahr di, Garde, de Buer, de kumt!“ hieß es nun; die Meldorfer zogen die Schleusen, daß die Fluten, vom Nordwestwind ge-

trieben, alle Wege bedeckten; die Feinde — „sie seegen nichts Anderes vor ehren Oogen als den unersettlichen Leventfreter, den Dooth" — sanken ins Verderben; kaum entkamen König Johann und Herzog Friedrich der entsetzlichen Vernichtung. Die Blüte des dänischen und schleswig-holsteinischen Adels lag unter den Toten.*) — Die also herrlich verteidigte Freiheit retteten die Dithmarsen noch in die folgende Zeit hinüber. Erst 1559 erlagen sie, durch Parteiungen zerspalten, von Kaiser und Reich verlassen, der holsteinischen und so mittelbar auch der dänischen Herrschaft, doch nicht ohne einen letzten rühmlichen Kampf und nicht ohne die Verbürgung solcher Zustände, wie sie so tapferen, freien Männern zukamen.

9. Wissenschaften und Erfindungen des späteren Mittelalters.

§ 321. Bis in das 14. Jahrhundert hinein waren die Wissenschaften ganz und gar abhängig von der Kirche; was man von Geschichte, Naturwissenschaften und dergleichen kannte und betrieb, mußte eine Beziehung gewinnen zu den Vorstellungen des katholischen Christentums. Um die Glaubenslehre der Kirche vor dem mehr und mehr grübelnden und untersuchenden Verstande zu begründen und zu rechtfertigen, enstand eine besondere theologische Wissenschaft, die Scholastik, in der Männer hervorragen wie die Italiener Anselmus und Thomas von Aquino, oder wie der Deutsche Albertus Magnus in Köln († 1289), von dessen geheimnisvollem Wissen, seiner „weißen Magie", so manche Wundersage ging. Diese Scholastik, die anfangs dem ernsten kirchlichen Denken diente, versank gegen Ende des Mittelalters entweder in geschmacklose Spitzfindigkeiten oder begann sogar schon zweifelnd sich selbst gegen die Kirchenlehre zu kehren. Wie dann aber mit dem 14. und 15. Jahrhundert allgemein ein Suchen nach neuen Gedanken und Lebenswegen eintrat, so wandte man bald auch der Natur größere Aufmerksamkeit zu und begann

*) Ein plattdeutsches Lied feierte damals den Sieg also:

Isbrand dat is ein framer man,
de will wol bi loven staen,
He gaf dem lande eine wise ler
to Hemmingstede, all vor de dör:
Legget juw ein lüttik hier under den wall,
dat juw nemant hier scheten schal.
Und leget de spere wat bi juw neder
unde latet se teen bewesten vör.
Dat horeden woll dordehalf hundert man,
de gingen de groten garden an.
De buren repen averlud:
Schlaet de bugden garden dod.
Se schlogen de bugden garden dod.
de ruter quam in groter nod.
de ruter grep einen schnellen rad,
he wolde up riden na der stad.
It ward en averst belegt dat pass,
de buren schlogen, wat dar was.
Se gingen ein wenig wat mank de wagen,
dar funden se saden unde braden:
— „Segget dem konige gude nacht,
he heft uns braden höner gebracht:
Tastet to, gi lewen gesten
dit gift uns koning Hans tom besten!"
Gistern weren se alle rike,
nu steken se hier in dem schlicke;
gistern vörden se einen hogen mod,
nu hacken en de raven de ogen ut.

ihre Gesetze zu untersuchen. Doch war man dabei nicht frei von abergläubischen Zwecken. Wenn sich der Forschergeist des Menschen dem erhabenen Anblick des gestirnten Himmels zuwandte, so suchte er weniger die wissenschaftliche Kunde von den Himmelskörpern und ihrer Bewegung, wie die Astronomie sie lehrt, sondern er hoffte aus dem Stande der Gestirne zukünftige Geschicke lesen zu können und brachte sie mit dem Schicksale der Menschen in geheimnisvolle Verbindung: er bildete die Astrologie. Wenn er lernte, die Stoffe in ihre Elemente zu scheiden und aus deren Verbindung neue Stoffe zu gewinnen, d. h. wenn ihm, besonders nach dem Vorgange der Araber, die ersten Ideen der Chemie aufgingen, so suchte er in abergläubischer Anwendung dieser Wissenschaft die Kunst zu finden, den Stein der Weisen zu erzeugen, ein verjüngendes Lebenselixir zu gewinnen oder vor allem Gold herzustellen: er trieb Alchimie. Selbst die Anfänge mathematischer Wissenschaft, der Geometrie und Algebra, wie sie ebenfalls dem Abendlande von den Arabern übermittelt wurden, blieben nicht frei von abenteuerlichem Mißbrauch. So verband sich die Kindheit der Wissenschaft noch mit dem ganzen wüsten Wesen von Zauberei und Geisterbeschwörung, an dem das sinkende Mittelalter so großes Gefallen fand.

§ 322. Erst allmählich begann ein helleres Licht der Erkenntnis zu tagen. Vor allem wirkte dazu die Buchdruckerkunst. Sie ist eine deutsche Erfindung, und eine schönere Perle in der deutschen Ehrenkrone giebt es kaum. Als Bedingung und Vorbereitung geht ihr eine andere Kunst, die Holzschneidekunst, voran. Man schnitt in Holz die beliebten Kartenblätter, indem man die Figuren in erhabener Arbeit ausschnitzte und sie, mit Farbe überzogen, abdruckte. Diese Erfindung wandte man auch bald auf Heiligenbilder an; denn da das Volk weder schrieb noch las, so waren solche aneinandergefügte Bilder gleichsam die Bibel der Armen. Man schnitt dann Unterschriften darunter, Namen und Verslein; dann schnitt man mit Weglassnng der Bilder ganze Täfelchen voll Schrift und fügte so aus einzelnen Seiten schon ein Buch zusammen. Doch den großen erfinderischen Gedanken, die Lettern (Buchstaben) einzeln auszuschneiden und aus ihnen Wort und Schrift zusammenzusetzen, faßte zuerst Johannes, genannt Gutenberg, ein Mainzer aus dem patricischen Geschlechte der Gensfleisch, der, aus seiner Vaterstadt durch eine jener Bewegungen der Zünfte (§ 291) vertrieben, nach Straßburg gewandert war, wo er die Buchdruckerkunst nach vielen vergeblichen Versuchen um 1440 erfand. Es machte viele Mühe, das richtige Material, aus dem die zum Drucken bestimmten Buchstaben bestehen sollten, aufzufinden; weder die alten von Holz genügten, noch die aus dem zu weichen Blei. Da es ihm an Vermögen fehlte, verband er sich in Mainz, wohin er etwa 1445 zurückgekehrt war, mit seinem Landsmann Johann Fust. Dessen Gehilfe, der gewandte Bücherabschreiber und Zeichner Peter Schöffer, der später Fusts Schwiegersohn wurde, erfand die zu den Lettern geeignete Metallmischung, sowie die Buchdruckerschwärze. So erschien um 1455 das erste große, in Deutschland gedruckte Buch, eine prächtige, lateinische Bibel, mit herrlicher Vollendung schon im ersten Anbeginn der Kunst. Um die Vorteile der Erfindung ward freilich Gutenberg durch seinen Gehilfen Fust gebracht, der sich auf seine Schuldforderung die ganze Druckerei zusprechen ließ, die er dann gemeinschaftlich mit Peter Schöffer weiter betrieb.

§ 323. Als 1462 die Stadt Mainz durch Adolf von Nassau erobert wurde (§ 249), ward die bisher als Geheimnis geübte Kunst durch die sich

zerstreuenden Gehilfen in alle Welt getragen, und schon Ende des 15. Jahrhunderts nahmen die Hauptvölker des gebildeten Europa, besonders Italiener, Franzosen und Engländer wetteifernd mit den Deutschen an den Segnungen dieser Erfindungen teil. Früher waren alle Bücher — meist von Mönchen — auf teures Pergament geschrieben worden (oft sehr zierlich, mit kostbaren Malereien und Zeichnungen) und deshalb stets ein Luxusartikel der Reichen geblieben. Dagegen drangen sie nun, auf Papier gedruckt und massenhaft vervielfältigt, leicht in alle Schichten der Bevölkerung. Nächst den Erbauungsbüchern waren es die Schriften der Römer und Griechen, ihre Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen (die Griechen waren bis auf wenige im Abendlande ganz vergessen gewesen), die nun wieder allgemein verbreitet wurden. Nachdem Konstantinopel gefallen und das einst so blühende Griechenland ganz unter die Türkenherrschaft gekommen war, hatten flüchtige Griechen die Geisteswerke ihrer großen Vorfahren nach Italien gebracht, wo sich schon früh aufgeklärte Köpfe ihrem Studium zugewandt hatten. Von hier aus verbreiteten sich die Altertumsstudien des Humanismus, wie man sie nannte, über Deutschland, Frankreich, England und weiter und trugen mächtig dazu bei, daß ein feinerer Geschmack, ein erleuchteteres Denken aufwuchs, das der rohen, mönchischen Unwissenheit zu spotten begann. Die Buchdruckerkunst brach den Bann eines blinden kirchlichen Glaubens, und selbst die Censur, die bald von Rom aus als Gegengewicht aufgestellt ward, konnte diesen nicht mehr stützen.

§ 324. Wie die Mönchsklöster vor der Buchdruckerkunst, so sanken die Ritterburgen vor der Erfindung des Schießpulvers dahin. Es ist nicht ausgemacht, ob die Kenntnis des Pulvers nicht vielleicht schon durch die großen Mongolenwanderungen im 13. Jahrhundert (§ 174) von den Chinesen, die diese wie manche andere Erfindung schon lange zuvor gemacht hatten, zu den Europäern gekommen ist. Auch die Araber kannten bereits das Pulver, die Mischung von Salpeter, Kohle und Schwefel, aber beide Völker stellten sie mehlig dar, nicht körnerweis, wie dies nach der Überlieferung zuerst der deutsche Franziskaner-Mönch Berthold Schwarz (Konstantin Ancklitzer) aus Freiburg oder Mainz gethan haben soll, den man gewöhnlich als den Erfinder des Schießpulvers nennt (1354 ?). Er gab sich in seinem Laboratorium alchimistischen Studien hin und erkannte, wie erzählt wird, durch Zufall die furchtbare Gewalt jener körnigen Mischung, die, durch einen hineinfallenden Funken entzündet, mit schrecklichem Krachen die Keule aus dem eisernen Mörser gegen die Decke warf. Doch gehört der Gebrauch der Feuergeschütze schon der Zeit vor Berthold Schwarz an. Schon im Anfang des 14. Jahrhunderts bedienten sich ihrer die Araber in Spanien, und durch sie scheint ihre Anwendung auch weiter verbreitet worden zu sein. Nach glaubwürdigen Angaben haben die Engländer in der Schlacht bei Crecy (1346, § 271) bereits Feuergeschütze gehabt, und etwa um dieselbe Zeit finden wir „Büchsen“ auch schon in den Zeughäusern deutscher Städte.

§ 325. Für die Kriegsgeschichte schuf die Anwendung des Schießpulvers eine neue Periode. Nicht bloß, daß nun das Fußvolk wieder die Hauptwaffe wurde; man mußte sich überhaupt an größere Kunst (Taktik) sowohl in offener Schlacht als bei Anlegung, Verteidigung oder Bestürmung befestigter Orte gewöhnen. Man goß zuerst schwere Kanonen, aus denen man Steinkugeln schleuderte, sog. Donnerbüchsen oder Kartaunen, wie sie z. B. Augsburg schon im großen Städtekriege (§ 303) anwandte. Dann ging man zu eisernen Kugeln über und goß nun die leichteren Feldschlangen,

die man in die offene Schlacht mitführen konnte. Dann kam die Muskete auf, die der einzelne Mann handhabte, beim Abfeuern aber noch auf eine Gabel auflegte, die er mit sich trug. Diese Gewehre feuerte man bis zum Ende unserer Periode nur durch Lunten ab; erst mit dem Ende des 16. Jahrhunderts kommen die Feuer- und Radschlösser auf. — Wohl schien die Erfindung des Schießpulvers nur zum Verderben ersonnen, und doch ward sie eine Wohlthat. Das alleinige Anrecht des Ritters auf den Krieg ging durch sie verloren, denn keine Brünne (§ 182), keine Arm- und Beinschienen schützten mehr gegen die furchtbare Gewalt der Feuerwaffe. Von ihr begleitet brach Friedrich, der erste Hohenzoller, die Schlösser seiner trotzigen Junker mit ihren 14 Schuh dicken Mauern (§ 275); von ihr unterstützt rang das leichte, mutige Fußvolk der Schweizer gegen die schweren Ritter Karls des Kühnen und Franz' I. Lange grollte die Ritterschaft solcher unadligen Kriegführung; aber sie selbst hatte längst den rechten Adel in der Gesinnung abgethan: es war ein Segen, daß auch seine Formen zergingen. Die Zeit nahte heran, wo das Bürgertum als immer bedeutsamerer Stand in die Entwickelung unseres Volkes eintreten sollte.

Vierte Periode.

Vom Auftreten Luthers bis zum westfälischen Frieden. Von 1517—1648.
Auflösung des Reichs, Beginn eines neuen geistigen Lebens.

Deutsche Reformationsgeschichte.

A. Reformation der Kirche.

1. Die neue Zeit. Das Haus Habsburg.

§ 326. Während im Laufe des 15. Jahrhunderts die Gewalt der Territorialherren in Deutschland immer größere Festigkeit und Ausdehnung gewann und die Reformpartei sich mühte, auf Grund des Gewordenen dem zerfallenden Reiche eine neue Verfassung zu geben, war vielen unvermerkt eine neue Zeit für alle Völker heraufgezogen. Zwar in der Kirche herrschte noch das Papsttum mit der Allgewalt, die ihm das Mittelalter verliehen hatte, ja die Kämpfe gegen die Konzilien schienen es nur gestärkt zu haben — aber der Bau, auf dem es ruhte, war morsch und der Geist der neuen Zeit unablässig geschäftig, ihn zu Falle zu bringen. Wenn so gegen die mittelalterlichen Ideen in der Kirche der letzte Schlag erst noch zu thun war, so war im Staate und im Verkehr das Mittelalter abgethan für immer. Es geschah damals, daß sich in Frankreich, in Spanien, in England an Stelle des mittelalterlichen Lehnsstaates die absolute Monarchie erhob, daß die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien durch die Portugiesen (1498), die Entdeckung von Amerika durch Columbus (1492) dem Handel neue Bahnen wies und einen vollkommenen Umschwung aller Verkehrsverhältnisse in Europa hervorrief. Das war die Zeit, wo an die Spitze Deutschlands, ja Europas das Haus Habsburg treten sollte (§ 281). Auf den Enkel Maximilians, den jungen Karl I. von Spanien, mußten zusammenfallen: die burgundischen Lande, die vereinigten Kronen

von Spanien und Neapel und die deutsch-österreichischen Lande, an die noch der Anschluß von Böhmen und Ungarn bevorstand. Und als wäre es damit nicht genug, lag auch die neue Welt, die Columbus entdeckt hatte, ein unabsehbares, goldreiches, zu gewinnbringender Seefahrt und Kolonisation einladendes Ländergebiet, dem jungen Habsburger zu Füßen: in der That ein Reich, in dem „die Sonne nicht unterging". Nur eine Macht bestand in Europa, die es wagen durfte, dem Übergewichte dieser spanisch-österreichischen Weltmacht entgegenzutreten: es war das wohlgeordnete, über reiche Geldmittel und über ein stehendes Heer verfügende Frankreich unter dem gleichfalls noch jungen, glänzenden, ehrgeizigen Franz I., der sowohl einen Teil der alten Erbschaft Karls des Kühnen als französisches Lehen in Anspruch nahm, als auch in Italien, wo er das Herzogtum Mailand zu behaupten und seine Rechte auf Neapel geltend zu machen bestrebt war, der spanischen Herrschaft die Spitze bot. Außer Frankreich war es nur die fremde, barbarische Macht der Türken, die, seitdem sie Konstantinopel erobert hatte, die östlichen Länder der Habsburger, Ungarn und Österreich, zu bedrohen wagte. Obwohl sie als die Feinde der Christenheit galten, so trug doch bald nachher und von da an zwei Jahrhunderte hindurch Frankreich kein Bedenken, sich mit ihnen gegen die habsburgische Übermacht in Europa zu verbünden. Das war die Weltlage, als in Deutschland Luther auftrat und die große Geistesbewegung der Reformation ihren Anfang nahm.

§ 327. Kaiser Maximilian starb 1519, und fünf Monate hindurch blieb das deutsche Reich ohne Kaiser. Denn schwere Sorge schuf den Kurfürsten die Wahl des neuen Herrschers. Neben Karl I., dem spanischen König, den aber die habsburgische Abstammung wie das fast hundertjährige Herkommen, aus diesem Hause den Kaiser zu wählen, und vor allem seine deutsche Hausmacht zu empfehlen schienen, bewarb sich auch der französische König Franz I. um die Krone. Beide waren Fremde — denn auch Karl sprach kein andres Deutsch als sein Niederländisch und war in seinem ganzen Wesen ein Burgunder, also Welscher — beide an unbedingte Macht des Herrschers und an blinden Gehorsam der Unterthanen gewöhnt, beide ohne rechtes Herz für Deutschlands Interessen, nur bemüht mit der deutschen auch die kaiserliche Krone zu gewinnen. Unter den Kurfürsten strebte einer, der stolze Joachim I. von Brandenburg, selbst nach der Krone; ein anderer, der milde und vorsichtige Friedrich der Weise von Sachsen, dem eine vaterländisch gesinnte Partei die Krone antrug, fühlte sich nicht mächtig genug und schlug sie aus; und so entschieden sich die Kurfürsten, da die Volksstimme in Deutschland sich lebhaft gegen den französischen Herrscher aussprach, endlich im Juni 1519 für Karl, der nun im Oktober 1520 als Karl V. (1520—1556) zu Aachen die deutsche Krone empfing.

§ 328. Zum erstenmal also wieder seit langer Zeit saß die Kaiserkrone auf dem Haupte des mächtigsten Fürsten in Europa. Aber diese Gewalt kam dem deutschen Volk wenig mehr zu gut; die Ehre des Hauses Habsburg war nicht ohne weiteres auch deutsche Ehre. Es stand nur mit einem Fuße auf deutschem Boden; mit dem anderen stützte es sich auf seine fremden Länder, und nur zu oft diente das Reich dem Vorteil dieser außerdeutschen Gebiete der österreichischen Monarchie, die etwas ganz anderes war als das deutsche Reich. Karl V. war in der Zeit seiner größten Macht der Herr eines großen Teils der Erde, aber kein deutscher Kaiser im echten Sinne des Wortes mehr.

2. Reich und Kirche.

§ 329. Die Kurfürsten hatten gemeint, sich vor Übergriffen des neuen Herrschers durch eine strenge, das Oberhaupt vielfach beschränkende Wahlkapitulation sichern zu können. Sie hatten sich nicht bloß die Aufrichtung eines „löblichen, ehrlichen Regiments, wie vormals (unter Maximilian, § 244) bedacht und auf der Bahn gewesen" verheißen lassen, sondern die ganze auswärtige Politik des Reichs geradezu von der Zustimmung der Kurfürsten abhängig gemacht. Sie mußten nach der Wahl erfahren, wie wenig der Kaiser geneigt war, seinen Versprechungen nachzukommen. Karl dachte nicht daran, die Kurfürsten Einfluß auf seine Politik gewinnen zu lassen, er ging durchaus seine eigenen Wege, und das „Reichsregiment" genehmigte er zwar endlich, aber doch ganz anders, als es sich die deutschen Stände gedacht hatten. Von den 22 Beisitzern — der ständische Entwurf hatte nur 20 vorgeschlagen — ernannte der Kaiser 4, dazu den Statthalter, der an der Spitze des Regiments stand; die deutschen Stände, Kurfürsten, Fürsten und Städte, sollten die übrigen ernennen. Gebieten sollte das Regiment, dem als Residenz Nürnberg angewiesen war, nur während des Kaisers Abwesenheit; sonst war es des Kaisers Rat, nicht mehr. Die Verfassung des Reichs war damit wohl verwickelter geworden, aber besser nicht: war es ihr doch nicht einmal möglich, den allgemeinen Landfrieden aufrecht zu erhalten. Das bewies um diese Zeit die hildesheimische Stiftsfehde (1519—1523), die um persönliche Interessen des unter sich aufs heftigste entzweiten welfischen Hauses gekämpft wurde und, da fast alle kleineren Dynasten der Nachbarschaft sich mit an ihr beteiligten, ganz Niedersachsen mit Kampf und Verwüstung erfüllte.*) Auch in Württemberg sah es schlimm aus. Nach dem greisen Eberhard im Bart (§ 265) war der wüste Eberhard der Jüngere gefolgt und nach dessen Vertreibung der noch minderjährige, leidenschaftliche und zügellose Ulrich. Seine verschwenderische Regierung lastete mit gleicher Schwere auf dem Adel, den Städten und dem Bauernstande. Unter diesem bildete sich schon damals eine Verschwörung, der Arme Konrad genannt, der von bitterem Scherz — sie nannten sich von Nirgendheim und hatten, wie sie sagten, ihre Güter auf dem Hungerberge — zu furchtbarem Ernste des Aufstandes und der Verwüstung überging. Aber auch die anderen Stände erhoben sich, und 1514 mußte sich Ulrich zum Tübinger Vertrag verstehen, durch den sein Regiment beschränkt wurde. Die Bauern wurden dann mit blutiger Strenge zum Gehorsam gebracht. Bald jedoch entzweite sich Ulrich mit dem schwäbischen Bunde. Dieser war nicht mehr wie früher (§ 302) ein Bund republikanischer Städte, sondern bestand, seitdem er durch Kaiser Friedrich III. zum Schutz des Landfriedens wieder erneut worden war, aus Städten und Fürsten gemeinsam, und diese, besonders die bayrischen Herzöge, hatten das Übergewicht. Deren Schwester Sabina, seine Gemahlin, hatte Ulrich mißhandelt, so daß sie ihm entfloh; und einen Herrn Hans von Hutten, um dessen Weib er, wie man ihm nachsagte, in ehebrecherischer Liebe buhlte, hatte er mit eigener Hand erschlagen. Zweimal ward der Herzog vom Kaiser geächtet, ohne daß er sich sehr darum gesorgt hätte, ja er wagte es sogar, 1519 die freie

*) Die Herzöge von Braunschweig und Kalenberg, die 1519 bei Soltau geschlagen wurden, blieben später durch kaiserliche Begünstigung doch im Vorteil, und es mußte ihnen das sog. große Stift Hildesheim (d. i. der westlich gelegene größere Teil des bischöflichen Gebiets) ausgeliefert werden, das dann im 30jährigen Kriege durch Tilly der Kirche wieder zurückgegeben wurde.

15*

Reichsstadt Reutlingen zu überfallen und zu einer württembergischen Landstadt zu machen. Nun war alles gegen ihn; der Kaiser hatte ihn geächtet, die Reichsritterschaft ward durch Ulrichs von Hutten mächtige Beredsamkeit angespornt, und der ganze schwäbische Bund griff zu den Waffen. So verlor Ulrich von Württemberg 1519 sein Land und konnte es trotz mehrerer Versuche und trotzdem, daß ihm sein Volk die Treue bewahrte, nicht dauernd wiedergewinnen. Der Bund übergab es dann dem Kaiser, dieser aber überließ es seinem Bruder Ferdinand. Ulrich selbst lebte heimatlos von der Gastfreundschaft anderer Fürsten.

§ 330. Ehrenhaft und patriotisch dachten und handelten zwar beim Beginn unserer Periode manche deutsche Kurfürsten; aber ihr Einfluß, so bedeutend er war, hatte doch nicht viel weiter gereicht, als dem Reiche den ewigen Landfrieden und die Kreiseinteilung zu geben, die ersten Anfänge wenigstens eines äußerlich gesicherten Zustands (§§ 244. 329). Wie groß das Gewimmel selbständiger kleiner Gewalten bis zum Reichsabt und Reichsritter hinunter war, ist schon gezeigt worden (§ 202). Für die Ausbreitung der Reformation hat dies Verhältnis ebenso vorteilhaft wie nachteilig gewirkt; vorteilhaft, weil keine durchgreifende Unterdrückung möglich war, wenn sich einzelne Landesherren und Städte der Reformation annahmen; nachteilig, weil ebensowenig eine große Entscheidung der ganzen Nation und des ganzen Reiches mehr möglich war, wie dies in England, Schweden, Dänemark geschah, wo bereits ein Königswille vorhanden war, der dem gemeinsamen Entschluß der Nation eine einheitliche Richtung gab. Zu guter wie zu schlechter Entscheidung durch die Reichsverfassung untauglich gemacht, unterlag Deutschland durch die Reformation nur größeren Spaltungen und Gegensätzen, und so stieg in Deutschland die innere Verwirrung und Machtlosigkeit — bei scheinbarem äußerem Gedeihen — auf den Gipfel, während in derselben Zeit andere Staaten, besonders Frankreich, sich immer fester zur Einheit eines mächtigen Königsstaats zusammenschlossen. Doch um den Preis seiner alten Macht, die bisher als die erste im Abendlande gegolten hatte, kaufte nun Deutschland eine um so reichere Entwickelung seines geistigen Lebens. Das Denken gewann an Schärfe und Tiefe, das Gemüt an Innigkeit, und wo fortan der Druck der Not am schwersten empfunden ward, da blieb auch Gottvertrauen und sittlicher Ernst am festesten und reinsten.

§ 331. Mehr noch als das Reich war die andere Lebensmacht des Mittelalters entartet. Die Kirche, nach der alten Auffassung eine allgemeine, katholische, hatte durch das Schisma in ihrem Ansehen schwer gelitten (§ 232). Um die schlimmen Mißbräuche zu beseitigen, hatte man die allgemeinen Konzilien gehalten; man hatte gehofft, zu einer Reformation an Haupt und Gliedern zu gelangen. Diese Bestrebungen waren mißlungen; nur die Einheit der Kirche war wieder hergestellt worden. Aber sie schien nur wieder aufgerichtet, um mit um so größerer Gewalt größere Mißbräuche zu schaffen. Nicht nur, daß die sittlich verworfensten Päpste (ein Alexander VI.) dieser Periode nach den Konzilien angehören: auch sonst bestand in Lehre und Leben so manches, was sich mit dem Sinn des Evangeliums nach der Auffassung vieler nicht vereinigen ließ. Manche Lehren, wie die vom Fegefeuer, die Lehre vom Priesteramt, von den sieben Sakramenten, ließen sich schwer oder gar nicht auf den Urquell christlicher Erkenntnis, auf das Neue Testament, zurückführen und konnten dann nur aus späteren Schriften oder aus der schwankenden Tradition der Kirche

(der Überlieferung in Lehre und Herkommen) gerechtfertigt werden; andere standen in offenbarem Widerspruche zur Lehre und Übung der ersten Kirche, so die Versagung des Laienkelches (§ 235), die Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke, als Fasten, Wallfahrten, Büßungen aller Art, und die Lehre vom Ablaß. Diese besonders war im Lauf der Jahrhunderte in schreckenerregender Weise ausgebeutet und um schnöden Gewinnes willen die Menge in der bequemen Auffassung bestärkt worden, daß für Geld geradezu Sündenvergebung gewonnen werden könne. — Freilich war gegen diese und ähnliche Mißbräuche die Stimme wahrer Christen nie ganz verstummt; aber sie hatten entweder kein Gehör gefunden oder als Märtyrer auf Scheiterhaufen und in Kerkern geendet. Daß die Sitten der hohen und niederen Geistlichkeit entartet, die Klöster nicht mehr wie einst die Sitze der Kultur, sondern vielfach der Dummheit und Üppigkeit waren, das war seit lange kein Geheimnis mehr; lange vor Luther hatten Lieder und Schwänke des Volkes niemand mehr als Pfaffen, Mönche und die leichtsinnigen Übungen der Kirche zur Zielscheibe des Spottes gemacht. Die beginnenden Studien des Humanismus (§ 323) klärten endlich die Einsicht und den Geschmack der Vornehmen und der Gebildeten auf; ja sie machten häufig gerade auf Päpste, Kardinäle und Prälaten den lebhaftesten Eindruck und fanden in ihnen ihre eifrigsten Begünstiger. Viele verlachten im stillen den Aberglauben der Menge, der ihnen so manchen Vorteil brachte, und nicht selten gingen sie sogar zu völlig heidnischem Unglauben über. Eine sittliche Wiedergeburt der Gemüter aber konnte die neue Bildung nicht bewirken, und auf die Masse des Volkes blieb sie ohne Einfluß. Hier fand man sich mit den leicht erfüllbaren heiteren Formen der Kirche ab, rief die Mutter Maria und die Heiligen fleißig an — und lebte im übrigen ein Leben, das alles höheren geistigen, alles tieferen sittlichen Inhalts bar war. Dies war der damalige Zustand der Kirche, der zu der viel würdigeren, wenngleich finster-mönchischen Gestalt der alten römischen Kirche aus dem 11. und 12. Jahrhundert (§§ 131. 138) den schroffsten Gegensatz bildete.

3. D. Martin Luther.

(Geb. 10. Nov. 1483, gest. 18. Febr. 1546.)

§ 332. Noch hielten verständige, wohlmeinende Männer eine gründliche Verbesserung der Kirche für ebenso notwendig, wie der Zeit nach ferne. Da brach die große Begebenheit, seit der Völkerwanderung die größte in der Geschichte, überraschend schnell und mächtig herein. Es war in den letzten Zeiten Maximilians, als der Erzbischof Albrecht von Mainz nach vorher getroffenem Übereinkommen mit Papst Leo X. in seinem Sprengel einen Ablaß ausbieten ließ. Das war an sich kein neues und ungewohntes Ereignis. Aber der Ablaßkrämer, der Dominikaner-Mönch Johann Tetzel, trieb sein Geschäft mit besonderer Unverschämtheit; er rühmte sich, durch seine Indulgenzen mehr Seelen in den Himmel gebracht zu haben, als sämtliche Apostel mit ihrer Predigt. So kam er auch nach dem damals magdeburgischen (§ 255) Jüterbogk, unweit der von Friedrich dem Weisen (§ 261) gestifteten jungen Universität Wittenberg. Hier wirkte ein Professor der Theologie, D. Martin Luther, der, weil er zugleich Mönch und Priester war, im Beichtstuhl von dem Unwesen einen Begriff bekam, das der schändliche Handel in den verwirrten Gemütern des armen Volkes anrichtete. Dem frommen, ernsten Manne entbrannte darüber das Herz; am 31. Oktober 1517 schlug er nach damaliger Gelehrtensitte 95 Sätze

(Thesen) an die Schloßkirche von Wittenberg an, um solche gegen jedermann zu verteidigen. Sie behaupteten, Gott allein habe die Vergebung der Sünden, die nur durch wahre Buße erworben werde; der Papst könne keine andere Pein vergeben, als die er selbst aufgelegt habe; er vermöge nicht die Schuld der geringsten täglichen Sünde wegzunehmen. Dennoch sei des Papstes Vergebung keineswegs zu verachten, denn sie sei eine Erklärung der göttlichen Vergebung. In seiner gegenwärtigen Gestalt aber sei der Ablaß unchristlich und gegen die echte Lehre der katholischen Kirche, werde auch ohne rechtes Vorwissen des Papstes also ausgeboten; „denn dieser werde lieber St. Peters Dom — zu dessen prachtvollem Bau ein Teil des Ablaßgeldes bestimmt war — zu Pulver verbrennen, als ihn aufbauen mit Haut und Haar, Fleisch und Knochen seiner Herde.“ — Das Werk war begonnen in schlichtem Bewußtsein des Rechts, ohne daß der demütige Mann damals ahnte, wohin es führen würde.

§ 333. D. Martin Luther war erwachsen aus der Mitte des Volks, das sich sein frommes, treues Herz besser und reiner bewahrt hatte denn die Gewaltigen der Zeit. Er war eines Bergmanns Sohn von Mansfeld am Harz, geboren zu Eisleben am 10. Nov. 1483. Düster, kahl und mit schwarzen Schlacken beschüttet sind die Berge, die das öde Thal seiner Heimat einschließen; ärmlich war das Haus, in dem das Kind seine ersten Spiele spielte, hart und unbarmherzig die Zucht bei den Eltern wie in der Schule. So wuchs der Knabe mit dem wundervollen, tiefen Geiste heran bis zum 14. Jahre; dann thaten ihn, da er gute Gaben verriet, die Eltern auf die lateinische Schule, zuerst zu den Lollbrüdern nach Magdeburg, dann zu mütterlichen Verwandten nach Eisenach. Es war die Zucht der Not und der Entbehrung, die hier der Jüngling durchmachte; aber der Druck mehrte die Kraft. Da er 18 Jahr alt war (1501), ging er zur Universität nach Erfurt. Der Vater, der inzwischen wohlhabend geworden war, wollte, daß er die Rechte studiere und es zu hohen Dingen bringe. Aber den Jüngling, der auf der Bibliothek der Universität die Bibel kennen gelernt hatte, führte der Zug seines Herzens einen anderen Weg; es stimmte ihn ernst, daß ihm ein Freund auf gewaltsame Weise entrissen ward, daß der Blitz hart bei ihm einschlug, daß lebensgefährliche Krankheit ihn dem Tode nahe brachte. So erwachte in ihm die Angst um seine Seligkeit und die Frage, wie er bestehen solle vor Gott, wenn er jetzt plötzlich stürbe. Er hatte eine tüchtige, sittenreine Jugend verlebt; aber in seiner Brust, wie in jeder ernstgestimmten Menschenseele, blieb zwischen ihm und dem ewigen Richter doch gar manches ungeschlichtet. Die Mittel, welche die Kirche zur Beruhigung bot, genügten diesem sich ängstenden zarten Gewissen nicht; zuletzt suchte er Rettung in jenem völligen Bruch mit dem irdischen Leben, den die alte Kirche anriet. Er ging in Erfurt ins Augustiner-Kloster (1505) und verließ die Welt, weil er an sich selbst verzweifelte.

§ 334. So war er Mönch geworden und ließ es sich nach seinem eigenen Bekenntnis blutsauer werden. Aber auch in den schärfsten Büßungen des Klosters fand er lange die Ruhe nicht, bis er endlich an der Hand der heiligen Schrift wie seines Ordensheiligen, des St. Augustin, zu der Überzeugung gelangte, die sich ihm in den Worten des Apostels Paulus zusammenfaßte, daß der Mensch gerecht werde nicht durch des Gesetzes Werk, durch äußerliches Thun, sondern durch den Glauben, durch die innere Gewißheit, daß uns Gott um Christi willen unsere Sünden vergeben hat und immer aufs neue vergiebt, wenn wir bußfertig zu ihm

kommen. — Da drang die Ruhe in seine durchstürmte Seele, bald auch jene Heiterkeit, die ihn später mitten unter welterschütternden Gefahren harmlos wie ein Kind scherzen und schlummern ließ. Sein Ordensvikar Staupitz, der ihm in seinen inneren Kämpfen ein treuer Leiter gewesen war, empfahl ihn bald darauf an die Universität nach Wittenberg (1508). Hier fand er, zugleich Lehrer und Prediger, einen größeren Wirkungskreis; auch gab ihm eine Reise nach Rom, die er 1511 im Auftrage seines Ordens machte, schon damals einen Einblick in die tiefe Entsittlichung des päpstlichen Wesens. Aber als ein frommer Katholik hätte er, wohl entrüstet über manche Mißbräuche, doch ohne Bruch mit der Kirche gelebt und gelehrt in unscheinbarer Stille bis an sein Ende, — hätte nicht eine höhere Hand ihm die Aufgabe zugeteilt, die zu lösen er, ohne es zu wissen, allein gewaltig genug war.

§ 335. Denn jene 95 Thesen gegen den Ablaß hatten „in vier Wochen schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer." Sie waren ein Wort zur rechten Zeit, ein kühnes Zeugnis wider eine Entheiligung des Göttlichen, dem alle sittlichen Geister freudig zustimmten. Daß ein plumpes Gebelfer dagegen entstand, von Tetzel selbst, Wimpina in Frankfurt, Sylvester Prierias, vor allem aber von D. Eck aus Ingolstadt, schärfte, erweiterte, vertiefte den Streit. Denn Luther in seinem männlichen, tapfern Mut fürchtete sich nicht, den Kampf, der für ihn mit dem Lose des Hus enden konnte, gegen jedermann aufzunehmen und auszufechten. „Hier bin ich zu Wittenberg, D. Martinus Luther, und ist etwa ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu zerreißen verdünkt, den lasse ich wissen, daß er hab sicher Geleit, offene Thor, freie Herberg und Kost darinnen, durch gnädige Zusagung des löblichen und christlichen Fürsten, Herzog Friedrich, Kurfürsten zu Sachsen." So warf er den geistlichen Fehdehandschuh den Widersachern hin.

§ 336. Die Sache kam vor den Papst Leo X., einen weltklugen, kunstsinnigen Mann, der geneigt war, das ganze für Mönchsgezänk zu halten. Er berief Luther nach Rom. Doch da sein Kurfürst wie seine Universität für ihn vermittelten, beauftragte der Papst seinen gerade in Deutschland weilenden Legaten, den Kardinal Thomas de Vio von Gaëta (Cajetanus genannt), Luther zu verhören und zum Widerruf zu bewegen. Der forderte ihn zu einer Besprechung nach Augsburg (1518). Der Kardinal berief sich, um den Ablaß zu verteidigen, auf die Kirchenväter, Luther dagegen auf die heilige Schrift. Nach drei vergeblichen Gesprächen verlangte der Legat barsch und kurz einen Widerruf — oder Luther solle ihm nicht mehr vor das Angesicht kommen. Die deutsche Bestie mit den tiefsinnigen Augen und wunderlichen Spekulationen im Kopfe sei ihm unheimlich gewesen, bekannte er nachmals. Luther dagegen meinte, der geistliche Herr verstünde sich auf die Schrift wie der Esel aufs Harfen. Da man aber Luther warnte, der Kardinal werde ihn aufheben und nach Rom führen lassen, so entfloh er bei Nacht zu Roß durch ein Pförtchen in der Stadtmauer, nachdem er eine Verteidigungsschrift „an den besser zu unterrichtenden Papst" hinterlassen hatte, und kehrte nach Wittenberg zurück. Immer drohender zog sich nun das Unwetter über ihm zusammen. Der Legat forderte im Namen des Papstes, der Kurfürst solle Luther ausliefern oder doch aus Wittenberg und Sachsen verweisen. Dieser schwankte wirklich; aber edle Freunde vermittelten und standen dem Bedrängten treu zur Seite; zu diesen gehörte besonders der junge Philippus Melanchthon (geb. 1497 zu Bretten, östlich von Karls-

ruhe, damals pfälzisch), ein Licht der deutschen Wissenschaft, erst kürzlich nach Wittenberg berufen; dann Karlstadt, Jonas, Spalatin, Hieronymus Schurf u. a. Auch der Kurfürst, der durch die Verbannung des geliebten Lehrers seiner Universität zu schaden fürchtete, ward ihm täglich günstiger. Denn schon war Luther der Mann des deutschen Volkes geworden. Überall las man seine Flugschriften, die jetzt nicht mehr den Ablaßhandel allein anfochten: der Kaufmann führte sie auf seinen Reisen, der Student auf seiner Wanderung mit sich; an Fürstenhöfen wie auf den Gassen, auf dem Markt wie in den Klöstern disputierte man über ihn und seine kühnen Worte. Der Papst, der bei der bevorstehenden Kaiserwahl den Kurfürsten für sich gewinnen wollte, schickte einen klügeren und milderen Vermittler, den Freiherrn von Miltitz, ab, der Luther nach Altenburg zu einer neuen Besprechung entbot (Januar 1519). Hier bekannte jener selbst, nicht mit einem Heere von 25000 Mann getraue er sich, Luther aus Deutschland zu führen; denn wo er einen gefunden habe für den Papst, da seien sicherlich drei für Luther gewesen. Der feine Mann aber bat Luther, den Frieden der Kirche nicht zu zerreißen; und dieser, dem oft selbst bangte, „es möge das Lied, das er angehoben,“ ihm zu hoch gehen, willigte um des Friedens willen darein, zu schweigen, wenn seine Gegner auch schwiegen.

4. Der Reichstag zu Worms. 1521.

§ 337. Unter den Gegnern befand sich auch D. Eck aus Ingolstadt, der im siegreichen Kampfe gegen Luther ganz besondere Ehre zu erwerben gemeint hatte. Natürlich war ihm wenig mit dem von dem päpstlichen Bevollmächtigten gebotenen Frieden gedient, und er erneute deshalb den Streit. Seit längerer Zeit nämlich mit Luthers Freund Karlstadt (D. Bodenstein aus Karlstadt) in wissenschaftlicher Fehde, hatte er diesen aufgefordert, ihre Sache, wie damals üblich, durch einen gelehrten Wettkampf, durch eine Disputation, zu entscheiden. Karlstadt hatte sich dazu bereit erklärt, und Eck griff nun in seinen Thesen, über die zu Leipzig disputiert werden sollte, vor allem Luther an. Sich so „packen“ zu lassen, war Luther unerträglich; sein tapferer Sinn zwang ihn, sich dem Streite zu stellen. „Es hat mir solche wetterwendische, hinterlistige Griffe nicht wollen gebühren zu verachten, noch die Wahrheit in solchem Spott stecken zu lassen.“ Zu Leipzig auf der Pleißenburg fand in Gegenwart des Herzogs Georg von Sachsen (albertinischer Linie, § 261) die Disputation drei Wochen hindurch statt (1519). Der riesige Eck mit seiner ehernen Stimme und seiner fuchsgleichen Gewandtheit im Ausbiegen und Entschlüpfen kämpfte mit allen Gründen der alten Scholastik (§ 321) für die bisher geltenden, von Karlstadt und Luther als irrtümlich bezeichneten Lehren über das Ansehen des Papstes. Ihm gegenüber stand der damals noch schmächtige, unansehnliche Luther, mit keinem anderen Vorzuge ausgerüstet, als dem Bewußtsein der Wahrheit. Der Ausgang blieb, wie bei solchen Wortgefechten immer, unentschieden. Aber eine Wendung hatte der Streit genommen, die für Luther hochbedeutend ward. Eck suchte gewisse Behauptungen Luthers damit niederzuschlagen, daß er sie hussitische Ketzerei nannte; Luther aber entgegnete, unter den Artikeln des Hus, die das Konstanzer Konzil verdammt hätte, seien einige ganz christlich und evangelisch. Diese Behauptung war für die damalige Zeit, die in den Konzilien die Kirche und in der Kirche den heiligen Geist unmittelbar wirksam sah, so unerhört, daß der Herzog fluchend mit seinem gewöhnlichen Schwur: „Das walt die

Sucht!" vom Sitze auffuhr. In der That hatte Luther damit den Grund der bestehenden Kirche angegriffen.

§ 338. Für Luther waren fortan weder Kirche noch Kirchenväter, weder Tradition noch Konzil im Glauben bindend; er erkannte nur noch eine Richtschnur: die heilige Schrift, und begann an ihr allein zu messen, was echt oder unecht sei in Lehre und Brauch der Kirche. Und nun fiel's ihm wie Schuppen von den Augen. Und was er erkannte, sagte er in mutigen, gewaltigen Worten dem ganzen deutschen Volke, ja der ganzen Christenheit, soweit sie's hören wollte. Im Jahre 1520 erschienen die beiden Schriften: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" und „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche". In jener wendet er sich an den rührigen, ihm ganz zugethanen Reichsadel, dessen eifrigste Führer ein Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten waren; er schildert den Mißbrauch, der in Rom mit der deutschen Geduld getrieben werde, und fordert mit gewaltigen Worten auf zur Abstellung der schweren Schäden im kirchlichen Wesen, denn jeder Christ sei geistlichen Standes und kein Unterschied zwischen Laien und Priestern. In der andern greift er die Lehre von den sieben Sakramenten an, fordert den Kelch für die Laien und statt aufgedrungener Satzungen und Gelübde christliche Freiheit für alle. Diese Schriften waren Feldzügen gegen Rom gleich: wie Feuer und Geist erfaßten Luthers Worte die Gemüter des deutschen Volkes. Doch ließ er sich noch einmal durch Miltitz zur Nachgiebigkeit gegen den Papst bewegen und schrieb eine Schrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen" im versöhnenden, erhabensten Sinne christlicher Denkart. Diese sandte er an den Papst mit einem heldenmütigen Zuschreiben. Nicht Leo sei schuld an dem Verderben der Kirche: „da sitzest du, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen und gleich Daniel unter den Löwen und wie Ezechiel unter den Skorpionen. Was kannst du einiger wider so viel Ungeheuer?... Der römische Stuhl ist dein und deinesgleichen nicht wert, sondern der böse Geist sollte Papst sein, der auch gewißlich mehr denn du in diesem Babylon regiert"*).

§ 339. Schon aber war es zu spät zur Versöhnung. Eck hatte nicht geruht, bis er in Rom eine Bannbulle ausgewirkt hatte, die er nun triumphierend diesseits der Alpen verbreitete; in einigen Orten am Rhein verbrannte man Luthers Bücher. Da schwoll ihm das Herz; er zweifelte nicht mehr, daß der Papst der Antichrist sei, und so zog er mit Lehrern und Studenten von Wittenberg hinaus vors Elsterthor und verbrannte dort die Bannbulle (10. Dezember 1520). Damit war die Scheidung von der römischen Kirche auf immer vollbracht. — Während der Zeit, da nach Maximilians Tode noch kein Kaiser im Reiche gekoren war (§ 327), war Luthers Landesfürst Friedrich von Sachsen Reichsverweser in Niederdeutschland. Dieser Umstand war für Luthers Sache günstig; denn mehr und mehr neigte sich der evangelisch fromme, nur allem stürmischen Verfahren abgeneigte Herr Luther zu. Im Oktober 1520 empfing Karl von Spanien, nun Karl V. genannt, zu Aachen die deutsche Krone und kam dann im Frühling 1521 zum erstenmal ins Reich, um einen großen Reichstag

*) Nach den „Neudrucken deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahh." Nr. 18, in der Luthers Schrift „Von der Freyheyt eyniß Christen menschen" nach der Ausgabe von 1520 wortgetreu abgedruckt ist, lauten die Worte: „da siczstu heyliger vatter Leo, wie eyn schaff vnter den wolffen, vnd gleych Daniel vnter den lawen, vnnd mit Ezechiel vnter den scorpion, Was kanstu eyniger widder ßo viel wilder wunder?" .... „der Romischen stuel ist deyner vnnd deynis gleychen nit werd, ßonderun der böße geyst sollt bapst seyn, der auch gewißlich mehr denn du ynn der Babylonen regiert."

zu **Worms** abzuhalten, auf dem viele Reichsangelegenheiten, aber auch die kirchlichen Sachen geschlichtet werden sollten.

§ 340. Stattlich zeigte sich auf diesem Tage dem jungen Kaiser das deutsche Reich hier vereinigt, im vollen altertümlichen Glanze. Die meisten Kurfürsten waren zugegen und eine große Zahl Fürsten, Herrn und Prälaten. Auch zwei päpstliche Nuntien — der verschlagenste und geschäftigste hieß **Aleander** — waren erschienen mit der Forderung, daß den gebannten Ketzer Luther zugleich des Reiches Strafe treffe. Aber die deutschen Stände setzten es, da es deutscher Sitte zuwiderlaufe, jemanden ungehört zu verdammen, durch, daß Luther unter freiem Geleit zum Reichstag beschieden wurde. Der Reichsherold ritt gen Wittenberg, ihn zu entbieten. — Wohl warnte mancher mit dem Hinweis auf Hus' Geschick. Aber Luther erwiderte: „Ist auch Hus zu Asche worden, so ist doch die Wahrheit nicht verbrannt." In seinem kleinen, von zwei Bauernpferden gezogenen Rollwägelchen, des Reiches Herold im Wappenrock, auf dem der Doppeladler prangte, voraus, zwei Freunde und ein Ordensbruder ihm zur Seite: so brach er auf. Von allen Seiten strömte das Volk herzu, den zu sehen, der ein Mann Gottes und des Volkes zugleich war. In Weimar traf er die Boten, die das kaiserliche Mandat, daß Luthers Schriften verdammt seien, überall anschlagen sollten. Der Reichsherold fragte ihn: „Herr Doktor, wollt ihr fortziehen?" Er antwortete: „Ja, unangesehen, daß man mich hat in den Bann gethan und dies in allen Städten publizieret, so will ich doch fortziehen und mich des kaiserlichen Geleits halten." Man warnte ihn, er gehe zum Scheiterhaufen. „Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis gen Himmel reichte, so will ich im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth*) in sein Maul zwischen seine großen Zähne treten und Christum bekennen und denselben walten lassen." Zu Möhra, einem Dorfe bei Eisenach, von wo seine Familie entstammte, predigte er unter der Dorflinde, denn keine Kirche wollte den Volksandrang fassen. Krankheit warf ihn darnieder, aber er raffte sich auf und zog weiter. Allmählich näherte er sich dem schönen Rhein, dem in den Heldenliedern gepriesenen Worms, das jetzt einen andern Drachenkämpfer als einst den edlen Siegfried in seinen Mauern erwartete. Dem gewaltigen Sickingen, der ihn im Namen des Mönches Glapion, der des Kaisers Beichtvater war, aufforderte, zu ihm nach der Ebernburg zu kommen, um dort mit jenem zu verhandeln, erwiderte er: „Hat des Kaisers Beichtvater etwas mit mir zu reden, so kann er solches zu Worms wohl thun" und zog weiter. Schon war er Worms nahe, da kam ihm von treuer Freundeshand aus der Umgebung seines Kurfürsten die letzte Warnung, doch Luther meinte: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hinein gehen." Und wie er einzog, regte sich der ganze Ort, als gelte es die Ankunft eines mächtigen Königs zu sehen.

§ 341. Es war wie eine neue Jugend über das deutsche Volk gekommen, das in dieser wunderbaren Bewegung eine andere Seele bekommen zu haben schien. Nicht mehr bloß für **einen** Stand, etwa den ritterlichen oder den geistlichen, geschah hier Großes: der Höchste auf dem Kaiserthron, der letzte Bauer, der hinter dem Pfluge ging, der ärmste Landsknecht, der am Thore Wache stand — jeder wußte, daß, was da geschah, ihn mit angehe. Das deutsche Volk, seit Jahrhunderten gewaltsam

*) Der widerchristlichen Gewalt, Hiob 40.

zerrissen, in seinen unteren Schichten schnöde zu Boden getreten, ward jetzt von einem neuen Leben ganz durchdrungen, dem sich nicht der Kraftausbruch der Völkerwanderung, nicht die schwärmerische Begeisterung der Kreuzzüge vergleichen mochte: wäre jetzt „der große Held und Wundermann", wie ihn Luther wünschte, auf dem Thron gewesen, wie vor dem Thron im Volk ein geistiger Held stand, so konnte Deutschland einer Wiedergeburt entgegensehen, die alle seine Schmerzen vergessen machte und sie in lautere Freude verkehrte.

§ 342. Es sollte anders kommen. Auf dem Throne saß ein kalter Fremdling, zwar noch ein Jüngling an Jahren, aber schon ein Meister in welscher Berechnung. Seine Pläne gingen auf sein hispanisches Weltreich, auf neue Eroberungen in Italien, — er durfte es weder mit dem katholischen Gewissen seiner Welschen noch mit dem Papst verderben. Ohnehin hat nie eine Ahnung deutscher Begeisterung, deutscher Gemütstiefe seine Seele angeweht; er mochte über den Mönch, der nun in glänzender Fürstenversammlung vor ihm dastand, ähnlich denken, wie jener Kardinal Cajetanus. „Der soll mich nicht zum Ketzer machen" sprach er, als er ihn vor sich sah. Luther, von so viel Glanz einen Augenblick geblendet, trat am ersten Tage schüchtern und befangen auf; als er dann wieder erschien (18. April 1521) und nach längerer Erklärung herrisch um eine kurze bündige Antwort angegangen ward, ob er widerrufen wolle oder nicht, sprach er: „So will ich denn eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll*), nämlich also: es sei denn, daß ich durch Zeugnis der heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden werde . . . so bin ich gefangen in meinem Gewissen in Gottes Wort und kann und mag darum nicht widerrufen, weil weder sicher noch geraten ist, etwas gegen das Gewissen zu thun. Hie stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen." Er hatte viele Herzen, nicht bloß des Volkes, gewonnen. Sein Kurfürst war stolz auf ihn, der junge, rasche, heißblütige Landgraf Philipp von Hessen (§ 251) besuchte ihn noch an demselben Tage, und ein Herzog aus dem braunschweigischen Hause schickte ihm einen Krug Eimbecker Biers zur Erquickung. Der Kaiser hielt ihm das Geleit. Aber als Luther abgereist war, folgte ihm bald auch des Reiches Acht. Doch zugleich reichten die Stände 101 Beschwerden der deutschen Nation über kirchliche Mißstände ein: ein Zeichen, daß auch sie die Notwendigkeit einer Reformation erkannten. Im übrigen verbot das Wormser Edikt, mit dem der Reichstag schloß, jede weitere Verbreitung der neuen Lehre.

§ 343. Luther war bereits in Sicherheit. Durch die Fürsorge seines Kurfürsten war er im Thüringer Wald von geharnischten Rittern aufgehoben und nach der Wartburg bei Eisenach (§§ 185. 259) geführt worden. Hier in der Stille begann er, fast ein Jahr lang verborgen als Ritter Georg lebend, unter mancherlei Anfechtungen des Leibes und der Seele seine Bibelübersetzung, die edelste Gabe, die er seinem Volke bieten konnte.

5. Bewegungen der Schwärmer. Der Bauernkrieg. 1525.

§ 344. Die große Bewegung geriet, vom Throne abgewiesen, zum Teil in verhängnisvolle Bahnen. Noch während Luther auf der Wartburg war, kamen nach Wittenberg Handwerker aus Zwickau, die nicht wie Luther in der Bibel die alleinige Grundlage für Lehre und Leben sahen, sondern sich auf eine besondere prophetische Erleuchtung beriefen, die Kindertaufe

*) d. h. keine Klauseln und Umschweife.

verwarfen und die Gütergemeinschaft und ein Reich Gottes auf Erden, einen Staat von bloß Wiedergeborenen schaffen wollten. Melanchthon schwankte ihnen gegenüber; Karlstadt schloß sich ihnen an. Ein langsames und behutsames Abstellen alter kirchlicher Formen, wie es in Wittenberg begonnen hatte, genügte ihnen nicht: sie beschlossen mit Gewalt die „heidnischen Greuel", als Messe, Priesterschmuck, Bilder und Bildsäulen in den Kirchen, kurz alles, was an katholischen Gottesdienst erinnerte, abzuthun. Die Verwüstung, die nun folgte, drohte Luthers reines Werk den schlimmsten Leidenschaften preiszugeben. Er selbst war gegen jede Gewalt. „Das Wort hat Himmel und Erde geschaffen und alle Dinge; das muß es thun und nicht wir armen Sünder." Die Nachricht von dem Bildersturm rief ihn von der Wartburg zurück; er kam noch im „Reitergewande", das Schwert an der Seite (was ihm in Jena mit zwei Schweizer Studenten ein heiteres Abenteuer bereitete), und schrieb auf dem Wege seinem Kurfürsten, der ihn hatte zurückhalten wollen, einen heldenmütigen Brief (§ 423), darin es hieß: „Ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz, denn des Kurfürsten. — Ja ich halt, ich wollt Kurfürstliche Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte". Denn „wer am meisten gleubt, der wird hie am meisten schützen". Und in dieses seines Geistes Kraft bändigte er wirklich bald den Sturm (Ostern 1522).

§ 345. Noch gefährlicher gährte es in Süddeutschland. Die Gestalt des Reichs war von Mißbräuchen nicht minder entstellt, als die der Kirche, und es lag nahe, auch auf dem staatlichen Gebiet eine Reformation zu wünschen. Kaiser Karl V. wollte auch in Deutschland wie in seinen Niederlanden und in Spanien die ständische Selbständigkeit beugen und die Gewalt der Krone stärken. Deshalb gewährte er auf dem Reichstage zu Worms das Reichsregiment (§ 329) nur in einer Gestalt, die dem Kaiser mehr Einfluß sicherte. Trat so der Kaiser der Fürstengewalt hemmend in den Weg, so versuchte das nicht minder der besonders in Schwaben und Franken mächtige Stand der Reichsritter, die sich in ihrer Selbständigkeit ebenfalls durch die wachsende Landesgewalt der Fürsten bedroht sahen. Franz von Sickingen war der bedeutendste dieser Männer, die am Rhein und in Franken vor allem zahlreich und mächtig waren. Sie hatten sich Luther, der sich ja an sie mit einer besonderen Schrift (§ 338) gewandt hatte, freudig angeschlossen. Ulrich von Hutten, ein abenteuernder, feuriger Mann (§ 329), der jetzt mit der Feder, wie einst vor Zeiten die Ritter mit dem Schwert, seine mannigfachen Fehden bestand, unterstützte Luthers Werk mit geistreichen Schriften voll Spott und Hohn gegen seine Widersacher:

„Umb Wahrheit ich ficht,
niemand mich abricht,
es brech oder gang,
gots geist mich bezwang."

„Ich hab's gewagt," war sein Wahrspruch, mit dem er gegen jegliche Gewaltthat stritt. — Sickingen faßte Pläne eines großen, allgemeinen Umsturzes; besonders wollte er die geistliche Fürstengewalt vernichten, ja er mochte an eine Umbildung des Reichs im einheitlichen Sinne denken. Im Jahre 1522 brach er mit geworbenen Söldnern gegen den ihm besonders verhaßten Erzbischof von Trier los. Aber er vermochte die schöne Stadt nicht zu erobern, mußte mit Verlust zurück und ward bald von den ihm benachbarten Fürsten, dem genannten Erzbischof, den Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen, auf seiner eigenen Burg, dem Landstuhl in

der Pfalz, belagert. Ihre Kartaunen und Feldschlangen legten die 20 Schuh dicken Mauern bald in Schutt, und er selbst wurde, als eine Kugel dicht neben ihm einschlug, von einem zerschmetterten Balken tödlich verwundet. Der kühne, trotzige Mann lag schon im Todeskampfe, als die fürstlichen Sieger in seine Burg einzogen und achtungsvoll den Sterbenden noch grüßten (1523). Mit ihm fielen die weitverzweigten Pläne der Reichsritterschaft. Ulrich von Hutten schleppte seinen siechen Leib heimatlos nach der Schweiz und starb auf der Insel Ufnau im Züricher See noch in demselben Jahre.

§ 346. Aber nicht nur die Herren waren mit Veränderungsplänen umgegangen, sondern auch die „armen Leut", vor allem der süddeutsche Bauernstand. Unendlich kläglich war das Geschick dieses Standes im Laufe der Zeit geworden (§ 283); immer deutlicher trat das Bestreben der Grundherrschaften hervor, die Fronden der Bauern ins Unerträgliche zu steigern und diese zur vollen Leibeigenschaft herabzudrücken. Schon am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatten deshalb die süddeutschen Bauern wiederholt heimliche Verschwörungen (so den „Bundschuh", den „Armen Konrad") gebildet, um ihre traurige Lage gewaltsam zu verbessern: jetzt, bald nach Luthers Auftreten, aber keineswegs zunächst dadurch veranlaßt, wie man lange gemeint hat, brach ein furchtbarer Aufstand der Bauern aus, dem auch die niedere städtische Bevölkerung nicht fern blieb.

§ 347. Schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1524 erhoben sich die Bauern in Schwaben und in Franken; es sammelten sich bewaffnete Haufen, die aber noch gemäßigt verfuhren. Schnell griff die Bewegung um sich. Ulrich von Württemberg (§ 329) glaubte sie zur Wiedergewinnung seines Landes benutzen zu können und fiel im März 1525 mit 6000 Schweizer Söldnern in Württemberg ein, ohne es aber behaupten zu können. Unterdessen verstärkten sich die Bauern. Neue Haufen am Odenwald und im Neckarthal bildeten sich; dann ging der Aufstand den Main hinauf, und auch links vom Rhein, im Elsaß, in der Pfalz und Lothringen, erhob sich das Volk; bald war das alte Land zwischen den vier Wäldern, dem Wasgau, dem Böhmer- und dem Thüringer Walde und dem Algäu, im hellen Aufstande. Ehemalige Geistliche oder Männer aus der eigenen Mitte der Bauern waren die Führer; hier und da standen auch Ritter, wie Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, an der Spitze. Auch die kleineren Städte waren den Aufrührern zugethan. Durch Bayern, bis nach Salzburg, Tirol und Steiermark hinein regte sich der unterste Stand. Anfangs waren die Forderungen der Bauern, die sie in 12 Artikeln aufgestellt hatten, im ganzen mäßig und gerecht, und selbst Luther, so wenig er auch für die Bauern Partei nahm, riet doch Fürsten und Herren, sich um des Friedens willen ein Billiges gefallen zu lassen. Aber bald gingen sie im Übermut des ersten Sieges weiter; die verwegensten unter ihren Führern faßten wie einst die Reichsritter den Gedanken, das ganze Reich umzugestalten. Einen Kaiser wollte man an der Spitze lassen, aber sonst Fürsten, Ritter, geistliche Herren, Burgen und Klöster abthun; das nannten sie in ihrer Sprache das Evangelium handhaben.

§ 348. Bald begingen die zügellos werdenden Massen unmenschliche Grausamkeiten: den Grafen von Helfenstein, der zu Weinsberg saß, nahmen sie gefangen und jagten ihn in die Speere; dann hausten sie in den Klöstern und Schlössern Schwabens und Frankens mit Brand und Raub. Sie eroberten Heilbronn und wollten es zur Hauptstadt ihres neuen Reichs machen. Immer mehr schwanden Ordnung und Zucht in den Haufen. Es drohte die fürchterlichste Umwälzung im Reich. Da ermannten sich die

Fürsten, deren Stellung am meisten bedroht war. Der Truchseß von Waldburg, der Feldhauptmann des schwäbischen Bundes, trieb die ungeübten Haufen zuerst im Algäu, dann im Hegau nach leichtem Kampf auseinander. Dann schlug er den Neckarhaufen, während der stärkste, der fränkisch-odenwäldische, von ihm in Verbindung mit den Kurfürsten von der Pfalz und Trier vernichtet wurde. Fast noch unmenschlicher, als vorher die Bauern selbst wütete dann die Rache der fürstlichen und geistlichen Sieger.

§ 349. Um dieselbe Zeit fanden ähnliche Bewegungen in Thüringen statt, nur daß sie hier einen mehr theokratischen Charakter trugen und mehr von einem einzigen, verwegenen Manne ausgingen und geleitet wurden. Dies war Thomas Münzer, ein Gelehrter, der sich einst als Prediger in Zwickau den Schwarmgeistern (§ 344) angeschlossen und deshalb seine Stelle verloren hatte. Ihm war Luther zu unentschieden. Laut und frech predigte er gegen den „Dr. Lügner, gegen das geistlose, sanft lebende Fleisch zu Wittenberg". Eine neue geistliche und weltliche Ordnung der Dinge sollte anbrechen, alle Stände, alles Vermögen gleich werden und nur die prophetische Erleuchtung fortan das Scepter führen. Mit solcher Predigt gewann er die leichtbewegliche Menge; er setzte sich in Allstedt in Thüringen fest und ging dann nach vorübergehendem Aufenthalt in dem damals schon von der Bewegung der Bauern aufgewühlten Süddeutschland nach Mühlhausen (§ 255), wo inzwischen die niederen Bürgerklassen die Macht des Rates gebrochen und eine Münzers Sinn entsprechende Verfassungsänderung durchgeführt hatten. Hier begann er nun sein himmlisches Jerusalem auf Erden aufzurichten. Zwischen Harz und Thüringer Wald fielen ihm die Bauern zu. Die Ruinen verbrannter Klöster am Fuß beider Gebirge (Paulinzelle, Walkenried) bezeichnen die Ausdehnung der damaligen Verwüstung. Aber bald traten ihm ohne Unterschied ihrer religiösen Ansichten die Fürsten entgegen. Johann von Sachsen, seit wenigen Tagen Kurfürst (§ 351), und Philipp von Hessen, beide der Reformation zugethan, Heinrich von Braunschweig und Georg von Sachsen, beide deren bittere Feinde, führten reisiges Volk gegen Münzers Bauern. Umsonst entflammte Münzer, der Mann „mit dem Schwert Gideonis", in wildbegeisterter Rede auf den Regenbogen weisend, der eben am Himmel stand, die Gemüter der Seinen, die bei Frankenhausen (im Schwarzburgischen) eine Wagenburg geschlagen hatten. Leicht trieben die Fürsten den Heerhaufen auseinander; Münzer selbst, aus einem Versteck hervorgezogen, wurde gefoltert und endete auf dem Blutgerüst (1525). Seitdem kehrte Deutschland zu innerer Ordnung zurück; der Bauernstand aber hatte sein Los eher verschlimmert als verbessert, er „versank in die vollständige Passivität und Barbarei einer an die Scholle gebundenen Arbeiterschaft."

Das wüste Wesen, das neun Jahr später (1534) die Wiedertäufer, ebenfalls eine schwärmerische Sekte, zu Münster unter ihrem Führer Johann von Leyden trieben, war ein in seiner Erscheinung überaus widerliches Nachspiel dieser wilden Ereignisse.

6. Bildung der evangelischen Landeskirchen. Reichstag zu Augsburg, 1530. Schmalkaldischer Bund.

§ 350. Luther hatte, als die aufrührerischen Bauern zu immer schlimmeren Gewaltthätigkeiten schritten, gegen sie seine furchtbare Schrift „Wider die mordischen und raubischen Rotten der Bauern" geschrieben und so in unbarmherzig scharfer Weise sein Werk, die Reformation, von dem ihren,

der Revolution und Schwärmerei, geschieden. Sein Ziel war jetzt eine neue Ordnung, eine evangelische Kirche, herzustellen. Dabei waren es einzelne Landesherren, die sich der Reformation annahmen und sie, wenngleich nicht so herrlich, wie man anfangs gehofft hatte, zum Hafen führten. Vor allem thaten dies die edlen sächsischen Kurfürsten (§ 261 Anm.). Friedrich der Weise, unter dessen Regierung, in dessen Universitätsstadt die Reformation begonnen, hatte dem Werk freien Lauf gelassen, da, wenn die Sache aus Gott wäre, Menschen sie nicht dämpfen könnten. Der „gütige, friedsame Fürst", wie ihn Luther nennt, war 1525, sich allein Christi, seines Heilandes, getröstend, gestorben.

§ 351. Ihm folgte sein Bruder Johann, der Beständige zubenannt, der der Reformation mit Entschiedenheit ergeben war (1525—1532). Schon unter seiner Regierung ward nach Luthers Rat und Ordnung eine sächsische Landeskirche gebildet; Luther schrieb für den Jugendunterricht, für Lehrer und Schüler, seinen großen und kleinen Katechismus (1529), und allmählich bildeten sich nun auch in anderen Gebieten evangelische Landeskirchen, indem die Rechte der ehemaligen Bischöfe auf die Landesfürsten übertragen wurden. Mit großer Entschiedenheit ergriff die Sache der Reformation der Landgraf Philipp von Hessen (§ 251). Ferner war unter den ersten Fürsten, die übertraten, der Hochmeister des Deutschritterordens, Albrecht von Brandenburg, der mit der Einführung der Reformation das Deutsch-Ordensland zum erblichen Herzogtum Preußen umgestaltete, das er, wie schon früher (§ 289) gezeigt ist, aufs neue von Polen zu Lehen nahm. Er gab zugleich das Beispiel einer erfolgreichen Säkularisation, d. h. der Umwandlung geistlichen Gebietes, an dessen Spitze er durch Wahl getreten war, in ein eigenes, erbliches Land, ein Beispiel, das manchen Erzbischof und Bischof locken mußte, Ähnliches zu versuchen.

§ 352. Denn es trieb die Landesherren nicht immer bloß innere Überzeugung zum Anschluß an die Reformation: überall wurden die reichen Kirchengüter, besonders die Klöster, eingezogen, und nicht immer wurden sie, wie man aussprach, zu wohlthätigen Zwecken für Kirchen und Schulen verwendet; oft halfen sie die leeren Kassen verschwenderischer Fürstenhöfe wieder füllen. Wenn so nicht verkannt werden darf, daß sich wie an alles Menschenwerk auch an die Reformation so manches Ungerechte und Mangelhafte hängte, so folgte doch in allen Ländern, wo sie Wurzel faßte, eine freudige, fromme Stimmung im Volke; es folgten bessere Schulen, ernstere Zucht des Lebens, es kam jener Geist bibelfester Ehrsamkeit, der von da an über zwei Jahrhunderte im deutschen Bürger- und Bauernstande dauerte. Besonders in Norddeutschland schritt die Reformation rasch vorwärts. Die Zeit war für ihre ungehinderte Ausbreitung im Reiche günstig. Der Kaiser hatte bald nach dem Reichstage von Worms Deutschland verlassen, um in Italien dem französischen Könige Franz I. entgegenzutreten. Bis 1525 regierte jener schwerfällig zusammengesetzte Reichsrat (§ 329) in seinem Namen, der doch in den einzelnen deutschen Ländern nicht wirksam eingreifen konnte. Seit 1525 bekam des Kaisers Bruder Ferdinand von Österreich mehr Einfluß auf die Leitung des Reichs. Dieser aber, seit 1526 König von Ungarn und Böhmen (doch vgl. § 281), ward von den Türken in den eigenen österreichischen Erblanden bedrängt: 1529 standen die Ungläubigen zum erstenmal vor Wien. In dieser Türkengefahr brauchte das Haus Österreich die Hilfe des Reichs; um sie zu erlangen, durfte es wenigstens vorläufig auch die Anhänger der Reformation nicht zurückstoßen.

§ 353. Der römische Stuhl aber versuchte immer von neuem, den Fortschritten der neuen Lehre entgegenzuwirken. Auf den glänzenden, bis zum Leichtsinn prachtliebenden Leo X. war ein sittenstrenger, ehrenwerter Papst, Hadrian VI., gefolgt (1521), der freilich mit seinen Versuchen, den römischen Hof zu reformieren, scheiterte und bald starb (1523). Clemens VII., ein Neffe Leos X., mehr französisch als kaiserlich gesinnt, suchte der Reformation mit Staatskunst Abbruch zu thun. Sein Legat Campeggi wußte 1524 zu Regensburg die bayrischen Herzöge (§ 268), den ganz spanisch gebildeten, spanisch redenden und denkenden Ferdinand von Österreich und die meisten süddeutschen Bischöfe zu einem Bunde zu vereinen, in dem sie sich Schutz versprachen und ihre Länder der religiösen Neuerung verschlossen. — Dagegen kamen die Häupter der Lutherischen nach manchen Vorverhandlungen Anfang 1526 in Gotha zusammen. Hier gaben sich Johann von Sachsen und Philipp von Hessen die Hand darauf, das göttliche Wort zu schützen; zu Torgau ward dann 1526 ein Bund geschlossen, dem bald Lüneburg, Grubenhagen (eine Linie des Hauses Braunschweig, § 257), Mecklenburg, Anhalt, Mansfeld, Magdeburg und Preußen beitraten. Luther widerriet wie immer jeden Gewaltschritt. Doch trat der Bund, die ihm günstigen Zeitumstände kühn benutzend, auf dem nächsten Reichstage zu Speyer 1526 bereits so stark auf, daß die katholische Mehrheit das Wormser Edikt (§ 342) nicht einzuschärfen wagte. Der Reichstagsabschied schrieb vor, in Sachen des Wormser Edikts solle, bis ein Konzil die endgiltige Entscheidung bringe, jeder Stand „so leben, regieren und es halten, wie ein jeder solches gegen Gott und Kaiserliche Majestät hofft und vertraut zu verantworten" — ein Beschluß, der in seiner Unbestimmtheit der Reformation kein Hindernis in den Weg legte.

§ 354. Bald aber änderte sich die günstige Lage. Kaiser Karl V. hatte 1525 in der Schlacht von Pavia seinen Gegner, den König Franz, besiegt und gefangen genommen. Als dieser zu Madrid 1526 dann einen demütigenden Frieden geschlossen hatte und losgegeben war, verbündete er sich alsbald heimlich mit dem Papste, dem Karls Übermacht in Italien drückend war, und so begann der Krieg aufs neue. Da war 1527 ein aus deutschen, meist lutherisch gesinnten Landsknechten bestehendes kaiserliches Heer, unter dem Connetable von Bourbon auf Rom gerückt, hatte die Stadt erobert (wobei Bourbon fiel) und den Papst in der Engelsburg belagert. Vor Clemens' VII. Augen äfften die Landsknechte die päpstlichen Prozessionen und Ceremonien nach und riefen ihm spottend hinauf, Luther solle Papst werden! — Durch Karls V. Siege bedrängt schloß Franz I. zum zweitenmal Frieden (zu Cambrai an der oberen Schelde, 1529), und Karl empfing am 24. Februar 1530, seinem Geburtstage und dem Siegestage von Pavia, zu Bologna vom Papst die Kaiserkrone. Jetzt hatte er Zeit, sich wieder Deutschland zuzuwenden. Schon die Aussicht auf sein Kommen gab der römisch-katholischen (bayrisch-österreichischen) Partei, die sich indessen noch im stillen gerüstet und verstärkt hatte, Mut entschlossener aufzutreten. Auf einem zweiten Reichstage zu Speyer ward 1529 beschlossen, das Wormser Edikt (§ 342) sei streng durchzuführen, mithin der Reformation Einhalt zu thun. Gegen diesen Beschluß protestierten 19 Reichsstände, Sachsen und Hessen voran, da in Glaubenssachen Stimmenmehrheit nicht entscheiden und binden könne, und von nun an hießen die Anhänger der Reformation Protestanten.

§ 355. Der Kaiser hatte auf den Sommer 1530 einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben. Mit noch stolzerem Prangen als der zu Worms

neun Jahre früher ward er gehalten. Auch Luthers Landesfürst, ebenso seine theologischen Freunde, besonders Melanchthon, zogen dahin; nur er blieb, da er ja in des Reiches Acht war, zu Koburg zurück, in schwerer Kümmernis und doch freudig in seinem Glauben. Viele protestantische Fürsten waren zugegen. Schon zeigte sich der neue Geist auch äußerlich; als der Legat des Papstes den Segen spendend einzog, blieb manches Haupt bedeckt; auch an der Fronleichnamsprozession, die der Kaiser mitmachte, weigerten sich protestantische Herren teilzunehmen. Eh' solle man ihm den Kopf vom Rumpf schlagen, meinte der Markgraf Georg von Ansbach. „Myn werde Fürste, nit Kopp af, nit Kopp af", sagte besänftigend in seinem Niederländisch der Kaiser, der ein behutsames Auftreten liebte. — Am 25. Juni legten hier die Protestanten ihr Glaubensbekenntnis, die sog. Confessio Augustana, vor. Die Schrift, von Melanchthon mild, klar und sehr gemäßigt abgefaßt, legte dar, in welchen Punkten man mit den Katholiken übereinstimme, in welchen man abweiche. Der Kaiser ließ durch Eck eine Widerlegung (Confutatio) aufsetzen, und obwohl Melanchthon nun wieder eine Gegenschrift (Apologia) einreichen wollte, erklärte der Kaiser die Sache für erledigt. Mißmutig entfernten sich viele der anwesenden Fürsten, besonders der entschlossene, schon längst kampffertige Philipp von Hessen, noch vor Schluß des Reichstags. Der Kaiser, ebenfalls mißgestimmt, drohte im Reichstagsabschied mit strengen Maßregeln. Das Reichskammergericht begann mit Prozessen wegen eingezogener Kirchengüter gegen protestantische Fürsten vorzugehen. So trennte man sich uneiniger denn zuvor.

§ 356. Noch zu Ende desselben Jahres traten die Häupter der Protestanten zu Schmalkalden in Thüringen zusammen und schlossen hier am letzten Tage des Jahres 1530 auf sechs Jahre den schmalkaldischen Bund, dem alsbald viele Fürsten und Städte beitraten. Der Kaiser, den bald seine spanischen Angelegenheiten wieder aus Deutschland riefen, ließ zuvor (1531) seinen Bruder Ferdinand zum römischen König wählen, trotz des Protestes, den Sachsen einlegte. Allein da auch das bayrische Haus mit der Wahl unzufrieden war, so zerfielen die Hauptgegner der Protestanten unter sich selbst. Auch drohte neue Türkengefahr. So ging Karl V. gern auf die vom Kurfürsten Friedrich von der Pfalz gebotene Vermittlung ein, und 1532 ward der Nürnberger Religionsfrieden geschlossen. Beide Parteien gelobten, nichts gegeneinander zu thun, bis ein allgemeines Konzil, auf das man allseitig hoffte, die religiösen Fragen entschieden habe.

7. Vom Nürnberger Religionsfrieden (1532) bis zu Luthers Tod (1546).

§ 357. Von nun an begann auf länger als ein Jahrzehnt eine sehr glückliche und erfolgreiche Zeit für die Reformation. Zu den Ländern, die bereits reformiert hatten, trat 1534 Württemberg hinzu. Der vertriebene Herzog Ulrich (§§ 329. 347) hatte sich zu dem Landgrafen Philipp von Hessen begeben, der, von Frankreich, Österreichs Erbfeind, mit Geld unterstützt, gegen den Statthalter Ferdinands von Österreich zog (der schwäbische Bund hatte sich aufgelöst), ihn bei Laufen am Neckar 1534 schlug und den Erzherzog im Frieden zu Kaban an der Eger nötigte, das Land an Ulrich herauszugeben. Die Herzen seines Volkes waren in der langen Trennung dem angestammten Herzog treu geblieben, und dieser gab ihm als Gegengeschenk die Reformation; die Kriegskosten bezahlte er von dem eingezogenen Kirchengut und schloß sich dem schmalkaldischen Bunde an. — Im Jahre 1535 starb der

Kurfürst Joachim I. von Brandenburg (ein Sohn Johann Ciceros, § 276), der bis an sein Ende ein grimmiger Feind Luthers und der Reformation gewesen war. Seine Söhne teilten nach des Vaters Bestimmung das Land: der jüngere, Johann, von Küstrin genannt, führte in seinen Ländern (Neumark, Kottbus, Peitz) die Reformation sogleich ein; der ältere Bruder, Kurfürst Joachim II. (1535—1571), zögerte bis 1539, wo auch er übertrat. So bekannten sich bereits zwei Kurfürsten zur neuen Lehre. Im Jahre 1539 starb auch der alte Herzog Georg von Sachsen (§ 337), gleichfalls ein heftiger Gegner Luthers; sein ihm nachfolgender Bruder Heinrich (1539—1541) reformierte alsbald auch diese Länder samt ihren wichtigen Städten Leipzig und Dresden. Ebenso waren Pommern, Anhalt, die Städte Augsburg, Frankfurt am Main und Hamburg seit 1536 in den Bund eingetreten; bald folgten noch die Oberpfalz und andere Länder mehr.

§ 358. Im Jahre 1537 ward der schmalkaldische Bund auf sechs Jahre erneuert. An seiner Spitze standen noch Sachsen, wo seit 1532 der fromme Johann Friedrich regierte, und Hessen. Fast alle protestantischen Fürsten gehörten dem Bunde an. Vergebens schlossen die bayrischen Herzöge und König Ferdinand nebst den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg und anderen geistlichen und weltlichen Fürsten dagegen das dem Schmalkalder Bunde nachgebildete Nürnberger Bündnis (1538). Immer mehr Fürsten traten zur Reformation über und dem schmalkaldischen Bunde bei. Selbst der Kurfürst von Mainz, beständig in Geldverlegenheiten und von dem guten Willen seiner Landstände abhängig, mußte in seinen Stiftslanden zu Magdeburg und Halle (§ 255) der Reformation freien Lauf lassen. Auch der Herzog Wilhelm von Kleve, Jülich und Berg (§ 253 Anm.) wandte sich ihr zu; ja sogar der Kurfürst Hermann von Köln rief Melanchthon zu sich, ließ evangelisch predigen und strebte sein Erzbistum zu reformieren und zu säkularisieren. Noch stand in Norddeutschland der alte wüste Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig zornig den Schmalkaldern entgegen. Nach einem maßlos erbitterten Schriftenstreit, an dem sich auch Luther beteiligte, und nachdem Heinrich die freien, bereits protestantischen Städte Braunschweig und Goslar angegriffen hatte, überfielen die Häupter des Bundes, Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen, den Herzog, vertrieben ihn 1542 aus seinem Lande — auch hier ward nun die Reformation eingeführt — und als er 1545 zurückzukehren versuchte, ward er geschlagen und gefangen genommen. Selbst der römische König Ferdinand zeigte sich nicht mehr so feindlich wie ehedem. Bayern hielt unter den weltlichen Fürsten damals allein noch den Katholizismus im Reiche aufrecht.

§ 359. Luther, der große protestantische Lehrer und Kirchengründer seines Volks, hatte sich in diesen letzten Jahrzehnten mehr auf seinen engen Wittenberger Kreis zurückgezogen. Noch war er ein rüstiger Kämpfer, und an Kampf und Streit hat es ihm auch in diesen Jahren nicht gefehlt, aber seine Hauptarbeit war jetzt doch der Aufbau einer neuen Ordnung an Stelle der alten, die er zertrümmert hatte, und dieser Aufgabe hat er sich denn auch mit aller Kraft gewidmet. Seit 1525 verheiratet hatte er Freud und Leid des häuslichen Lebens in reichem Maße erfahren, war jetzt im Kreise seiner Freunde und Familie der heiter scherzende Mann, aus dessen Munde Sprüche des Tiefsinns wie der kindlichen Heiterkeit gingen, dann wieder der geistliche Berater und Freund mächtiger Fürsten nah und fern oder der zürnende Elias, der mit prophetisch eiferndem Worte Mißbrauch und Irrlehre traf. Er sah sein Werk über Deutschlands Grenzen hinauswachsen: Schweden, Dänemark,

Norwegen hatten sich seiner Lehre angeschlossen; in den Niederlanden, in England und Frankreich hatte sie zahlreiche Märtyrer gefunden. Gleichwohl war seine Seele oft von Schmerzen und bangen Ahnungen umfangen; mochte es sein, weil sein Werk sich nicht so rein und göttlich hatte durchführen lassen, als er einst gehofft hatte, und weil er sah, wie Gier nach Kirchengut und andere unlautere Neigungen häufig nicht minder wirkten als der reine Eifer für Gottes Wort; oder mochte es sein, weil er die Sitten des Volks, das in dieser wohlhäbigen Zeit an weltlichem Vergnügen, an üppigem Kleiderschmuck hing, nicht so durch das Evangelium umgestaltet erblickte, wie er gehofft hatte; mochte endlich Kränklichkeit des gebrechlichen Leibes mit zur Verstimmung beitragen. Dennoch erhob sich sein Geist immer wieder zu siegesfroher Gewißheit; stolz und demütig zugleich war er nicht im Zweifel, „daß er ein auserwähltes Rüstzeug Gottes sei, im Himmel, auf Erden und in der Hölle wohlbekannt." Die Macht seiner Persönlichkeit entschied so sehr, daß seine Kirche ihm auf dem Wege, den er eingeschlagen hatte, in unbedingtem Gehorsam folgte. So war sein Alter herangenaht. Während die Verhältnisse zu einem großen Bruche, zu einer Entscheidung durch die Waffen drängten, riet Luther, so lange er konnte, zum Frieden, ja — soweit es nicht die Lehre angehe — zur völligen Unterwerfung unter den Kaiser; er wenigstens wünschte einen Krieg um des Glaubens willen nicht zu erleben. — Der Wunsch ist ihm erhört worden. Von seinen alten Landesherren, den Grafen von Mansfeld, ward er, um einen Erbschaftsstreit zu schlichten, nach Eisleben berufen. Dort erkrankte er und verschied in der Nacht vom 18. Februar 1546, noch im letzten Todeskampfe bezeugend, wie er freudig sterbe im Glauben an alles, was er gelehrt habe. Sein Leichenzug nach Wittenberg ward ein Trauerzug des ganzen Volkes; es war, als fühlten alle, daß an Hoheit des Geistes, an Kraft des Charakters wie an nachhaltiger Wirkung auf Deutschlands innerstes Leben in unserer Geschichte nie seinesgleichen gewesen war. —

8. Der schmalkaldische Krieg, 1546—1547. Der Augsburger Religionsfrieden, 1555.

§ 360. Kaiser Karl V. hatte unterdessen 1535 einen glücklichen Zug gegen die türkischen Seeräuber von Tunis ausgeführt, dann einen dritten Krieg gegen Franz I. (1536 bis 1538) gekämpft und darauf in Gent den letzten ständischen Widerstand seiner Niederländer gebrochen. Während all dieser Zeit — neun Jahr lang kam er nicht nach Deutschland — schien ihm Nachsicht gegen die protestantischen Stände ratsam. Zugleich drängte er den Papst, endlich zur Schlichtung aller religiösen Wirren das langverheißene Konzil zu berufen, was dieser unter immer neuen Vorwänden vermied. So hielt der Kaiser geflissentlich die Entscheidung bis zu günstigerer Gelegenheit hin, ja er und sein Bruder Ferdinand ließen unter dem Scheine der Versöhnung in Deutschland mehrere Religionsgespräche halten (zu Hagenau, Worms), das letzte und bedeutendste unter des Kaisers Augen zu Regensburg (1541). Schon standen auf protestantischer Seite Melanchthon, auf der andern mildgesinnte Katholiken fast im Begriff, sich die Hände zu reichen, als hier der Papst, dort Luther und der Kurfürst von Sachsen den Versöhnungsversuch, dem sie nicht trauten, zum Scheitern brachten. Abermals vertagte man die Entscheidung.

§ 361. Karl V. ging nach Italien und unternahm von dort aus einen Zug gegen die Seeräuber von Algier (1541), der aber unglücklich aus-

fiel. Nun erklärte 1542 Franz I. an Karl V. zum viertenmal den Krieg. Auf französischer Seite stand auch ein deutscher Fürst, der Herzog Wilhelm von Kleve, der gegen Karl V. das Herzogtum Geldern zu behaupten suchte. Zugleich beschäftigte den Kaiser die Sorge, daß die Reformation, deren Einführung in Kleve bereits erfolgt, in Köln versucht worden war (§ 358), auch in seine Niederlande eindringen könne, die er katholisch erhalten wollte und die er immer schärfer von Deutschland sonderte. Deshalb kam er (1543) von Italien wieder nach Deutschland und schlug mit allen Schrecken der Verwüstung, die seine spanischen Truppen verbreiteten, das klevische Land. Herzog Wilhelm mußte sich demütigen und allen Ansprüchen auf Geldern sowie der Reformation entsagen. Durch seine Vermählung mit einer Tochter des römischen Königs Ferdinand (§ 253 Anm.) ward er dann ganz für die österreichischen Interessen gewonnen. — Gegen die übrigen Protestanten trat Karl noch immer behutsam auf. Im folgenden Jahre gelang es ihm sogar noch, durch persönliche Liebenswürdigkeit auf dem Reichstage zu Speyer auch die Schmalkalder zum Reichskriege gegen Frankreich zu bewegen; mit der gesamten Reichsmacht und im Bunde mit Heinrich VIII. von England rückte er nun bis nahe vor Paris und bedrängte Franz I. so hart, daß dieser 1544 den Frieden von Crespy schloß. Nun erst hatte Karl freie Hand. Die Zeit der Rücksichten war vorüber; jetzt konnte er, wie er schon lange geplant hatte, in Deutschland die Einheit der Kirche nötigenfalls mit Gewalt herstellen und auch hier — was ihm in Spanien schon in seiner Jugend gelungen war — die reichsständische Selbständigkeit brechen.

§ 362. Ihm gegenüber waren die Schmalkalder uneinig, und mächtige protestantische Fürsten, wie die Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz, blieben dem Bunde fern. Im Dezember 1545 ward endlich zu Trient ein Konzil eröffnet. Der Kaiser verlangte, daß die protestantischen Fürsten es beschicken sollten. Da es aber auf der welschen Seite der Alpen (§ 277) zusammentrat und gleich mit feindseligen Schritten gegen die Protestanten begann, so weigerten sich Hessen wie Sachsen, dies zu thun. Nun schloß der Kaiser ein Bündnis mit dem Papst, der ihm Geld und Soldaten zusagte, und begann selbst Truppen zusammenzuziehen; und als dann sowohl die oberdeutschen Städte — unter dem klugen und entschlossenen Sebastian Schärtlin — als auch der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen ein Heer sammelten, da ächtete der Kaiser die beiden Häupter des schmalkaldischen Bundes als pflicht- und eidbrüchige Rebellen. Nicht als ein Kampf gegen die protestantische Sache sollte der Krieg erscheinen, und in der That gelang es der klugen Politik des Kaisers, die meisten protestantischen Fürsten, wie den Kurfürsten von der Pfalz, Joachim II. von Brandenburg samt seinem Bruder Johann und die Herzöge von Mecklenburg und Pommern dem Kriege fern zu halten. Dennoch hätte man leicht die schwachen Truppen des Kaisers, die langsam aus Italien und den Niederlanden heranzogen, besiegen können, hätte der mutige Rat Schärtlins, der auf schnellen Angriff drang, die Uneinigkeit oder die Gewissensbedenken der beiden Fürsten überwogen. Sie hatten fast 40000 Mann und schönes Geschütz zusammen. Dennoch thaten sie nichts als müßig vor Ingolstadt liegen und zwischen Nördlingen und Ulm hin- und herziehen, bis der Herbst kam und der Kaiser seine Truppen vereint hatte. Da zwang ein unerwartetes Ereignis den Kurfürsten von Sachsen zur schnellen Heimkehr.

§ 363. Den Protestanten war nämlich in ihrer eigenen Mitte der gefährlichste Feind erstanden. Der junge Herzog Moritz von Sachsen,

ein ehrgeiziger, klug rechnender Fürst, war 1541 seinem Vater Heinrich (§ 357) in den sächsischen Ländern albertinischer Linie gefolgt. Vor dem jungen Löwen, den er an seiner Tafel sitzen habe, möge der Kurfürst sich hüten, soll Luther einst von ihm geweissagt haben. Moritz war mit seinem Vetter Johann Friedrich längst verfeindet, war dem schmalkaldischen Bunde nicht beigetreten, hatte unter dem Kaiser gegen die Türken und Franzosen ruhmvoll gefochten und hatte sich jetzt durch die listige Politik des Kaisers verleiten lassen, gegen die Schmalkalder in den Kampf einzutreten. Ganz plötzlich war er in Kursachsen eingefallen und hatte fast das ganze Land besetzt. Eilig kehrte Johann Friedrich zurück; Kurfürst und Landgraf schieden unter gegenseitigen Vorwürfen.

§ 364. Nun beeilten sich die oberdeutschen Fürsten und Städte, mochten sie eine feindliche oder bloß zuwartende Stellung zum Kaiser eingenommen haben, seine Verzeihung mit schweren Opfern zu erkaufen. Ulrich von Württemberg warf sich ihm zu Füßen; mit Thränen in den Augen bat Friedrich von der Pfalz um Verzeihung dafür, daß er dem Württemberger vertragsmäßig Zuzug geleistet hatte; alle Städte unterwarfen sich, und Augsburg entließ Schärtlin, der am längsten den Kaiserlichen Abbruch gethan hatte, des Dienstes. Ganz Süddeutschland gehorchte wieder dem Kaiser. Und in Köln endigte nun mit dem Rücktritt des vom Papste gebannten und abgesetzten Kurfürsten Hermann die begonnene Reformation völlig. Es war ein großer Sieg, den Karl damit erfochten hatte. Mit dem feindlichen Oberdeutschland im Rücken hätte er nie gegen Sachsen und Hessen vorgehen können. Und wie hätte er hoffen dürfen, die festen oberdeutschen Städte schnell zu erobern? Aber freilich bedingungslos war die Unterwerfung der Süddeutschen nicht erfolgt. Der Kaiser hatte versprechen müssen, sie „bei ihrer habenden Religion bleiben zu lassen". Die Hoffnung, die religiöse Einheit in Deutschland durch einfache Zurückführung der Evangelischen zur katholischen Kirche herzustellen, war vereitelt, und neue Verwicklungen zwischen Kaiser und Papst konnten nicht ausbleiben.

§ 365. Indessen hatte Johann Friedrich sein Land zurückerobert und Moritz selbst in Bedrängnis gebracht. Darüber kam der Frühling 1547 heran. Ehe der Kurfürst es ahnte, stand Karl V. mit einem starken Heer an den böhmischen Grenzgebirgen und brach in Sachsen ein. Mit ihm war Moritz von Sachsen, unter ihm befehligte Alba, der später in den Niederlanden sich so furchtbar machte. Über Plauen und Altenburg rückte er, ohne Widerstand zu finden, bis zur Elbe vor; dann zog er am linken Ufer stromabwärts. Auf dem rechten Elbufer, in der Nähe von Mühlberg, stand mit ungenügenden Streitkräften — es waren kaum 5000 Mann, die er den 29000 des Kaisers entgegenzustellen hatte — der Kurfürst, der sich durch den Fluß vor einem schnellen Angriff geborgen glaubte. So brach der Morgen des 24. April an. Über dem Flusse lag der Nebel. Schon in der Dämmerung schwammen spanische Soldaten, den Degen zwischen den Zähnen, hinüber und bemächtigten sich der Schiffbrücke, die der Kurfürst bei sich führte. Während nun an der Herstellung der Schiffbrücke, auf der das Fußvolk und Geschütz übergehen sollte, gearbeitet wurde, zog die Reiterei an einer seichten Stelle, die ein Mühlberger Bürger gezwungen zeigte, durch den Strom. Es war ein Sonntag. Johann Friedrich hatte erst nach seiner frommen Weise seinen Gottesdienst beenden wollen, ehe er sich seinem bereits auf Wittenberg abziehenden Fußvolk mit der Reiterei anschloß. In denen, die den Fluß überschritten, vermutete er nur Leute des Herzogs Moritz. Für ernstlich hielt

er die Gefahr nicht, und den Kaiser glaubte er noch weit zurück. Drum gab er auch seinen Reitern, die Miene machten, den Kaiserlichen den Übergang streitig zu machen, Gegenbefehl und folgte mit ihnen seinem Fußvolk. Er wollte keine Schlacht. Da warfen sich Alba und Moritz von Sachsen, denen bald die Hauptmacht unter dem Kaiser folgte, auf den abziehenden Feind. Vor den überlegenen Massen stoben Reiterei wie Fußvolk auseinander und eilten fliehend über die Lochauer Heide: zu einer eigentlichen Schlacht kam es gar nicht. Der Kurfürst, so schweren Leibes, daß er nur mit Mühe zu Pferde steigen konnte, floh mit, ward aber bald eingeholt. Er wehrte sich tapfer, mußte sich aber endlich verwundet gefangen geben. Der Kaiser, vor den er geführt ward, ließ ihn streng an; als Gefangenen führte er ihn dann vor Wittenberg, das er zu belagern begann. Diese alte Hauptstadt des Protestantismus ward aber von des Kurfürsten Gemahlin Sibylle aus dem klevischen Hause (§ 253 Anm.) heldenmütig verteidigt. Hier vor Wittenberg war es, wo Karl V. dem Kurfürsten als einem Hochverräter das Todesurteil sprechen ließ. Ruhig empfing es Johann Friedrich, jetzt im Dulden eben so groß und ehrfurchtgebietend, wie vorher im Handeln langsam und unentschlossen.

§ 366. Zur Vollstreckung des Urteils aber schritt der Kaiser nicht. Dafür, daß der Kurfürst in die Übergabe Wittenbergs willigte, wandelte er die Todesstrafe in ewiges Gefängnis. So unterwarf sich das Land und die Hauptstadt: kriegerische Eigenschaften hatte das Luthertum im Volke nicht geweckt, wohl aber dieselbe Beharrlichkeit im Dulden, wie sie der Kurfürst bewies. Karl V. zeigte sich klug, gemäßigt, ja großmütig. Weder störte er, wie einzelne seiner Begleiter rieten, Luthers Grabesruhe — er that den schönen Ausspruch, er führe nicht mit den Toten, sondern mit den Lebenden Krieg — noch hob er den lutherischen Gottesdienst auf. Johann Friedrich trat den ehemaligen Kurkreis mit Wittenberg an Moritz ab, auf den der Kaiser auch bald die Kurwürde übertrug: der älteren Linie blieben nur die thüringischen Besitzungen.

Des Kaisers Truppen unterwarfen dann schnell ganz Norddeutschland; nur eine Anzahl Städte widerstanden noch. Philipp von Hessen, jetzt ganz entmutigt, ließ über seine Unterwerfung unterhandeln: Moritz von Sachsen, sein Schwiegersohn, und Joachim II. von Brandenburg wurden ihm Bürgen für eine gnädige Aufnahme beim Kaiser. Zu Halle warf sich Philipp ihm zu Füßen, aber, wie erzählt wird, noch so leichten Sinnes, daß der Kaiser ihm zurief: „Well, ich zall ju leren lachen!" In der That forderte Alba am Abend seinen Degen. Umsonst fuhr Joachim im Zorne auf, berief sich Moritz auf gegebene Versprechungen. Karl V. führte nun beide fürstlichen Gefangenen mit sich im Reich umher, aber behandelte Philipp, den er nach Mecheln gefangen setzte, strenger als Johann Friedrich, den er achten gelernt hatte und bei sich behielt. Da das Trienter Konzil nach kurzem Zusammensein wieder auseinander gegangen war, so erließ der Kaiser 1548 das Augsburger Interim, in dem bestimmt wurde, wie es in den protestantischen Gebieten einstweilen in Bezug auf religiöse Dinge gehalten werden solle. Den Protestanten blieb danach wenig mehr als Laienkelch und Priesterehe. Besonders in Oberdeutschland führte er das Interim mit Strenge durch, aber Hunderte von frommen Geistlichen gingen lieber mit Weib und Kind ins Elend, als daß sie ihren Glauben verleugneten. — In Norddeutschland setzten die Städte, die sich im schmalkaldischen Kriege nicht unterworfen hatten, wie Bremen, Hamburg, Magdeburg, Braunschweig,

ihren Widerstand fort; besonders Magdeburg ward ein Zufluchtsort aller um der protestantischen Lehre willen Bedrängten. Der Kaiser ächtete die Stadt und übertrug Moritz und Joachim II. die Ausführung der Acht.

§ 367. Karl V. schien nun auch in Deutschland erreicht zu haben, was in allen seinen Ländern sein Ziel gewesen war: die Aufrichtung einer unumschränkten Herrschermacht. Die deutschen Fürsten mochten nun erkennen, auf wie schwachen Füßen die von ihnen so köstlich gehaltene Unabhängigkeit stand, wie sie, wenig zusammenhaltend, jeder größeren, kühn angreifenden Macht unterliegen mußten. Aber war es für das deutsche Volk etwa ein Segen, daß die Kaisermacht endlich wiederhergestellt war? In diesem Falle keineswegs. Denn was Karl V. brachte, das war die spanische Fremdherrschaft, die das Land mit entsetzlich verwilderten Truppen erfüllte, deutschem Recht und deutscher Sitte Hohn sprach und unter des Kaisers eigenen Augen — zunächst in süddeutschen Städten, besonders hart in Konstanz — die Reformation niedertrat. Dieser Gefahr gegenüber war der Selbständigkeitssinn der deutschen Fürsten ein hohes Gut, um so mehr, als in vielen von ihnen der Geist des Evangeliums wirklich lebendig war. Eine Reihe von edlen, frommen Herren zierte damals deutsche Fürstenthrone, so Ernst von Lüneburg und etwas später Heinrichs des Jüngern (§ 358) Sohn, Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Gründer der Universität Helmstedt (1576), ferner Wolfgang von Anhalt, der „ausrichtige“ Christoph von Württemberg, Ulrichs Sohn; auch des römischen Königs Ferdinand Sohn, der spätere deutsche Kaiser Maximilian II., zeigte einen hoheitsvollen, sittlichen Charakter und große Hinneigung zur Reformation. Nicht minder war Rechtsgefühl und religiöser Mut im Volke lebendig. An dem allen fand der päpstliche wie der spanische Einfluß einen stillen, beharrlichen Widerstand. Nun trat der Kaiser gar mit dem Plane hervor, seinen Sohn, den finsteren Philipp, zu Ferdinands Nachfolger im Reiche und die Kaiserkrone in seinem Hause erblich zu machen. Dadurch verletzte er auch seinen Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian. Aber erst in Moritz von Sachsen entstand der deutschen Sache ein Retter.

Moritz war kein frommer Charakter, aber doch dem Protestantismus zugethan und fühlte sich durch den Vorwurf, seinen Glauben verraten zu haben, gedrückt; schon das Interim hatte er nicht ohne Umänderung in seinem Lande eingeführt. Der Mißbrauch seiner Bürgschaft und die fortwährende harte Gefangenschaft seines Schwiegervaters Philipp beleidigten ihn. Am meisten jedoch empörte ihn die Herrschaft der spanischen Feldherrn und Staatsmänner, eines Alba und Granvella, denen Deutschlands Fürsten preisgegeben waren; er vor allen fühlte sich berufen, die fürstliche Unabhängigkeit zu verteidigen. Dabei verfuhr er mit den Mitteln welscher Hinterhaltigkeit und Verstellung, wie sie der Kaiser selber zu üben gewohnt war. Und jetzt übertraf der Schüler den Meister. Die Ausführung der Acht gegen Magdeburg, mit der er betraut ward, gab ihm Gelegenheit, ohne daß der Kaiser Verdacht schöpfte, um diese Stadt ein bedeutendes Heer zu sammeln. Ein Bündnis unter den protestantischen Fürsten herzustellen, dessen Spitze gegen den Kaiser gerichtet war, gelang um so leichter, als gerade damals Karl V. in Oberdeutschland streng gegen den Protestantismus vorging. Die brandenburgischen Fürsten, Wilhelm von Hessen, des gefangenen Landgrafen Sohn, und der Herzog Johann Albrecht I. von Mecklenburg schlossen einen Bund mit Moritz. Der französische König Heinrich II., schon mit den Vorbereitungen zu einem Kriege gegen Karl beschäftigt, verständigte sich schnell

mit den Fürsten. Für einen Krieg gegen den Kaiser versprach er ihnen bedeutende Geldzahlungen; dagegen willigten die Fürsten darein, daß der französische König die französisch redenden Reichsstädte an seiner Grenze, Cambrai, Metz, Toul und Verdun, unter seine Herrschaft bringe. So zeugte böse That neues Böse und vom Verrate deutscher Fürsten unterstützt machte Frankreich die ersten Eroberungen an der westlichen Reichsgrenze.

§ 368. Als insgeheim alle Vorkehrungen mit bewunderungswürdiger Vorsicht getroffen waren, brach Moritz plötzlich gegen den Kaiser auf (März 1552). Zu ihm gesellte sich noch Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, ein berühmter Söldnerführer, der alle wilden und streitlustigen Abenteurer in Deutschland an sich zog. Im Fluge durcheilten sie Deutschland und fanden Tirol so ungedeckt, daß sie nach Erstürmung der Ehrenberger Klause (bei Füssen am oberen Lech) Karl V. zu Innsbruck fast gefangen genommen hätten: krank flüchtete er in einer Sänfte über die schneebedeckten Alpen. — Der Kaiser mußte nachgeben: sein Bruder Ferdinand, der insgeheim Moritzens Plänen Vorschub leistete, damit die Nachfolge im Reiche nicht seinen Kindern entginge, vermittelte bald darauf den Passauer Vertrag (1552), durch den vorläufig den Protestanten freie Religionsübung zugesichert und die gefangenen Fürsten losgegeben wurden. Drei Jahre nachher kam der Augsburger Religionsfriede zustande (25. Sept. 1555). Er gewährte den weltlichen Landesherren Religionsfreiheit und das Recht, in ihren Gebieten zu reformieren. Unterthanen, die sich nicht fügen wollten, sollten auswandern dürfen. Die freien Reichsstädte sollten bei der Religion, zu der sie sich jetzt bekannten, verbleiben, geistliche Stifter nicht säkularisiert werden; wenn ein geistlicher Fürst den alten Glauben verließe, so sollte er sein Amt und Einkommen verlieren. Diese Klausel, die Ferdinand von Österreich nach langem Streit aus königlicher Machtvollkommenheit, aber mit Wissen der Protestanten hinzufügte, nannte man den geistlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum). Sie sollte ausgeglichen werden durch die — freilich nicht in den Reichstagsabschied aufgenommene — Deklaration, wonach die geistlichen Reichsstände auf das Recht, die protestantischen Unterthanen zum katholischen Glauben zu nötigen, verzichteten. Im übrigen wurden katholische und protestantische Stände — doch von diesen nur diejenigen, die die Augsburger Konfession bekannten — in allen Rechten gleichgestellt.

§ 369. Moritz von Sachsen hatte diesen Religionsfrieden nicht mehr erlebt Sein ehemaliger Waffengefährte Albrecht Alcibiades war auch nach dem Passauer Vertrage mit seinen Söldnerbanden noch brandschatzend und verwüstend durch Deutschland gezogen. Zuerst hatte er sich für einen Verbündeten des französischen Königs ausgegeben und hatte sich dann, als Karl V. einen vergeblichen Zug zur Wiedereroberung von Metz machte, wieder auf des Kaisers Seite gestellt. Endlich brachten seine Räubereien fast alle Fürsten gegen ihn auf. Mit Heinrich dem Jüngern von Braunschweig, dessen Länder Albrecht plünderte, verband sich Moritz. Bei Sievershausen (unfern Hannover) kam es zu einer blutigen Schlacht (1553), in der zwei Söhne Heinrichs und auch Moritz zum Tode verwundet wurden. Große Pläne gingen mit ihm zu Grabe. Es folgte ihm sein Bruder August, und noch lange hindurch hielt sich das sächsische Kurhaus an der Spitze des norddeutschen Protestantismus. — Auch Karl V. zog sich vom Schauplatze zurück, nachdem er seine Niederlande, die er fast ganz vom Reiche gelöst (§ 252), seinem Sohne Philipp II. übergeben hatte. Ebenso hatte Karl

1542 das ihm benachbarte und unter einem sehr befreundeten Fürstenhause stehende Lothringen aus dem deutschen Reichsverbande entlassen. So bröckelten unter stürmischen Bewegungen im Innern durch die Schuld des Kaisers und der Fürsten selbst bereits die äußeren Teile vom alten Reiche los. — Im Jahre 1556 legte dann Karl V. die Kaiserkrone nieder, die nun auf seinen Bruder Ferdinand (1558—1564) überging. In der Einsamkeit, neben dem Kloster St. Juste (in Estremadura nördlich von Tajo), hatte er sich ein Haus erbaut: hier ist er 1558 gestorben.

9. Die Schweizer Reformation. Streitigkeiten innerhalb des Protestantismus.

§ 370. Die Schweiz, obwohl politisch schon fast ganz vom Reiche geschieden (§ 245), blieb doch, soweit sie deutscher Zunge angehörte, im geistigen Leben eng mit ihm verbunden. So ging denn auch dort eine Reformation, fast gleichzeitig mit der deutschen, aber im ganzen unabhängig von ihr, vor sich. Huldrich Zwingli, geboren am 1. Januar 1484, ein in den alten Sprachen gebildeter, heiterer, klarer und frommer Mann, hatte in seiner Pfarrstelle zu Glarus schon vor Luthers Auftreten gegen manche Mißbräuche und als Schweizer besonders gegen das Reislaufen (§ 315) gepredigt. Dann nach dem berühmten Wallfahrtsorte Einsiedeln in Schwyz berufen, hatte er Wallfahrten, Ablaß, Seelenmessen und dergleichen angegriffen. Seit 1519 Prediger zu Zürich, begann er offen mit reformatorischen Ideen hervorzutreten, die denen Luthers nahe verwandt waren; nur die Abendmahlslehre faßte er anders auf. An dieser Abweichung scheiterte durch die Strenge Luthers, der bei dem Religionsgespräch zu Marburg 1529 die dargebotene Bruderhand Zwinglis zurückwies, eine Verständigung der Schweizer mit den deutschen Protestanten, die Philipp von Hessen gern herbeigeführt hätte. Auch zum schmalkaldischen Bunde wurden sie deshalb nicht zugezogen, und so blieb die Entfremdung Deutschlands und der Schweiz, obwohl der Protestantismus beide Länder leicht wieder einander hätte näher bringen können. Der Reformation in Zürich folgten Bern, Sankt Gallen, Basel, Glarus, Appenzell, Schaffhausen und andere Städte und Kantone. Bald überwog die neue Lehre im ganzen Lande; doch blieben die Urkantone Schwyz, Uri und Unterwalden ebenso wie Zug und Luzern bei der alten Kirche. Nach einiger Zeit kam es deshalb in der Eidgenossenschaft zum offenen Bruch und schließlich 1531 zur Schlacht bei Kappel (im Kanton Zürich). Die wenig zum Kampfe vorbereiteten Protestanten wurden besiegt und Zwingli, der als Feldprediger mit ausgezogen war, erschlagen. Auch durch die Schweiz ging fortan eine Scheidung katholischer und reformierter Staaten.

§ 371. Im allgemeinen schlossen sich der Schweizer Lehre auch die benachbarten oberdeutschen Städte, z. B. Lindau, Konstanz, Straßburg, an. Einen größeren Einfluß aber gewann die Schweizer Reformation erst, als sie in Genf eine tiefere Durchbildung erhielt. In dieser welschen Stadt des ehemaligen Königreichs Burgund, die unter savoyischem Einfluß gestanden, hatte sich zugleich mit der im Bunde mit Bern und Freiburg erkämpften Unabhängigkeit die Reformation ausgebreitet. Ein Franzose Jean Cauvin (Calvin, 1509—1564), geb. zu Noyon in der Picardie und auf den Universitäten Frankreichs, besonders zu Paris, juristisch und theologisch gebildet, hatte, als er mit den Schriften der deutschen Reformatoren bekannt wurde, das Evangelium mit hohem Eifer ergriffen, selbst alsbald ein bewunderungs-

würdig scharfsinniges System der Lehre aufgestellt (das sich im Abendmahle mehr Luthers Auffassung näherte, sonst aber in einigen wesentlichen Punkten, z. B. in der Lehre von der unbedingten Gnadenwahl, davon abwich) und dann für diesen seinen Glauben Verfolgung leiden und sein Vaterland verlassen müssen. Nach unstätem Umherirren am Rhein und in Italien bereitete ihm die Begeisterung seiner Anhänger in Genf eine bleibende Stätte (seit 1536). Durch die strenge, oft finstere und unerbittliche, immer aber von heiligem Ernst getragene Festigkeit seines Wesens wie seiner Lehre ward ein neues Bekenntnis gegründet, das calvinistische (reformierte), wie man es im Unterschiede von dem lutherischen nannte. — Zu Calvins Lehre bekannte sich bald der größte Teil der Schweiz. In Frankreich fand sie zahlreiche Anhänger, die Hugenotten. Sie verbreitete sich den Rhein hinab und ward in der Pfalz (seit 1559), dann auch in Bremen, Hessen-Kassel und Anhalt herrschend. Zu ihr bekannten sich die Niederlande, nachdem sie sich von der spanischen Herrschaft Philipps II. losgemacht hatten. Sie ward in Schottland im strengsten Sinne Calvins durch John Knox unter der leichtlebigen Königin Maria Stuart eingeführt, und selbst die englische Kirche richtete sich, wenngleich nicht in der Verfassung, so doch in der Lehre nach Calvin.

§ 372. Der Calvinismus unterschied sich nicht unwesentlich vom Luthertum. Besonders trug die Kirchenverfassung ein eigentümliches Gepräge. Die Gemeinde selbst wählte ihre Kirchenältesten (Presbyter), diese wieder die Geistlichen. So kam ein gewisser republikanischer Geist der Unabhängigkeit in diese Gemeinden, der sich auch in Deutschland, soweit die reformierte Kirche sich verbreitete, geltend machte. Da die reformierte Anschauung ihre Vorbilder am liebsten dem alten Testament entnahm, so ward dieser Kirche auch bald ein Geist strengen Heldenmutes, eisernen Trotzes eigen, wie der Charakter des alttestamentlichen Israel war. Sie zeigte sich im Gegensatz zu der zäh und still duldenden lutherischen Kirche immer rasch zum Kampf mit dem Schwerte bereit und gewann besonders in den romanischen Teilen Europas Anhang.

§ 373. Zwischen beiden Schwesterkirchen entbrannte bald ein unchristlicher, blinder Haß, der noch die letzten Tage Melanchthons († 1560) verbitterte, der sich umsonst mühte, den Frieden zu erhalten. Mehr und mehr sah man das Wesen des Protestantismus in der Lehre (dem Dogma), und je weniger sich eine Formel finden ließ, die alle Geister befriedigte — die doch durch Luther auf Selbständigkeit des Forschens und der Schriftauslegung hingewiesen waren — um so mehr häuften sich die gegenseitigen Anfeindungen um der Lehre willen; Verketzerungen, Bannflüche, Vertreibungen und Verfolgungen Andersgläubiger nahmen überhand. In solche gehässige Zerrüttungen ging die Begeisterung der Reformation über und lähmte so sich selbst die Schwingen.

B. Gegenreformation und dreißigjähriger Krieg. Zeit des Übergewichts der habsburgischen (österreichisch-spanischen) Monarchien in Europa.

1. Die europäischen Verhältnisse.

§ 374. Bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts war die Reformation durch ganz Europa im Fortschreiten geblieben. Aber nun erhob sich der Ka-

tholizismus mit neuer Kraft, je mehr die erste, frische Begeisterung für das Evangelium und die Freiheit des Geistes nachließ. Auf dem Konzil von Trient (1545—1563) schloß er seine kirchliche Lehre mit aller Schärfe gegen die protestantische ab. So in sich gesammelt und aller halben Freunde entledigt, von vielen Schäden der früheren Zeiten gereinigt, unter der Führung von Päpsten, die nicht mehr wie Leo X., Clemens VII., Paul III. zunächst italienische Fürsten und dann erst Häupter der Kirche waren, begann der Katholizismus den Kampf gegen die neue Lehre. Die furchtbare Einrichtung der Glaubensgerichte, die Inquisition (§ 180), ward wieder erneut, von Rom aus gefördert und bald mit ihrer mörderischen Thätigkeit über den Süden Europas ausgebreitet, wo sie den Ketzern unzählige Scheiterhaufen baute. Endlich entstand um dieselbe Zeit (1540) der Jesuitenorden, der von dem Spanier Ignaz Loyola zuerst zum Zwecke der Heidenbekehrung gestiftet worden war, sich aber bald vor allem der Bekämpfung der Reformation widmete. Dadurch, daß die Jesuiten Schulen gründeten, an den Universitäten die Lehrstühle, an den Höfen die Beichtstühle zu erlangen wußten, gewannen sie schnell mächtigen Einfluß auf hoch und niedrig. Bald faßten sie auch in Deutschland, und zwar zuerst an der bayrischen Universität Ingolstadt, festen Fuß und begannen einen langen, beharrlichen, schleichenden Kampf gegen die weitere Verbreitung der Reformation.

§ 375. Der große Führer in diesem Kampfe gegen die Reformation wie gegen jede freiere Entwickelung der Völker war der spanische Habsburger, der fanatische und despotische Philipp II. (1556—1598), der Sohn Karls V., auf den die niederländischen, italienischen und samt den außereuropäischen die spanischen Besitzungen jenes mächtigen Herrschers übergegangen waren. Sein Leben, ein fortgesetzter Kampf gegen alle freieren geistigen Regungen, berührt freilich Deutschland nur von ferne: aber ganz Europa war seit der Reformation gleichsam ein einziger Körper geworden, in dem kein Glied leiden konnte, ohne daß es die anderen mitempfanden; es ward nicht mehr bloß um Macht und Herrschaft einzelner Staaten, sondern um religiöse und politische Freiheit aller gerungen. Es fragte sich, ob die gewaltige spanisch-österreichische (habsburgische) Monarchie, die die Geister in die alten, nur noch verschärften Formen einzwängen wollte, siegen oder ob sich das berechtigte Streben der Menschheit nach freier Entwickelung in Staat und Religion allem Pochen und Dräuen der Gewaltigen zum Trotz behaupten würde.

§ 376. Deutschland, durch seine politische und kirchliche Zerrissenheit gelähmt, nahm an diesem Wettkampfe keinen Teil mehr. Es hatte wohl die Reformation geistig erzeugen können: sie politisch zu schützen war es nicht imstande. Zuerst nahmen den Kampf gegen Philipp II. die Niederländer auf: Deutschland sah dem furchtbaren Ringen müßig zu und verscherzte so die letzte Gelegenheit, ihr Land, das (als burgundischer Kreis) nur noch in lockrer Verbindung mit dem Reiche stand, wieder fester daran zu knüpfen. Die Niederlande hatten sich gegen die schweren Bedrückungen Philipps II. empört. Sie rangen um ihre altverbürgten Rechte, ihre religiöse Freiheit, selbst um ihren Wohlstand, den das spanische Steuersystem mit Vernichtung bedrohte. Viele von ihren besten Männern, darunter Egmont und Hoorn, hatten durch Albas (§ 365) Tyrannei auf dem Blutgerüst geendet (1568); unter dem kühnen, schweigsamen und bedachten Wilhelm von Oranien, einem deutschen Fürstensohne (§ 250 Anm.), setzten sie den Freiheitskampf

fort, schlossen 1579 die Utrechter Union und erklärten sich 1581 für unabhängig vom spanischen Reiche. Durch Philipps Feldherren hart bedrängt wandten sie sich zu wiederholten Malen an Kaiser und Reich um Hilfe. Als diese ausblieb, riefen sie die fremden Mächte an und thaten schließlich das Beste selbst. Aber dieses hochwichtige Küstenland mit seinen Häfen und Handelsplätzen, von dem aus Deutschland am überseeischen Verkehr zunächst und am leichtesten teilnehmen konnte, das Mündungsland des herrlichsten deutschen Stromes, war von nun an für Deutschland verloren.

§ 377. Den Beruf, die Freiheit Europas vor dem spanischen Joche und die Reformation vor der katholischen Überwältigung zu schützen, übernahm England unter seiner großen Königin Elisabeth (1558—1603). Sie schirmte auch die Freiheit der Niederländer, und an ihrem heldenmütigen Widerstande zerschellte Philipps II. „unüberwindliche Armada". Von der Zeit an ward England neben den Niederlanden die seebeherrschende Macht, und selbst in den deutschen Meeren, der Nord- und Ostsee, wich ihnen der deutsche Handel und Einfluß. Neben Elisabeth und die Niederlande trat später als Bekämpfer der spanischen Übermacht der kluge und unternehmende König von Frankreich, Heinrich IV. (1589—1610). Der vereinigten Macht dieser Herrscher und Völker unterlag Philipp II. Sein Land war öde, seine Kassen bankerott, die Zukunft Spaniens vielleicht auf immer zerstört, als er 1598 starb.

§ 378. Deutschland spiegelte in engeren Grenzen die Kämpfe wieder, die Europa zerrissen. Die katholischen Staaten: Österreich, Bayern, die geistlichen Gebiete, lehnten sich an Spanien; die protestantischen zerfielen in zwei Parteien. Die lutherischen Kurfürsten, Brandenburg und Sachsen, dienten dem kaiserlichen, dem habsburgischen Interesse. Kräftiger, weitsichtiger, zum Handeln entschlossener waren die Calvinisten. An der Spitze dieser meist rheinischen und süddeutschen Fürsten stand das pfälzische, seiner Abkunft nach wittelsbachische (§ 241) Kurhaus, neben ihm die Nachkommen Philipps des Großmütigen (§ 251), die Landgrafen von Hessen-Kassel. Sie bildeten den Gegensatz gegen den katholisch-österreichischen Einfluß. Aber beide Parteien waren zu selbständigem Handeln zu ohnmächtig und lehnten sich in verderblicher Weise an die Fremden. Seitdem Karl V. ohne Bedenken spanische und päpstliche Hilfe (§ 362) ins Reich gerufen, hatten die Protestanten Moritzens Vorbild (§ 367) folgend sich auf Frankreich, England und die Niederlande zu stützen begonnen. Sie nahmen auch wohl vereinzelt als Söldner unter kühnen Bandenführern an den Kämpfen in den Niederlanden und Frankreich teil. Aber überall erschienen sie nur als Werkzeuge: die Entscheidung lag bei den Fremden. Und bald kam die Zeit, wo diese zu Deutschlands Verderben auf seinem Boden den gewaltigsten Kampf ausfechten sollten.

2. Deutschland vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Ende des 16. Jahrhunderts.

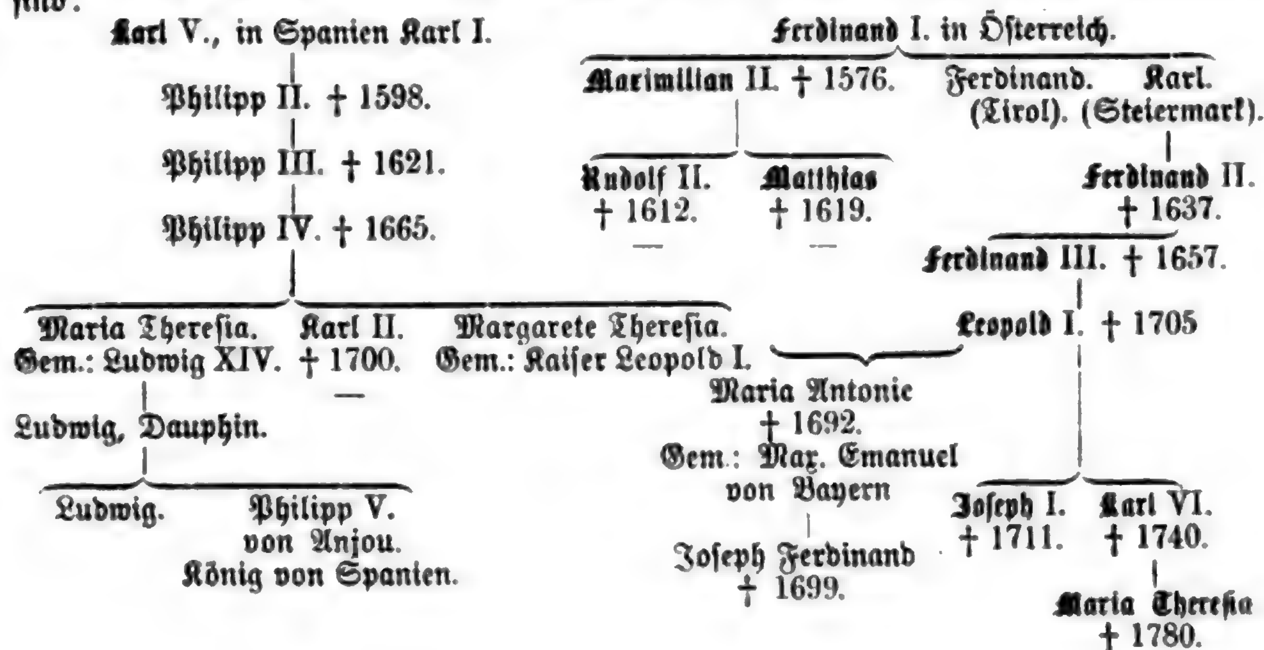
§ 379. In Deutschland war seit der Niederlage, die Karl V. durch Moritz von Sachsen erlitten hatte, für die Pläne der spanischen Weltmonarchie vorläufig kein rechter Boden; es war wieder hergestellt, was man die „teutsche Libertät" nannte, d. h. die Landeshoheit der Fürsten. Der Zweig der deutschen Habsburger*), dem die deutsch-österreichischen Länder samt Böhmen und Ungarn zugefallen waren, hielt sich zunächst seit Ferdinand I.

*) Siehe die nebenstehende Anmerkung.

(§ 369) etwas entfremdet von dem spanischen. **Ferdinand I.** selbst, der als Kaiser auf Karl V. folgte (1558—1564), war zwar persönlich streng katholisch, aber alternd und lange Zeit wegen seiner Krönung mit dem Papste im Streit suchte er in seinen Erblanden eine Art Ausgleichung zwischen Katholiken und Protestanten zu schaffen und hielt, sollte der Katholizismus in Deutschland überhaupt gerettet werden, sogar die Gewährung der Priesterehe und des Laienkelches für notwendig. Für die deutsche Geschichte ist seine Regierung nicht von einschneidender Bedeutung. Seine deutschen Erbländer teilte er unter seine drei Söhne, so daß eine tirolische und eine steiermärkische Nebenlinie entstand. **Maximilian II.** (1564—1576) war ein edler, milder Mann (§ 367), den man der Reformation so zugethan wußte, daß man nach seines Vaters Ferdinand Tode seinen Übertritt erwartete. Dieser erfolgte zwar nicht, doch hinderte der Kaiser weder im Reiche noch in seinen österreichischen Erblanden den Fortschritt der Reformation. Die Pariser Bluthochzeit (24. August 1572), durch die der französische Hof, an der Spitze der junge König Karl IX., Maximilians Schwiegersohn, die Hugenotten mit einem Schlage vernichten wollte, mißbilligte der Kaiser laut: „Wollte Gott, mein Tochtermann hätte mich um Rat gefragt; wollte ihm treulich als ein Vater geraten haben, daß er dies gewißlich nimmermehr gethan hätte.“ Seinen österreichischen Ständen gewährte er Religionsfreiheit, und diese bekannten sich nun fast ohne Ausnahme zur Augsburger Konfession; Wien war ebenfalls damals fast ganz lutherisch. — Aber eine neue Wendung zum Heil vermochte er den deutschen Geschicken nicht zu geben. Daran verhinderte ihn die Übermacht Philipps II. von Spanien, die kostspielige Abwehr der Türkengefahr, die innere Spaltung Deutschlands und der Evangelischen selbst, vielleicht auch die Aussicht auf die große Erbschaft von Spanien (denn Philipps damals noch einziger Sohn, Don Carlos, war 1568 gestorben) und das Streben nach dem damals eben erledigten polnischen Thron.

§ 380. Als Maximilian starb und ihm sein spanisch und jesuitisch erzogener Sohn Rudolf II. (1576—1612) folgte, ward Österreichs und Spaniens Politik wieder einig und richtete sich auf das Verderben des Protestantismus. Rudolf selber war ein Mann von schwachem Willen und geringer Thatkraft, dessen Neigungen sich mehr auf seine Kunstsammlungen, auf Al-

*) Die Habsburger (vergl. die Anm. zu §§ 280 und 281) seit Karl V. und Ferdinand I. sind:



chimie und Astrologie, ja auf seinen Marstall richteten als auf die Regierungsgeschäfte. Er erkannte die von seinem Vater gewährleistete Religionsfreiheit in seinen Erblanden nicht mehr an, und deshalb entstanden zunächst in Siebenbürgen und Ungarn Aufstände, durch welche die Türken wieder ins Land gezogen wurden. Bei der Verwirrung, die sich nun erhob, traten die Prinzen des österreichischen Hauses von Rudolfs Bruder Matthias berufen zu einer Beratung zusammen und übertrugen diesem die Leitung der Regierung wegen der „an Kaiserlicher Mayestät zu unterschiedlichen Zeiten sich erzeigenden Gemüthsblödigkeiten", wie ihre Erklärung lautete (1605). Mit Heeresgewalt zwang dann Matthias (1608) den Bruder, ihm die Herrschaft in Ungarn, Österreich und Mähren zu überlassen. Da er in diesem Kampfe sich besonders auf den protestantischen Adel gestützt hatte, so mußte er diesem Religionsfreiheit gewähren. Dasselbe verlangten nun auch die protestantischen Stände in Böhmen, dem einzigen Lande, das Rudolf noch behalten hatte. So sah er sich genötigt, 1609 den sog. Majestätsbrief zu geben, in dem er seinen böhmischen Unterthanen Religionsfreiheit und insbesondere den drei Ständen (Herren, Rittern und königlichen Städten) ausdrücklich das Recht des Kirchenbaus zugestand. Ja er mußte auch den noch weitergehenden Vergleich zwischen den protestantischen und den katholischen Ständen Böhmens bestätigen, in dem das Recht, protestantische Kirchen zu erbauen auch auf die Bewohner der Krongüter ausgedehnt wurde.

§ 381. Im Reiche begann unter Rudolfs Regierung die sog. Gegenreformation, ein Rückschlag gegen den Protestantismus, zu erstarken. Der bald siegreich werdende Kampf gegen ihn ging vor allem vom bayrischen Herzogshause aus. Einer von dessen Prinzen, Ernst von Bayern, bereits Bischof von Freising, dann auch von Lüttich, ward Erzbischof von Köln, nachdem hier Erzbischof Gebhard Truchseß, der sich verheiratet und noch einmal (§ 358) einen Reformationsversuch in diesem Stift gemacht hatte, vom Papst gebannt und durch spanische Truppen, die aus den Niederlanden kamen, vertrieben worden war (1583). Gegen solch unerhörte Absetzung eines Kurfürsten durch den Papst hatten die protestantischen Fürsten nichts als ohnmächtige Protestation. Die sächsische, von Moritzens Bruder August stammende Kurlinie, die albertinische, lag in fortdauernder Feindschaft gegen die des Kurfürstentums beraubte (§ 366) ernestinische Linie, die ihren Verlust noch immer nicht verwinden konnte. Dieser Kampf zieht sich ebensowohl durch die kirchlichen, wie durch die politischen Bewegungen dieser Zeit. Noch unter Maximilian II. ward von Johann Friedrichs ebenso unglücklichem, gleichnamigem Sohne der abenteuerliche Versuch gemacht, mit Hilfe des fränkischen Ritters Wilhelm von Grumbach die Kurwürde wieder an das ernestinische Haus zu bringen. Grumbach war ein Genosse von Albrecht Alcibiades gewesen (§ 368) und hatte einen großen Anhang im alten Reichsadel; später war von seinen Leuten der ihm verfeindete Bischof von Würzburg getötet worden; während seiner Kämpfe mit dessen Nachfolger hatte er bei Johann Friedrich Aufnahme gefunden, da er ihm Hoffnung auf die Hilfe der Reichsritterschaft bei einem Kampfe gegen die Albertiner gemacht hatte. Auch als Ferdinand I. die Acht gegen Grumbach verhängte, hatte Johann Friedrich ihn nicht fallen lassen. Kaiser Maximilian aber hatte nun auch diesen in die Acht gethan und dem Kurfürsten August von Sachsen (§ 369) deren Vollstreckung übertragen. Nach tapferer Verteidigung war Gotha erobert, Grumbach grausam hingerichtet und Johann Friedrich nach Österreich abgeführt worden (1567), wo er nach 28jähriger Gefangenschaft

starb (1595). Seine Besitzungen — er hatte mit seinem Bruder Johann Wilhelm die herzoglichen Lande geteilt — kamen an seine Söhne und fielen nach deren Tode an die Nachkommen Johann Wilhelms (§ 261 Anm.). Die sog. Grumbachischen Händel hatten die schlimme Folge, daß sich von nun an die Albertiner blindlings dem habsburgischen Einfluß überlieferten und sich so ihres ursprünglichen Schutzamtes über den deutschen Protestantismus begaben. — In Münster und Hildesheim unterdrückte der obengenannte bayrische Ernst gleichfalls die Protestanten und führte überall die Jesuiten ein, welche die alte Ordnung bald wieder aufrichten halfen. Ebenso ward unter seiner Leitung auf kaiserlichen Befehl in Aachen der Katholizismus wiederhergestellt. In den süddeutschen Bistümern Würzburg, Bamberg, besonders aber in Salzburg rottete man mit Gewalt den protestantischen Glauben in der Bevölkerung wieder aus. In Straßburg hatten (1592) die protestantischen Domherren den evangelischen Prinzen Johann Georg von Brandenburg zum Bischof gewählt, die katholischen einen Guise (§ 251 Anm.): auch hier behielten die Katholiken die Oberhand. Und was schlimmer war, auch die Stifter, die vollkommen protestantisch geworden waren, wurden der Möglichkeit, ihre Reichsstandschaft zu üben, beraubt. Den „Administratoren" — so nannte man die Regenten solcher evangelischer Stifter — wurde das Recht, auf den Reichstagen zu stimmen, abgesprochen, und damit war den Katholiken die Mehrheit im Fürstenkollegium gesichert. So standen die Sachen im Reiche am Schluß des 16. Jahrhunderts. Großer Wohlstand herrschte, große Behäbigkeit des Lebens. Deutschland war reich bevölkert, gut bebaut und schien auf dem Gipfel seines Glücks: seit einem halben Jahrhundert hatte kein Krieg gewütet. Aber im stillen wirkte vergiftend Haß, Verdacht, Verhetzung und Argwohn, und eine Ahnung kommenden schweren Unglücks ging durch die Gemüter.

3. Vorspiele des großen Kriegs. Der klevische Erbfolgestreit.

§ 382. Das neue Jahrhundert brachte bald, erst in einigen Vorspielen, dann in entsetzlicher Vollendung, dies gefürchtete Unglück zu Tage. — Zwei junge Fürsten, als Verwandte zusammen unter dem strengen Einfluß der Jesuiten erzogen, brannten vor Begierde, der alten Kirche wieder zum Siege zu helfen und die Ketzerei niederzuwerfen. Es waren Maximilian von Bayern und Ferdinand von Steiermark, ein Vetter des Kaisers. Ferdinand, schon früh zur Regierung in seinem damals ganz protestantischen Herzogtum gelangt, zog mit gewaffneten Scharen umher, schloß die Kirchen, verbrannte die lutherischen Bücher und Bibeln und führte überall die Messe wieder ein. „Besser eine Wüste als ein Land voll Ketzer" war sein Wort. Behutsamer verfuhr in seinem ohnehin katholisch gebliebenen Bayern Herzog Maximilian, in dem welsche Klugheit und steife, spanische Sitte den angeborenen und anerzogenen Religionseifer und den Trieb, ganz unumschränkt zu herrschen, mäßigten. Als aber ein innerer Streit in der freien Reichsstadt Donauwörth — wo die protestantische Bevölkerung wiederholt herausfordernde Prozessionen des einzigen noch katholisch gebliebenen Klosters gestört hatte — über diese Stadt des Reiches Acht brachte und Maximilian als deren Vollstrecker Gelegenheit erhielt sich hier einzumischen, eroberte er die Stadt (1607), behielt sie als Ersatz seiner Kriegskosten und führte den katholischen Gottesdienst wieder ein. Diese Vergewaltigung einer evangelischen Reichsstadt führte die süddeutschen Protestanten (1608) zum Abschluß der Union, eines Schutzbündnisses, an dessen Spitze Friedrich IV.

von der Pfalz stand. Sie bestand meist aus Reformierten und hoffte auf Frankreichs Schutz. Dagegen bildete Maximilian von Bayern, der bereits ein kleines stehendes Heer gegründet hattte, mit den süddeutschen katholischen, besonders geistlichen Fürsten die Liga (1609), der dann fast alle katholischen Reichsstände beitraten. Sie stützte sich auf österreichisch-spanische Hilfe. Bald traten sich die Verbündeten mit den Waffen entgegen.

§ 383. Im Jahre 1609 war Herzog Johann Wilhelm von Jülich und Kleve gestorben, ohne Erben zu hinterlassen. Das Land, das er beherrscht hatte, bestand aus den Herzogtümern Jülich, Kleve und Berg, den Grafschaften Mark und Ravensberg und der Herrschaft Ravenstein, einem großen Länderbesitz, der nach und nach zusammengefallen war (§ 253 Anm.). Es war eins der mächtigsten unter den weltlichen Fürstenhäusern in Deutschland, die dem katholischen Glauben noch anhingen (§ 361); die Unterthanen freilich waren meist protestantisch. Die Entscheidung darüber, ob diese Länder in katholische oder protestantische Hände kommen sollten, war also höchst wichtig. Seit Wilhelm (§ 361) hatten die klevischen Herzöge vom Kaiser die Vergünstigung erhalten, daß ihre Länder beim Erlöschen des Mannesstammes auch auf die weibliche Linie erben könnten. Demnach (vgl. die Geschlechtstabelle § 253 Anm.) war Brandenburg der nächste Erbe. Aber mit mehr oder minder großem Scheine des Rechts traten auch Pfalz-Neuburg (eine der protestantischen Linien der Wittelsbacher), Kursachsen und noch mehrere andere Familien mit Ansprüchen hervor.

§ 384. Das brandenburgische Kurhaus gewinnt hier zum erstenmal wieder seit Albrecht Achilles (§ 276) eine Bedeutung in der deutschen Geschichte*). Wie es sich verhältnismäßig erst spät (§ 357) der Reformation angeschlossen hatte, so hatte es in den Kämpfen zu deren Erhaltung immer nur in zweiter Linie gestanden und die Führerschaft der Protestanten dem sächsischen Kurhause überlassen. Doch hatte Joachim II. (1535—1571) klug für das künftige Wachstum seines Hauses gesorgt. In Preußen saßen seit der Säkularisation (1525) Hohenzollern auf dem Herzogsthrone (§ 351). Albrecht, der die Reformation eingeführt hatte, starb 1568 und hinterließ nur einen schwächlichen Sohn, Albrecht Friedrich. Da hatte Joachim die Mitbelehnung für das brandenburgische Haus bei Polen zu erreichen gewußt (1569). Der junge Albrecht Friedrich war mit Maria Eleonore, der ältesten Schwester jenes Johann Wilhelm von Kleve, verehelicht. Aus der Ehe erwuchsen nur Töchter, von denen die älteste an den Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, vermählt war, dem sie also einst Preußen und von der Mutter her zugleich die jülich-klevische Erbschaft zubringen mußte. — Gegen seine Ansprüche traten die des jungen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg zurück, der von einer jüngeren Schwester des klevischen Herzogs stammte, aber als Sohn der noch Lebenden nähere Rechte zu haben glaubte als die Tochter der bereits Verstorbenen. Da man aber eine vorläufige kaiserliche Beschlagnahme und somit eine Eroberung der streitigen Lande fürchtete — in der That ward Leopold, Ferdinands von Steiermark Bruder, Bischof von Straß-

*) Die Kurfürsten des hohenzollernschen Hauses sind: Friedrich I. 1415—1440, Friedrich II., der Eiserne, 1440—1470, Albrecht Achilles 1470—1486, Johann Cicero 1486—1499, Joachim I. 1499—1535, Joachim II. 1535—1571, Johann Georg 1571—1598, Joachim Friedrich 1598—1608, Johann Sigismund 1608—1620, Georg Wilhelm 1620—1640, Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, 1640—1688.

burg und Passau, zu deren Administrator ernannt — so vereinten sich Johann Sigismund und Wolfgang Wilhelm 1609 zu Dortmund und besetzten die Lande zunächst gemeinsam. Zugleich sahen sie sich nach Hilfe gegen den Kaiser und gegen die zu ihm stehende Liga um. Diese fanden sie in der Union und in Heinrich IV. von Frankreich, der die Vorherrschaft des spanisch-österreichischen Hauses in Europa durch einen Krieg zu brechen gedachte und vor allem hindern wollte, daß die Habsburger sich am Niederrhein ausdehnten. Schon waren Union und Liga am Rhein und Main handgemein, und Heinrich IV. rüstete ein großes Heer — da wurde er 1610 durch Ravaillac ermordet. Dies änderte schnell die Lage; Union und Liga vertrugen sich, da jene mit dem Tode Friedrichs IV. ihr Haupt verlor, Maximilian aber, der Führer der Liga, die Habsburger gleichfalls nicht zu mächtig werden lassen wollte. Dagegen entzweiten sich Johann Sigismund und Wolfgang Wilhelm wieder. Dieser ward katholisch, heiratete eine Schwester Maximilians und ward Mitglied der Liga; Johann Sigismund aber trat zum Calvinismus über und schloß sich Holland und England, überhaupt den gegen Habsburg wirkenden Mächten in Europa an. Wolfgang Wilhelm und die Liga zogen spanische Truppen unter Spinola an den Niederrhein, die fürchterlich hausten und Düsseldorf, Mühlheim und Wesel besetzten. Dagegen faßten dann auch die Holländer festen Fuß in Jülich und Kleve. Mehr und mehr begannen auf deutschem Boden bereits die Fremden ihr Wesen zu treiben. Zuletzt (1614) vereinigten sich Brandenburg und Neuburg zu einer vorläufigen, erst viel später endgiltig gewordenen Teilung; durch diese kamen Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein zu Brandenburg, während Jülich und Berg an Pfalz-Neuburg fielen. Doch blieben die Fremden im Lande. Noch einmal ruhten die Waffen der großen Parteien, die bereits drohend erhoben gewesen waren.

4. Der dreißigjährige Krieg. a) Der böhmische Krieg.

§ 385. Rudolf II. starb 1612, verbittert durch den unglücklichen Kampf mit seinem Bruder Matthias, der ihm zuletzt auch noch Böhmen entrissen hatte. Matthias (1612—1619) wollte aus Staatsklugheit eine vermittelnde Stellung zwischen Katholiken und Protestanten einnehmen. Da aber die Verwirrungen nicht endeten, in Ungarn der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, von den Türken unterstützt, immer mächtiger ward, auch die protestantischen Stände Österreichs immer trotziger auftraten, so suchte er, da er kinderlos war, dem Kräftigsten des Hauses, dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark (§ 382), die Nachfolge, zunächst in den österreichischen Kronländern, zu sichern. Als er mit ihm zu den Böhmen kam (1617), nahmen ihn diese auch, wenngleich unter dem Widerspruch der entschiedeneren Protestanten, als ihren zukünftigen König an*), und Matthias begab sich nun, nachdem Ferdinand den Böhmen alle Rechte, also auch den Majestätsbrief und den Vergleich (§ 380), durch sein Wort bestätigt hatte, mit ihm nach Ungarn. In der Zwischenzeit sollte Böhmen durch 10 Reichsräte regiert werden. Aber gleich nachher begannen Streitigkeiten. Der Abt von Braunau (an der schlesischen Grenze) hatte eine im Bau begriffene evangelische Kirche schließen, der Erzbischof von Prag eine zu Klostergrab (unweit Teplitz) bereits erbaute gar niederreißen lassen. Die protestantischen Stände sahen

*) Es lag darin eine Anerkennung des Erbrechtes auf die böhmische Krone, das die Habsburger geltend machten.

darin eine Verletzung ihrer Privilegien, denn nach allgemein verbreiteter Anschauung standen die geistlichen Besitzungen, um die es sich hier handelte, den Krongütern gleich, und für diese war ja im Vergleich (§ 380) das Recht des Kirchenbaus ausdrücklich anerkannt worden. Sie führten also bei Matthias Klage, erhielten aber eine ungnädige Antwort, in der sie sogar als Aufrührer bedroht wurden. Nun glaubten sie, diesen Bescheid hätten die Reichsräte, besonders Martinitz und Slavata, durch einen gehässigen Bericht veranlaßt, und als bald darauf auf Einladung des heftigen und persönlich gekränkten Grafen Matthias Thurn die protestantischen Edelleute in Prag zusammenkamen, drang man aufs Schloß; es entstand ein Zank mit jenen beiden, der damit endete, daß nach altböhmischer Sitte die beiden Herren samt ihrem Geheimschreiber zum Fenster hinausgestürzt wurden (23. Mai 1618).

§ 386. Mit dieser Gewaltthat an den kaiserlichen Räten (daß sie mit dem Leben davon kamen, minderte die Schuld der Böhmen nicht) war der Bruch geschehen. Die böhmischen Protestanten — sie waren im Lande bei weitem die Mehrzahl — setzten nun unter Thurns Leitung eine eigene Regierung ein (30 Direktoren) und bereiteten alles zur Abwehr. Sie waren der österreichischen Macht weit überlegen, und was sie besonders in Vorteil setzte, war, daß die protestantischen Stände Österreichs zu ihnen hielten. Matthias suchte erst zu vermitteln. Aber Ferdinand, im Bunde mit der Jesuitenpartei, drängte zum Kriege. Ehe eine Entscheidung erfolgt war, starb Matthias 1619.

§ 387. Als Ferdinand in Österreich seine Regierung antrat, befand er sich in der schwierigsten Lage, denn böhmische Truppen unter Thurn waren schon bis Wien gerückt, Bethlen Gabor drohte von Ungarn her, und die österreichischen Edelleute drängten Ferdinand in seiner eigenen Hofburg, ihnen ähnliche Rechte zu geben, wie sie die Böhmen durch den Majestätsbrief besaßen, und ihnen die Konföderation mit den Böhmen zu gestatten. Nur die rechtzeitige Ankunft von 500 Reitern überhob ihn der Notwendigkeit, sich zu fügen, und die Unentschlossenheit der Feinde ließ ihm Zeit zu weiterem Widerstand und zu umfassenden Rüstungen. Zu Frankfurt ward er darauf von den katholischen wie den protestantischen Kurfürsten zum Kaiser gewählt (Ferdinand II., 1619—1637). Noch während der Festlichkeiten aber langte die Nachricht an, daß die Böhmen ihn als ihren König verworfen hätten. Vielmehr hatten sie zwei Tage vor der Kaiserwahl nach einigem Schwanken den jungen Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem König gewählt, durch den sie nicht bloß die Hilfe der Union (§ 382) zu gewinnen hofften, sondern auch die Jakobs I. von England, mit dessen Tochter Elisabeth Friedrich V. vermählt war. Friedrich V., ein schwacher, lenksamer Jüngling, von seinem Berater Christian von Anhalt zu thörichten Hoffnungen und Unternehmungen verleitet, nahm die Wahl an, trotzdem daß seine alte Mutter beim Abschied klagte: „Jetzt geht die Pfalz in Böhmen.“ Nun sandte Maximilian von Bayern dem Kaiser seine Truppen und die der Liga zu Hilfe. So konnte 1620 ein wohlgerüstetes Heer durch Oberösterreich nach Böhmen vordringen. Die Böhmen waren unter der Führung des unentschlossenen Thurn und des abenteuernden, zweideutigen Ernst von Mansfeld selbst nicht einig: zudem schloß die Union kleinmütig mit der Liga Frieden. Des Kaisers Drohungen schreckten alle übrigen deutschen Fürsten, davon ab, helfend einzutreten. Die Lutheraner waren ohnehin durch theologische Streitigkeiten dem reformierten Friedrich V. entfremdet; ja Johann Georg von Kursachsen war im Bunde mit Ferdinand. Ohne Schlacht wichen

die Böhmen bis unter die Mauern Prags. Hier, auf dem weißen Berge, kam es am 8. November 1620 zum Entscheidungskampf, in dem die Böhmen völlig geschlagen wurden. Friedrich V. hatte sich eben erst von der Tafel erhoben, um zu seiner kämpfenden Armee hinauszureiten, als ihm unter dem Thore schon die Flüchtigen entgegenströmten. Anstalten zur Verteidigung der Stadt hatte man nicht getroffen, das Heer war vernichtet, die Bürgerschaft kleinmütig und verzagt: Rettung war nur noch in der Flucht. Noch in derselben Nacht verließ Friedrich Prag und gab damit auf immer Krone und Herrschaft auf. Prag ergab sich; ganz Böhmen ward besetzt, ebenso Mähren und Schlesien, die damals noch immer als Nebenländer Böhmens betrachtet werden konnten. In seinen Sturz zog Friedrich V. auch den mit ihm verbündeten Markgrafen Johann Georg, einen Fürsten aus dem hohenzollernschen Hause, hinein, der in Schlesien das Herzogtum Jägerndorf besessen hatte und dies jetzt ebenfalls an den Kaiser verlor*).

§ 388. Böhmen war durch die Streitkräfte der Liga unterworfen. Der Kaiser, dem es Maximilian als deren Haupt zurückgab, beeilte sich, da es als rebellisches Land seine bisherige Verfassung verwirkt habe, mit den ständischen Rechten zugleich den Protestantismus auszutilgen. Er zerschnitt den Majestätsbrief. Mit seinen Ständen in Österreich war er bereits fertig; sein Schwager, der König Sigismund von Polen, hatte ihm Soldaten geliehen, wilde Kosakenscharen, mit denen er das Land gebeugt, die protestantischen Kirchen geschlossen und die Einwohner wieder in die Messe getrieben hatte. Fast noch strenger, blutiger und unerbittlicher traf sein kalter, zäher Religionshaß jetzt Böhmen. Die Strafe zögerte, und die am Aufstande Beteiligten waren schon sicher geworden. Da plötzlich begannen die Verhaftungen. Auf dem Markte zu Prag fielen die Köpfe von 27 der vornehmsten Führer; die Geflüchteten wurden ihrer Güter beraubt. Tausende von Familien wanderten ins Elend. Die evangelischen Kirchen wurden wieder dem katholischen Gottesdienst eingeräumt, die Universität und die Schulen den Jesuiten übergeben: Böhmens alter Freiheitstrutz, sein Wohlstand, sein Glauben war zu Boden geschlagen; über das Land kam die Ruhe eines Kirchhofs. In den deutschen Erblanden Ferdinands war die katholische Glaubenseinheit wieder hergestellt; kaum noch hielten sich unter schwerem Druck kümmerliche Reste evangelischer Gemeinden; nur in Ungarn ward vorläufig noch die Religionsfreiheit gewahrt.

5. Der dreißigjährige Krieg. b) Der Krieg in der Pfalz und in Niedersachsen.

§ 389. Der böhmische Krieg, der Anfang entsetzlichen Unglücks für Deutschland, hatte bei den evangelischen Glaubensgenossen lange nicht die Teilnahme gefunden, die er verdiente; ja die lutherische Bevölkerung von Sachsen und Brandenburg war wohl damit zufrieden, daß die Calvinisten hier eine Demütigung erfuhren. Der Kurfürst von Sachsen selber hatte im Einverständnis mit Ferdinand und Maximilian gehandelt und einstweilen die Lausitzen, die er bei dieser Gelegenheit zu erwerben hoffte, besetzt. Ohne Scham hatten die deutschen Kurfürsten geduldet, daß der spanische Feldherr Spinola von den Niederlanden her mit seinen Scharen verheerend in die Pfalz eingedrungen war. Als aber (1621) der Kaiser den vertriebenen Friedrich von der Pfalz ohne Vorladung und Verteidigung —

*) Mit seinem Sohne starb seine Linie aus, und Kurbrandenburg hätte nun folgen müssen: ein Recht, das 1740 Friedrich der Große geltend machte.

ebenso wie es vordem Karl V. gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen gethan hatte (§ 362) — ächtete und seiner Kur für verlustig erklärte, als es offenbar wurde, daß er diese auf den Führer der Liga, Herzog Maximilian, übertragen wollte, da ward den Fürsten die drohende Gefahr klar: standen doch dann fünf katholische Kurfürsten gegen zwei protestantische. Zwar die Union, weit entfernt ihrem früheren Führer Hilfe zu bringen, löste sich kläglich auf, aber den norddeutschen Ständen wurde für ihre Unabhängigkeit bange, und sie berieten unter Führung Christians IV. von Dänemark, der als Herzog von Holstein dem niedersächsischen Kreise zugehörte (§ 256), wie man Friedrich V. im Besitze seiner Kurlande schützen könne. Aber es fehlte auch jetzt allen an Ernst und Mut, und der Dänenkönig selber hatte vielmehr protestantische Bistümer im Auge — Bremen, Verden, Osnabrück — die er an seine Familie bringen wollte, als die Sache der Religion und Freiheit. Die beiden wichtigsten norddeutschen protestantischen Mächte blieben lau: Sachsen unter Johann Georg im Einverständnis mit dem Kaiser, Brandenburg unter Georg Wilhelm in einer schwächlichen Neutralität. — Noch hielten sich jedoch in der Pfalz Heidelberg, Frankenthal und andere Orte gegen die spanischen Truppen. Ernst von Mansfeld, der die Oberpfalz nicht gegen Maximilian und Tilly hatte halten können, zog zuerst plündernd durch das Elsaß und ging dann gleichfalls in die Rheinpfalz hinüber.

§ 390. Es beginnen nun jene Verwüstungen der Generale und der Heere, durch die der 30jährige Krieg so verhängnisvoll geworden ist. Verschiedene Feldherren — eher Bandenführer, Condottieren, zu nennen — spielen dabei eine hervorragende Rolle. Ernst von Mansfeld, aus einer katholischen Soldatenfamilie stammend, hatte erst gegen die Protestanten, dann für sie gekämpft. Er führte den Krieg für Friedrich V. teils mit englischem und niederländischem Gelde, teils durch Kontributionen und Brandschatzungen auf Kosten der Länder, in denen er stand; diese Art, den Krieg sich selbst ernähren zu lassen, war nicht mehr neu (§ 369), ward aber nun erst allgemein. Ihm gegenüber stand Tilly, der dem bayrischen und österreichischen Hause wichtige Dienste gegen die Ketzer geleistet hatte und jetzt im Dienst der Liga stand: ein kleiner, fast komisch aussehender Mann, mit spitzem Bart und lang vom Hute herabwallender roter Feder, mönchisch in seinen Grundsätzen, wunderlich in seinem Wesen, furchtbar, entschlossen und schlau in seinen Kriegsunternehmungen, kurz, wie Maximilian nicht ohne Grund sagte, ein Mann ohnegleichen, wenn man die Verbindung von kriegerischer Begabung und Gehorsam ins Auge faßt. Eine Unterstützung fand Mansfeld an dem wackeren Georg Friedrich von Baden-Durlach, der, um nicht sein Land zu gefährden, dessen Regierung seinem Sohne überließ und nun als bloßer Parteigänger Friedrichs V. am Rheine kämpfte. In Westfalen und Niedersachsen aber trat für den vertriebenen Kurfürsten der abenteuerliche protestantische Administrator von Halberstadt, Christian von Braunschweig, auf. Dieser wilde, zügellose Jüngling hatte doch einen Anflug von Ritterlichkeit. Mit dem Handschuh der Pfalzgräfin am Hut focht er für sie. „Gottes Freund, der Pfaffen Feind", lautete sein Wahlspruch, mit dem er, freilich unter Plünderungen und Verwüstungen, die Wiederherstellung des Protestantismus in den erst kürzlich wieder katholisierten Ortschaften der geistlichen Stifter Westfalens betrieb. — Georg Friedrich von Baden und Ernst von Mansfeld gewannen zusammen bei Wiesloch südlich von Heidelberg (27. April 1622) einigen Vorteil über Tilly. Nachdem sie sich dann veruneinigt und

getrennt hatten, ward Georg Friedrich bei Wimpfen am Neckar von Tilly geschlagen (6. Mai 1622). Christian von Braunschweig, der von Westfalen mit bedeutenden Truppen heranzog, ließ sich zu einer Schlacht verlocken, ehe er sich mit Mansfeld vereinigt hatte, und erlitt bei Höchst am Main (20. Juni 1622) eine Niederlage. Da ließ sich Friedrich V. durch seinen Schwiegervater Jakob I. (§ 387) bewegen, die Söldnerführer zu entlassen. Damit war die Pfalz für ihn verloren. Durch einen Machtspruch des Kaisers bekam Maximilian die Kurwürde und die an sein Herzogtum anstoßende Oberpfalz (1623). Die Rheinpfalz hatte der Kaiser durch spanisches Kriegsvolk besetzt und dachte sie selbst zu behalten.

§ 391. Ernst von Mansfeld aber und Christian von Braunschweig führten die Reste ihrer wilden Scharen durch Elsaß und Lothringen in die Niederlande, um dort mit ihnen gegen die Spanier zu kämpfen. Da sie aber dem Lande selbst eine Geißel waren, wurden sie hier bald entlassen und fielen nun wieder in Deutschland ein, Christian in den niederrheinisch-westfälischen Kreis, wo er die katholischen Stifter brandschatzte, Ernst in das reformierte Ostfriesland, wo er die reichen Bauern und Städte plagte. Inzwischen aber rückten die Kräfte der katholischen Mächte in weitem Halbkreise langsam vor: die Spanier rheinabwärts gegen Holland, die Truppen der Liga über Hessen nach Westfalen und der Weser zu. Der unverhohlene Plan der Ligisten wie des Kaisers war, alle geistlichen Gebiete, die im Nordosten Deutschlands protestantisch geworden waren, wieder in Besitz zu nehmen und, wenn so das protestantische Norddeutschland in seiner Glaubenseinheit zersetzt sei, die Wiederherstellung des Katholizismus auch hier zu beginnen. Tilly schlug den letzten ihm gegenüber stehenden Gegner, Christian von Braunschweig, noch einmal bei Stadtlohn im Münsterschen (6. August 1623) und blieb mit seiner Heeresmacht im westfälischen Kreise stehen. Immer gefahrvoller gestaltete sich die Lage für die norddeutschen Lutheraner. Der niedersächsische Kreis, der sich zunächst bedroht sah, traf nun wirklich einige Verteidigungsmaßregeln; er ernannte, da das welfische Haus, das bedeutendste Niedersachsens (§ 257), in sich zersplittert war, Christian IV. von Dänemark zum Kriegsobersten, was bei der Stellung des Königs zum Kaiser einer Kriegserklärung gleichkam. Tilly dagegen besetzte das an der Grenze des niedersächsischen Kreises gelegene Höxter, und nun führte Christian IV. sein Heer an die Weser, während auch Christian von Braunschweig und Ernst von Mansfeld wieder im Felde erschienen.

§ 392. Den Kern- und Mittelpunkt des Widerstandes, der sich so dem Kaiser entgegenstellte, bildete Christian IV. von Dänemark, also ein fremder Fürst, dem es im Kriege vor allem um seinen Vorteil zu thun war. Bisher hatte er sich als einen Feind deutscher Bürgerfreiheit gezeigt, hatte die Hanse (§§ 296 ff.) völlig aus den nordischen Meeren verdrängt und hatte sich oft eitel und anmaßend benommen. Und dieser Mann war jetzt der einzige Schützer der protestantischen Sache in Deutschland! Denn noch immer hielten sich Sachsen und Brandenburg (also der obersächsische Kreis) neutral. Im Jahre 1625 begann so ein zweiter Hauptakt des Krieges, den man den dänisch-niedersächsischen nennen kann. Der Kaiser führte ihn jetzt mit eigenem Heere. Lange hatte es ihn gedrückt, daß er alles Maximilian, der Liga und ihrem Feldherrn Tilly zu danken hatte, denn Maximilian hatte sich alle Hilfeleistungen teuer vergelten lassen. Jetzt erbot sich ein Mann, ihm ein eigenes Heer zu stellen, ohne daß es dem Kaiser das Geringste kosten solle. Dieser Mann war Albrecht von Waldstein

(Wallenstein), ein protestantischer Böhme von Geburt, dann in einer Jesuitenschule dem katholischen Glauben gewonnen, ein Mann von dämonischer Heftigkeit und finsterem, verzehrendem Ehrgeiz, der ihn früh nach Italien, dann den geheimen Wissenschaften in die Arme getrieben hatte. Durch Heirat zu bedeutendem Reichtum gelangt, durch glänzende militärische Eigenschaften und Erfolge rasch zu hohen Ehren gestiegen, hatte er zuletzt durch große Güterkäufe und kaiserliche Schenkungen bei den böhmischen Ächtungen (§ 388) fürstliche Macht und Besitzungen gewonnen und war zum Fürsten von Friedland erhoben worden. Er unternahm es, nach Mansfelds und Christians Vorbilde ein Heer aufzustellen, das nach einem großartigen Kontributionssystem in den Ländern, wo es stände, sich selbst erhalten sollte. Er ist der größte und furchtbarste all dieser Bandenführer. Sein Gedanke war, dem Kaiser eine eigene militärische Macht zu stiften, die sich über ganz Deutschland ausbreitete, sowohl die ligistische wie die kurfürstliche einflußlos machte und ihm eine unbeschränkte Gewalt sicherte. Feiner Formen kundig war er schonungslos im Dienst, und im Zorn brach er (wie Napoleon) in brutaler Art los; in Worten prahlerisch, in seinem Benehmen rücksichtslos, phantastisch und doch besonnen zugleich, beherrschte er seine Umgebung unbedingt; die Soldaten hielten ihn für „fest“ und für verbündet mit bösen Geistern. Während Christian IV. von Dänemark noch in der Wesergegend und ihm gegenüber Tilly in Hessen stand, erschien südlich vom Harz im Eichsfeld Wallenstein mit dem neugeworbenen kaiserlichen Heere, das sich bis in das Halberstädtische und Magdeburgische ausbreitete. Obwohl Wallenstein unter seinen Truppen Disciplin hielt und den Bürger neben dem Soldaten bestehen lassen wollte, blieben doch mannigfache Bedrückungen nicht aus. — Zu einer Entscheidung kam es in diesem Jahre nicht. Christian IV. erlitt zu Hameln beim Umritt über den Wall einen schweren Sturz mit dem Pferde und ging für diesmal zurück. Die Heere blieben einander gegenüber stehen, alle Greuel der Verwüstung über die besetzten Lande bringend.

§ 393. Aber im Frühling 1626 erschien Christian IV., von England und Holland mit Geld unterstützt, mit neuen Heereskräften wieder auf dem Schauplatz. Rechts, nach Westfalen hinein, schloß sich ihm Christian von Braunschweig, links, gegen die mittlere Elbe hin, Ernst von Mansfeld an. Gegen diesen zog Wallenstein und schlug ihn an der Dessauer Brücke (25. April 1626). Der Mansfelder warf sich zurückweichend nach Brandenburg, wohin er nun auch den Krieg zog, verstärkte sich wieder und wollte sich nun durch Schlesien nach Ungarn wenden, um sich mit Bethlen Gabor (§ 385), der eben einen neuen Zug gegen Ferdinand II. unternehmen wollte, zu vereinen. Wallenstein folgte ihm durch die Lausitz, Schlesien, Mähren bis tief nach Ungarn. Bethlen Gabor aber unterhandelte bereits über einen Frieden mit Österreich und sah es daher nicht ungern, daß Mansfeld, nachdem er die Reste seines Heeres anderer Führung anvertraut hatte, nach Venedig und England gehen wollte, um dort Hilfsgelder zu erlangen. In Bosnien starb der abenteuernde Söldnerführer, wild und trotzig, wie er gelebt hatte, indem er sich den Panzer anlegen ließ und stehend, von Freunden gestützt, den Tod erwartete. Ihm war der wilde Christian von Braunschweig nach rasch verstürmter Jugend bereits im Frühling desselben Jahres vorausgegangen.

§ 394. Während Wallenstein durch den Mansfelder vom Kriegsschauplatze abgezogen wurde, war Tilly nach anfänglichen Erfolgen vor Chri-

stian IV. bei Northeim zurückgewichen. Schon glaubte dieser auf Thüringen und Franken vordringen zu können, als Tilly einen zurückgelassenen Wallensteinschen Heerhaufen an sich zog und gegen ihn vorbrach. Christian IV. wollte nun über den Harz in sein festes Lager bei Wolfenbüttel zurückgehen, wurde aber am nordwestlichen Ende dieses Gebirges, wo die Hohl- und Waldwege zur Ebene hinabführen, bei Lutter am Barenberge, von jenem ereilt und vollständig geschlagen (27. August 1626). Tilly drang infolge dieses Sieges nun bis an die untere Elbe vor, wo sich Christian jedoch hielt. Im folgenden Jahre (1627) kam Wallenstein mit verstärkter Heeresmacht aus Ungarn zurück, rückte durch Schlesien, die Lausitz und Brandenburg, das er trotz seiner Neutralität arg heimsuchte, und zog in Mecklenburg ein. Dann verband er sich mit Tilly, jagte den Dänen aus Holstein, Schleswig und Jütland auf seine Inseln und nahm nun, während sein Heer auf Kosten Brandenburgs und Pommerns lebte, die kühnsten Pläne auf. Mecklenburg, dessen Herzöge ohne Spruch und Recht verjagt wurden, ließ er sich selbst vom Kaiser zusprechen. Die Reste der alten hanseatischen Macht (§ 300) sollten sich mit der spanischen Flotte verbinden, die freien Niederlande bekämpfen und die habsburgische Herrschaft auch über die nordischen Meere tragen; andererseits wollte er Polen die Hand reichen und Schweden, die letzte protestantische Macht im Norden, die noch aufrecht stand, entweder im guten gewinnen oder bezwingen. Schon nannte sich Wallenstein „General der ganzen kaiserlichen Schiffsarmada zu Meer, wie auch des baltischen und oceanischen Meeres General." Aber an den Mauern der Stadt Stralsund, die Wallenstein nehmen wollte, „und wenn sie mit Ketten am Himmel hinge," an ihrer mannhaften Bevölkerung, ihrem tüchtigen Bürgermeister, ihren unverzagten Worthaltern (Ratsherren) brachen sich zuerst die hochfliegenden Pläne Wallensteins und des neu erstarkten Hauses Habsburg (1628).

§ 395. Aber noch stand Kaiser Ferdinand so siegreich und übermächtig da, daß er glaubte, er könne jetzt gegen den Protestantismus den Vernichtungsstreich führen. Namentlich drängten ihn Maximilian von Bayern und die Liga, den lange beabsichtigten Schritt zur Rückforderung der geistlichen Gebiete zu thun, und so erließ er trotz Wallensteins Abmahnung am 6. März 1629 das Restitutionsedikt. Auf Grund des geistlichen Vorbehalts (des reservatum ecclesiasticum, § 368) sollten alle katholischen Stifter, die seit dem Passauer Vertrage von den Protestanten eingezogen und säkularisiert worden waren, herausgegeben werden. Dadurch wären eine Menge geistlicher Gebiete, z. B. in Norddeutschland Bremen, Verden, Hildesheim, Magdeburg, Havelberg, Brandenburg u. a., den Protestanten wieder verloren gegangen und mit katholischen Bischöfen besetzt worden. Die Vernichtung des Protestantismus wäre die Folge der Durchführung des Ediktes gewesen. Das Privatvermögen aller Fürsten war bedroht; die Güter von 6000 Edelleuten wurden für verfallen erklärt; außerdem sollten künftig nur die der augsburgischen Konfession Zugehörigen, mithin keine Calvinisten, im Reiche geduldet werden. Auch deckte dies Restitutionsedikt nur vorläufig die weitere Absicht, überhaupt alle seit der Reformation eingezogenen geistlichen Güter wieder zurückzufordern. — Kurze Zeit nachher erhielten die Dänen, mit denen schon länger verhandelt worden war, unter günstigen Bedingungen *) den Frieden zu Lübeck am 22. Mai 1629. Dem Kaiser schien sich die Aussicht auf eine höchste, unumschränkte Gewalt zu eröffnen, wie sie selbst Karl V.

*) König Christian selbst soll erstaunt ausgerufen haben: „Mein lieber Gott, der Kaiser giebt mir mehr, als ich begehrt".

nach dem schmalkaldischen Kriege umsonst erstrebt hatte. Schon erklärte Wallenstein laut, man bedürfe der deutschen Stände nicht mehr, der Kaiser müsse Herr in Deutschland werden, so gut wie die Könige in Frankreich und Spanien es in ihren Gebieten seien.

§ 396. Da sahen auch die katholischen Fürsten im Reiche ihre Unabhängigkeit bedroht. An ihrer Spitze stand Maximilian von Bayern, dem der Kaiser seine ersten Siege verdankte. Besonders Wallenstein war ihnen verhaßt, der dem Kaiser diese Macht gegeben und ihm die Liga entbehrlich gemacht hatte. Ganz Europa wurde besorgt, vor allem das auf die spanisch-österreichische Monarchie eifersüchtige Frankreich, das seit 1624 von dem staatsklugen Richelieu gelenkt wurde. Dieser begann in Italien gegen die habsburgische Macht vorzudringen und mit Maximilian von Bayern in Verbindung zu treten. Indes trat (1630) zu Regensburg ein Kurfürstentag zusammen, und hier wurden von allen Seiten die bittersten Klagen laut. Ferdinand II., der seinen Sohn Ferdinand zu seinem Nachfolger (zum römischen König) erwählt zu sehen wünschte, entschloß sich, Wallenstein fallen zu lassen. Dieser empfing kalt und stolz die Kunde von seiner Entlassung, da er schon aus den Sternen gelesen hatte, „wie der Geist des Kurfürsten von Bayern des Kaisers seinen dominiere". Vor allem kränkte es ihn, daß ihm mit Mecklenburg auch seine reichsfürstliche Würde entzogen war. Er trat mit königlicher Pracht in das Privatleben zurück, der Zeit harrend, wo man ihn wieder nötig haben würde.

6. Der dreißigjährige Krieg. c) Der schwedische Krieg. Gustav Adolf.

§ 397. Noch ehe Wallenstein entsetzt worden war, war ein neuer Kämpfer auf dem Kriegsschauplatz erschienen. Es war Gustav Adolf, König von Schweden. Auch er sah sich von der österreichischen Übermacht bedroht. Der König Sigismund von Polen, ein Schwager Ferdinands II. und, obwohl ein Wasa (§ 398), doch von gleichem katholischen Eifer wie der Kaiser beseelt und politisch mit ihm verbunden (§ 388), bestritt Gustav Adolf, seinem Vetter, die schwedische Krone. Wallenstein hatte ihm von Pommern und Brandenburg aus Truppen zu Hilfe gesandt. Gustav Adolf aber fühlte sich berufen, Vorkämpfer und Retter des Protestantismus in Europa zu werden. Er hatte eine große Seele; mit hoher Klugheit und Willensstärke paarte sich tiefe und echte Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Güte und Milde. Hellen Verstandes überschaute er weltliche und geistliche Dinge mit gleicher Klarheit und Sicherheit. Sein hoher Charakter strahlte aus dem herrschenden blauen Auge, aus dem offenen Angesicht. Er allein in dieser Zeit bändigte die wilden Triebe der Soldaten, hielt strenge Manneszucht und ließ auch die Feinde menschlich behandeln. Sehr schweren Leibes teilte er doch alle Mühen und Gefahren seiner Soldaten. Seiner Führung folgte der gemeine Mann wie der General mit unbedingtem Vertrauen: war doch jeder sicher, daß ihm, dem Schöpfer und Meister einer neuen Kriegskunst, niemand widerstehen könne, der noch dem Alten huldige.

§ 398. Freilich ist Gustav Adolf nicht bloß ein Ritter gewesen, der für den Glauben kämpfte. Er war ein König, der für sein Land kühne und weitreichende Entwürfe hegte. Seitdem jener Gustav Wasa, dessen Enkel er war, zuerst die Reformation in Schweden eingeführt hatte, war die Macht des Hauses Wasa fast ohne Unterbrechung im Wachsen geblieben. **Finnland, Esthland, Livland, Ingermanland** gehörten zu Schweden; **Kurland**, noch ein selbständiges Herzogtum, stand unter seinem Einfluß; es beherrschte also

fast alle Länder um die Ostsee, die einst deutscher Kultur teilhaftig geworden waren (§§ 198. 296). Nur Preußen, das ehemalige Ordensland (§ 286), seit 1618 brandenburgisch, und Pommern fehlten in diesem Kreise. In Pommern stand der alte Herzogsstamm auf zwei Augen; starb Bogislav XIV., so mußte das wichtige Land nach altem Vertrag an Brandenburg fallen (§ 264). Es schien nahe zu liegen, daß Gustav Adolf auch diese Länder erwürbe, um so die Ostsee zu einem schwedischen Meere zu machen. Wie hätte der schwache Kurfürst von Brandenburg ihn daran hindern sollen? Faßten aber die Habsburger an der Ostsee festen Fuß, wie sie das wollten (§ 394), dann war es mit dem „Dominium" des baltischen Meeres für den Schwedenkönig vorbei, ja diese Machterweiterung Österreichs, das mit Sigismund von Polen verbündet war, bedrohte seine Existenz. Um so mehr mußte er trachten, ihnen zuvorzukommen. — Richelieu unterstützte ihn, da beide dasselbe Ziel hatten: die Bekämpfung der habsburgischen Übermacht; und so hatte er ihm zuvor einen Waffenstillstand mit Polen vermittelt, um ihm in Deutschland freie Hand zu schaffen.

§ 399. Am 6. Juli 1630 landete Gustav Adolf mit 13000 Mann auf der Insel Usedom nahe der Peenemündung. Sein Heer bestand aus kriegsgeübten Truppen voll strenger, frommer Zucht, voll edler Einfachheit und glühender Kampfbegierde. Da er als Verteidiger der deutschen Freiheit und der evangelischen Kirche kam, so hoffte er, die protestantischen Fürsten würden sich ihm anschließen. Er täuschte sich. Nur die fürchterlich gequälte Bevölkerung Norddeutschlands, die in ihrer Verzweiflung fast schon zu Aufstands- und Verschwörungsversuchen gekommen war, begrüßte in ihm den Retter vor den ligistischen und wallensteinischen Scharen. Gustav Adolf mußte sich also seine Stellung in Deutschland erst erkämpfen. Er rückte vor Stettin und zwang den alten Bogislav XIV. durch Androhung von Gewalt, ihm seine Hauptstadt zu öffnen. Dann traf er Maßregeln, sich Pommerns dauernd zu versichern. Jetzt erst, im Rücken gedeckt, den weit zerstreuten und schlecht geführten Kaiserlichen mit seinem wackeren Heere durchaus überlegen, rückte er ins Brandenburgische ein. Georg Wilhelm, sein Schwager, ein schwacher Fürst, hatte sich während des ganzen Krieges ängstlich um eine Neutralität bemüht, die aber niemand geachtet hatte. Er fürchtete bei Gustav Adolf Absichten auf Pommern und Preußen und zögerte, ihm näher zu treten. Indessen kam Tilly, jetzt Oberbefehlshaber der kaiserlichen und ligistischen Truppen, heran, zog aber plötzlich gegen Neu-Brandenburg im Mecklenburgischen, das von Schweden besetzt war, erstürmte es nach hartem Kampf, in dem fast die ganze Besatzung fiel, und gab die Stadt der Plünderung preis (1631); dann wandte er sich zur Belagerung von Magdeburg. Dagegen wieder eroberte Gustav Adolf Frankfurt a. d. Oder, wo eine kaiserliche Besatzung lag, und übte Vergeltungsrecht. Von da rückte er im ersten Frühling 1631 auf Berlin zu. Er verlangte, um den Entsatz Magdeburgs ohne Sorge für seine Rückzugslinie unternehmen zu können, daß der Kurfürst ihm Spandau und Küstrin einräume, bis die Magdeburger Angelegenheit entschieden sei. Die Unterhandlungen hierüber hielten ihn auf, und der Kurfürst von Sachsen verweigerte ihm geradezu die geforderte Einräumung von Wittenberg, von wo aus Gustav Adolf Magdeburg entsetzen wollte. Der König mußte auf seinen Zug gegen Tilly verzichten. In Potsdam ereilte ihn die Kunde von Magdeburgs Fall. Nun entbrannte sein Zorn: „mit fliegenden Fahnen und brennenden Lunten" zog er vor Berlin und zwang den Kurfürsten zum Bunde.

§ 400. Magdeburg, der feste Hort des Protestantismus und der wichtigste Verkehrsplatz in Norddeutschland, hatte, wie einst dem Interim (§ 366), so auch jetzt dem Restitutionsedikt und der Aufnahme des neu ernannten Fürst-Bischofs — es war der Sohn des Kaisers, Leopold Wilhelm — sowie einer kaiserlichen Besatzung Widerstand entgegengesetzt. Die Stadt war deshalb schon im Spätsommer 1629 von Wallenstein und nach seiner Entlassung den ganzen Winter hindurch von Pappenheim, dem besten General aus Wallensteins Schule, belagert worden, den dann Tilly selbst mit seinem Heere noch verstärkt hatte. Dem vereinigten kaiserlich-ligistischen Heere war Magdeburg allein auf die Dauer nicht gewachsen. Gustav Adolf aber konnte bei der zweideutigen Haltung der beiden protestantischen Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, die sich „beide also erwiesen, daß er nicht habe wissen können, ob sie Freund oder Feind“, keine Hilfe bringen*). So fiel Magdeburg (20. Mai 1631). Durch eingeleitete Verhandlungen, durch ein Manöver, als wollte der Feind abziehen, waren die Bürger sicher gemacht worden. Plötzlich in der Morgenfrühe wurden die schlecht bewachten Wälle erstiegen; mörderisch ward noch in den Straßen gekämpft; doch bald erlahmte der Widerstand, die Thore wurden geöffnet, und Pappenheims und Tillys Scharen, Kroaten, Wallonen, die Hefe aller Völker, ergossen sich schändend, plündernd, mordend in Straßen und Häuser. Schon während des Straßenkampfes waren Feuersbrünste ausgebrochen; während der schrecklichen Plünderung dachte niemand an Löschen, und so sank die Stadt bis auf den Dom und wenige Fischerhütten in Asche; von 40000 Menschen gingen kaum noch 10000 wie Leichen aus den Kirchen und Verstecken hervor und erhielten die Gnade des einziehenden Heerführers. Seit Trojas und Jerusalems Fall, schrieb dieser dem Kaiser, sei solch eine Victoria nicht gesehen worden.

§ 401. Aber bald nahte Gustav Adolf, überschritt bei Tangermünde die Elbe und bezog ein festes Lager bei Werben an der Elbe nahe der Havelmündung. Tilly, der eben damals einen erfolgreichen Versuch gemacht hatte, den Landgrafen von Hessen wegen seiner Verhandlungen mit den Schweden zu züchtigen, bestürmte nun vergeblich die feste Stellung des Königs in Werben. Der „Unbesiegbare“ mußte zurück. Die Furcht vor ihm schwand, und des Königs Stern leuchtete von Tag zu Tag heller. Noch in Werben kam der Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel zu ihm, sich mit ihm zu verbünden, der, ein nicht minder entschlossener Fürst, als seine edlen Vorfahren es gewesen waren**), sein protestantisches Volk gegen seine Dränger unter die Waffen gerufen hatte. Ein anderer, Herzog Bernhard von Weimar***), ein Urenkel jenes geächteten und seines Landes beraubten Johann Friedrich (§ 365), war ihm schon zuvorgekommen. Und während Gustav Adolf nun die Mecklenburger Herzöge, freilich unter seiner Hoheit, wieder einsetzte, entschied sich auch die Stellung Sachsens. Tilly rückte, um den Kur-

*) Der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg, früher des Kaisers Verbündeter (§ 387), hatte, da ihm seit 1629 selbst die Gefahr nahe gerückt war, 1631 mit den meisten protestantischen Fürsten den Leipziger Konvent geschlossen, um sich den Waffen Schwedens wie dem Restitutionsedikt zu widersetzen; aber sein verzagter Widerstand hatte nach keiner Seite hin Erfolg.

**) In Hessen-Kassel hatten nach Philipps des Großmütigen (§ 378) Tode treffliche Fürsten (Wilhelm I. der Weise 1567—1592, Moritz I. 1592—1627) regiert, die nicht bloß für Schule und Kirche, sondern auch für eine volkstümliche Wehrkraft gesorgt hatten; diese bewies sich jetzt besonders wirksam.

***) Er war nicht regierender Herzog.

fürsten von Sachsen vom Leipziger Konvent abzuziehen, in dessen Land ein. Seine schrecklichen Scharen setzten den Kurfürsten in Verzweiflung. Nun flehte er den Schwedenkönig an, er möge kommen, ihn zu retten. Gustav Adolf war bereits über die Elbe zurückgegangen, zog aber sogleich nach Sachsen hinauf und vereinigte sich bei Düben mit den Truppen des Kurfürsten. Tilly hatte eben Leipzig genommen und erwartete nördlich dieser Stadt bei Breitenfeld den Gegner. Hier griff ihn Gustav Adolf am 17. September 1631 an, und Tilly, der Sieger in 36 Schlachten, mußte ihm Ruhm und Sieg lassen. Die schweren unbehilflichen Schlachtvierecke der Ligisten wurden von den leicht beweglichen Reihen der Schweden — Gustav Adolf hatte Füsiliere unter seine Reiter und unter seine Pikenträger gemischt — und ihren leichter zu transportierenden Geschützen auseinandergesprengt.

§ 402. Nun stand kein Feind mehr dem Könige gegenüber. Der Sieg führte zum völligen Anschluß der meisten protestantischen Fürsten. Deutschland lag offen vor ihm. Er rückte zunächst schnell und ohne Hindernisse durch Thüringen an den Main, diesen hinab auf der „Pfaffenstraße" durch Franken auf Frankfurt und Mainz zum Rhein. Als er hier seine Winterquartiere nahm, stand er auf der Höhe des Sieges. In den geistlichen Gebieten hatte er überall sich unmittelbar huldigen lassen; er gedachte ohne Zweifel sie zu säkularisieren. Auch verschob er es noch, die Pfalz an Friedrich V., der sich bei ihm einstellte, zurückzugeben. Vielleicht erhob sich jetzt in seiner Seele der große Gedanke eines protestantischen Kaisertums und einer innigen Verschmelzung der beiden stamm- und glaubensverwandten Länder Schweden und Deutschland. Er dachte in jener Zeit an eine Verlobung seiner einzigen Tochter Christina mit dem einzigen Sohne des brandenburgischen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm, dem nachmaligen Großen Kurfürsten. Doch waren diese großen und glänzenden Pläne, wenn sie wirklich gefaßt worden sind*), schwer zu verwirklichen. Auch würden sie kaum einer von beiden Nationen zum Heile gereicht haben. Ohnehin begann ihn die zweideutige Haltung des Kurfürsten von Sachsen, der zwar in Böhmen eingerückt war, aber es doch mit dem Kaiser nicht verderben wollte, und die Eifersucht Frankreichs, unter dessen Schirm sich Bayern und die geistlichen Fürsten zu flüchten begannen, sehr zu hemmen. — Mit dem kommenden Frühling 1632 trieb er Tilly aus Franken und zog in Nürnberg ein, dessen protestantische Bevölkerung ihn freudig empfing. Dann rückte er gegen Bayern. Die Grenze des Landes verteidigend fiel Tilly am Lech, von einer Kanonenkugel tödlich getroffen (15. April 1632). Darauf wandte sich Gustav Adolf nach der Reichsstadt Augsburg, wo er gleichfalls von den bedrängten Evangelischen mit Jubel empfangen wurde und sich förmlich huldigen ließ. Dann belagerte er, während Maximilian von Bayern Regensburg besetzte, Ingolstadt, freilich vergeblich, und wandte sich darauf nach München, das sich ihm ergab und gnädig behandelt ward. Von da zog er nach Schwaben.

§ 403. In Wien, wo man erst gespottet hatte, der „evangelische Makkabäus" werde wie einst der Prager Winterkönig schnell vor der kaiserlichen Glückssonne zerschmelzen, zitterte man nun um die eigene Sicherheit. Nur

---

*) Der Wahrheit näher kommt wohl, was Oxenstierna (§ 405) später als Gustav Adolfs Plan bezeichnet hat, nämlich die Schöpfung eines skandavischen Reiches, bestehend aus Schweden, Norwegen, Dänemark und den polnischen und deutschen Küstenländern der Ostsee.

Wallenstein konnte retten. Schon bald nach der Schlacht bei Leipzig war er aufgefordert worden, das Oberkommando wieder zu übernehmen. Lange hatte der stolze Mann, dessen schadenfroher Triumph nun gekommen war, sich geweigert, dies zu thun. Im Dezember 1631 erklärte er sich jedoch auf vieles Drängen und Bitten bereit, innerhalb dreier Monate ein Heer ins Feld zu stellen und auf eben so lange Zeit zu kommandieren. Und in der That, sein Name „ging wie der Kriegsgott durch die Welt.“ Eine Armee strömte zusammen aus jenen Banden, die längst kein anderes Gewerbe kannten als den Krieg, und sammelte sich in Böhmen und Mähren. Natürlich konnte auch nur Wallenstein dieses Heer führen, und so ließ er sich endlich bereit finden, den Oberbefehl förmlich anzunehmen. Aber er that es nur auf Bedingungen, die ihm die Stellung eines selbständigen Fürsten gaben. Nicht bloß, daß er über alle Kriegsoperationen innerhalb Deutschlands entscheiden und selbst eine Stimme beim Friedensabschluß haben wollte: er machte auch aus, daß das Restitutionsedikt beim künftigen Frieden aufgehoben würde, daß er selber über die Einziehungen und Verteilungen in den von ihm eroberten Gebieten entscheide. Auch wurde ihm Aussicht gemacht, Mecklenburg zurückzubekommen; für den Fall, daß dies unmöglich sei, erhielt er ein Reichsfürstentum gleichen Einkommens bestimmt zugesichert; einstweilen wurde ihm das Fürstentum Glogau verpfändet. Mißtrauisch, aber von der Not gezwungen, hatte der Kaiser in alles gewilligt.

§ 404. Wallenstein rückte, nachdem er Prag den Sachsen abgenommen und sich zum Meister in Böhmen gemacht hatte, über den Böhmerwald nach Franken vor. Bei Eger vereinte sich Maximilian mit ihm und stellte sich seinen Haß und seine Beschämung verbergend sogar mit unter Wallensteins Oberbefehl. Dieser aber kümmerte sich gleichwohl um das vom Feinde besetzte Bayern durchaus nicht; dagegen bedrohte er N ü r n b e r g. Die protestantische Stadt durfte Gustav Adolf nicht in Feindes Hand fallen lassen und eilte deshalb ihm zuvorzukommen. Kaum hatte er sein Lager geschlagen, so erschien auch Wallenstein und bezog eine uneinnehmbare Stellung. Lange lagen beide Heere einander gegenüber. Endlich entschloß sich der König, als seine Truppen in dem ausgesogenen Land empfindlichen Mangel zu leiden begannen, zum Angriff (4. September 1632). Aber vergebens stürmte er den ganzen Tag; vergeblich faßte Bernhard von Weimar festen Fuß auf einer Höhe, welche „die alte Veste“, den Schlüssel der feindlichen Stellung beherrschte: die starke Stellung der Kaiserlichen trotzte jedem Angriff; Gustav Adolf sah die Blüte seines Heeres tot auf dem Schlachtfelde und konnte den Tag wie eine Niederlage ansehen. Schon begannen im protestantischen Heere Kleinmütigkeit, Mißmut und Zwiespalt um sich zu greifen. Vergebens suchte der Schwedenkönig, Meister des Krieges zu bleiben und dessen Schauplatz durch einen Marsch südwärts an die Donau zu verlegen. Wallenstein folgte ihm nicht, sondern zog mit furchtbaren Verheerungen nach Sachsen und zwang den Gegner, ihm zum Schutz dieses Landes zu folgen. So kam es noch spät im Jahre zur Entscheidungsschlacht. Wallenstein hatte seine Winterquartiere um Leipzig her, das er wie einst Tilly vor der Breitenfelder Schlacht (§ 401) eben erobert hatte, nehmen wollen und erwartete für jetzt keine Schlacht mehr. Der Feldzug des Jahres schien geschlossen. Gustav Adolf aber, der in Eilmärschen zum Entsatz Sachsens herbeigeeilt war, stand, ehe Wallenstein es ahnte, schon bei Naumburg. Auf die Kunde von dem Abmarsch Pappenheims, den Wallenstein mit Reiterei und Fußvolk gegen Halle gesandt hatte, führte er rasch sein Heer gegen die Kaiserlichen zur

Schlacht. Auf Lützens Ebene ward der harte Strauß am 16. November 1632 ausgefochten. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her; allmählich drangen die Schweden vor; aber Pappenheim, der noch rechtzeitig zurückgerufen worden war, entriß ihnen, mit seinen Kavallerieregimentern vorstürmend, die errungenen Vorteile wieder, wobei er freilich zum Tode verwundet ward. Um der Gefahr zu begegnen, führte Gustav Adolf selbst seine Truppen gegen die feindlichen Kürassiere vor, geriet aber dabei infolge des herrschenden Nebels und seiner Kurzsichtigkeit allzunahe an den Feind und sank bald, von mehreren Kugeln durchbohrt und von Säbelhieben arg zugerichtet, todwund zu Boden: kaum erkannte man später seine von Blut entstellte Leiche. Wallenstein, dem im dichten Kugelregen Mantel und Hut zerfetzt ward, ging ohne Wunde aus der Schlacht, ließ aber den Feinden den Sieg. Er wich nach Böhmen und hielt hier ein furchtbares Strafgericht über sein Heer, das nicht standgehalten hatte. Aber auch der Verlust der Protestanten wog schwer, am schwersten der Tod des Königs, der wie einst Epaminondas im Schoß des Sieges gefallen war. Er war der größte, edelste und reichbegabteste Mann, den dieser wüste Krieg aufzuweisen hat: sein Tod nahm der protestantischen Partei die Seele und dem Kriege den großen Gedanken und den stolzen Flug der letzten Jahre.

7. Der dreißigjährige Krieg. d) Vom Tode Gustav Adolfs bis zum westfälischen Frieden.

§ 405. An die Spitze der Heereskraft der Protestanten trat nach dem Tode des Königs Bernhard von Weimar, der die süddeutsche Streitmacht in Verbindung mit dem Schweden Horn befehligen sollte. Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg sollte in Gemeinschaft mit einem schwedischen General die unbedeutenderen norddeutschen Truppen kommandieren. Leiter der Staatsangelegenheiten und der Verhandlungen mit fremden Mächten war der schwedische Kanzler Oxenstierna. So zersplitterte sich also, was bisher in Gustav Adolfs Person zusammengefaßt gewesen war. Aber ein größerer Übelstand kam hinzu. Hatten die deutschen protestantischen Fürsten die mitunter herrische Sprache des großen Königs Gustav Adolf schon schwer ertragen, so konnte natürlich noch weniger die Rede sein von einer willigen Unterordnung unter hochfahrende schwedische Generale und Minister, besonders unter die anmaßende Familie Oxenstierna, die, da Gustav Adolf nur eine sechsjährige Tochter, Christina, hinterlassen hatte, jetzt Schweden regierte. So ging die Einheit der Handlung verloren. Dagegen trat nun Frankreich, das bisher unter Richelieus Leitung sich mehr im Hintergrunde gehalten hatte, offen wirkend hervor. Oxenstierna und der französische Gesandte brachten zu Heilbronn am 23. April 1633 ein Bündnis der protestantischen Stände des fränkischen, schwäbischen und beider rheinischen Kreise mit den Schweden zustande, wodurch für den Augenblick hier im Südwesten des Reichs ein Übergewicht über die kaiserliche Partei hergestellt wurde.

§ 406. Diese aber hatte, was den Protestanten fehlte, eine Einheit des Oberbefehls in Wallenstein. Aber immer mehr zeigte sich, daß die alles Maß übersteigende Gewalt, die diesem Manne verliehen war, keinem, am wenigsten ihm selbst, Segen brachte. Nachdem er lange unthätig in Böhmen gestanden und mit Sachsen, ja selbst mit Schweden unterhandelt hatte, rückte er im Sommer 1633 mit großem Pomp und kaiserlicher Pracht in Schlesien ein, wo ein schwedisches Heer unter dem Grafen Mat-

thias Thurn, dem Urheber des Krieges (§ 385), zuletzt von ihm so umschlossen war, daß er es hätte gefangen nehmen können; doch gewährte er dem Feinde in einem „Accord“ Leben und Freiheit, ging nach Böhmen zurück und begann seine Verhandlungen mit den protestantischen Kurfürsten von neuem. Indessen kam durch das Heilbronner Bündnis Maximilian von Bayern in große Not: Regensburg, bisher von ihm besetzt (§ 402) und als eine Vormauer Bayerns und Österreichs angesehen, ward von Bernhard von Weimar erobert. Wallenstein aber, vom Kaiser zu Hilfe gesandt, rückte nur bis in die Oberpfalz und kehrte dann wieder nach Böhmen zurück. Er schien dies militärisch so wichtige Land wie eine feste, herrschende Stellung anzusehen, von der aus er Frieden gebieten könne, und unterhandelte heimlich mit Frankreich, mit Schweden, mit allen Feinden des Kaisers — wie er es seinem Vertrage nach durfte, aber mit immer zweideutigerer Haltung gegen seinen Herrn. Dieser wollte ihn ohne gewaltsamen Bruch entfernen, indem er den eigenen Sohn, den jungen König von Ungarn, als Generalissimus an die Spitze des Heeres stellte. Die Gefahr aber, vom Posten gerufen zu werden, trieb Wallenstein zu immer verwegeneren Plänen; auf einem Tage zu Pilsen ließ er sich durch alle seine Obersten eine Urkunde ausstellen, ihn nicht zu verlassen; ein Schritt, der einer Verschwörung fast gleich kam. Noch schien der Kaiser ziemlich milde darüber zu urteilen — eine „Konfusion“, nicht eine „Konspiration“ nannte man wohl in Wien die Pilsener Vereinigung — aber die Hauptgegner Wallensteins, die Spanier und Maximilian von Bayern und die Strengkatholischen mit ihnen, wußten immer Neues gegen den Feldherrn vorzubringen. Der Kaiser beschloß Wallensteins Absetzung, handelte aber in tiefer Verborgenheit und mit gewohnter Verstellung. Erst als man der meisten „Generalpersonen“, namentlich eines Gallas, Piccolomini, Aldringer, die unter Wallenstein dienten, sicher war, warf man die Maske ab: Wallenstein, sein Schwager Terzka, Ilow, Neumann, Kinsky wurden entsetzt. Nun erst schritt Wallenstein zum völligen Abfall und begann mit den Schweden, die ihm aber auch nicht recht trauten, wegen seines Übergangs zu unterhandeln. In der Mitte eines Terzkaschen Regimentes, dem sich Butler mit seinen Dragonern unterwegs anschloß, zog er nach Eger, wo Truppen Bernhards von Weimar zu ihm stoßen sollten; aber ehe dies geschah, traf ihn und seine oben genannten Freunde der Mordstahl von Verrätern, die er in seiner nächsten Umgebung gehabt und für völlig treu gehalten hatte (Butler, Gordon, Leßley, Devereux u. a.). Er fiel in der Nacht vom 25. zum 26. Februar 1634. Der Kaiser war von einer großen Gefahr befreit, aber er hatte auch seinen bedeutendsten Heerführer verloren.

§ 407. Durch die Uneinigkeit der Protestanten gewannen die Katholiken bald neue Vorteile. Regensburg ward zurückerobert; dann drangen des Kaisers Heere, jetzt unter der Führung des Kaisersohnes vereinigt, die Donau hinauf und bedrohten Nördlingen. Als sich Horn und Bernhard von Weimar zum Entsatz dieser Stadt vereinten, kam es hier gegen die Kaiserlichen unter Gallas und dem Sohne des Kaisers zu einer blutigen Schlacht, in der diese entschieden siegten (5. und 6. September 1634). Horn selbst ward gefangen, Württemberg, Pfalz, Hessen von den kaiserlichen Truppen überschwemmt. Die Schlacht von Nördlingen war von höchster Wichtigkeit; sie gab den Kaiserlichen die Herrschaft in Oberdeutschland wieder; die Schweden wichen gegen die Nord- und Ostsee zurück, Frankreich aber ward aus seiner bloß zuwartenden Stellung gerissen und trat thätig in den Krieg ein. Bernhard

von Weimar erhielt von dieser Macht die Gelder, um ein Heer aufzustellen, und zog den Krieg in den folgenden Jahren vor allem in das Elsaß und an den Oberrhein, wo zwischen ihm und den kaiserlichen Generalen, Gallas, Götz u. a., sowie dem bayrischen, Johann von Werth, mit wechselndem Glück gekämpft wurde. Doch gestaltete sich im ganzen die Lage günstig für Bernhard, dem die Franzosen heimlich Elsaß als selbständiges Fürstentum gelobt hatten. Die Schweden dagegen, jetzt ebenso verwildert wie alle Truppen dieser Zeit, hielten sich mehr in den Ostseegegenden. Es trat immer unverhüllter hervor, daß nur noch die Eroberung deutscher Grenzländer das Ziel der helfenden Fremden war.

§ 408. Durch die Niederlage von Nördlingen fielen außerdem die lauen Freunde von der schwedischen Sache ab. Johann Georg von Sachsen, der nie ernsthaft Partei gegen den Kaiser ergriffen hatte, suchte seine anfängliche Mittelstellung (§ 400) wieder einzunehmen. Er schloß deshalb am 30. Mai 1635 mit dem Kaiser den sog. Prager Separatfrieden, dem bald fast das gesamte Norddeutschland, auch Brandenburg, beitrat; nur Hessen-Kassel beharrte bei dem Bündnis mit Schweden und Frankreich. Dieser Separatfrieden aber war ein schmählicher Abfall von der protestantischen Sache, um so schmählicher, als er unter der Maske reichstreuer Vaterlandsliebe geschlossen ward. Er war zugleich ein Sieg des Hauses Habsburg. Vorteil zog von den protestantischen Staaten aus ihm nur Sachsen, dem die Lausitzen und vier magdeburgische Ämter abgetreten wurden. Das pfälzische Kurhaus ward nicht wiederhergestellt, Württemberg blieb in den Händen der Kaiserlichen. Nicht einmal der durch das Restitutionsedikt bedrohte Besitzstand der protestantischen Staaten wurde endgiltig gesichert, sondern nur bestimmt, daß die nach dem Passauer Vertrag säkularisierten geistlichen Güter auf 40 Jahre, von 1627 an gerechnet, in den Händen der Besitzer bleiben sollten. Im übrigen verbot der Frieden den protestantischen Ständen den Abschluß von Sonderbündnissen sowie die Aufstellung selbständiger Heere; dagegen sollten sie gehalten sein, dem Kaiser Truppen zur Vertreibung der Schweden zu stellen. Die Unterwerfung der Stände konnte kaum vollkommener sein. Lange blieb der Kaiser im Vorteil, ohne doch den Krieg beenden zu können. Denn das eben war das Elend des fürchterlichen Kriegs, daß keine Macht der andern überlegen genug war, um sie niederzuwerfen, und daß, da zugleich alle Geldmittel fehlten, die Heere durch endlose Plünderungen erhalten werden mußten; diese nährten sich, oft elend und kümmerlich, von dem umstrittenen Boden, solange noch ein Halm auf ihm grünte. — Endlich trat im Jahre 1636 ein Glückswechsel ein. Ein sächsisch-kaiserliches Heer zog gegen die in Mecklenburg und Pommern unter Banér stehenden Schweden, ward aber bei Wittstock in der Priegnitz (4. Oktober) in schimpfliche Flucht geschlagen. Im ganzen aber waren die Schweden in den folgenden Jahren unglücklich. Ihr Bundesgenosse Wilhelm von Hessen irrte von Land und Leuten vertrieben umher und starb bei einem Einfalle in Ostfriesland (1637). Wer mochte es da den anderen Fürsten verargen, wenn sie wie der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg daran dachten, ihren Frieden mit dem Kaiser zu machen?

§ 409. Bei weitem der bedeutendste unter allen Kämpfern auf protestantischer Seite war Bernhard von Weimar. Zu Gustav Adolfs Zeiten hatte er Aussicht gehabt, sich ein Fürstentum aus den geistlichen Gebieten in Franken zu gründen. Nach dem Tode des Königs und der Niederlage von

Nördlingen sah er sich genötigt, sich ganz auf die Hilfsquellen der Franzosen zu verlassen. Die Pläne dieses Mannes, der echt protestantisch und deutsch gesinnt war, gingen aber darauf hinaus, sich im südwestlichen Deutschland, im Elsaß und der Franche Comté, ein eigenes Königreich oder Herzogtum zu schaffen und keinen Zoll deutschen Landes in französische Hände fallen zu lassen. Durch glänzende Kriegsthaten und Siege, z. B. bei Rheinfelden unweit Basel (1638), durch die Eroberung von Breisach kam er diesem Ziele näher. Schon war er im Begriff, zugleich mit den wieder vorrückenden Schweden unter Banér die entscheidenden Schläge gegen Österreich zu führen und selbst die Donau abwärts zu dringen, als er plötzlich am 18. Juli 1639 an einer pestartigen Krankheit starb. Sein Tod kam den Franzosen so gelegen, daß der (völlig unbegründete) Glaube entstand, sie hätten ihm Gift beigebracht, weil sie seine Erwerbungen für sich gewinnen wollten. Es war umsonst, daß er in einem förmlichen Testamente bestimmte, die von ihm besetzten Länder sollten ebenso wie sein Heer deutsch bleiben. Von Not getrieben und von den eigenen Führern verraten, trat dieses bald genug in französischen Sold und Gehorsam. Damit war auch hier die deutsche Grenze den Fremden preisgegeben.

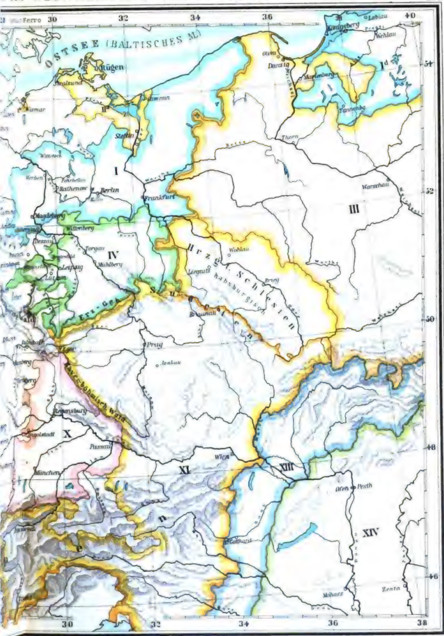
§ 410. Indessen war Kaiser Ferdinand II. gestorben (1637), aber sein kurz vorher in Regensburg zum Nachfolger gewählter Sohn Ferdinand III. (1637—1657) trat in seine Fußtapfen. Doch kam zum erstenmal seit dem Beginn des Krieges wieder eine Art von Reichstag (zu Regensburg, 1640) zusammen, auf dem ernste Wünsche nach Frieden laut wurden. Noch waren hier Gesandte der Kurfürsten und Fürsten beisammen, als Banér in Verbindung mit dem französischen General Guébriant den abenteuerlichen und verwegenen Plan faßte, sie insgesamt zu überfallen und aufzuheben. Fast wäre der schnelle und kühne Zug gelungen, hätte nicht Tauwetter plötzlich Wege und Flüsse schwer passierbar gemacht und zur Aufhebung der schon begonnenen Belagerung genötigt, (1641). Bald darauf starb der wilde und ausschweifende Banér, und an seine Stelle trat Torstenson, der kühnste und begabteste der großen Generale aus Gustav Adolfs Schule, der, obwohl so gichtkrank, daß er meist in der Sänfte getragen werden mußte, doch mit Blitzesschnelle die Waffen von einem Ende des Reichs zum andern trug und in den schleichenden Gang dieses Krieges noch einmal frisches Leben brachte. Im Jahre 1642 drang er über Böhmen bis in das Herz Österreichs vor, das noch keinen Feind gesehen hatte; dann zurückgekehrt, schlug er die Kaiserlichen unter dem Erzbischof Leopold Wilhelm (§ 400) und Piccolomini bei Breitenfeld (2. November 1642). Da um dieselbe Zeit ein Krieg zwischen Dänemark und Schweden ausgebrochen war — Dänemark hatte in Verbindung mit dem Kaiser den Frieden vermitteln und nebenbei vielleicht Hamburg gewinnen wollen — so eilte Torstenson 1643 mit seinem Heere durch Holstein und Schleswig bis in den Norden Jütlands, während die schwedische Flotte Dänemark gleichfalls bedrängte: so mußte dieses Frieden schließen und die Einmischung in den deutschen Krieg aufgeben. Ein kaiserliches Heer unter Gallas, das ihm in die Halbinsel gefolgt war, manövrierte Torstenson 1644 so geschickt zurück, daß es ohne Schlacht ruiniert nach Böhmen heimkam. Im folgenden Jahre erschien er, nachdem er bei Jankau in Böhmen die Kaiserlichen völlig geschlagen hatte, vor Brünn, dann sogar in der Nähe Wiens. Doch nötigten ihn Krankheiten und Mangel zurückzugehen; er legte das Kommando nieder, das nun an den General Wrangel überging.

MITTEL - EUROPA NACH DEM

Entworfen u. gezeichnet von G. Schott 1889

Verlag von Franz

Digitized by Google



Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig

on Franz Vahlen in Berlin.

Digitized by Google

§ 411. Die Franzosen hatten unterdessen nach einer schweren Niederlage bei Tuttlingen an der oberen Donau (1643) am Rhein und in Süddeutschland unter Turenne und Condé, den Meistern einer neuen Kriegskunst, mit wechselndem Glück gekämpft. Turenne ward 1635 bei Mergentheim in Franken von dem kaiserlichen Feldherrn Mercy und dem bayrischen, Johann von Werth, geschlagen: dagegen siegten im Herbst desselben Jahres unter Condé und Königsmark die Franzosen, Schweden und Hessen bei Allersheim am Ries unfern Nördlingen über die Kaiserlichen und Bayern. Wrangel und Turenne bedrängten nun vereinigt Maximilian so heftig, daß er sich (1647) zu einem Neutralitätsvertrag mit Frankreich und Schweden bequemen mußte. Aber bald trat er wieder zu Österreich. Da ergossen sich von neuem Turennes und Wrangels Scharen über sein Land bis zum Inn. Die Schweden fielen in Böhmen ein und nahmen unter Königsmark die Prager Kleinseite (1648). Als letztes Endziel des gemeinsamen Feldzuges ward Wien ins Auge gefaßt. Da gab Österreich nach, und endlich kam die langersehnte Kunde, daß zu Osnabrück und Münster der Friede abgeschlossen sei.

8. Der westfälische Friede. 1648.

§ 412. Schon seit dem Ausgange der 30er Jahre hatten Abgeordnete der kriegführenden Mächte, des Kaisers, Frankreichs und Schwedens, in Hamburg über den Frieden verhandelt; Ende 1641 war man hier endlich, kurz nachdem auch der Regensburger Reichstag (§ 410) zu gleichem Schlusse gelangt war, soweit gekommen, Münster und Osnabrück als die Orte, wo die abschließenden Verhandlungen geführt werden sollten, zu bezeichnen. Gleichwohl dauerte es noch bis in den April 1645, bis der Friedenskongreß eröffnet ward, und auch dann verzögerten die steifen Förmlichkeiten, die in allen Stücken herrschend geworden waren, und die Selbstsucht der Beteiligten, die auf möglichst großen Ländererwerb ausgingen, besonders die Ränke der Franzosen, den Friedensschluß in trauriger Weise. Vor allem den aufopfernden Bemühungen des österreichischen Botschafters Trautmannsdorf dankte man endlich die Vollendung des unsäglich mühevollen Werkes, bei dem alle einzelnen Reichsstände, die ihre „teutsche Libertät" urd das ius pacis et armorum — das Recht des Kriegs und Friedens — geltend machten, hatten mitreden dürfen. Endlich einigte man sich (24. Oktober 1648), aber auf Bedingungen, durch welche die schönsten Grenzländer Deutschlands aufgegeben wurden und das Reich selbst nicht nur in sich völlig aufgelöst, sondern auch fortwährender fremder Einmischung bloßgestellt ward.

§ 413. Vor allem verlangten Frankreich und Schweden für ihre angebliche Hilfeleistung Entschädigung. Frankreich begnügte sich nach den hochmütigsten Forderungen endlich mit Breisach, der Landgrafschaft im Ober- und Unterelsaß, dem Sundgau und der Landvogtei über die elsässischen Zehnstädte und 40 Reichsdörfer, alles Rechte und Besitzungen, die bisher Österreich zu eigen gewesen waren. Straßburg wie die Bistümer, unmittelbaren Abteien und Herrschaften im Elsaß blieben nach wie vor dem Reiche allein unterstellt. Metz, Toul, Verdun, die schon seit 1552 von Frankreich besetzt waren (§ 367), wurden ihm nun förmlich zuerkannt. Frankreich hatte also an einer Stelle bereits die so oft begehrte Rheingrenze erreicht und sich einen Stamm deutscher Zunge unterworfen.

§ 414. Schweden verlangte ganz Pommern. Da aber Brandenburg die nächsten Anrechte auf dieses erledigte Reichsland besaß und Friedrich

Wilhelm, der Große Kurfürst, der seit 1640 regierte, der Mann war, sie geltend zu machen, so gab es wenigstens fast das ganze Hinterpommern auf. Dagegen erhielt es Vorpommern mit Rügen und von Hinterpommern das rechte Oderufer; ferner zur Entschädigung für den übrigen Teil von Pommern Wismar nebst der Insel Poel und dem Amt Neukloster und die Stifter Bremen und Verden, jedoch ohne die Stadt Bremen, die als Reichsstadt galt. Im Unterschiede von Frankreich erhielt Schweden diese Länder so, daß sie völlig Teile des Reichs blieben, Schweden also für sie mit in den Reichsverband trat. Doch war damit nichts gewonnen; es blieb eine fremde Macht, die durch diese Erwerbungen die wichtigsten deutschen Strommündungen, die der Oder, Elbe und Weser, beherrschte. Außerdem wurden ihm 5 Millionen Thaler Entschädigung gezahlt.

§ 415. Die Schweiz und die Niederlande, schon längst vom Reiche thatsächlich geschieden, wurden nun auch förmlich als selbständige europäische Staaten anerkannt. In der Schweiz hatte Deutschland die feste Felsenburg gegen welsche Angriffe, in den Niederlanden das Mündungsgebiet auch seines herrlichsten Stromes, des Rheins, und damit die letzte Möglichkeit, groß und herrschend auf der See und in fernen Erdteilen aufzutreten, verloren.

§ 416. Im Innern Deutschlands wurden die einzelnen Reichsstände meist mit säkularisiertem Kirchengut entschädigt. Brandenburg, das Vorpommern an Schweden hatte abtreten müssen, erhielt dafür die Stifter Magdeburg*), Halberstadt, Minden und Kammin. Hessen-Kassel, von der klugen Witwe Wilhelms V. (§§ 401. 408), der Landgräfin Amalie Elisabeth, geleitet, erhielt für seine beharrliche Unterstützung der Franzosen und Schweden durch die Begünstigung dieser beiden Mächte Hersfeld und Rinteln nebst einer Summe von 600000 Thlr. Mecklenburg erhielt für das abgetretene Wismar (nebst Poel und Neukloster) die Bistümer Schwerin und Ratzeburg. Auch das braunschweigische Haus bekam einige Entschädigungen durch geistliches Gut. Bayern behielt die im Kriege erworbene Oberpfalz (mit Cham) und die Kurwürde; doch wurde für die Rheinpfalz, wo schon Oxenstierna das Haus Friedrichs V. wieder eingesetzt hatte, eine neue Kur, die achte, geschaffen. Für alles, was im Kriege gegen die Reichsordnung geschehen war, ward Straflosigkeit (Amnestie) verkündigt.

§ 417. Hinsichtlich der Religion wurde der Augsburger Religionsfriede bestätigt und auf die Reformierten ausgedehnt. Religionsfreiheit für die Unterthanen war damit nicht gewährt; diesen blieb gegen Religionsbedrückung ihrer Obern nur das Recht der Auswanderung (§ 368). Das Restitutionsedikt von 1629 ward aufgehoben und in Bezug auf den Besitz der geistlichen Güter als maßgebend der 1. Januar 1624 angenommen; was bis dahin an Kirchengut bereits säkularisiert gewesen war, sollte es bleiben.

§ 418. Waren so für die Religion die Bedingungen einem verständigen Fortschritte günstig und entsprechend, so waren die politischen Grundsätze, die für die Reichsstände aufgestellt wurden, die letzte Besiegelung der bereits erfolgten inneren Auflösung des Reichs. Zwar blieb noch ein Kaiser und — wenigstens der äußeren Form nach — ein Reich; aber indem jede reichsständische Freiheit von neuem bestätigt und dazu das Recht hinzugegeben wurde, daß die Reichsstände unter sich selbst und sogar mit fremden Mächten Bündnisse schließen durften — „unbeschadet der Pflichten gegen Kaiser und Reich" ward freilich hinzugefügt — war die thatsächliche Souveränität aller

*) Erst 1680 wirklich mit Brandenburg vereint, weil so lange der sächsische Fürst-Administrator lebte.

einzelnen Stände und damit die Unmöglichkeit eines Zusammenhalts des Reichs eingeräumt.

§ 419. Auf anderthalb Jahrhunderte hinaus ward dieser westfälische Friede die Grundlage der Rechtsverhältnisse der europäischen, besonders der deutschen Länder unter sich. Durch ihn war vorläufig Deutschlands Ohnmacht entschieden. Seitdem seine Könige einst den stolzen, mit so viel Blut erkauften und behaupteten Titel der römischen Kaiser erworben hatten, war das deutsche Volk das erste der Christenheit gewesen. Selbst als die innere Auflösung schon längst begonnen hatte, noch im 14. und 15. Jahrhundert, hatte doch die aufsteigende Macht des Hauses Österreich, aus dem bald allein die Kaiser gewählt wurden, diesen Schein einer höchsten Macht noch bestehen lassen. Noch zur Reformationszeit fühlten sich die Deutschen in ihrem vollen Wert. Jetzt war Sache und Schein dahin. Im Mittelalter waren von Deutschland die wichtigsten Entscheidungen für Europa ausgegangen: jetzt wirkte jede Bewegung Europas auf Deutschland zurück; jeder Zwist ward auf Deutschlands Boden ausgekämpft und auf Deutschlands Kosten beigelegt. Das Reich war ein Spott der Völker, bald der Deutschen selbst; weder zum Angriff noch zur Verteidigung geschickt, altersschwach und krankend, ging es dem Grabe zu. Seine Zeit war vorüber, aber noch nicht das durch die Reformation erneuerte Leben der deutschen Nation, so todkrank es auch im Augenblick war; es suchte sich nur neue Bahnen und Formen, um wieder zum kräftigsten Ausdruck zu kommen. Und es fand sie. Gerade die Schöpfung des westfälischen Friedens, die mehr denn alles andere den Zusammensturz des alten Reichs verschuldet zu haben schien, die Souveränität der territorialen Gewalten, ward die Bedingung und Grundlage eines neuen nationalen Lebens, dessen herrlichste Blüten zu zeitigen unseren Tagen vorbehalten blieb.

C. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

1. Landsknechte und Soldaten.

§ 420. Die vorliegende Periode schließt mit dem furchtbarsten Kriege, den die Weltgeschichte je gesehen hat. Es wird also angemessen sein, die näher zu betrachten, die ihm unmittelbar ihre Kräfte liehen. Schon oben (§ 305) ward der Landsknechte gedacht, die seit dem 15. Jahrhundert begonnen hatten, ein eigenes Waffenhandwerk, gleichsam eine wandernde Kriegerzunft zu bilden. Unter Kaiser Maximilian, der sie eigentlich erst schuf und ihnen große Gunst zeigte, und unter Karl V., der sich ihrer in seinen italienischen Kriegen bediente, standen sie in besonderen Ehren. Männer wie der reisige, auch körperlich gewaltige Jürge von Fronsperg — er war so stark von Gliedern, daß er, wenn er den Mittelfinger der rechten Hand ausstreckte, damit den stärksten Mann vom Platze stoßen, ein rennendes Pferd beim Zaume ergreifen und stellen, die großen Büchsen und Mauerbrecher allein von einem Ort zum andern schaffen konnte — wie der Truchseß von Waldburg (§ 348), Sebastian Schärtlin (§ 362), bildeten und übten sie weiter. Auf dem Haupt die Sturmhaube, mit einer Feder geschmückt, vor der Brust den Krebs (den Harnisch), an den Beinen gestiefelt (selten noch geharnischt), in der Hand die Lanze oder die Hellebarde, auch wohl schon statt ihrer die schwere Muskete, so stand mit ausgespreizten Füßen der Landsknecht fest in Reih und Glied da; in größeren Massen wußten sie bereits auf Kommandowort geschickte Schwenkungen auszuführen

und sich zum Kreise zusammenzuschließen, der von vorgehaltenen Spießen starrte. Sie hatten ihre eigenen Sitten, ihre eigenen Gesetze soldatischer Ehre, ihre eigenen Lieder, ihren freien, kecken und heiteren Sinn. Wohl war Roheit und Beutelust bei ihrem wilden, fahrenden Leben nicht zu vermeiden — aber der frische ritterliche Geist, wie er im 16. Jahrhundert besonders den Bürger- und Bauernstand erfaßte, herrschte in diesen Scharen, und sie trugen wesentlich dazu bei, daß deutsche Tapferkeit im Auslande noch gefürchtet blieb.

§ 421. Anders war es hundert Jahre später, als der dreißigjährige Krieg begann. Auch jetzt noch hatten die Fürsten keine stehenden Heere, und da die alten Vasallenaufgebote (§ 145) zum Spott herabgesunken waren, so sahen sie sich allein auf Söldner angewiesen. Der Sold aber stand hoch, und schon ein mäßiges Heer zu unterhalten, ging über die Kräfte des einzelnen Fürsten, selbst des Kaisers, hinaus. So kam man auf den schrecklichen Gedanken, die Heere durch sich selbst, durch Kontributionen, Brandschatzungen und Plünderungen zu unterhalten, und so traten die Bandenführer auf, ein Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, vor allen Wallenstein. Ein Heer zu stellen ward nun gewissermaßen eine geschäftliche, oft königlichen Gewinn verheißende Unternehmung. Dem obersten Kriegsführer boten sich bereits namhafte Untergenerale und Obersten; diese warben ihre Regimenter, die Hauptleute ihre Kompagnien, niedere Offiziere ihre Fähnlein, jeder auf eigene Kosten, und daher auch genötigt, sich während des Krieges bezahlt zu machen. Aus aller Herren Ländern strömte nun das kriegs- und beutelustige Gesindel zusammen; von einem Heere zum andern liefen die Soldaten über: wo gerade die meiste Ungebundenheit, die meiste Hoffnung auf Gewinn war, dahin zog sich die Masse. Gustav Adolf brachte dann das erste stehende Heer aus Landeskindern in den Krieg; nach seinem Tode sank auch dies zur Kriegsbande herab, die den andern an Wildheit nichts nachgab. — Die Bewaffnung trug wie die ganze Zeit den Charakter des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit. An die Stelle der Eisenhaube trat mehr und mehr der Hut, den der Soldat, wenn er Geld hatte, mit Federn schmückte; Brustharnisch und hohe Stiefel blieben; das Feuergewehr ward allgemeiner; auch die Reiter trugen große Pistolen am Sattel. Man unterschied Kürassiere (schwer geharnischte Reiter), Dragoner (mit Pike oder Muskete bewaffnet und sowohl zu Pferde als zu Fuß kämpfend), Arkebusiere (berittene Scharfschützen) und Lanziers (in voller Rüstung, mit Lanze oder Rennspieß bewaffnet). Das Fußvolk bestand aus den wenig gefürchteten Pikenieren und den Musketieren. Die Geschütze bedienten Konstabler. Die Entscheidung lag je später desto mehr bei der Reiterei.

§ 422. Je länger der Krieg währte, je unregelmäßiger der Sold einging, um so mehr waren die Heere auf die Gewaltthat angewiesen. Da verschwand der letzte Rest ritterlicher Landsknechtssitte. Der Soldat mußte sich aufs Plündern, aufs „Parteigehen“, legen. Mitten im Kriege suchte er sich eine Art wilder Häuslichkeit einzurichten. Das Lager wimmelte von Soldatenweibern, Marketenderinnen, fahrenden Dirnen, Soldatenjungen. Es kam so weit, daß man, besonders in der letzten Zeit des Krieges, auf etwa 40000 Mann kampffähiger Soldaten einen Troß von 140000 Menschen rechnen konnte. Solch ein Heer war also ein wanderndes Volk, und es war schlimmer als jene Scharen der Völkerwanderung, weil bei ihm die Gaben einer schon entwickelteren Kultur dem Verbrechen und der Gewalt dienstbar wurden. Das Land ward zur Wüste, wo solch ein Heer zog, noch mehr, wo es

lagerte. Weit und breit näherte sich dann dem Lagerwall, der von halbwilden Buben und den Lagerhunden umschwärmt ward, kein lebendes Wesen. Bald genug trieb den Soldaten der Hunger auf Beutezüge; bis in die fernsten Verstecke schweiften die „Parteien“, zufrieden, wenn sie ein Dorf oder Gehöft fanden, das frühere Züge verschont hatten. Da suchte der Soldat dann nach Nahrung für sich und sein Roß, nach den vergrabenen und versteckten Zehrpfennigen und Schmucksachen. Um von dem Bewohner dergleichen zu erpressen, griff er zu den äußersten Erfindungen teuflischer Grausamkeit. Zu der Not, die den Menschen wild machte, gesellte sich dann Habsucht, roher Übermut, Zerstörungswut und viehische Lust. Glücklich der Mann, der im Kampf um das Seine erschlagen oder selbst hingemartert ward; bejammernswert aber das Weib, die Jungfrau, für die es in dieser entsetzlichen Zeit keinen Beschirmer gegen die grimmige Gewalt der Soldaten gab. Noch schlimmer waren die abgedankten oder entwichenen Soldaten, Marodöre oder Parteigänger auf eigene Hand, Buschklepper und Schnapphähne, die ähnlich den Zigeunerbanden, die auch die Heere begleiteten, ein räuberisches Gesindel bildeten, die niemandem mehr gehorchten oder zugehörten und nur auf Plünderung und Beutemachen ausgingen. Unter solchen Drangsalen bildete sich dann hinwiederum in den vielgeplagten Bauern ein nicht minder wilder und grausamer Sinn der Rache aus, so daß Soldaten und Bauern, etwa wie Wolf und Hund, sich als natürliche Feinde ansahen, und daß, wo der eine oder der andere in der Übermacht war, keine Schonung des Gegners galt. Die Scenen dieser Greuel liegen uns in den Schriften der Zeitgenossen vor; so erzählt einer von ihnen, Moscherosch, oder wie er sich nannte, Philander von Sittewald, in seinem „Gesicht vom Soldatenleben“:

„Weil nun von den andern (Gefangenen) keiner was versprechen wollte: da solte man Jammer gesehen haben, wie grausame Marter einem und dem andern angethan worden. Dem einen wurden beede Händ auff den Rücken gebunden, und mit einer durchlöcherten Ahle ein Roßhaar durch die Zunge gezogen, welches so oft man es nur ein wenig an- oder auff- und ab-gezogen, dem elenden Mänschen solche Marter verursachet, daß er offt den tod geschryen, aber umb jeden Schrey vier Streich mit der Karbatsche auff die Waden halten mußte: ich glaub, der Kerls hätte sich selber entleibet, wo er seine Hände gebrauchen können, nur des Schmerzes zu entkommen. Einem andern wurde ein Seyl mit vielen Knöpffen um die Stirn gebunden, und mit einem Knebel hinden zu, ober dem Nacken, zusammen geträhet, daß ihm das helle Blut zu der Stirne, zu Mund und Nase, auch zu den Auge aussflosse und der arme Mänsch als ein Besessener aussahe. Ich erschracke dieser schröcklichen Plagen und unbarmhertzigen Tyranney, batt den Battrawitz (einen der Soldaten), daß er doch an Gott, und an sein Gewissen dencken wolte, und der armen unschuldigen Leute etwas mit der Marter schonen. Aber er sprach zu mir im Zorne, wenn Du viel Mitleiden haben wilt, so blibstu min Freund nicht lang: der ist des Teuffels, der Mitleyden hat.“

Eine Plünderungsscene wird in dem bekannten Roman Simplicius Simplicissimus von Christoph von Grimmelshausen also beschrieben:

„Das Erste, das diese Reuter thäten, war, daß sie ihre Pferde einställeten, hernach hatte jeglicher seine sonderbare Arbeit zuverrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte, dan obzwar etliche anfingen zumetzgen, zusieden und zubraten, daß es sahe, als solte ein lustig Panquet gehalten werden, so waren hingegen andere, die durchstürmten das Hauß unten und oben . . . . .; Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerley Haußrath grosse Päck zusammen, als ob sie irgends einen Krempelmarkt anrichten wolten; was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, ward zerschlagen, etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schafe und Schweine genug zustechen gehabt hätten, etliche schütteten die Federn auß den Betten und fülleten hingegen Speck, andere dürr Fleisch und sonst Geräth hinein, als ob alsdan besser darauf zu schlaffen wäre; Andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zuverkündigen, Kupffer- und Zingeschirr schlugen sie zusammen und packten die ge-

bogene und verderbte Stücke ein, Bettladen, Tische, Stüle und Bäncke verbrannten sie, da doch viel Claffter dürr Holtz im Hof lag, Häfen und Schüsseln muste endlich alles entzwey . . . . . den Knecht legten sie gebunden auff die Erde, steckten ihm ein Sperrholtz ins Maul, und schütteten ihm einen Melckkübel voll garstig Mistlachen-Wasser in Leib, das nanten sie einen Schwedischen Trunck, wodurch sie ihn zwungen, eine Parthey anderwerts zuführen, allda sie Menschen und Viehe hinwegnahmen und in unsern Hof brachten . . . .

Doch genug dieser Greuel, vor denen das menschliche Gefühl schaudert. Unsägliches hat damals das deutsche Volk erduldet, und daß es alle die Leiden überdauert, ja sich doch endlich mit neuer Seele erhoben hat, das ist allein schon ein Zeichen hoher Lebensfähigkeit.

2. Volksbildung und Volkscharakter vor und nach dem großen Kriege.

§ 423. Die Reformation hatte in alle Gebiete des Lebens und des Geistes befruchtende Keime ausgestreut. Erst durch sie entstand in Deutschland ein geordnetes Schulwesen, denn Luther mahnte eindringlich, das eingezogene Kirchengut (§ 352) vor allem zur Gründung von Schulen und zur Dotierung von Pfarrstellen zu verwenden. Erst jetzt lernten weitere Kreise des Volkes lesen und schreiben; mußten sie es doch, wenn Bibel, Katechismus und Gesangbuch jedem hinfort die Quelle der religiösen Erkenntnis sein sollten. So entstanden, zuerst in Sachsen und in Norddeutschland überhaupt, auf dem Lande und in Städten Volksschulen, in denen ein bibelgläubiges, ehrenfestes Geschlecht herangebildet ward. Die Sprache selbst bekam in den herrlichen Kirchenliedern einen Schatz und verjüngte sich in Gedanken wie im Ausdruck aus dem Quell der göttlichen Offenbarung. Luther begründete, indem er durch seine Bibelübersetzung der sächsisch-thüringischen Sprache zum Siege verhalf, die neuhochdeutsche (vgl. §§ 90. 185) Schriftsprache, in der wir mit allen Werken unserer späteren großen Dichter und Denker noch heute stehen. Als eine Probe der Sprache Luthers und seiner Zeit stehe hier eine Stelle aus jenem heldenmütigen Briefe, in dem er dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen anzeigte, er habe die Wartburg — gegen den Wunsch des Kurfürsten, der ihn besonders vor Herzog Georg (§ 337) gewarnt hatte — verlassen und komme nach Wittenberg, um den Bilderstürmern zu steuern (§ 344):

— — — Von meiner Sach aber, gnedigster Herr, antwort ich also: — — ich hab E. K. F. G. (Euer Kurfürstlichen Gnaden) genug gethan, das ich dies Jar*) gewichen bin, E. K. F. G zu dienst. Denn der Teufel weis fast wol, daß ich's aus keinem zag gethan habe. Er sahe mein Hertz wol, da ich zu Worms einkam, das, wenn ich hette gewusst, das so viel Teufel auff mich gehalten hetten, als Ziegel auff den Dechern sind, were ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit freuden. Nu ist Hertzog Georg noch weit vngleich einem einzigen Teufel. Vnd sintemal der Vater der abgründlichen Barmhertzigkeit vns durchs Evangelium hat gemacht freidige Herrn vber alle Teufel und Tod, vnd vns geben den Reichthumb der Zuversicht, das wir thüren (dürfen) zu jhm sagen: Hertzliebster Vater: kann E. K. F. G. selbs ermessen, das es solchem Vater die höchste schmach ist, so wir nicht sowohl jhm vertrawen solten, das wir auch Herrn vber Hertzog Georgen zornig sind. Das weis ich ja von mir wol, wenn diese Sach zu Leipzig also stünde, wie zu Wittenberg, so wolte ich doch hinein reuten, wen's (E. K. F. G. verzeihe mir mein nerrisch reden) neun Tage eitel Hertzog Georgen regnete, und ein jeglicher neunfach wüthender, denn dieser ist. Er helt mein Herrn Christum für ein Man aus Stroh geflochten; das kann mein Herr, vnd ich eine zeitlang wohl leiden. Ich will aber E. K. F. G. nicht verbergen, das ich für Hertzog Georgen habe nicht einmal gebeten und geweinet, das jn Gott wolt erleuchten. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, darnach nimmermehr. — Solchs sey E. K. F. G. geschrieben der Meinung, das E. K. F. G. wisse, ich kome gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz denn des Churfürsten. Ich

*) Das er auf der Wartburg zugebracht hatte (1521—1522).

habs auch nicht in sinn, von E. K. F. G. Schutz begeren. Ja, ich halt, ich wolle E. K. F. G. mehr schützen, denn sie mich schützen könde. Dazu, wenn ich wüsste, das mich E. K. F. G. könde und wolte schützen, so wolt ich nicht kommen. Dieser Sachen sol noch kan kein Schwerd raden oder helffen; Gott muß hie allein schaffen one alles menschliche sorgen vnd zuthun. Darum, wer am meisten gleubt der wird hie am meisten schützen. — — — Es ist ein ander Mann, denn Hertzog Georg, mit dem ich handel, der kennet mich fast wol vnd ich kenne ihn nicht vbel. Wenn E. K. F. G. gleubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen; weil sie aber noch nicht gleubt, so hat sie auch noch nichts gesehen. Gott sey Lieb und Lob in ewigkeit. Amen.

§ 424. Nicht nur das niedere Volk hatte Schulen erhalten, sondern eine Reihe von Klöstern war in lateinische Schulen umgeschaffen worden, und die Städte hatten sich beeilt, aus aufgehobenen Stiftungen gleichfalls höhere Bildungsanstalten ins Leben zu rufen. Viele der berühmtesten deutschen Gymnasien, z. B. Schulpforte in Thüringen, das Joachimsthalsche Gymnasium und das Graue Kloster in Berlin, selbst Einrichtungen auf Hochschulen, wie das Stift in Tübingen, wurzeln in der Reformationszeit. So ward eine gelehrte Bildung allgemein, die in ihrem ersten Aufschwung die Reformation trefflich unterstützte. Alte Universitäten gewannen neuen Glanz, so Wittenberg, wo Melanchthon, Deutschlands Lehrer (praeceptor Germaniae) genannt, wirkte; andere, wie Marburg, Königsberg, Jena, Helmstedt, wurden neu geschaffen. Durch solche Anstalten erhielt das geistige Leben der Nation einen festeren Grund als bisher. Dazu kam, daß das 16. Jahrhundert, da es an Kriegen nicht besonders reich war, auch für den Wohlstand und das äußerliche Gedeihen des Volkes höchst ersprießlich war. Die deutsche Reformation war fern davon, die Heiterkeit des Lebens auslöschen zu wollen; vielmehr hatte man für Gesang, Scherz und fröhliche Laune in Luther selbst ein Vorbild. Und so ist dieses Jahrhundert reicher als irgend ein anderes an Lachen und Witz; Fischarts Spottgedichte wie Hans Sachsens Schwänke und Komödien wirkten neben dem Ernst der Zeiten mit zu demselben großen Ziel des religiösen Glaubens und der Bildung. Noch war Stadt und Land voll froher Feste und uralter, eigentümlicher Sitten. Eigenartig, echt deutsch blühte in dieser Zeit der „Wiedergeburt“ künstlerischen Schaffens, der sogenannten „Renaissance“, auch die Malerei und Bildnerei empor. Deutschland hatte keine Mediceer, seinen Fürsten fehlte der Kunstsinn, fehlte die freigebige Hand, die in Italien zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein neues perikleisches Zeitalter möglich machten, aber die deutsche Kunst fand ihr Heim in den Städten; wohl feilschten und markteten die deutschen Kaufherren, und deutsche Kleinlichkeit wollte in der Kunst immer wieder nur Handwerk sehen, aber der Genius eines Albrecht Dürer, eines Hans Holbein des Jüngeren überwand siegreich alle Hindernisse. Ihre Bilder stehen denen der großen Italiener nicht nach, und ihre Stiche und Holzschnitte verschafften auch dem kleinsten ihrer Mitbürger Anteil und Genuß an ihren Schöpfungen und ein Gefühl für die Größe der Kunst. Luthers Freund Lukas Kranach, den man den Maler der Reformation genannt hat, steht nicht auf gleicher Höhe, aber seine Wirkung auf die Menge ist durch seine Holzschnitte noch mehr als durch seine zahlreichen Bilder doch groß und bedeutungsvoll genug gewesen.

Und in derselben Zeit, zu Anfang des 16. Jahrhunderts, wo die Malerei und die ihr verwandten Künste, Kupferstich und Holzschnitt, in Deutschland blühten, erhob sich an derselben Stätte, wo Albrecht Dürer wirkte, in Nürnberg (§ 269), auch die Bildnerei zu bisher nicht erreichter

Höhe: Peter Vischer schuf in Erz, Adam Krafft in Stein, Veit Stoß in Holz herrliche Werke. Nimmt man dazu die schöne, würdige und kleidsame Tracht des 16. Jahrhunderts, und daß gerade damals die prächtigsten Bauten des neuen Stils, der Renaissance, in Städten und Fürstensitzen (Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses) erstanden, daß kunstreiche Geräte in Silber und Gold, in Erz und Thon nach den künstlerischen Entwürfen der besten deutschen Meister in ganz Deutschland Verbreitung fanden, so kann man vielleicht, ohne zu fehlen, das 16. Jahrhundert als das eigenste, schaffensreichste hinstellen, das Deutschland bis dahin gehabt hatte.

§ 425. Hundert Jahre später ist all dieser Reichtum eigentümlichen Lebens verschwunden. Der geistlose Hader der verschiedenen Konfessionen öffnete gelehrter Roheit die Thür und brachte überhaupt die schlimmsten Wirkungen hervor; manche schädliche Folgen hatte auch die Überhandnahme des römischen Rechts, das zwar dem deutschen an logischer Durchbildung und Bestimmtheit weit überlegen war, jetzt aber in Pedanterie und endlose Schreibereien ausartete. Dieselbe gelehrte Schwerfälligkeit reißt überall ein: in der Heilkunst, in den philologischen Studien und in den Predigten; ja es treten begabte Dichter auf, die nur lateinisch singen. Dabei klingt gegen Ende des Jahrhunderts durch eine Menge Schriften die Ahnung kommender banger Zeiten, wo nicht gar des Weltendes hindurch. — Der große deutsche Krieg tilgte dann alles bis auf die Wurzel aus: gelehrte Bildung, Wohlhabenheit, Heiterkeit des Lebens, deutschen Trotz und Frohsinn, Scherz, Lachen und Saitenspiel. „Es ist mir in dieser Zeit (nach dem großen Kriege) das Lachen gar zu ernst gespannen“ hieß es damals, und wirklich gleicht das Lachen dieser Zeit oft nur einem Lachen durch Thränen. Es ging dem deutschen Volke, wie einem Schiffbrüchigen, der nur das nackte Leben gerettet hat und zunächst auch nichts begehrt, als nur die ärmliche Notdurft zu stillen. Jeder höhere Sinn erlosch; es trat eine Stumpfheit gegenüber dem Elend, eine falsche Demut gegenüber der Macht ein, die bisher dem deutschen Charakter ganz fremd gewesen war. Aus dem Gelehrten war ein kriechender Pedant geworden, der mit griechischen und lateinischen Brocken um sich warf und den hohen Gönner in schlechten deutschen oder noch lieber lateinischen Versen bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen ansang. An die Stelle der guten Sitte trat die steife Form und die wechselnde Mode. Im Laufe des Kriegs kamen die fremden, besonders die französischen Trachten auf, die lächerlich bebänderten Kleider der Männer, die Reifröcke der Frauen, die Perücken, die Schnürleiber und andere Erfindungen der Unnatur. Das „à la mode“ ward Richtschnur dieser charakterlosen Zeit. Und zugleich kam, besonders durch das fremde Kriegsvolk, eine Sprachmengerei ohnegleichen auf. Schon Martin Opitz (§ 431) in seinem „Buch von der deutschen Poeterei“ (1624) klagt darüber:

So stehet es auch zum hefftigsten vnsauber, wenn allerley Lateinische, Frantzösische, Spanische vnd Welsche wörter in den text vnserer rede geflickt werden; als wenn ich wollte sagen:

> Nemt an die courtoisie, vnd die deuotion
> Die euch ein cheualier, madonna, thut erzeigen;
> Ein' handvol von fauor petirt er nur zue lohn,
> Vnd bleibet ewer Knecht vnd seruiteur gantz eigen.

Wie seltzam dieses nun klingend, so ist nichts desto weniger die thorheit innerhalb kurtzen Jharen so eingeriessen, das ein jeder, der nur drey oder vier außländische wörter, die er zum offtern nicht verstehet, erwuscht hat, bey aller gelegenheit sich bemühet dieselben herauß zue werffen u. s. w.

Ein Beispiel, wie weit es allmählich damit kam, mag ein Schreiben Wallensteins geben. Er meldet den Nürnberger Sieg über Gustav Adolf dem Kaiser also:

— — — So hat sich der König (Gustav Adolf) bei dieser impressa (italienisch: Unternehmung) gewaltig die Hörner abgestoßen, indem er allen zu verstehen gegeben, er wolle sich des Lagers bemächtigen, oder kein König sein, er hat auch damit sein Volk über die Maßen discoragiret (französisch), daß er sie so hazardosamente (spanisch: tollkühn) angeführet, daß sie in vorfallenden Occasionen (lateinisch) ihm desto weniger trauen werden, und ob zwar Ew. Maj. Volk valor (ital. span.: Tapferkeit) und caraja (Mut) zuvor überflüssig hat, so hat doch diese Occasion es mehr assecuriret (lateinisch), indem es gesehen, wie der König, so alle seine Macht zusammengebracht, rebutirt (französisch) ist worden, daß Praedicat invictissimo (lateinisch) nicht ihm, sondern Ew. Majestät gebühret u. s. w.

„Solche Sprachverkätzerung ist anzeigung genug der Vntrew, die du deinem Vaterlande erweisest; deine ehrlichen Vorfahren sind keine solche Mischmäscher gewesen, die jhr fast miteinander jetzt seid“, sagte der ehrliche Moscherosch, und ein wackerer Niederdeutscher, der Rostocker Lauremberg, klagt:

Seht sülck Schipbrock hefft de dübsche Spraek geleden,
de Frantzösche hefft er de Nese affgeschneden.

§ 426. Besonders aus dem Lagerleben kam auch die wüste Flut des Aberglaubens — der freilich noch nie tot gewesen war (§ 310) — wieder stärker über das Volk. An Bündnisse mit den höllischen Mächten, die zu Reichtum oder andern Dingen verhelfen sollten, glaubte man allgemein. Der Soldat des dreißigjährigen Krieges kannte eine Menge Mittel, um „fest“, d. h. unverwundbar, zu werden, um treffende Kugeln zu gießen, vergrabene Schätze zu finden, seine wechselreiche Zukunft, Tag und Stunde seines Untergangs, die ihn verderbende oder rächende Person zu erkunden. Er behängte sich mit Talismanen und Amuletten, ließ seine Waffen segnen oder geheimnisvoll besprechen und dergl. — Im friedlichen Leben der Städte und Dörfer hatte es die geheime Kunst mit anderen Dingen zu thun. Durch das Bündnis mit dem Bösen üben Zauberer, besonders aber Hexen allerlei Mutwillen und Schaden: sie verhexten das Vieh, schufen Krankheiten, zauberten Ungeziefer herbei u. dergl.; keinem aber schlug die Kunst zum Gewinne aus. Entsetzlich waren die Mittel, mit denen man ihnen begegnete. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts kamen die Hexenprozesse auf, und Protestanten wie Katholiken übten in gleicher Weise diese gerichtlichen Grausamkeiten, die ganze Länder verwüsteten*). Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand schützte vor der Verfolgung; Ratsherren und Gelehrte, Kinder und Greise endeten am Pfahle; am meisten aber ward gegen die Frauen gewütet. Unzählig sind die Opfer, die in den Flammen endeten; sie reichen in die Hunderttausende. Durch das 16. und das ganze 17. Jahrhundert gehen die wüsten Greuel: erst das Zeitalter Friedrichs des Großen endet in Deutschland die Hexenprozesse. Die Folter, besonders seit Karls V. „hochnotpeinlicher Halsgerichtsordnung“ und dem gleichzeitigen „Hexenhammer“ (malleus maleficarum) in Deutschland üblich, ward mit barbarischer Erfindungskraft gehandhabt, und die ausgesuchtesten Martern erpreßten die Geständnisse, die man wollte. — Noch bewegte sich das Leben in den gläubigen Formen der Kirche: gerade in den Jahren des 30jährigen Krieges erklangen die frommen Lieder Paul Gerhardts und Johann

*) G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. II, 2: Aus dem Jahrhundert der Reformation. 11.

Hermanns und trösteten das Volk in seiner schweren Leidenszeit. Aber in den vornehmen Kreisen entstand Lauheit gegen die Religion, die so manchem Verbrechen hatte zum Deckmantel dienen müssen; Übertritte vom Luthertum zum Katholizismus wurden häufig. In allen Ständen aber ging selbst neben der kirchlichen Rechtgläubigkeit eine unglaubliche Roheit, Dumpfheit und Härte des Gemüts her: überall merkt man die Rückwirkung der Kriegsgreuel. So klagt ein anderer Dichter des 17. Jahrhunderts, Rist:

> Ach! Lieb' und Treu ist hin, die Gottesfurcht erkaltet,
> Der Glaub' ist abgethan, Beständigkeit veraltet,

und v. Logau sagt in einem Sinngedicht:

> Luthrisch, Päbstisch und Calvinisch, diese Glauben alle drey
> Sind vorhanden: doch ist Zweiffel, wo das Christentum dann sey.

Was die Vergangenheit Herrliches gehabt hatte an deutscher Größe im Leben und im Dichten, das schien bis auf die Erinnerung erloschen: ein Glück, daß wenigstens die Reformation nicht vergessen werden konnte. Sonst mußte in sehr vielen Stücken das deutsche Volk sein Leben von vorn beginnen.

3. Bauern und Bürger.

§ 427. Der Bauernstand, den wir bei Beginn der Reformation in Süd- und Mitteldeutschland so trotzig gegen seine Bedrücker sich erheben sahen (§§ 346 ff.), war zwar im Bauernkriege niedergeworfen worden, aber dann allmählich wieder erstarkt. Es lag im Interesse von Fürsten und Herren, ihn als den zahlenden, den Nährstand, zu schonen, und außerdem brachte der lange Friede in dem doch immerhin fruchtbaren Deutschland seinen unausbleiblichen Segen. So war der Bauer, wenn er auch tief in Abhängigkeit und Leibeigenschaft geraten war, ziemlich wohlhabend und nicht allzu ungebildet; von der protestantischen Schul- und Kirchenzucht wurde er im ganzen heilsam beeinflußt. Er hatte seinen hübschen Hausrat, seine Sparpfennige in der Truhe, reichliches Vieh auf der Weide und im Stall. Da kam der Krieg und vernichtete die ganze Blüte; denn mit seiner Hauptschwere fiel er, wie schon gezeigt ist, auf den Bauernstand. Die Dörfer lagen in Asche, der Viehstand ging ein, das Feld verwuchs und ward stellenweis wieder zu Wald, die Leichen blieben unbegraben, die Dorfhunde rotteten sich zusammen wie Herden Raubtiere — und zu dem Elende des Krieges kamen die unausbleiblichen Plagen des Hungers und der Pest. In der zweiten Hälfte des Krieges weigerte sich ein schwedischer General, sein Heer von Pommern nach Süddeutschland zu führen, weil durch die dazwischen liegende Öde sein Verlust größer sein würde, als durch die blutigste Niederlage. In einzelnen Gegenden, wie in Schlesien, Mecklenburg, Pommern, den Marken, auch in Thüringen, hatte der Krieg besonders grausam gehaust. Beim Friedensschluß standen, so wird, wohl übertrieben, berichtet, in der Grafschaft Ruppin (32 □Meilen) noch vier Dörfer; in der Priegnitz (§ 196, 57 □Meilen) war nur noch ein einziger Prediger übrig; in der Grafschaft Henneberg (§ 269) waren 75 Prozent der Familien, 66 Prozent der Wohnungen untergegangen.*) Noch heutzutage bezeichnen Namen von „wüsten Marken“, einzelne übriggebliebene Gehöfte, hie und da sogar noch Kirchentrümmer die

*) G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. III.: Aus dem Jahrhundert des großen Krieges. 6.

Stätten, wo einst blühende Dörfer standen. Von vielen war nach dem Kriege nur noch die Kirche und auch diese oft nur als Ruine vorhanden. Es war die fromme, ausdauernde Landgeistlichkeit, die allmählich wieder eine Gemeinde sammelte, im Bunde mit der landesherrlichen Verwaltung, die die Gemeinden nicht untergehen lassen durfte und das geistliche Amt mit aller Macht einer nun ganz unbeschränkten Autorität unterstützte. Aber es dauerte lange, ehe die Verwilderung dem ernsten deutschen Fleiß und der altvererbten Sittigkeit wieder wich, und zwei Jahrhunderte vergingen, bis der Kulturzustand der Dörfer wieder die Höhe gewann, die er beim Ausbruch des großen Krieges hatte.

§ 428. Aus der allgemeinen Verwüstung ragten inselartig die Städte noch hervor, aber in welchem Zustande! — Das deutsche Bürgertum, einst trutzig und gewaltsam (§ 291), dann in froher Behäbigkeit, Ordnung und Freiheit lebensfroh und kunstliebend (§§ 292 ff.), blühte auch durch das ganze 16. Jahrhundert fort (§ 424). Zahllose Luxusgesetze, vom Landesherrn oder Magistrat erlassen, mußten vorschreiben, wie viel Gäste zu Kindtaufen, Hochzeiten und Leichenschmäusen gebeten, wie viel Schüsseln gereicht, wie viel Ellen Tuch für männliche und weibliche Kleidung verschnitten, wie viel Gold- und Silberstücke von Frauen und Jungfrauen getragen werden durften. Der große Krieg hinterließ auch hier nur Elend. Den kleineren Städten erging es meist nicht anders als den Dörfern. Größere, befestigtere überdauerten wohl. Aber dann waren sie durch Umlagerung so oft geängstigt worden, durch Kriegskontributionen und Brandschatzungen so erschöpft, durch Hunger und Pest so entvölkert, daß viele Häuser und Straßen in Trümmern liegen blieben und daß, da die städtischen Steuern fast allein auf den Grundstücken lasteten, kaum ein Eigentümer Lust hatte wieder aufzubauen. Berlin hatte nach dem Kriege noch 6000 Einwohner, etwa den vierten Teil seiner früheren Zahl; 200 Häuserstellen lagen wüst, die Häuser selbst waren mit Stroh und Schindeln bedeckt, die ungepflasterten Straßen auf beiden Seiten mit Ställen und Zäunen verunziert; in Prenzlau z. B. waren von ehemals 787 Häusern noch 107 bewohnt, und in den meisten andern Städten — nicht bloß in Brandenburg, sondern in ganz Deutschland — war es nicht besser bestellt. Nach geschlossenem Frieden war der alte Sinn mutiger Selbständigkeit dahin, und auch hier mußten die landesherrlichen Beamten von oben her befehlen, was früher durch Selbstverwaltung erreicht worden war. Zunftzwang sowie die engherzigen Interessen der unter sich durch Verwandtschaft eng verknüpften vornehmen städtischen Familien begründeten eine Verdumpfung des Lebens, ein Spießbürgertum, das sich nur zu oft kleinlich und lächerlich darstellte. Das Wiederaufblühen einer Stadt hing von nun an meist von einem Fürstenhofe ab, und mit wenigen Ausnahmen sind es die Residenzen, die bis in das 19. Jahrhundert allein den Glanz, die Blüte und das Ansehen von echten Städten behaupten. Dann aber war es eben nur der Hof, der das ganze Leben bestimmte. Von ihm ging die Titelsucht auch auf die unabhängigen Bürger über; die Beamten des Hofes wurden ein einflußreicher Stand, zu dem man sich kriechend drängte. Das Theater, französisch oder italienisch, mit Pomp und Pracht überladen, gewährte neben den Hoffesten die wichtigste Zerstreuung; die frohen Volksfeste verkümmerten. Das geistesarme, steife und langweilige Aussehen solcher Städte erhielt durch die Garnisonen der stehenden kleinen Heere, die nun allgemein wurden, keine besondere Belebung. Die Baukunst verlor die deutsche Eigentümlichkeit. Öffentliche Gebäude, Kirchen, Rat-

häuser und dergl. wurden fast nur noch, wo die Not es erheischte, und dann ärmlich genug aufgeführt. Dagegen erhoben sich die fürstlichen Lustschlösser um so zahlreicher und prächtiger, aber in einem Stil (dem aus Italien und Frankreich übernommenen Barockstil), der von der Geschmacklosigkeit der Zeit deutlich Zeugnis gab. Die Bürgerhäuser wurden ärmlich und in nüchternster Geradlinigkeit aufgeführt. So sank die Herrlichkeit der Städte. Manche, die aus dem großen Kriege noch ihre Reichsfreiheit oder wenigstens ihre teilweise Unabhängigkeit gerettet hatten, erlagen bald nachher. So ward Braunschweig 1671 von den welfischen Herzögen, Magdeburg und Königsberg von dem Großen Kurfürsten, Münster von seinem Bischof, Erfurt von dem Erzbischof von Mainz überwältigt; kaum erwehrte sich Bremen der schwedischen und Hamburg der dänischen Bedrängung.

§ 429. Der deutsche Handel (§§ 191 ff., 296 ff.) war gleichfalls dahin. Noch zur Reformationszeit beherrschten deutsche Kaufleute, z. B. die Fugger in Augsburg, den Geldmarkt und ermöglichten durch ihre Anleihen die Kriege Karls V. Aber bereits war die Axt an die Wurzel der deutschen Handelsgröße gelegt. Der Handel Europas hatte schon andere Bahnen genommen. Seit die Entdeckungen (§ 326) den Gesichtskreis der Menschen geweitet hatten, seit Mittelmeer und Ost- und Nordsee nicht mehr die Tummelplätze des Weltverkehrs waren, seit sie ihre Stellung dem Atlantischen Ocean abgetreten hatten, verloren Italien und Deutschland ihre große Bedeutung für den Handel. Nun wurden Lissabon und Antwerpen die wichtigsten Handelsstationen; und als Lissabon sank, nachdem es (1580) unter spanische Herrschaft gekommen war, und die Niederlande seine Erbschaft antraten, da war das für Deutschland kein Gewinn, denn seit ihrer Befreiung von Spanien (§ 376) waren diese ein Staat für sich, und ihr Handel war nicht mehr der Deutschlands, ja trat diesem geradezu hindernd in den Weg. Zu gleicher Zeit trat England unter der großen Königin Elisabeth (1558—1603) den Niederländern ebenbürtig zur Seite. Sie nahm den Kaufleuten der deutschen Hanse ihre Vorrechte auf dem Londoner Markt, und bald waren von hier aus die deutschen Nordseestädte Emden, Bremen, Hamburg überflügelt. Immer mehr sank die deutsche Hanse, einst der Stolz der nordischen Meere (§ 300). Noch zur Reformationszeit hatte ihr Haupt, die Stadt Lübeck, bei der Gewinnung des schwedischen Throns durch Gustav Wasa eine wichtige Rolle gespielt und kurz darauf unter dem Bürgermeister Jürgen Wullenwever, der durch die Macht der Zünfte das aristokratische Regiment der Stadt gebrochen hatte, noch einmal an die Unterwerfung der Dänen, Abschaffung des Sundzolls und Ausschließung der Niederländer von der Ostsee denken können. Aber Wullenwever fiel durch seine eigenen Mitbürger und ward als „erneuerungssüchtiger Bösewicht“ von einem fernwohnenden Fürsten, Heinrich dem Jüngern von Braunschweig (§ 358), enthauptet (1537), und gerade Gustav Wasa entzog sich der drückenden Handelsherrschaft Lübecks, so daß nun das Übergewicht der Hanse auch in Skandinavien aufhörte. Je mehr sich dann Schweden um die Ostsee herum ausbreitete, um so mehr ging hier der deutsche Einfluß verloren. Wallensteins Gedanke, die Hanse unter kaiserlicher Leitung wieder aufzurichten, war großartig, aber weder die Zeit noch die Leute waren dazu angethan, ihn auszuführen. — Auch der Binnenhandel erlosch während des Kriegs fast ganz. Erst nach dem Friedensschluß erholten sich die Nordseestädte so weit, daß sie mit gewohnter deutscher Emsigkeit wieder unter den handeltreibenden Nationen einen Platz einnahmen, dem nur leider

keine dahinter stehende Macht Schutz gewährte. Auch die Ostseestädte Stettin, Stralsund, Rostock, Wismar stiegen gar bald wieder in ihrem Verkehr und Reichtum, doch meist unter schwedischem Schirme. — So war der Bauer in seinem Wohlstande und Lebensmut, der Bürger in seiner Freiheit und Unternehmungslust gebrochen.

4. Adel und Fürsten.

§ 430. Nicht minder erfuhren die höchsten Stände des deutschen Volks eine Umwandlung. Der Adel hatte seit dem Ausgange der ritterlichen Zeit seine ausschließliche kriegerische Bedeutung verloren. Durch das Reformations-Jahrhundert hindurch saß er auf seinen Burgen und Landsitzen, deren unnütz gewordene Befestigungen verfielen, nur von Zeit zu Zeit zu den Landtagen seines Fürsten gerufen, von dem er bedeutende ständische Rechte eingeräumt erhalten hatte, oder zu einem Hoffeste geladen, bei dem er in altritterlicher, standesgemäßer Pracht auftreten mußte. Seine Besitzungen an Wald, Weide und Feld trugen nicht viel ein, am wenigsten bares Geld, und doch war das Geld schon eine Macht geworden, die man nicht entbehren konnte. Zum Kriegsdienst stellte er seinem Landesherrn sein Ritterpferd und einige gewappnete Knechte; diese Leistung aber, einst persönlich dargebracht, war so weit hinter der Zeit zurückgeblieben, daß sie, kümmerlich wie sie war, ihm keine Ehre und dem Landesherrn, der sich auf kriegskundige Söldner angewiesen sah, wenig Nutzen brachte. So erlosch zum Teil der kriegerische Sinn in dem deutschen Adel. Jüngere Söhne zwar zogen noch oft in des Kaisers Dienst und in die Türkenkriege oder leiteten selber als Hauptleute und Kriegsoberste die Söldnerscharen. Auch wandten sich andere schon zum Studium des römischen Rechts wie der politischen Wissenschaften und suchten an den Höfen der Fürsten, an den Reichsgerichten, bei fremden Gesandtschaften Ehren und einträgliche Ämter. Im ganzen jedoch war der Stand unwissend. In rohen Unterhaltungen, nur zu oft in Völlerei und Schlemmerei und in wüster Jagdlust verbrachte die Mehrzahl den Tag. Die Gesunkensten des Standes machten noch jetzt die Straßen unsicher und legten sich als „Krippenreiter" ihren Standesgenossen in Stall und Quartier.

Der große Krieg entadelte auch diesen Stand völlig. Seine Güter waren verwüstet, seine Bauern zusammengeschmolzen und unfähig zu steuern, er selbst entweder im wilden Kriegsdienst und dem Offiziersleben, das dem des gemeinen Soldaten an Roheit nichts nachgab, verwildert oder durch zahllos wiederholte Unglücksfälle, Fluchten, Entbehrungen zahm und demütig gemacht. Damals entschwand der Trotz des alten germanischen Adelssinnes. Die Edelleute drängten sich nun an die Höfe, selbst an die kleinsten, haschten nach Ehren, Titeln und Ämtern und suchten durch modisch-feine Formen die innere Leere, durch Hochmut gegen Geringe die Niederträchtigkeit der Gesinnung zu überdecken. Paris und Versailles wurden, wie sie eine hohe Schule der Entsittlichung für den französischen Adel waren, nun auch die Lehrstätte des deutschen Junkers. Dorthin zog er, um Modetand kennen zu lernen und sich hohle Anmaßung, Ausschweifung und Verachtung alles Einheimischen anzugewöhnen. So verschmolz bald lächerliche Form und steife Haltung mit der alten inneren Roheit, die weder von der Residenz noch vom Edelhof weichen wollte. Auch hier war der tiefe Verfall alles echt deutschen Lebens zu Tage getreten.

§ 431. Die Höfe der Fürsten waren im 16. Jahrhundert noch von fremder Sitte unberührt geblieben. An manchen, wie am kursächsischen

Hofe, am hessischen, württembergischen, an einigen welfischen u. a. m. (§ 367), hatte die Reformation einen ernsten, frommen Sinn heimisch gemacht und eine kirchliche Gelehrsamkeit, durch welche die Fürsten fast zu Theologen wurden. An anderen verdrängte die große Bewegung der Zeit nicht die Heiterkeit des Lebens, die ja im 16. Jahrhundert in allen Ständen heimisch war. Jagden im größten Maßstabe, Schmausereien, die dann meist in ein „unschmeidiges Saufen“ ausarteten und mit einem „dichten Rausch“ der Zecher endeten, Turniere nnd Ringelrennen (nur in erleichterter Weise), Aufzüge, Beteiligung an Volksfesten, Schlittenfahrten u. s. w. wechselten an den Höfen lebenslustiger Fürsten wie z. B. Joachims II. von Brandenburg (§ 384). Selten reichten an diesen Höfen die Geldmittel, denn noch hatte man nicht gelernt, durch weise Verwaltung die reichen fürstlichen Einkünfte flüssig zu machen und zusammenzuhalten. So fielen die Fürsten den Wucherern anheim, und Schulden und Verlegenheiten bildeten die Kehrseite zu all dem Glanze. An einigen Höfen, besonders an kleineren, dauerte das patriarchalische Verhältnis zwischen Fürst und Volk ungestört fort; drohte doch jene Gräfin von Rudolstadt, um ihr beraubtes Völkchen zu schützen, „Fürstenblut für Ochsenblut“ fließen zu lassen, und schreckte durch ihr männliches Auftreten selbst den furchtbaren Alba. — Der große Krieg brachte sein unsägliches Elend auch über die deutschen Fürsten; oft selber flüchtig, oft genötigt, Land und Leute mit dem Rücken anzusehen, ohne zu wissen, ob ein Wallenstein, Tilly oder Oxenstierna ihnen erlauben würde, je in ihr altes Erbe zurückzukehren, schützten sie kaum sich selbst und ihre Familien vor Mangel. So sank auch der fürstliche Sinn, obwohl er in den Entschlossensten dieses Geschlechts fortlebte und Bernhard von Weimar z. B. bei einer Audienz vor Ludwig XIII. zum Schrecken der Pariser Hofleute sein Haupt bedeckte, sobald der König von Frankreich nach dem Gruß den Hut wieder aufsetzte. Aber bald Not, bald Ländergier drängten zu unfürstlichen Schritten. Bei den Unterhandlungen des westfälischen Friedens wandten die deutschen Fürsten schon Bestechungen und Ränke aller Art an und demütigten sich in schimpflicher Weise vor den Fremden, um leidlich günstig wegzukommen. — Als der Friede wieder hergestellt war, ward mehr und mehr der Hof von Versailles das Vorbild der großen und kleinen deutschen Hofhaltungen. Pomphafte Festlichkeiten wurden trotz der Armut der Länder veranstaltet, Prachtbauten und Gartenanlagen in französischem Geschmack in den Residenzen ausgeführt, Titel, Ämter und Ehren an den herbeiströmenden Adel verschwendet. Häufig wurden die Adelstitel um Geld verliehen, denn die Sucht nach Titeln ward allgemein. Dieser ganze Prunk war um so lächerlicher und drückender, als er nicht wie in Frankreich auf der Grundlage einer bedeutenden Macht, sondern auf den beschränkten Mitteln deutscher Kleinstaaten beruhte. Daß es einzelne schöne Ausnahmen gab, versteht sich. Manche Fürsten unterstützten die gesunkene Gelehrsamkeit, so einige aus den anhaltischen, braunschweigischen, hessischen Fürstenhäusern; andere hoben ihr gesunkenes Land mit väterlicher Sorge, wie Ernst der Fromme von Gotha; andere nahmen teil an den Vereinen, die zur Hebung der deutschen Sprache in derselben Zeit entstanden, in der der Dichter Martin Opitz (1597—1639) die verachtete deutsche Dichtkunst wieder zu Ehren zu bringen suchte. Aber allen diesen wissenschaftlichen wie poetischen Bestrebungen klebte etwas von Kleinlichem, Eitlem, Lächerlichem an, dem auch die Besten sich nicht entziehen konnten.

Fassen wir alles zusammen: auf allen Gebieten des deutschen Lebens war

ein trauriger Verfall eingetreten; die deutsche Reichsgeschichte war am Ende, und die deutsche Geschichte überhaupt schlösse hier oder hätte nur noch eine traurige Nachperiode, wenn nicht zwei große Lebenselemente rettend eingetreten wären:

Das eine war der Geist der Reformation, der anfänglich, im 16. Jahrhundert, als der allein mächtige den politischen Sinn überragt, ja fast erdrückt hatte, der sich dann in den trüben Zeiten des 17. Jahrhunderts in dem bibelfesten Stande der Bürger und Bauern als ein Geist der Geduld und des Gottvertrauens, der Redlichkeit und Zucht geltend machte und diese trüben Zeiten, wenngleich kümmerlich, aufhellte und überdauerte, der aber endlich, im 18. Jahrhundert, in der ihm eigentümlichen Forscherlust und Geistesfreiheit sich wieder erhob und die gesamte Nation, wennschon nicht ohne manche Verirrungen, auf neue, sittlich hohe und geistig bedeutende Lebenswege führte. „Deutschland blieb die feste Burg der Ketzerei. Das Mark unseres Geistes war protestantisch." *)

Das andere war die angeborene staatenbildende Kraft des altsächsischen Stammes (§§ 99 ff., 195 ff.), die fortlebte in den Kolonien östlich der Elbe, die von Sachsen ausgegangen waren. Die brandenburgischen Marken waren jetzt zwar nicht minder gebeugt wie jedes andere deutsche Land, doch bald wurden sie dank einer Reihe von trefflichen Fürsten ein Staat im wahren Sinne des Wortes, der feste Stamm, an dem das gesamte sich geistig wieder erneuende Deutschland seinen politischen Halt fand.

Fünfte Periode.

Vom westfälischen Frieden, 1648, bis zur Gegenwart. Bildung der brandenburgisch-preußischen Großmacht. Blüte des deutschen Geisteslebens. Befreiungskriege. Aufrichtung des deutschen Reichs.

Deutsche Nationalgeschichte.

A. Zeit des Übergewichts Frankreichs in Europa. Sinken der habsburgischen Monarchien. Emporwachsen Preußens. 1648—1740.

1. Die politische Lage Europas.

§ 432. In dem großen dreißigjährigen Kriege, der zuletzt nicht mehr ein deutscher, sondern ein europäischer Krieg gewesen war, waren die österreichisch-spanischen Monarchien unterlegen: die katholische Weltherrschaft bedrohte fortan Europa nicht mehr. Aber an ihre Stelle trat in Europa Frankreichs Übergewicht, das vom Kardinal Richelieu (§ 396) begründet, vom Kardinal Mazarin weiter befestigt und von dem Könige Ludwig XIV. (1643—1715) zur vollen Geltung gebracht wurde. Es beginnt mit diesen Männern die Zeit der absoluten Monarchie, d. h. der Herrschaft des unbeschränkten

---

*) v. Treitschke, Deutsche Geschichte im XIX. Jahrh. Band. I. S. 6.

königlichen Befehls und Willens*), die bald in ganz Europa Nachahmung fand. In dem politischen Verkehr der Staaten (in der Diplomatie) ward statt des ehemaligen Latein die französische Sprache üblich, und ebenso ward das französische Vorbild in den Sitten und Gebräuchen der vornehmen Kreise vorherrschend. Durch die großen Geldmittel des Landes, durch ein starkes, wohlgeübtes stehendes Heer, durch eifrige, wenngleich prahlerische und unfreie Pflege von Kunst und Wissenschaft, durch hervorragende Feldherren und Staatsmänner ward dieser glänzende Vorrang Frankreichs die ganze zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hindurch behauptet. Man nennt diesen Zeitraum deshalb auch das Zeitalter Ludwigs XIV. (siècle de Louis XIV.).

§ 433. Neben Frankreich war durch Gustav Adolf als zweite Großmacht Schweden getreten und behauptete diese Stellung gleichfalls bis über das 17. Jahrhundert hinaus. Fast die ganze Ostsee war von schwedischem Gebiet umschlossen (§ 398). Zu den alten Besitzungen waren durch den westfälischen Frieden noch die von Deutschland abgetretenen Gebiete: Vorpommern und ein Streifen von Hinterpommern, Wismar und die Fürstentümer Bremen und Verden gekommen (§ 414). Da Schweden durch diese Erwerbungen Mitglied des Reichs geworden war, so übte es oft einen entscheidenden Druck auf die Reichsangelegenheiten aus. Zugleich aber erstreckte sich sein Einfluß auch über Dänemark, Rußland und Polen, und vergeblich bemühten sich diese entweder ohnmächtig gewordenen oder noch unausgebildeten Staaten, sich ihm zu entziehen. Auf Gustav Adolf war seine Tochter Christina gefolgt (1632—1654), erst unter der vormundschaftlichen Regierung einiger stolzen Adelsgeschlechter (§ 405), dann selbständig, bis sie der Herrschaft müde die Krone niederlegte und, durch den Zweifel an allem zum Glauben an die unbedingte Autorität gelangt, in Innsbruck öffentlich zur katholischen Kirche übertrat († 1689 in Rom). Aber das volle schwedische Übergewicht erneute, wie wir unten (§ 455) sehen werden, ihr Nachfolger Karl X. Gustav (1654—1660), ein Vetter Christinas, ein deutscher Prinz aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken (§ 248 Anm.). Wie Frankreich, mit dem Schweden meist verbündet war, suchte auch diese protestantische Macht jedes neue Aufleben deutscher Kraft und Selbständigkeit zu dämpfen. Die (protestantischen) Seemächte Holland und England, hatten teils mit sich selbst zu thun — es fällt in diesen Zeitraum die englische Revolution — teils waren sie gegen das ohnmächtig gewordene Deutschland, das ihnen nichts nützen konnte, wenig wohlwollend gesinnt. Erst allmählich treten sie mit den deutschen Staaten gegen die drohende Übermacht Frankreichs in Bündnisse, und erst im folgenden Jahrhundert gelingt durch den spanischen Erbfolgekrieg der gemeinsame Sieg und die Niederwerfung der französischen Vorherrschaft zu derselben Zeit, wo auch Schwedens Macht durch den nordischen Krieg gebrochen wird.

§ 434. Österreich war aus dem westfälischen Frieden zwar überwunden und geschwächt, aber nicht vernichtet und ohnmächtig hervorgegangen. In Deutschland behielt es den vorwaltenden Einfluß, sowohl durch seine Ländermasse, als auch durch die gleichsam zum Recht gewordene Gewohnheit, daß der Herrscher Österreichs auch zugleich der Kaiser war. In seinen Erblanden war, abgesehen von Ungarn, die absolute Monarchie nicht minder befestigt als in Frankreich, seitdem durch den 30jährigen Krieg zugleich mit dem Protestantismus auch die ständischen Rechte des Adels in Österreich

*) Man hat, um sie kurz zu kennzeichnen, gewisse Formeln und Redensarten, die man Ludwig XIV. zuschreibt: Car tel est notre plaisir. — L'état c'est moi.

und Böhmen niedergeworfen waren. Die religiöse Einheit im Katholizismus, auch schon die militärische des Heerwesens hatten die fehlende nationale Einheit zu ersetzen. Die Regierungsgrundsätze Ferdinands II. blieben deshalb auch die seiner nächsten Nachfolger, Ferdinands III. (1637—1657) und dann Leopolds I. (1658—1705), der, schwerfällig und jesuitisch gesinnt wie er war, eine lange Regierungszeit ohne Heil für das Reich geherrscht hat, trotz des glänzenden Ruhms, den einzelne seiner Feldherren erwarben. Noch immer war Österreich in seinen äußeren Unternehmungen meist mit Spanien verbunden. Nur war aus dieser vordem angreifenden Doppelmacht jetzt eine abwehrende geworden. Frankreichs und Ludwigs XIV. Ehrgeiz bedrohte nämlich in gleicher Weise die spanischen Niederlande (das heutige Belgien) wie das den Habsburgern engbefreundete lothringische Land und Herzogshaus (§ 251) und durch seine Stellung im Elsaß (§ 413) auch das deutsche Reich längs des ganzen Oberrheins, den Österreich durch seine Kaiserstellung zu schützen verpflichtet war und an den damals noch seine vorderen Lande (§ 280), besonders der Breisgau mit dem festen Freiburg, stießen. Aber in beiden verwandten Reichen und Herrscherhäusern zeigten sich die Spuren des Verfalls, sowohl in der Bedeutungslosigkeit der Herrscher als in der zunehmenden geistigen Verdumpfung der Völker.

§ 435. Das deutsche Reich war seit dem westfälischen Frieden nicht nur jedem Angriff bloßgestellt, sondern auch in seinem eigenen Innern boten sich einem schlauen Angreifer die Mittel dar, es zu bekämpfen. Schon bei der Wahl Leopolds erschöpfte sich Ludwig XIV. in Ränken und Bestechungen, um dem Kurfürsten von Bayern, den er in Abhängigkeit erhalten zu können hoffte, die Kaiserwürde zuzuwenden. Eine Reihe deutscher Fürsten, die damals mit Frankreich den rheinischen Bund geschlossen hatten, boten ihm als Werkzeuge ihre Hand, diesmal freilich vergeblich. Doch der Einfluß Frankreichs wuchs beständig. Manche deutsche Fürsten bezogen von Ludwig XIV. förmliche Jahrgehälter. Österreich schützte und schirmte das Reich nur, soweit sein eigener Vorteil in Frage kam. Denn da es keine deutsche, sondern nur noch eine europäische Macht war, so lag ihm Deutschland um seiner selbst willen nicht am Herzen. Unter diesen Umständen wäre das durch den 30jährigen Krieg tödlich zerrüttete Reich einer Auflösung verfallen, wie sie ein Jahrhundert später über Polen kam, hätte nicht im Norden unter der weisen und starken Herrschaft des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg das neue Deutschland, der deutsche Staat, sich zu bilden begonnen, von dem die nationale Wiedergeburt ausgehen sollte.

2. Die Raubkriege Ludwigs XIV.

§ 436. Die Macht des Hauses Habsburg in Spanien wie in Deutschland in Verfall — welche Aussicht für einen König von Frankreich, der wie Ludwig XIV. nach Glanz und Ehren strebte! Welchen seiner Nachbarn er auch ins Auge faßte, überall fand er die Wege geebnet, Ruhm zu erwerben und Frankreich zu vergrößern. Den ersten sogenannten Raubkrieg — denn er wurde grund- und rechtlos begonnen wie die folgenden — führte er gegen die spanischen Niederlande (1667—1668). Da ihm die sogenannte Tripelallianz (Holland, England, Schweden) entgegentrat, so begnügte er sich im Frieden von Aachen (1668) mit Abtretung der wichtigen südlichen Festungsgrenze der Niederlande. Bald darauf griff er voll Rachedurst und Haß die Republik Holland an, nachdem er ihre bisherigen Bundesgenossen England und Schweden auf seine Seite gebracht hatte

(zweiter Raubkrieg, 1672—1678/79). Ein rascher und leichter Sieg schien ihm gewiß, denn mit ihm waren mehrere deutsche Fürsten im Bunde, und diejenigen, die zu Holland halten wollten, wurden durch Ludwigs Drohungen geschreckt. So trat zunächst keiner von ihnen ins Feld, um den kleinen und doch für Deutschlands Grenzschutz so wichtigen Staat nicht in Frankreichs Hände fallen zu lassen, außer dem Großen Kurfürsten (von Brandenburg) Friedrich Wilhelm (§ 457). Der Kaiser Leopold sandte freilich eine Armee an den Rhein, aber mehr um den Kurfürsten zu hindern als um ihn zu unterstützen; hatte er sich doch heimlich gegen Frankreich verpflichtet, sich nicht in den holländischen Krieg zu mischen. Gleichwohl gelang es dem jungen Statthalter Hollands, Wilhelm III. von Oranien, der sich als Feldherr wie als Staatsmann seiner Ahnen würdig erwies, die raschen Fortschritte Ludwigs und seiner Generale (Condé, Turenne, Luxembourg, Vauban) zu hemmen. Später griffen auch Spanien und das deutsche Reich in den Krieg gegen Frankreich ein, unter dem nun vor allem die Rheingegenden zu leiden hatten, wo die Wunden des dreißigjährigen Krieges erst zu heilen begannen. Ludwig XIV. unterwarf die elsässischen Zehnstädte, über die er bis dahin nur die Landvogtei gehabt hatte (§ 413). Turenne verwüstete die Pfalz — er selbst ist in diesem Kriege bei Saßbach (nordöstlich von Kehl) gefallen (1675) — und die deutschen Heere erlitten eine Reihe von Niederlagen. Zuletzt erhielt Ludwig XIV. im Frieden zu Nymwegen 1678 (mit Holland und Spanien) und 1679 (mit Kaiser und Reich) abermals günstige Bedingungen, durch die ihm von Spanien die Franche Comté (§ 252) und eine Reihe Orte an der niederländischen Grenze, vom deutschen Reiche das sehr feste Freiburg im Breisgau abgetreten, die elsässischen Zehnstädte stillschweigend überantwortet wurden. Auch Lothringen blieb vorläufig in seiner Hand.

§ 437. Seine Räubereien setzte Ludwig XIV. dann im Frieden weiter fort, indem er bei den Parlamenten (Gerichtshöfen) von Metz, Breisach und Besançon die sogenannten Reunionskammern einrichtete, die darüber zu entscheiden hatten, welche Gebiete jemals zu den in den letzten Friedensschlüssen abgetretenen Ländern gehört hätten, damit sie als nun ebenfalls zu Frankreich gehörend eingezogen würden. Demgemäß wurden mitten im Frieden einzelne Landschaften und Städte (z. B. Baudemont, Saarlouis, Saarbrücken, Mömpelgard, Luxemburg) und eine Menge von Dörfern, Schlössern, Höfen, Mühlen von Frankreich in Besitz genommen. Das deutsche Reich, ohne Zusammenhang, ohne Kraft, hatte dagegen nur ohnmächtige Protestationen, und während so Deutschlands Grenzen schamlos beraubt wurden, stritten die kurfürstlichen und fürstlichen Abgesandten zu Regensburg auf dem Reichstage, ob jene auf purpurnem, diese auf grünem Sammet sitzen sollten, wer mit goldenen Messern und Gabeln und wer nur mit silbernen speisen sollte. Vergebens mahnten die Stimmen vaterlandsliebender Dichter:

Nun ist es Zeit zu wachen,
eh Deutschlands Ehre stirbt
Und in dem weiten Rachen
des Krokodils verdirbt;
Herbei, daß man die Kröten,
die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
zur Saon' und Seine schicke!*)

*) Hans Aßmann von Abschatz.

Niemand rührte sich. Endlich setzte Ludwig XIV. seinen Räubereien die Krone auf, indem er mitten im Frieden, durch den Verrat des Bischofs Franz Egon von Fürstenberg unterstützt, die alte herrliche Reichsstadt Straßburg dem deutschen Reiche entriß (1681). Vergebens mahnte seitdem der Dom, das Meisterwerk altdeutscher Baukunst, gleichsam trauernd über den Rhein herüber; auch dieser Schlag weckte das tote Reich nicht auf. Zuletzt schloß es — ohne daß vorher Krieg gewesen war! — einen 20jährigen Waffenstillstand, ließ dem König so lange allen Raub und erlangte dafür auf einige Jahre Schonung. Zu gleicher Zeit bedrohte Dänemark, das seit 1667 auch Oldenburg unmittelbar regierte (§ 254 Anm.), auf Ludwig XIV. sich verlassend, Holstein und Hamburg mit Annexion (1686), bis der Große Kurfürst im Bunde mit Schweden und den braunschweigischen Herzögen rettend eingriff.

§ 438. Schon 1688 aber erneuerte Ludwig XIV. den Krieg (dritter Raubkrieg, 1688—1697), indem er nach dem Aussterben des Hauses Pfalz-Simmern (1685, vgl. § 248 Anm.) bedeutende Teile dieses Landes für seinen Bruder, den Herzog von Orléans, verlangte, der mit Elisabeth Charlotte, der Schwester des letzten Kurfürsten aus jener Linie, vermählt war, ungeachtet diese bei ihrer Verheiratung ausdrücklich auf die Erbfolge verzichtet hatte. Außerdem wünschte Ludwig auch dem Bruder des Verräters von Straßburg, Wilhelm Egon von Fürstenberg, das erledigte Erzbistum Köln zu verschaffen. Aber seit 1689 saß der Oranier Wilhelm III. auf dem englischen Thron, den er an der Spitze von deutschen Truppen dem letzten König aus dem Hause Stuart, seinem Schwiegervater Jakob II., entrissen hatte, und schon 1686 hatte auch der Kaiser und die meisten deutschen Fürsten sich zur Wehr gegen französische Übergriffe im großen Augsburger Bunde vereinigt. Dieser trat jetzt zur Verteidigung der deutschen Landesgrenze ein. Da kam man am Hofe Ludwigs XIV., des „allerchristlichsten Königs", auf den scheußlichen Gedanken, um dem Feinde den Krieg am Rhein unmöglich zu machen, das ganze gesegnete Land in der Pfalz und am Mittelrhein (§ 248) in eine Wüste zu verwandeln. Hohnlachend sprengte der französische General Melac die prächtigen Türme des Heidelberger Schlosses und die Stadtmauern; die halbe Stadt ward in Asche gelegt. Dann folgten die Städte und Dörfer an der Bergstraße. Die armen Bewohner wurden, wenn sie das Ihrige retten wollten, erschlagen. Überall fand man die Leichen elender, erfrorener Menschen. Die Bürger von Mannheim mußten erst mit an der Abtragung ihrer Festungswerke arbeiten; dann trieb man sie hungernd und nackt in die Winterkälte hinaus und äscherte ihre Stadt ein; ein ähnliches Schicksal traf Frankenthal, Ladenburg, Kreuznach u. a. Damals sanken Worms und Speyer, die alten, ehemals herrlichen kaiserlichen Städte, in Asche samt ihren Domen, und in Speyer streuten französische Soldaten hohnlachend die Asche so vieler großer Kaiser in die Winde. Dann kamen die Gegenden von Trier, Köln, Jülich an die Reihe, wo man die Bauern sogar zwang, ihr eigenes Getreide unterzupflügen. — Der Kaiser schloß nun mit Wilhelm III. von England, mit Holland, Spanien, Savoyen, Dänemark und den meisten deutschen Fürsten die große Allianz, deren Seele wieder der Oranier war. Doch behauptete Ludwig durch seine großen Generale im Felde das Übergewicht. Unter den deutschen Truppen herrschte Uneinigkeit und Thatlosigkeit, obwohl der Reichsfeldherr Ludwig von Baden ein tüchtiger Führer war. Als dann endlich 1697 der Friede zu Ryswijk (nahe dem Haag) zustande kam, mußte das deutsche Reich die

Bedingungen annehmen, die ihm die fremden Mächte stellten. Frankreich behielt die Reunionen im Elsaß, ebenso Saarlouis: alles andere, also auch das Herzogtum Lothringen, weiter Freiburg, Breisach, Luxemburg, Mömpelgard u. a. gab es heraus. Dem Frieden war aber im Einverständnis des Kaisers mit Ludwig XIV. die sogenannte Ryswijker Klausel angehängt, wonach der kirchliche Zustand bleiben sollte, wie er während der feindlichen Besetzung gewesen war: so blieben viele protestantische Gemeinden in der Pfalz ihrer Kirchen beraubt, und der katholische Gottesdienst ward wieder eingeführt. Ludwig XIV. aber hatte sich zu diesen für Deutschland verhältnismäßig noch günstigen Friedensbedingungen nur verstanden, weil seine Kassen erschöpft, seine Augen aber bereits auf die künftige Erwerbung der spanischen Monarchie gerichtet waren. — In allen drei Raubkriegen hatte sich Deutschland völlig ohnmächtig nach außen hin bewiesen und hatte gezeigt, wie leicht ein Volk zu bekämpfen ist, in dem Gemeinsinn und das Gefühl für nationale Ehre erloschen sind.

3. Die Türkenkriege Österreichs.

§ 439. Glücklicher als am Rhein waren die deutschen Waffen im Osten, gegen die Türken. Seitdem diese Konstantinopel erobert (§ 240) und dann Ungarn überflutet hatten, dessen letzter König Ludwig gegen den gewaltigen Soliman bei Mohacs 1526 gefallen war (§ 281), gehörte ihnen die Hauptstadt des Landes, Ofen-Pesth, und ihre Grenze ging bis gegen Raab und Komorn, so daß König Ferdinand, Kaiser Karls V. Bruder, wenig mehr als den Titel eines Königs von Ungarn von seinem Schwager erbte und bald sogar den Türken einen regelmäßigen Tribut zahlen mußte. Die Türkengefahr war stehend in der ganzen Reformationszeit. Auch das 17. Jahrhundert brachte fortwährende Kriege an der Südostgrenze des Reichs. Es war ein Glück für Österreich, daß die Nachfolger Solimans im Sinnengenuß des Haremslebens erschlafften. Denn Ungarn war, zumal auch auf ihm wie auf den deutschen Erblanden die politische und religiöse Bedrückung der österreichischen Habsburger hart lastete, ein gar unsicheres Besitztum des Kaiserstaats. Oft erhoben sich hier Rebellen, die auf türkische Hilfe gestützt, dem Kaiserhause kühn und schlau Trotz boten: so Bethlen Gabor (§ 385) im Anfang, Rakoczy am Ende des 30jährigen Kriegs. Als Leopold I. 1657 in Österreich zur Regierung gekommen war, ging er, geleitet vom Hasse gegen die Protestanten, die in Ungarn zahlreich waren und von Ferdinand III. aufs neue Religionsfreiheit erhalten hatten, sowie erbittert auf die großen ständischen Vorrechte des magyarischen Adels, daran, Ungarn wirklich zu unterwerfen. So kam dies Land in eine doppelte Bedrängnis: denn um dieselbe Zeit erneuerten die Türken ihre Angriffe. Es war die Familie der Köprilis, die, mehrere Geschlechter hindurch im Besitz der Würde des Großveziers, die Türken noch einmal auf die Bahn der Eroberungen führte. Als im Jahre 1663 ein großes türkisches Heer gegen Ungarn und Österreich heranrückte, kam, wenngleich langsam und schwerfällig, dem Kaiser ein Reichsheer unter dem Markgrafen Leopold Wilhelm von Baden zu Hilfe; ja damals schickte selbst noch Ludwig XIV. Hilfe. Auch Schweden und die Fürsten Italiens, der Papst voran, wandten sich gegen den alten Erbfeind der Christenheit. Bei St. Gotthard an der Raab widerstand der kaiserliche Feldherr Montecuccoli am 1. August 1664 den Türken und hinderte ihr weiteres Vordringen; es war seit drei

Jahrhunderten der erste Sieg über dieses Volk, ein Sieg der gesamten Christenheit, an dem aber die Deutschen den größten Anteil hatten.

§ 440. Gewonnen ward aber damit nicht mehr als ein zwanzigjähriger Waffenstillstand, der in Ungarn und Siebenbürgen alles in der Hand der Türken ließ, was sie erobert und besetzt hatten. Den Ungarn war nicht geholfen; im Gegenteil sahen sie in der zurückgelassenen österreichischen Besatzung nur ein Mittel, ihre ständischen Freiheiten zu unterdrücken. Als nun Leopold nach Entdeckung einer Adelsverschwörung (1670), in welche die edelsten Namen Ungarns verwickelt waren, die alte Verfassung Ungarns für verwirkt erklärte und ähnlich verfuhr wie einst Ferdinand II. in Böhmen (§ 388); als die Häupter des Adels auf dem Blutgerüst fielen, Hunderte von protestantischen Geistlichen, die von ihrem Glauben nicht lassen wollten, als Ruderknechte auf den Galeeren Triests und Neapels oder in der Sumpfluft der niederen Donau dienen mußten, da brach unter einem neuen kühnen Führer, Emerich Tököly, eine Empörung aus, die bald das ganze Ungarn ergriff. Zu seinem Schutze lehnte sich Tököly an die Türken, die unter dem Vezier Karamustapha mit einem Heere von 230000 Mann durch Ungarn auf Wien rückten (1683). Tököly zog voran und bahnte ihnen den Weg. Wien selbst war schlecht gerüstet, und die Streitkräfte, die der Herzog Karl von Lothringen dem Feinde entgegenstellen konnte, waren zu schwach: nur Hilfe von außen konnte Rettung bringen. An alle Reichsfürsten erging des Kaisers Mahnruf; er selbst aber verließ in dieser Not flüchtend seine Hauptstadt und ging nach Passau, nur auf sich bedacht, vom Spott und Haß seiner im stillen noch protestantisch gesinnten Oberösterreicher gefolgt. Die Türken erschienen am 13. Juli vor Wien und belagerten es: es war das letzte Mal, daß dieser Feind deutschen Boden betrat. Aber in der Belagerung zeigte die Stadt den äußersten Heldenmut; Bürger und Studenten wetteiferten mit den Soldaten, und der Kommandant, Rüdiger von Starhemberg, schlug alle Stürme ab. Auf der andern Seite fehlte es den Türken an Geschick zur Belagerung, und obgleich sie aus Paris die Pläne der Festungswerke erhalten hatten, so gelang es ihnen doch nicht, die nur schwach befestigte Stadt zu nehmen; vor allem war ihre Artillerie der zu lösenden Aufgabe nicht gewachsen. Acht Wochen hielt Wien die Belagerung aus; endlich kam das Reichsheer herbei, in dem nach langer Zeit zum erstenmal die Blüte deutscher fürstlicher und ritterlicher Jugend vereint war. Die Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen und Max Emanuel von Bayern führten persönlich ihre Truppen und vereinten sich mit dem Heere Karls von Lothringen. Mit ihnen verbündet kam der Polenkönig Johann Sobieski, und am 12. September stellte sich am Kahlenberge, von wo aus Raketen der bedrängten Stadt das Zeichen der herannahenden Rettung gegeben hatten, das Christenheer gegen die Türken. Ein herrlicher Sieg ward erfochten und das Lager der Türken mit unermeßlicher Beute erobert; die Stadt war befreit, und unter dem Jubel der Bevölkerung zogen die Sieger in Wien ein; der zurückkehrende Leopold aber besann sich — bezeichnend für seine Art — wieweit es sein Rang und Stand zulasse, dem Könige Sobieski dankend entgegen zu gehen. Deutsche Tapferkeit noch mehr als polnische hatte diesen schönen Sieg errungen; leider blieben die Sieger nicht einig, und der Kurfürst von Sachsen, der sich zurückgesetzt fühlte, zog nach Haus.

§ 441. Aber Österreich setzte nichtsdestoweniger den Krieg siegreich fort und schritt zur Eroberung Ungarns. 1686 gewann Karl von Lothringen mit

einem Heere, in dem Freiwillige aus allen Ländern der Christenheit waren, vor allem aber 8000 vom Großen Kurfürsten gesandte Brandenburger sich auszeichneten, Ofen wieder, und nachdem der Kaiser durch das Blutgericht von Eperies 1687 den Trotz des magyarischen Adels gebrochen hatte, war auch Ungarn wieder eng an Österreich gefesselt, das es sich ernstlich angelegen sein ließ, nun auch hier des Protestantismus Herr zu werden. Schon unter dem Eindrucke des Sieges von Szalankamen (nahe der Theißmündung, 1691) stellte sich auch Siebenbürgen unter die Herrschaft der Habsburger, und während das deutsche Reich im Westen fortwährend Einbuße litt, gewann Österreich eine neue Ausdehnung seiner Macht im Osten. Schon jetzt glänzte unter Leopolds Feldherren der Prinz Eugen von Savoyen*). Er war Franzose von Geburt, der Sohn einer von Mazarins berühmten Nichten; unansehnlich von Gestalt, hatte er sich von Ludwig XIV. einst vergebens ein Regiment erbeten: von ihm verschmäht und spottweise der kleine Abbé genannt kam er zum Kaiser, um in seinem Dienste gegen die Türken zu kämpfen. Bald zeichnete er sich in hervorragender Weise aus, ward General und offenbarte dann zuerst in der Schlacht bei Zenta an der Theiß (1697) sein Feldherrngenie. Hier ward ein großes Türkenheer, das der Sultan persönlich führte, fast ganz vom Schwerte der Österreicher und ihrer deutschen Verbündeten (Brandenburger und Sachsen) aufgerieben oder in die Wellen des Stroms gesprengt. Infolge dieses Sieges gelangte Österreich endlich zum glorreichen Frieden von Karlowitz (an der Donau oberhalb der Theißmündung, 1699), in dem die Pforte, zugleich von Venedig und von Rußland unter Peter dem Großen bedrängt, fast ganz Ungarn an Österreich zurückgab. Bald sollte Ludwig XIV. noch mehr inne werden, welcher Kraft er sich kurzsichtig selber beraubt hatte, als er Eugen zurückwies.

4. Der spanische Erbfolgekrieg, 1701 bis 1713 und 1714, und das Haus Habsburg bis 1740.

§ 442. In Spanien welkte das Haus Habsburg mit Karl II. dem Grabe entgegen. Seit Jahren arbeitete Ludwig XIV. mit allen Kräften daran, forthin auch hier sein Haus, das bourbonische, auf den Thron zu bringen. Ihm trat als das nächst verwandte und nächstberechtigte das österreichisch-habsburgische Haus entgegen. Zwar nach den augenblicklichen Verwandtschaftsverhältnissen standen Frankreich und Österreich ziemlich gleich: Ludwig XIV. war nicht nur selbst der Sohn einer spanischen Prinzessin, sondern hatte auch eine Schwester Karls II. zur Gemahlin gehabt. In demselben Verhältnis stand Kaiser Leopold, nur daß den nach Österreich vermählten Prinzessinnen die Erbansprüche vorbehalten worden waren, die nach Frankreich vermählten dagegen ausdrücklich auf die spanische Krone Verzicht geleistet hatten. Zugleich aber konnte sich Leopold darauf berufen, daß er als Nachkomme von Karls V. Bruder den Mannsstamm des Hauses Habsburg fortsetzte. Der staatskluge Wilhelm III. in England hatte eine Teilung vorgeschlagen, aber Karl II., der eine Zerstückelung des großen spanischen Gebiets nicht wünschte, hatte in einem Testamente den Sohn des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, Joseph Ferdinand, einen Enkel Leopolds und seiner (Karls II.) Schwester, zum Gesamterben eingesetzt. Doch dieser Prinz starb schon 1699,

*) Oder, wie er seinen Namen in drei Sprachen zu unterschreiben pflegte: „Eugenio von Savoye“.

und die Frage stand wieder offen wie vorher*). Nun bemühten sich Österreich wie Frankreich von neuem. Leopold suchte seinen zweiten Sohn, Karl, Ludwig seinen zweiten Enkel, Philipp von Anjou, zum Erben einsetzen zu lassen; denn beide hüteten sich, den Schein zu erwecken, als wollten sie die spanischen Länder unmittelbar mit ihrer Krone verbinden. Zuerst schien Österreich das Ziel zu erreichen, aber der Wunsch Karls II., Spanien ungeteilt beisammen zu erhalten, und die Überzeugung, daß dies nur dem Enkel Ludwigs XIV., der sich auf Frankreichs Macht stützen konnte, möglich sein werde, überwog, und als er am 1. November 1700 starb, fand sich durch ein neues Testament Philipp von Anjou als Erbe der Monarchie eingesetzt, die Spanien, die (belgischen) Niederlande, Mailand, Sardinien, Neapel und Sicilien, den größten Teil Amerikas, ja selbst weite Gebiete in Asien umfaßte. Ludwig XIV. nahm das Testament an, aber Österreich trat dagegen auf. Zunächst hatte der Kaiser nur einige der deutschen Reichsstände auf seiner Seite, vor allem Preußen, das eben damals als Königreich in die größere Geschichte eintrat (§ 465); bald aber folgte das Reich als solches. Aber nicht alle Fürsten fügten sich dem Beschlusse des Reichstags: Kurfürst Max Emanuel von Bayern wandte sich, durch Ludwigs XIV. Versprechungen gelockt, mit seinem Bruder, dem Erzbischof Joseph Clemens von Köln, auf Frankreichs Seite. In Italien erklärten sich die Herzöge von Savoyen und Mantua für Frankreich. Im Herbst 1701 traten dann die Seemächte England und Holland, geschreckt von der zunehmenden Macht Frankreichs, in ein Bündnis mit dem Kaiser. Der Krieg, der nun begann, heißt der spanische Erbfolgekrieg (1701—1713 und 1714).

§ 443. In ihm treten von Anfang an Prinz Eugen von Savoyen (§ 441) und der staatskluge und ehrgeizige englische General Marlborough hervor, zwei Feldherren ersten Ranges, die in ungetrübter Einigkeit, die hauptsächlich der Bescheidenheit Eugens zu verdanken war, Sieg auf Sieg über das durch seine früheren Kriege schon erschöpfte Frankreich erkämpften. Auch der Anführer der Reichstruppen, Markgraf Ludwig von Baden, war ein hervorragender Mann; freilich stand ihm sein Eigensinn und mehr noch die Schwerfälligkeit der Reichseinrichtungen oft hindernd im Wege. Der Krieg ward mit einem glänzenden Zuge Eugens über die Alpen und einem Siege in Norditalien über die Franzosen 1701 eröffnet. Marlborough, der zugleich als Minister auf die Regierung der Königin Anna von England (1702—1714), Wilhelms III. Nachfolgerin, großen Einfluß übte, landete in den Niederlanden und rückte siegreich gegen die Franzosen vor. Im folgenden Jahre (1703) aber drangen diese, die gegen die Reichsarmee glücklich gewesen waren und auch in Italien die Ehre ihrer Waffen wiederhergestellt hatten, unter Vendôme von Italien her nach Tirol vor, um sich hier mit Max Emanuel zu vereinen, der von Norden her dies österreichische Erbland besetzte. Da entbrannte ein Aufstand des Tiroler Volkes, der in den engen Pässen und Thälern beiden Feinden ungeheure Verluste bereitete. Kaum rettete der Kurfürst sein Leben aus den furchtbaren Engen. Dagegen erhob sich dann freilich einige Jahr später, als die Österreicher das Land Bayern hart besetzt hielten, auch hier, von Priestern und einem Ingolstädter Studenten geleitet, ein Volksaufstand, dessen die Österreicher nur mit Mühe Herr wurden. Es zeigte sich in solchen Be-

*) Über die Verwandtschaftsverhältnisse siehe die Tabelle § 379 Anm.

wegungen, daß die alte Kraft, freilich auch der alte Haß der deutschen Stämme unter sich keineswegs erloschen war. Übrigens behielten in Deutschland auch nach dem verunglückten Unternehmen auf Tirol die Franzosen doch die Oberhand; noch 1703 fielen Augsburg und Passau, Breisach und Landau in ihre Gewalt, und ein Umschwung trat erst 1704 ein, als sich Eugen und Marlborough in Süddeutschland vereinigt hatten. Zuerst besiegte Marlborough, dessen Heer meist aus deutschen Truppen bestand, mit Ludwig von Baden vereint die Bayern am Schellenberge bei Donauwörth (2. Juli); dann schlugen Marlborough und Eugen den französischen Marschall Tallard und den Kurfürsten von Bayern bei Höchstädt oder Blindheim oberhalb Donauwörth (13. Aug. 1704): es war eine furchtbare Schlacht, in der alle Truppenteile an Tapferkeit wetteiferten. Bayern fiel durch sie dauernd in die Hand der Verbündeten, und die Franzosen mußten nun Deutschland räumen. Im folgenden Jahre ging Eugen nach Italien, um den Herzog von Savoyen, der zu den Verbündeten übergetreten war, vor den Franzosen zu schützen. Am 7. September 1706 siegte er bei Turin, das von den Franzosen umlagert wurde. Es waren preußische Truppen unter Leopold von Dessau, die zuerst in Reih und Glied die Linien der feindlichen Verschanzungen erstürmten. Schnell ward nun Italien von den Franzosen gesäubert, das Königreich Neapel im Fluge, fast ohne Kampf besetzt und auch der Papst zum Nachgeben gezwungen. Italien war für Ludwig XIV. auf immer verloren. England hatte 1704 Gibraltar erobert, 1706 (23. Mai) hatte Marlborough bei Ramillies (nördlich von Namur) in den Niederlanden über die Franzosen gesiegt, und 1708 vereinten sich beide Feldherren wieder in den Niederlanden zu gemeinsamer Fortsetzung des Kampfs. Sie siegten bei Oudenarde (südwestlich von Gent) über Vendôme und den Duc de Bourgogne und 1709 bei Malplaquet (a. d. Sambre, südlich von Mons)über Villars. Auch die Niederlande waren in ihrer Gewalt, und der Weg nach Paris stand den Verbündeten offen. Ludwig XIV., auf äußerste erschöpft — in Frankreich herrschte Hungersnot und Elend statt des früheren Glanzes — hatte schon seit 1708 Frieden angeboten: er wollte alle Länder der spanischen Erbschaft herausgeben, nur Neapel und Sicilien beanspruchte er noch für seinen Enkel; 1709 war er auch dies aufzugeben bereit, ebenso zur Herausgabe aller Eroberungen in Elsaß und Lothringen an das deutsche Reich. Aber die Verbündeten überspannten ihre Forderungen und verlangten, Ludwig XIV. solle seinen Enkel, der in Spanien den Thron eingenommen und behauptet hatte, selbst von dort vertreiben helfen. Es schien, als ob Frankreich endlich einmal aufs tiefste gedemütigt werden sollte: da änderte sich rasch die Lage zu seinen Gunsten.

§ 444. In England verlor Marlboroughs Partei den Einfluß auf die Königin und die Regierung, und ein anderes Ministerium kam ans Ruder, das Marlborough erst heimlich hinderte und ihn endlich ganz abberief; der Krieg wurde nur noch lau und langsam weiter geführt. In Österreich war der alte Leopold I. 1705 gestorben; ihm war sein Sohn Joseph I. gefolgt (1705—1711), ein lebhafter, freier denkender Fürst, unter dem besonders Eugen seine großen Eigenschaften ungehindert entfalten konnte. Als Joseph aber nach kurzer Regierung ohne männliche Nachkommen starb, folgte ihm sein Bruder Karl VI. (1711—1740), derselbe, der die spanische Monarchie beherrschen sollte. Wenn er dieses Ziel erreichte, mußte sich, da er nun auch Erbe von ganz Österreich war, in eines Herrschers Hand eine Macht vereinen, wie sie selbst Karl V. nicht besessen hatte; eine solche herstellen zu helfen konnte

aber nicht die Absicht der verbündeten Mächte sein. So begannen England und Holland ihre Unterhandlungen, die 1713 zum Frieden von Utrecht führten, dem sich Preußen, Savoyen und Portugal anschlossen: durch ihn ward Ludwigs XIV. Enkel, Philipp V., als spanischer König anerkannt; doch mußte er samt seinen Nachkommen für ewige Zeiten auf die Krone Frankreichs verzichten. Seitdem herrschte in Spanien eine bourbonische Dynastie, und Spanien und Frankreich treten durch das ganze 18. Jahrhundert meist verbündet auf. Auch die anderen Mächte gingen nicht leer aus: so erhielt England außer bedeutenden Handelsvorteilen Gibraltar und weite Kolonialgebiete in Amerika. — Österreich versuchte zwar, den Krieg allein weiter zu führen, aber ohne Erfolg; so schloß es 1714 den Frieden zu Rastatt, und das deutsche Reich folgte in demselben Jahre mit dem Frieden von Baden (im Aargau) nach. Österreich gewann bedeutende Vergrößerungen, indem die ehemals spanischen Niederlande, das Herzogtum Mailand, das Königreich Neapel und die Insel Sardinien ihm zugeteilt wurden. Gegen diese tauschte es 1720 von Savoyen die Insel Sicilien ein — seitdem wurde Savoyen Königreich Sardinien genannt — gab aber im Jahre 1735 das vereinigte Königreich beider Sicilien an Spanien ab. — Das deutsche Reich erhielt nicht einmal die verlorene Festung Landau zurück, wohl aber die im Lauf des Krieges abermals eingebüßten Orte Freiburg, Kehl und Alt-Breisach, mit deren Erwerbung die Franzosen den Fuß bereits auf das rechte Rheinufer gesetzt hatten. Der Kaiser sorgte um die Erwerbungen in Italien mehr als um eine Rückerwerbung von Elsaß und Straßburg für das deutsche Reich, wozu sich in den Tagen der Demütigung Frankreichs die Gelegenheit geboten hatte. Durch den spanischen Erbfolgekrieg hatte nun auch Frankreich, wie einst durch den 30jährigen Krieg Österreich-Spanien, sein Übergewicht in Europa eingebüßt. Es trat an dessen Stelle das nun ängstlich gehütete europäische Gleichgewicht.

§ 445. Seitdem herrschte Karl VI. über seine weiten Gebiete, die, an Nationalität, Sitte, Bildung und Verfassung verschieden, nur zum kleineren Teile innerhalb der deutschen Reichsgrenze lagen, in althergebrachter Pracht und Großartigkeit der äußeren Haltung. Aber auf Österreichs geistigem Leben lag es wie ein Bann. Echt deutsche Länder, wie Österreich, Tirol, Steiermark, waren mit undeutschen in eine Gemeinschaft gezwungen, die sie dem deutschen Leben um so mehr entfremden mußte, als seit dem dreißigjährigen Kriege, seit Ferdinands II. und Leopolds jesuitische Grundsätze galten, diese von einer trefflichen Bevölkerung bewohnten Gebiete geflissentlich vom Leben des deutschen Vaterlandes getrennt gehalten wurden. Was „draußen im Reich“ vorging, galt fortan wie in der Fremde geschehen. Freilich war das Haus der Habsburger dadurch, daß ihm stets die Kaiserwürde übertragen ward, mit dem Reiche unauflöslich verbunden, und Wien blieb die glänzende Kaiserstadt, wo sich der deutsche, italienische, slavische und ungarische Adel zusammenfand. Noch gingen die Söhne des deutschen Reichsadels vorzugsweise gern in des Kaisers Dienst, der trotz zerrütteter Finanzen dem Edelgeborenen Ehre, Glanz und Genuß darbot. Aber die Hilfsmittel der schönen, überaus reichbegabten Länder blieben unentwickelt und ungenutzt, und keine Anregung vom Throne her weckte die geistige Lebendigkeit des einst so regsamen (§ 279) und jetzt fast schlummernden Volkes. Karl VI., schon von Jugend auf ernst, in sich verschlossen und melancholisch, gab sich ganz dem Einflusse seiner mit ihm aus Spanien gekommenen Günstlinge hin.

Große Thaten geschahen wenig. Zwar als die Türken einen Krieg

mit den Venetianern begannen (1714), unternahm es Prinz Eugen, der nicht nur der erste General, sondern auch der erste Staatsmann Österreichs war, die Türken zur Herausgabe ihrer letzten Besitzungen in Ungarn zu zwingen. Durch die Schlachten von Peterwardein (1716) und Belgrad (1717) gelang dies vollständig, und 1718 ward der für Österreich äußerst günstige Friede von Passarowitz (unterhalb Belgrad) geschlossen. Die schöne Waffenthat, wie „Prinz Eugenius, der edle Ritter" dem Kaiser „Stadt und Festung Belgrad" wiedergewann, war die letzte Glanzthat des nun alternden Helden und ward von dem deutschen Volke, das freudig teilnahm, mitgefeiert und mitbesungen. Aber Ehre und Vorteil ward verscherzt, als nach Eugens Tode (1736) der Kaiser noch einmal in Gemeinschaft mit Rußland einen Krieg gegen die Türken unternahm (1736—1739): in dem schimpflichen Frieden von Belgrad ward nicht nur diese wichtige Festung, sondern fast die ganze von Eugen eroberte wichtige Südgrenze gegen die Türkei aufgegeben.

§ 446. Karl VI. blieb ohne männliche Erben. Es war daher sein unablässiges Bemühen, seiner Tochter Maria Theresia die Nachfolge in allen habsburgischen Gebieten zuzuwenden. Die Töchter Josephs I. wurden zum Verzicht auf ihre Erbrechte veranlaßt; bei ihrer Vermählung mußten ihre Gatten die Verzichtleistung ausdrücklich anerkennen, und endlich brachte es der Kaiser, wenn auch mit großen Opfern, dahin, daß alle Mächte Europas seine pragmatische Sanktion anerkannten. Laut dieser sollten nach seinem Tode seine Erblande ungeteilt auf Maria Theresia als Königin von Ungarn übergehen. Er starb am 20. Oktober 1740. Jetzt mußte es sich zeigen, ob die Masse von Verträgen, die geschlossen, die Stöße von Akten, die beschrieben worden waren, den Wert hatten, den ihnen Karl VI. beigemessen hatte.

5. Politische und sittliche Zustände im Reiche am Schlusse des 17. und am Anfange des 18. Jahrhunderts.

§ 447. Obwohl das deutsche Reich nicht mehr dazu berufen war, nach außen hin eine wichtige Rolle zu spielen, so war doch die Mehrzahl der Deutschen noch immer mit ihrem politischen Leben daran gebunden. Der westfälische Friede hatte, wie oben gezeigt ist, die einzelnen Reichsstände dem Kaiser gegenüber der Sache nach völlig souverän gemacht. Der Kaiser als solcher hatte kaum mehr als einen Ehrentitel und bezog aus dem ganzen Reiche etwa noch 13000 Gulden Einnahme. Die gemeinsamen Einrichtungen, mit denen man am Ende des 15. Jahrhunderts eine Art Reichsverfassung hatte aufbauen wollen (§ 244), waren in gänzlichem Verfall. Das Reichskammergericht, das von Speyer, nachdem dies im Pfälzer Kriege (§ 438) verheert worden, nach Wetzlar verlegt worden war, sollte noch immer ein oberster Gerichtshof für alle Stände, für alle Glieder des Reichs sein; aber in einen Wust langsamer Formen gehüllt, verschleppte es alle Prozesse, ohne überhaupt zum Spruche zu kommen oder doch seinem Spruche Ansehen geben zu können. Der Reichshofrat zu Wien, ein anderes Gericht, dessen Räte vom Kaiser ernannt wurden und das errichtet worden war, um neben dem Reichskammergericht den kaiserlichen Einfluß zu wahren, stand im Rufe noch schlimmerer Trägheit, Schwerfälligkeit und Bestechlichkeit. — Während früher zu den oft glänzenden Reichstagen der Kaiser und die Reichsfürsten persönlich erschienen waren (§§ 340. 355), gab es nun, seit 1663, einen ständigen Reichstag zu

Regensburg, zu dem nur noch die Gesandten der Fürsten kamen, die sich von Haus weitläufige Instruktionen senden ließen, zu jedem raschen Entschlusse unfähig und unlustig waren und meist nur über kleinliche Dinge und Förmlichkeiten (§ 437) stritten. — Die Kreiseinteilung (§ 244) bestand zwar noch fort, hatte aber wenig Bedeutung mehr. Österreich, das einen Kreis für sich bildete, hielt sich ganz abgeschlossen. Aus dem obersächsischen Kreise wuchs Brandenburg-Preußen zu einer neuen Macht heran, die auch im westfälischen und niedersächsischen Kreise ihrer dortigen Besitzungen wegen bereits eine Hauptrolle spielte. Dem obersächsischen Kreise gehörte auch der Kurfürst Friedrich August von Sachsen (August II., der Starke) an, der 1697 den polnischen Königsthron bestieg und nun als europäischer Fürst handelte und sich fühlte. Im niedersächsischen Kreise erwarb Ernst August von Hannover, nachdem er die meisten Linien des welfischen Hauses geeinigt hatte, im Jahre 1692 die neunte Kur; später ward dann sein Sohn Georg als Nachkomme einer Stuart (§ 257 Anm.) 1714 auf den englischen Königsthron gerufen. So wuchsen diese Fürstenhäuser, die europäische Bedeutung erlangten und eine selbständige Militärmacht entwickelten, über die alten Schranken der Kreise hinaus. Nur im Südwesten des Reichs hatten bei dem Mangel an großen Territorien die sogenannten vorderen Kreise (die beiden rheinischen, der schwäbische, der bayrische und fränkische) noch einige Bedeutung: sie stellten vor allem die Reichsarmee, die aber durch ihre buntscheckige Armseligkeit zum allgemeinen Spotte wurde. Die Bedeutung Deutschlands nach außen hin — die politische Macht — beruhte also nur noch auf den großen Gebieten, die sich aber um das Reich wenig mehr kümmerten.

§ 448. In allen Gebieten, den großen, wie den kleinen, entwickelte sich die fürstliche Gewalt unumschränkt. Auf dem Reichstage von 1654 ward ein Beschluß gefaßt, daß die Unterthanen jedes Reichsstandes die zur Landesverteidigung nötigen Mittel aufzubringen hätten. Damit war dem Steuerbewilligungsrecht (§ 246) der Landstände, dem wichtigsten, das sie hatten, die Axt an die Wurzel gelegt. In vielen Gebieten verschwanden dann die Landstände ganz, in anderen sanken sie nun zu willenlosen Werkzeugen fürstlicher Verwaltung herab. — Indem die meisten deutschen Fürsten, französisch gebildet, französisch redend und denkend, Ludwig XIV. in seiner absoluten Herrschergewalt nachahmten, suchten sie es ihm auch an Pracht des Hoflebens gleichzuthun und häufig an Sittenlosigkeit ihn noch zu übertreffen. Das Beispiel ungeheurer Verschwendung und damit verbundener Bedrückung eines treuen, fleißigen Volkes bietet August der Starke von Sachsen. Seine Hauptstadt Dresden ward mit Kirchen, Residenzschlössern, Theatern, Kunstsammlungen im glänzendsten Stil von Versailles geschmückt. Monate lang andauernde Feste, Turniere, Komödien, Opern, Maskeraden und dergleichen wurden bei allen erdenklichen Gelegenheiten ersonnen; der König von Polen (§ 465) erschien dabei bald mit Juwelen, bald mit diamantenen Knöpfen am Rock, die man auf Millionen schätzte. Anderswo war es ähnlich: als Georg I. von Hannover seine Tochter Sophia Dorothea an den Sohn des Königs Friedrich I. in Preußen vermählte, waren auf ihrer Reise nach Berlin auf jeder hannöverschen Post jedesmal 520 Pferde nötig; auf preußischem Gebiet kam ihr zum Empfange ein Hofstaat mit 350 Pferden entgegen, so daß der ganze Brautzug nicht weniger als 870 Pferde gebrauchte. Doch brauchte Hannover wenigstens nicht wie Sachsen die Kosten für die fremde Krone, die sein Herrscher ge-

wonnen hatte, aufzubringen. Vielmehr hatte Hannover manchen Vorteil davon, daß seine Kurfürsten nun Könige von England waren: sie bauten prächtige Schlösser in Hannover, gründeten die Universität Göttingen und traten in jeder Weise für ihr Stammland ein, oft mehr als den Engländern recht war. — Traf die fürstliche Verschwendung schon die größeren Länder hart, so fiel sie oft mit empörender Grausamkeit auf die kleineren, z. B. Hessen und Württemberg, wo es die Gewalthaber zum Teil noch schlimmer trieben. Das Volk seufzte unter der Willkür der Beamten, die oft ihre Stellen erkauft hatten, und unter unerschwinglichen Steuern; zugleich verheerte das rücksichtslos gepflegte Wild die Felder des armen Landmanns. — Die geistlichen Höfe gaben gewöhnlich an Verschwendung und Leichtfertigkeit den weltlichen nichts nach.

§ 449. So waren die Zustände durch das verderbliche Vorbild Ludwigs XIV. auch im Innern Deutschlands unendlich traurig geworden. Nur langsam hob sich der Wohlstand des Bürgers und Bauern wieder, dem in dieser schweren Zeit nur die Rolle des Duldens und Zahlens gelassen war. Dafür aber war bei ihm auch die Teilnahme an dem Gesamtwohl des Reichs und der Nation erloschen, und es blieb nur ein strenges und steifes, wenn auch meist ehrenfestes Familienleben, ein starrer kirchlicher Glaube und eine sehr beschränkte Bildung. Und doch, wie das deutsche Volk durch die Siege Eugens, des Großen Kurfürsten und des alten Dessauers seinen Waffenruhm glorreich wieder aufrichtete, so hatte es auch seine Gelehrten und Denker, die als die ersten Europas galten: so vor allem Leibniz (1646—1716), den treuen Freund und Diener der hannöverschen Welfen; später Thomasius (1655—1728), die Stütze der neubegründeten Universität Halle, den Vorkämpfer gegen Hexenprozesse und Folter (§§ 426 ff.) und den ersten, der die deutsche Sprache in den Universitätsunterricht einführte; dann Christian Wolff (1679—1754), der in des Thomasius Wegen weiter ging und Leibnizens Gedanken auch größeren Kreisen zugänglich machte. Zu gleicher Zeit begann, während noch in katholischen Gebieten, wie z. B. in Salzburg, die Protestanten unterdrückt und vertrieben wurden und an einzelnen Universitäten, wie in Wittenberg, der blinde Haber der Lutherischen gegen die Reformierten fortdauerte, ein milderes, werkthätiges, gefühlsinniges Christentum wieder aufzuleben. Sein Hauptträger war Philipp Jakob Spener (1635—1705), und ganz in seinem Geiste wirkte der große Stifter des Halleschen Waisenhauses, August Hermann Francke († 1727). Durch den Grafen von Zinzendorf († 1760), den Stifter der Herrnhutergemeinden, gewannen die (als pietistisch bezeichneten) Grundsätze solcher Männer auch Verbreitung unter den höheren, adligen und fürstlichen Ständen Deutschlands. — In solchen Erscheinungen zeigte es sich, daß die starre Eisrinde, die über dem deutschen Geistesleben lag, bereits zu schmelzen begann und ein neuer Frühling bevorstand.

6. Das Heranwachsen Kurbrandenburgs und die ersten Zeiten des Großen Kurfürsten*).

§ 450. Während Österreich sich geflissentlich vom deutschen Leben schied und im Innern erstarrte und das deutsche Reich in schwerfälligen, ausge-

*) Die Stellen, die sich auf die brandenburgische Geschichte besonders beziehen, finden sich §§ 196. 263. 268. 272. 274—276. 351. 357. 384. 387. Vergl. dazu die Tafel der Kurfürsten § 384 Anm.

lebten Formen hinter der neu fortschreitenden Entwickelung des Volksgeistes zurückblieb, erhob sich die Triebkraft des deutschen Lebens mit jugendlicher Frische im Nordosten des alten Reichs. Aus den Marken des einst so gewaltigen Sachsenvolks, aus den Kolonien der gesamten norddeutschen Stämme war hier unter der ruhmvollen Regierung der Askanier früh ein festgefugter Staat — Brandenburg — erwachsen. Halb zerrüttet durch die fast ein Jahrhundert ausfüllenden Wirren unter den bayrischen und luxemburgischen Herrschern war er dann 1415 an die Hohenzollern gekommen und von diesen mit der beharrlichen Tüchtigkeit ihres Geschlechts, die in der Geschichte fast ohnegleichen ist, wieder neu begründet, befestigt und ausgebaut worden. Wohl war auch hier vorübergehend Stillstand oder Rückschritt eingetreten. Seit Johann Cicero zeigten die Kurfürsten lange Zeit nicht mehr die kühne Größe, die die ersten hohenzollernschen Brandenburger, einen Friedrich I. und II. und einen Albrecht Achilles, ausgezeichnet hatte. Doch war keiner unter ihnen ein nichtiger und wertloser Mann. — Seit der Reformation saßen auch in dem ehemaligen Ordenslande, dem Herzogtum Preußen, Hohenzollern auf dem Thron, mit denen sich die stammverwandte kurfürstliche Familie aufs engste verschwägerte, wodurch sie auch noch Erbansprüche auf rheinische Gebiete, auf die klevischen Länder, gewann (§§ 383. 384). Es war eine große Fügung, daß beide Gebiete — Kleve 1614, Preußen 1618 nach dem Tode des letzten Herzogs Albrecht Friedrich — an das brandenburgische Haus fielen*), gerade als hier ein Kurfürst herrschte (Johann Sigismund, 1608—1619), der sich durch seinen Übertritt zum reformierten Bekenntnis entschieden an die Habsburg entgegenwirkenden europäischen Mächte — Holland, Frankreich, England — anschloß und, dadurch auf freiere Bahnen gelenkt, selbständigere Entschlüsse fassen mußte, während sich länger als ein Jahrhundert seine Vorfahren nur zu sehr von den Rücksichten auf die Kaiser hatten hemmen lassen.

§ 451. Als Georg Wilhelm (1619—1640) seinem Vater folgte, hatte der brandenburgische Staat bereits eine Ausdehnung, die ihm erlaubt hätte, in dem großen Kriege eine wichtige Rolle zu spielen. Aber der Kurfürst, gelähmt durch die weite Entlegenheit und völlige Verschiedenartigkeit seiner Länder, durch das Mißtrauen seiner lutherischen Brandenburger gegen ihn, den reformierten Herrscher, und durch die kurzsichtige Selbstsucht der Stände, die auch in äußerster Gefahr kaum die Mittel zu dürftigen Rüstungen bewilligten, suchte auf den Rat des katholischen Grafen Adam von Schwarzenberg, der sein leitender Ratgeber war, in der Neutralität das Heil des Staates. So duldete er ruhig, daß nach der Schlacht auf dem weißen Berge das Herzogtum Jägerndorf**) vom Kaiser seinem Oheim und damit dem hohenzollernschen Hause entrissen wurde (§ 387). Diese zaghafte Haltung

*) Es sind die Kurfürsten des 16. Jahrhunderts, welche die großen Erwerbungen der Folgezeit vorbereiten. Joachim I. (1499—1535) hatte durch den Grimnitzer Vertrag 1529 das Anfallsrecht auf Pommern erworben (§ 264), Joachim II. (1535—1571), der 1537 auch einen Erbvertrag mit dem schlesischen (§ 199) Herzogshause von Liegnitz, Brieg und Wohlau abgeschlossen, hatte 1569 bei der Krone Polen die Mitbelehnung im Herzogtum Preußen durchgesetzt; dann hatten Johann Georg (1571—1598) und Joachim Friedrich (1598—1608) die verwandtschaftlichen Bande mit den Hohenzollern in Preußen noch fester geknüpft und so den Anfall der klevischen Länder und des Herzogtums Preußen angebahnt.

**) Georg der Fromme, aus der Ansbach-Bayreuthschen Linie der Hohenzollern, hatte 1523 das schlesische Herzogtum Jägerndorf (Oderberg, Beuthen) erworben; später war es an die brandenburgische Linie vererbt worden.

schadete seinem Lande mehr, als eine bestimmte Entscheidung nach dieser oder jener Seite hin es hätte thun können. Mansfeld, Wallenstein und die Schweden zogen nacheinander verwüstend durch das Land. Seitdem Georg Wilhelm dem Prager Separatfrieden (§ 408) beigetreten war, hatte er die Schweden zu Feinden, während er in den Festungen Besatzungen aufnehmen mußte, die dem Kaiser geschworen hatten, und sein Land den steten Durchzügen der streitenden Mächte ausgesetzt sah. Zuletzt verließ er fast verzweifelnd seine zur Wüste gewordenen Marken und ging nach dem weniger vom Kriege berührten Preußen; hier starb er 1640.

§ 452. Ihm folgte sein zwanzigjähriger Sohn Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, wie man später den Begründer der neuen deutschen Großmacht mit Recht genannt hat. Schlimm genug war die Lage des jungen Fürsten. Von den Landen, deren geborener Herr er war (Brandenburg, Kleve, Preußen), besaß er nur den Rechtstitel. Noch war er mit Preußen nicht belehnt, Brandenburg und Kleve waren zum großen Teil in der Hand fremder Mächte, und das ererbte Pommern von den Schweden zu bekommen schien ganz unerreichbar. Und selbst wenn er sich in den Besitz seines Staates setzte — wenn man überhaupt Landesteile, die unter ganz verschiedenen Verhältnissen lebten und nur wie zufällig dasselbe Haupt hatten, einen Staat nennen darf — war zu hoffen, daß er ihn durch all die Gefahren, die ihn umgaben, glücklich hindurchführen würde? Aber Friedrich Wilhelm zeigte sich der schweren Aufgabe gewachsen, so jung er noch war.

Kriegsgefahren, vor denen die kurfürstlichen Kinder oft von Schloß zu Schloß fliehen mußten, hatten Friedrich Wilhelms früheste Jugend umstürmt. Als er den Jünglingsjahren nahe kam, schickte ihn sein Vater an den holländischen Hof unter die Fürsorge des großen Kriegers und Staatsmannes Friedrich Heinrich, des Sohnes Wilhelms von Oranien (§ 250 Anm.). Schon war er stark genug, die Versuchungen und Lüste des Haags mit ebenso tapferem Entschluß zu fliehen, wie er die Kriegsgefahren, z. B. in der Belagerung von Breda, suchte. Aber nicht bloß seinen Charakter stählte er hier in der Ferne. Er sah unter seinen Augen einen kleinen Staat, der trotzdem damals unbestritten einer der ersten der Erde war; er sah, wie dieser Staat so mächtig geworden war durch religiöse und staatliche Freiheit, durch Ordnung und Gesetze im Innern und vor allem durch Handel und Seefahrt: dies war für das scharfe, offene Auge des Jünglings eine nicht verlorene Lehre. Auch an die Küsten seines Preußen spülte die länderverbindende See, und Pommern samt den Odermündungen mußten ihm nach altem Vertrag bald erblich angehören; auch seinen Marken, sandig, sumpfig und öde wie sie schienen, und in der That nur mit knappen natürlichen Hilfsmitteln ausgerüstet, ließ sich durch angespannten Fleiß, durch künstliche Bewegung aller Kräfte Wohlhabenheit und Macht abgewinnen. So kehrte der Prinz mit großen Anschauungen bereichert in die väterlichen Lande, zuerst nach Kleve und darauf nach Berlin zurück; dann begleitete er seinen Vater nach Preußen, wo dieser starb (1640).

§ 453. Der zwanzigjährige Kurfürst erkannte schnell, was in dem Kriegsjammer des Landes seine nächste Aufgabe sei: ein stehendes Heer zu schaffen — den miles perpetuus, wie man damals sagte — wodurch Schweden und Österreich mächtig geworden waren. Ein solches zu besitzen war das Augenmerk aller bedeutenderen Mächte der Zeit. Die Anfänge dazu waren klein und unansehnlich. Zuerst diente ihm mit Nutzen Obrist v. Burgsdorf, dann General v. Sparr, aber der eigentliche Held und Führer seines

mehr und mehr wachsenden Heeres ward der Feldmarschall v. Derfflinger, der, unscheinbarer Herkunft, von der Pike auf erst unter Matthias von Thurn, dann im sächsischen und vor allem im schwedischen Heere seine Schule gemacht hatte. Um sein Werk zu fördern, bedurfte Friedrich Wilhelm auch vor den Schweden Ruhe: 1641 schloß er mit ihnen einen Waffenstillstand, unbekümmert um des Kaisers Verdruß darüber. So hielt er sich bis zum Schlusse des großen Krieges.

§ 454. Beim Frieden bekamen, wie oben (§ 414) gezeigt ist, die Schweden Vorpommern mit den Inseln und den Odermündungen, er nur den größten Teil von Hinterpommern, während ihm doch, seitdem im Jahre 1637 der alte Bogislav XIV. gestorben war, das ganze Pommern als Erbe gebührte. Zur Entschädigung erhielt er das Erzstift Magdeburg mit Halberstadt und die Bistümer Minden und Kammin: schöne, fruchtbare Gebiete und die drei ersten für die Verbindung zwischen Brandenburg und den rheinischen Landen von großem Wert; aber gleichwohl schienen sie ihm kein rechter Ersatz für Stettin, die Odermündungen und die Ostseeküste, weil er die Wichtigkeit einer Seemacht zu würdigen wußte. Doch der Kurfürst war ein Mann, der mit den gegebenen Verhältnissen rechnete. Vorpommern war vorläufig verloren, und Klagen half da nichts; es galt vielmehr in den Ländern, die er hatte, sich einzurichten und die verwüsteten Gebiete emporzubringen. Der Kurfürst setzte dies durch eine — für die damalige Zeit — weise Art der Besteuerung durch, indem er statt der alten Grundsteuern, der sogenannten Kontribution (§ 428), die leichter zu erschwingende Accise, d. h. eine Abgabe auf Verbrauchsgegenstände, inländische und ausländische, auflegte; eine Steuer, zu der mithin alle Klassen beitrugen. Durch diese steigerte er die Einnahmen seines Staats, die bei seinem Regierungsantritte 400 000 Rthlr. betragen hatten, allmählich auf $2^1/_2$ Millionen, und das Land erholte sich trotzdem schnell. Der Kurfüst, sparsam und weise in der Benutzung aller Hilfsmittel, hatte bald Geld genug, sein Heer zu mehren, das am Schlusse seiner Regierung 27000 Mann betrug. Bald auch winkten dem jungen Heere die ersten Lorbeeren, dem Kurfürsten der erste bedeutende Gewinn.

§ 455. In Schweden legte Königin Christina, die Tochter Gustav Adolfs, die Krone nieder (1654; § 433). Ihr Vetter Karl X. Gustav war ihr gefolgt, ward aber von König Johann Kasimir von Polen, dem Sohne Sigismunds (§ 397), in dem noch ein Zweig des Hauses Wasa fortbestand, nicht anerkannt. Es entbrannte ein Krieg beider Kronen, zwischen denen Friedrich Wilhelm mitten inne stand. Er hatte zuerst den Frieden zu vermitteln gesucht; aber die Schweden rückten mit dem Übermute alter Sieger durch seine Länder, Pommern und die Neumark, in Polen ein, besetzten schnell das ganze polnische Reich und bedrängten dann auch den Kurfürsten, der einstweilen nur sein Herzogtum Preußen zu schützen gesucht hatte, in seiner zweiten Hauptstadt Königsberg. Doch bot ihm Karl Gustav bald Frieden, ja ein Bündnis, da Johann Kasimir inzwischen mit kaiserlicher Hilfe sein Land zurückerobert hatte. Dem Kurfürsten zeigte sich jetzt die Gelegenheit, die äußerst drückende polnische Lehnshoheit abzuschütteln, und er trat deshalb gern auf Schwedens Seite. In der dreitägigen Schlacht von Warschau kämpften die jungen brandenburgischen Truppen mit gleicher Ehre neben den kriegsgewohnten Schweden und errangen mit ihnen einen herrlichen Sieg (28. bis 30. Juli 1656). Für sein ferneres Bündnis verbürgte ihm Karl Gustav im Vertrage von Labiau (nahe dem kurischen Haff) 1656 Preußen nebst dem Bistum Ermland als

ein unabhängiges (souveränes) Herzogtum. Da hielt es auch der König von Polen, der erst gedroht hatte, er werde den Kurfürsten an einen Ort bringen lassen, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheine, für geraten, zu unterhandeln. Der Kurfürst war in den Staatskünsten seiner Zeit zu wohl erfahren, um nicht klug von seiner Mittelstellung Nutzen zu ziehen: es kam ihm zu statten, daß dem mit Polen verbundenen Österreich gerade damals viel daran lag, die gewichtige Kurstimme Brandenburgs, den französischen Umtrieben und Lockungen (§ 435) entgegen, dem Habsburger Leopold zu erhalten; so trat er wieder auf Polens Seite, das nun im Vertrage zu Wehlau (am Pregel) 1657 ihm hinsichtlich Preußens dasselbe wie Schweden bewilligte. Karl X., nun auch von Holland und von Dänemark angegriffen, das Absichten auf Bremen und Verden (§ 414) hatte, entfaltete zwar die glänzendsten kriegerischen Eigenschaften, trieb die Dänen aus Holstein, Schleswig und Jütland, ging sogar über den gefrorenen Belt nach Fünen, dann über Langeland, Laaland, Falster nach Seeland und zwang sie zu dem ungünstigen Frieden von Roeskilde (auf Seeland) 1658; als er aber gleich nachher diesen Frieden brach und Dänemark und Kopenhagen ganz erobern wollte, zog Friedrich Wilhelm nebst kaiserlichen Hilfsvölkern gegen ihn nach Holstein, ja bis Jütland und Fünen, wo brandenburgische Truppen die Schlacht von Nyborg (1659) mit entscheiden halfen. Karl X., auf Frankreichs Hilfe fußend, stand noch ungebeugt, als ihn im Februar 1660 ein früher Tod überraschte. Die vormundschaftliche Regierung seines jungen Sohnes beeilte sich, den schon eingeleiteten Frieden abzuschließen. Dies geschah zu Oliva, einem Kloster bei Danzig (§ 198), am 3. Mai 1660. Hier ward der Wehlauer Vertrag von Polen bestätigt und von den Großmächten Europas gewährleistet. Fortan war Friedrich Wilhelm souveräner Fürst in Preußen.

7. Der Große Kurfürst. Die Schlacht bei Fehrbellin. 1675.

§ 456. Erst jetzt konnte Friedrich Wilhelm daran denken, die verschiedenen Länder, die er regierte, in einen Staat zu verschmelzen. Es waren namentlich die Stände der einzelnen Gebiete, die sich der Staatseinheit widersetzten. Ihre „Libertät", d. h. die Unbeschränktheit, mit der sie in ihren Kreisen schalteten, ward dadurch gefährdet. Statt mit Hilfe der Herren Stände wollte der Kurfürst mit seinen Beamten das Land regieren, und diese Beamten wählte er nicht bloß aus dem engen Gebiete, in dem sie arbeiten sollten, er nahm sie auch aus „Fremden". Dem traten die Stände scharf entgegen. Aber ihre Zeit war vorbei. Nur die in Kleve behielten im allgemeinen ihre Stellung, nachdem sie dem Kurfürsten das Recht, Truppen im Lande zu werben und zu halten und die Beamten zu bestellen, eingeräumt hatten — die brandenburgischen und preußischen verloren sie fast ganz. Die ständischen Gerechtsame in Brandenburg waren veraltet, ihre Handhabung schwerfällig, und da der Kurfürst dank der neuen Verbrauchssteuer der Geldbewilligung der Stände wenig bedurfte, so rief er sie fortan nur noch sehr selten zusammen, bis sie allmählich in Vergessenheit gerieten. Schwerer war der Kampf in Preußen. Die preußischen Stände waren gewohnt gewissermaßen mitzuregieren und erwiesen sich der strengen brandenburgischen Zucht und Ordnung wenig geneigt. Das Beispiel der ungezügelten Freiheit polnischer Stände wirkte für sie verführerisch. Dem Großen Kurfürsten gegenüber behaupteten sie von vornherein, Polen habe die Souveränität nicht ohne ihre Zustimmung an ihn übertragen können, und be-

harrten deshalb gegen ihn in trotziger Haltung; ja die heftigste Partei unter ihnen trat mit Polen in verräterische Unterhandlungen, und Polen war nicht abgeneigt, sich die Unbotmäßigkeit der preußischen Stände zu nutze zu machen. An der Spitze der Gegner des Kurfürsten stand der Schöppenmeister von Königsberg, Hieronymus Roth, und der Oberst von Kalckstein. Der Kurfürst aber griff, als er weder mit Milde noch mit Drohungen zum Ziele kam, mit eiserner Faust durch. Roth wurde (1662) des Hochverrats angeklagt und zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt, in dem er ungebeugt gestorben ist (1678). Kalckstein, der Drohungen gegen das Leben des Kurfürsten ausgestoßen hatte und verhaftet, dann aber begnadigt worden war, floh gegen sein gegebenes Wort zu den Polen. In Warschau gab er sich für einen Vertreter der preußischen Stände aus und forderte in ihrem Namen unter heftigen Schmähungen gegen den Kurfürsten, Polen solle seine alten Rechte wieder erwerben. Da ließ ihn Friedrich Wilhelm durch seinen Gesandten heimlich aufheben, in Teppiche gewickelt aus der Stadt, dann nach Preußen bringen und ihm in Memel den Kopf abschlagen (1672). Fortan war jeder Widerstand der Stände gebrochen und Friedrich Wilhelm absoluter Monarch in seinem Staat. Wenn er in dieser rücksichtslosen Handlungsweise dem Vorbilde der Zeit, Ludwig XIV., glich, so stellte sich doch alsbald der Unterschied des preußischen absoluten Herrschertums von dem französischen heraus: es diente dem Staat, aber opferte ihn nicht seiner Eitelkeit und Selbstsucht; und so ward es für den Staat, dessen Einheit es begründete und den es von kleinlichen Einflüssen befreite, segensvoll.

§ 457. Zwölf Jahre erfreute sich Brandenburg des Friedens. Erst 1672 trat der Große Kurfürst in den europäischen Kampf gegen Ludwig XIV. ein, indem er, gegen alle Lockungen und Geldversprechungen des Eroberers taub, von allen Fürsten zuerst Holland zu Hilfe eilte, dessen Wert für die Freiheit Europas und für die Erhaltung des Evangeliums er erkannte. Durch den Neid und die Mißgunst Österreichs gehemmt (§ 346), von Ludwig XIV. in Kleve und Westfalen mit voller Kraft angegriffen, sah er sich zwar genötigt, mit Frankreich 1673 den Frieden von Vossem (nahe bei Brüssel) abzuschließen, aber als 1674 das deutsche Reich in den Krieg trat, stand er schnell wieder am Rhein, und zwar mit viel mehr Truppen, als er zu stellen verpflichtet war (20000 Mann). Da weckte Ludwig XIV. durch seinen Einfluß in Schweden ihm im Rücken einen neuen Feind. Im Winter 1674 fielen die Schweden, anfangs maßvoll auftretend, bald plündernd, brennend und sengend wie in den schlimmsten Zeiten des 30jährigen Krieges, von Vorpommern her in Hinterpommern und die Neumark, sowie in die Uckermark, Priegnitz und ins Havelland ein und schickten sich an, über die Elbe zu gehen und selbst in die Altmark einzubrechen.

§ 458. Der Kurfürst hatte am Main Winterquartiere genommen. Sobald er genügend gerüstet war, brach er mit dem Heere auf, ließ das Fußvolk bis auf eine kleine ausgewählte Schar bald hinter sich und erschien in Magdeburg am 21. Juni 1675. Hier ließ er die Thore schließen, damit keine Nachricht ihm vorauseile, und rastete zwei Tage. Dann zog er mit nur 6000 Reitern und 1200 Fußsoldaten, die er auf Wagen beförderte, eilig weiter. Am 25. nahm er Rathenow und teilte so das von Havelberg bis Brandenburg stehende feindliche Heer mitten auseinander. Der linke Flügel der Schweden eilte nun, sich aus dem Sumpfgürtel des havelländischen Luchs hinauszuziehen und den Rhin zu überschreiten, der die

alte Grenze des Havellandes und der Grafschaft Ruppin bildet und nur wenige gangbare Übergangsstellen läßt. An einer von diesen, bei Fehrbellin im Lande Bellin, einer sandigen Hochfläche voll Kiefernwaldung, zwang sie der Kurfürst am 28. Juni 1675 zur Schlacht. Mit 5600 Reitern, die seiner stürmischen Eile allein noch gefolgt waren, und 13 Geschützen griff er die 11000 Mann starken Schweden an (4000 zu Roß, 7000 zu Fuß und 38 Geschütze). Gleich anfangs erspähte sein scharfes Feldherrnauge einen unbesetzten Hügel, der das Schlachtfeld beherrschte; dahin eilte er mit den Kanonen. Hier entbrannte der heißeste Kampf; hier mußte der Kurfürst selbst von seinen treuen Reitern mitten aus den ihn umringenden Feinden herausgehauen werden; hier fiel sein Stallmeister Emanuel Froben an der Seite seines Herrn; hier entschied sich das Geschick des Tages glorreich für die Brandenburger. — Die junge Macht hatte gesiegt über die Schweden, deren Kriegsruhm seit Gustav Adolf unerschüttert bestanden hatte; der Kurfürst hatte das Schönste vollbracht, was Kriegern zu teil werden kann: er hatte sein Vaterland von fremder Gewalt befreit. Sieben Tage später stand kein Feind mehr auf märkischem Boden. Gegen Schweden ward nun der Reichskrieg erklärt, und auch Dänemark, begierig nach Bremen und Verden (§ 414), die ja auch schwedisch waren, trat mit dem Großen Kurfürsten — so nannten ihn damals schon Zeitgenossen*) — in einen Bund.

§ 459. So unterstützt, ging Friedrich Wilhelm zum Angriff gegen die deutsch-schwedischen Lande vor. Schon 1676 ward fast ganz Vorpommern, 1677 Stettin und 1678 selbst Stralsund (§ 394) erobert. Um diese Stadt zur Übergabe zu bringen, waren die Brandenburger mit dänischer Hilfe nach Rügen übergesetzt, zugleich unterstützt von der kleinen Flotte, die der Kurfürst bereits auf der Ostsee hatte. Bald fiel auch Greifswald. Kein Fuß breit deutschen Landes war mehr schwedisch. Da kam, während Friedrich Wilhelm selbst in Westfalen stand, um sein Kleve gegen die vorrückenden Franzosen zu schirmen, die Nachricht, daß von Livland aus die Schweden in Preußen eingebrochen seien (Nov. 1678). Eilig ließ er in heftigster Winterkälte das in Pommern stehende Heer aufbrechen, reiste ihm, obwohl krank, selber nach und hielt im Januar 1679 zu Marienwerder die Musterung über seine 9000 Mann starken Truppen. Schon waren die Schweden im Rückzug. Der Kurfürst ließ aus der ganzen Gegend Schlitten zusammenbringen, auf denen er sein Fußvolk fortschaffte, flog ihnen nach, schnitt ihnen, indem er den geraden Weg über das Eis des frischen und kurischen Haffs wagte, den Rückzug ab, ereilte aber nur noch die Trümmer ihres in eiliger Flucht zurückweichenden Heeres. Von 16000 Schweden rettete sich kaum der zehnte Teil vor der furchtbaren Winterkälte und der heftigen Verfolgung der Brandenburger, die bis in die Nähe von Riga vordrangen.

§ 460. So war der Krieg überall zu Ende geführt. Aber die Verbündeten des Kurfürsten hatten bereits ohne ihn ihren Frieden mit Ludwig XIV. gemacht (zu Nymwegen, § 436). Österreich veranlaßte der Neid, den siegreichen Bundesgenossen im Stiche zu lassen. Die Furcht, der im „sogenannten „Stralendorffschen Gutachten“ — Stralendorff war kaiserlicher Vicekanzler in den Tagen Johann Sigismunds (§ 384. 450) — trefflich Ausdruck gegeben worden ist: „es stehe zu befürchten, daß der

*) „Nach seinem kühnen Zuge vom Rhein zum Rhyn begrüßte ihn das Elsasser Volkslied zuerst mit dem Namen des Großen.“ v. Treitschke, Deutsche Gesch. im XIX. Jahrh. I. B. S. 34.

Brandenburger nunmehr der werden könne, den das calvinische und lutherische Geschmeiß ersehne", wuchs mit jedem Erfolge des Großen Kurfürsten und beherrschte die habsburgische Politik durchaus. So gegen Ludwig XIV. allein gelassen, der alsbald Kleve, dann Mark und Ravensberg besetzte und Minden belagerte, vermochte Friedrich Wilhelm nichts, und Ludwig verlangte die Zurückgabe alles dessen, was den Schweden abgenommen worden war. Seufzend verstand sich endlich der Kurfürst dazu, wünschend, daß aus seinen Gebeinen der Rächer erstehen möge, der dem treulosen Bundesgenossen die Schmach vergelte. Im Frieden von St. Germain (unweit Paris) gab er 1679 alles eroberte Land mit Ausnahme des Streifens auf dem rechten Oderufer den Schweden zurück, die somit noch ferner deutsches Reichsland behaupteten.

§ 461. Zu dieser Kränkung für den Kurfürsten kam eine neue. Im Jahre seines Sieges von Fehrbellin (1675) war das Herzogshaus von Liegnitz, Brieg und Wohlau ausgestorben, und nach dem alten Vertrag von 1537 (§ 450 Anm.) mußten auch diese Länder an Brandenburg fallen. Aber Österreich forderte sie als böhmisches Lehen für sich und zog sie ein, ohne auf die Rechtsansprüche Brandenburgs irgend eine Rücksicht zu nehmen. Man konnte in Wien unverblümt hören, „es gefalle Kayserlicher Mayestät nicht, daß sich ein neues Vandalenreich an der Ostsee hervorthue." Ja es wurde sogar die Türkenhilfe, die der Kurfürst mehrfach in der nun folgenden Bedrängnis Österreichs anbot (§ 440), abgelehnt, weil man bei solcher Gelegenheit eine kriegerische Besetzung dieser Provinzen fürchtete. Voll Grimms über seine Bundesgenossen hatte sich Friedrich Wilhelm gleich nach dem Frieden von St. Germain mit Ludwig XIV. verbündet: ein unnatürliches Verhältnis, das auch nicht lange Bestand hatte. Spanien, das ihm vom letzten Kriege her noch Hilfsgelder schuldete, die es nun nicht zahlen wollte, griff er mit seiner kleinen Flotte zur See an. Schon vor dem Kriege nämlich hatte Friedrich Wilhelm, da er wohl wußte, wie wichtig eine Seemacht sei, begonnen, sich mit Hilfe holländischer Schiffsbaumeister eine Flotte zu schaffen: sie bestand damals aus zehn Fregatten, die den Schweden bereits schwer zu schaffen gemacht hatten. Mit dieser Flotte nahm er verschiedene Handelsschiffe als gute Prise; dagegen mißriet es freilich, die Silberflotte, die alljährlich die Schätze der amerikanischen Bergwerke nach Spanien trug, aufzuheben, und von Stürmen und dem überlegenen Feind gedrängt mußten die brandenburgischen Schiffe in einem portugiesischen Hafen Zuflucht suchen. — Als aber der Kaiser in den Türkenkriegen doch brandenburgische Hilfe nötig hatte, um Ungarn ganz wieder zu gewinnen (§ 441), gewährte er dem Kurfürsten 1686 den Kreis Schwiebus (im Osten der Provinz Brandenburg) als Entschädigung für die schlesischen Ansprüche, und trat ihm außerdem eine Schuldforderung ab, die er an Ostfriesland hatte, wodurch Friedrich Wilhelm in Pfandbesitz von Emden und Gretsyl kam. Von hier aus gingen seine Schiffe nach seinen Kolonien. Denn schon 1683 hatte er einen Strich an der Goldküste von Afrika besetzt und dort das Fort Groß-Friedrichsburg errichtet; dazu hatte er von den Dänen einen Teil der Insel St. Thomas in Westindien erworben. Doch hatten diese an ungünstigen Orten gegründeten und bald vom Neide der Holländer bedrohten Kolonien keine Zukunft und wurden bereits von seinem zweiten Nachfolger ganz aufgegeben (1721).

§ 462. So war Friedrich Wilhelm rastlos thätig, selbst da, wo seiner geringen Macht die Verhältnisse überwältigend in den Weg traten. Mit

Ludwig XIV., der so ganz anders geartet war, zerfiel er bald wieder. Ludwig hatte 1685 das Edikt von Nantes, das den Hugenotten Duldung gewährte, aufgehoben und diese auf jede mögliche Weise bedrängt, um sie zur katholischen Kirche zurückzuführen; denn wie er nur einen Königswillen kannte, so erkannte er auch nur einen Glauben in Frankreich an. Ganz anders der Große Kurfürst. „Er zuerst ruft in den Hader der Kirchen das erlösende Wort hinein, fordert die allgemeine unbedingte Amnestie für alle drei Bekenntnisse.“ *) Wie hätte er die Not seiner Glaubensgenossen in Frankreich gleichgiltigen Auges schauen sollen? Durch sein Potsdamer Edikt öffnete er den Flüchtigen, die ihren Gewerbfleiß und ihre Geschicklichkeit mitbrachten, seine Länder. Schon darüber zürnte Ludwig; dann aber bot der Kurfürst dem Neffen seiner Gemahlin, Wilhelm III. von Oranien (§ 438), die Hand zur Erlangung des englischen Thrones, von dem jener im Einverständnis mit dem großen Adel Englands seinen Schwiegervater, den katholischen Jakob II., herabzustürzen sich anschickte. Ludwig XIV., in dessen Sold und Abhängigkeit Jakob II. stand, faßte wegen dieser Verhandlungen neuen Haß gegen Friedrich Wilhelm, der die Ausführung seiner Pläne, an der ihn der Tod hinderte, als erste Aufgabe seinem Sohne Friedrich III. hinterließ.

§ 463. Der Große Kurfürst steht als der einzige wahrhaft große Herrscher da, den Deutschland im 17. Jahrhundert hervorgebracht hat. Er hat dem traurigen westfälischen Frieden seine ersten Segnungen abgewonnen. Denn wenn dieser Friede Deutschlands Reichsform auflöste und aus den Fürsten souveräne Herrscher machte, so hat Friedrich Wilhelm zuerst zum Heile Preußens und Deutschlands als solcher gehandelt: ihm verdankt es Preußen, daß die provinziellen Unterschiede schwanden vor dem Gefühl, einem Staate anzugehören, daß jeder, der Klever wie der Brandenburger, der Pommer wie der Ostpreuße, sich als „eines Hauptes Glied“ fühlte, und damit hat er für Deutschland die neue Macht aufgebaut, die an die Stelle des verfallenden Kaisertums treten sollte. Bei seiner geringen Macht hat er durch Bündnisse, die er in und außer Deutschland schloß, dem übermächtigen Ludwig XIV. entgegengearbeitet und so das Übergewicht eines Reiches in Europa zu hindern gewußt. Er war der erste, der 1672 Ludwig XIV. entgegentrat; der letzte, der 1679 vor ihm vom Kampfplatze wich. In den oft treulosen und gewaltthätigen Staatskünsten seiner Zeit wohl erfahren, hat er seinen Einfluß allzeit geltend zu machen verstanden. Nicht minder groß war er als Kriegsmann: mit geringen Mitteln hat er einen großen Staat begründet.

Aber die Heldengestalt des Großen Kurfürsten verwandelt sich in die des sorgenden Hausvaters, wenn wir seine innere Verwaltung betrachten. Weise und sparsam verstärkte er die Hilfsquellen seines Landes, und obwohl er die Steuerkraft der Bevölkerung stark anspannte, so wuchs doch ihr Wohlstand. Für den Landbau wurden Ansiedler in die menschenleeren Dörfer gezogen, namentlich holländische Bauern, die gerade für die Marken als die besten Lehrmeister gelten konnten. Durch die Aufnahme der französischen Flüchtlinge, denen dann sein Sohn in Berlin eine eigene Kolonie einräumte, hob er die noch in der Kindheit liegende Industrie. Durch regelrechte Postverbindungen, vor allem durch Anlegung von Straßen und Kanälen erleichterte und mehrte er den Verkehr. Sein Hauptwerk in dieser

*) von Treitschke, Deutsche Gesch. im XIX. Jahrh. I. B. S. 29.

Beziehung ist der Friedrich-Wilhelms- oder Müllroser-Kanal, der Oder und Spree und somit Oder und Elbe verbindet. Und dieser Mann, der das Größte in seinem Geiste umfaßte, dessen Gesandte und dessen Hof bei feierlichen Gelegenheiten der Sitte der Zeit gemäß in glänzendem Prunk auftraten, war daheim einfach, schlicht, bürgerlich und kindlich. Er hat in Potsdam selber die Karpfenteiche gefischt, im Lustgarten von Berlin seine Tulpenzwiebeln begossen, den ersten Blumenkohl in den Marken gezogen und die eingekauften Singvögel selbst vom Markte im Käfig nach Hause getragen. Als politischer Charakter nicht immer vorwurfsfrei (gleich Gustav Adolf), war er im häuslichen Leben voll tiefer, echter Frömmigkeit. In würdiger, liebevoller Weise stand ihm die Gemahlin seiner Jugend, Luise Henriette von Oranien, zur Seite; auch seine zweite Gemahlin, Dorothea, widmete ihm treue Fürsorge. Als er starb, hinterließ er in Norddeutschland eine zwar noch nicht zusammenhängende, doch so bedeutende Staatsmacht — größer als das heutige Bayern, Württemberg und Baden zusammengenommen —, daß ihr zum Königreiche nur noch der Name fehlte.

8. Preußen als Königreich. Friedrich (III.) I. 1688—1713. Friedrich Wilhelm I. 1713—1740.

§ 464. Dem Großen Kurfürsten folgte sein Sohn Friedrich III. Der Vater hatte dessen Fähigkeiten gering angeschlagen — geringer, als sie waren —, und zwischen beiden war nicht immer das beste Einvernehmen gewesen. Österreich hatte diesen Zwiespalt zu benutzen verstanden. In dem Mißtrauen gegen seinen Vater und weil er den Anschluß an Österreich für durchaus notwendig hielt*), hatte der Kurprinz sich verleiten lassen, Österreich die Rückgabe des Schwiebuser Kreises zu versprechen, sobald er die Regierung antreten würde. Dieser Verabredung gemäß gab er als Kurfürst den Kreis Schwiebus wirklich zurück (1695), weigerte sich aber, dabei zugleich einen förmlichen Verzicht auf die schlesischen Herzogtümer auszustellen, wie man von ihm verlangte. In seiner äußeren Politik folgte er zuerst den Bahnen seines großen Vaters. Nach dessen Plan unterstützte er Wilhelm III. bei seiner Landung in England, und brandenburgische Truppen waren es, die diesen Befestiger der englischen Freiheit und Macht in seinen Palast nach St. James führten. Als Ludwig XIV. den dritten Raubkrieg, den pfälzischen (§ 438), begann und der Kaiser Leopold, mit dem Türkenkrieg beschäftigt, zögerte, das Reich zu verteidigen, einigte Friedrich III., seines Vaters würdig, Sachsen, Hannover und Hessen-Kassel zu einem Bündnis, erschien, wie einst der Große Kurfürst, persönlich am Rhein und leitete die Eroberung von Bonn, wohin sich die Franzosen geworfen hatten.

§ 465. Gleich seinen Vorfahren sorgte er auch für die Vergrößerung seines Staates**). Besonders wichtig aber war, daß er die Kurfürsten

*) Daß die Entschließung des Kurprinzen wesentlich mit veranlaßt worden sei durch das Versprechen des Kaiserhofes, ihm zu helfen gegen die Ausführung des Testamentes des Großen Kurfürsten, das durch Vergebung brandenburgischer Lande an die Brüder des Kurprinzen das Staatsinteresse gefährdete, bestätigt sich nicht.

**) Quedlinburg erkaufte er von dem verschwenderischen Friedrich August von Kursachsen; aus der oranischen Erbschaft (§ 250 Anm.) fielen ihm nach Wilhelms III. Tode die Grafschaften Lingen (wozu Tecklenburg schon früher erkauft war) und Mörs zu; außerdem erwarb er in der Schweiz aus derselben Erbschaft das Fürstentum Neufchatel und Valengin.

von Brandenburg zu Königen in Preußen erhob. Es zeigte sich, wie gesagt, in diesem Jahrhundert Ludwigs XIV. ein Streben nach Glanz an den größeren wie an den kleineren Höfen, für das kein Regent empfänglicher war als Friedrich. Gerade damals hatten, und zwar mit Friedrichs Unterstützung, Wilhelm III. von Oranien und Friedrich August von Sachsen Königskronen gewonnen; dem Hause Hannover stand die Erhebung auf den englischen Thron (§ 447) in Aussicht. Gleichen Glanz wünschte auch Friedrich für sein Land, das bereits vom Vater her, den einst schon Ludwig XIV. aufgefordert haben soll, sich zum König zu machen, an Macht wenigstens den kleineren Königreichen Europas gleich kam und bereits über 2000 □Meilen zählte. Gerade damals waren die Umstände für diesen langvorbereiteten und ersehnten Schritt sehr günstig. Ums Jahr 1700 erschütterten zwei gewaltige Kriege Europa. Im Norden hatten Rußland unter Peter dem Großen, Polen unter August II. und Dänemark unter Friedrich IV. einen Bund gegen den jungen, heldenmütigen Karl XII. von Schweden geschlossen, der mit dem stürmischen Kriegsgeist seiner Ahnen vorbrechend im sogenannten nordischen Kriege (1700—1721, § 469) schnell einen Gegner nach dem andern demütigte. Im Süden aber bereitete sich der spanische Erbfolgekrieg (§§ 442 ff.) vor. Der Kurfürst war also in der glücklichen Lage, sich von allen Seiten umworben zu sehen. Da nun besonders Österreich sich eifrig um seine Freundschaft und seinen Beistand bemühte, so benutzte Friedrich das, um gegen das Versprechen der Unterstützung des Kaisers im Kampfe um Spanien dessen Zustimmung zur Annahme des Königstitels zwar nicht in seinen deutschen Gebieten, was undenkbar erschien, aber in seinem außerdeutschen, souveränen Lande Preußen zu erhalten. Zwar meinte der Preußen abgeneigte Prinz Eugen, „daß die Minister des Henkers wert seien, die Kaiserlicher Majestät geraten, die Annahme der preußischen Königskrone zuzulassen“, aber in Wien überwog der augenblickliche Vorteil. Und so setzte Friedrich am 18. Januar 1701 zu Königsberg mit gewaltigem Pompe sich und seiner Gemahlin die Königskrone auf und nannte sich fortan Friedrich I., König in Preußen. Dieser Schritt erhielt seine Bedeutung erst von der Zukunft. Er sprach damit, sagte Friedrich der Große, gleichsam zu seinen Nachfolgern: „Ich habe Euch einen Titel erworben, macht Euch dessen würdig; ich habe den Grund zu Eurer Größe gelegt, Ihr müßt das Werk vollenden“.

§ 466. Dem Sinne des Königs entsprach es, den neuen Königsthron auch mit königlicher Pracht zu umgeben. Er machte Berlin zu einer Residenz, die ebenfalls nach dem Maße der Zukunft angelegt war. Die Prachtbauten Schlüters erhoben sich, das Königliche Schloß, das Zeughaus, Charlottenburg; die lange Brücke ward mit der Reiterstatue des Großen Kurfürsten von der Hand desselben Künstlers geziert. Die Stadt wuchs um einen ganz neuen Teil, die Friedrichsstadt, und die schöne Straße „Unter den Linden“ entstand. Mit dem König wetteiferte seine feine, geistvolle Gemahlin Sophie Charlotte von Hannover, die Freundin des großen Gelehrten Leibniz (§ 449), in der Begünstigung der Wissenschaft und Kunst. Nach des Genannten Plane ward in Berlin die Akademie der Wissenschaft gegründet (1711). Aber auch unmittelbar nützliche und wohlthätige Anstalten traten in Preußen ins Leben: so die Universität Halle 1694, neben der an demselben Orte Hermann August Franckes fromme Schöpfung, das Waisenhaus, entstand (§ 449). Auch fuhr Friedrich I. fort, im großen Sinne seines

Vaters Religionsfreiheit walten zu lassen und überall ein Schirmer der Protestanten zu sein. Über seiner Prachtliebe freilich vergaß er die alte weise Sparsamkeit, die fast allen Hohenzollern eigen gewesen war: das Land seufzte unter hartem Steuerdruck, und während Brandenburg der Leitung des mit Undank belohnten Eberhard von Danckelmann bis 1697 viel zu danken hatte, gingen seine Finanzen unter dem Einflusse des gewandten, aber leichtsinnigen Kolb von Wartenberg dem völligen Zerfalle entgegen. Auch waren die letzten Jahre des Königs durch Krankheit und andere herbe Schickungen getrübt. Glücklicherweise erhielt er in seinem Sohne einen Nachfolger, der gerade in dem vom Vater vernachlässigten Finanz- und Verwaltungsfache ein Meister war.

§ 467. Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) war das Gegenteil von seinem Vater: straff, einfach, soldatisch, sparsam und nur dem Praktischen zugewandt verschmähte er den Glanz, den man damals für einen Fürsten für nötig hielt. Gegenüber der Sittenlosigkeit, die fast alle Höfe beherrschte, wollte er ein guter und strenger deutscher Hausvater sowohl in seiner Familie als auch in seinem Lande sein; nicht französischer Modetand und Prunk, sondern deutsche fromme Sitte sollte bei ihm herrschen. Schon in der Charakterstärke, mit der er sich dem Strome seiner Zeit entgegenwarf, zeigte sich Friedrich Wilhelm I. groß; größer noch in dem Sinn und Geist, in dem er die Verwaltung seines Staates ordnete. Alle ihre Zweige faßte er seit 1723 in dem General- (Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-) Direktorium zusammen: über alle hatte er gleich einem großen Gutsbesitzer selber die Übersicht; in allem schärfte er Sparsamkeit ein. „Quidquid vult, vehementer vult“ — „alles sieht er, um alles kümmert er sich“ — „er ist ärger als Karl XII. und Zar Peter“ — so lauteten über ihn gleich in den ersten Tagen seiner Regierung die Berichte der fremden Gesandten an ihre Höfe. Nach eigenem Vorbilde schuf er einen Beamtenstand, der einfach, knapp gehalten, aber gewissenhaft gleich dem König selbst das Räderwerk in der Maschine der Staatsverwaltung bildete, an dem selbst Friedrich Wilhelms großer Sohn später wenig mehr zu ändern gefunden hat. Die Rechtspflege vereinfachte er, trat namentlich für schnelle Erledigung der Rechtshändel ein und traf Anstalten das „confuse und teils auf unsere Lande nicht quadrierende ius Romanum“ durch ein eigenes Landrecht zu ersetzen. Die Wissenschaft, sofern sie nicht wie die Medizin unmittelbaren Nutzen brachte, begünstigte er nicht, dagegen scheute er weder Mühe noch Kosten, um die Volksbildung zu heben. In der heiligen Schrift lesen, notdürftig schreiben und rechnen sollte jeder seiner Unterthanen können. Tausende von Dorfschulen entstanden, und der Schulzwang, den der König durchführte, bevölkerte sie mit Schülern. Der regelmäßige Volksschulunterricht in Preußen war begründet. — Nach der Anschauung seiner Zeit suchte er durch strenge Absperrung und hohe Besteuerung fremder Erzeugnisse die Industrie und Produktionskraft des eigenen Landes zu heben. So verbot er z. B., Kleider von Tuch, das nicht im Lande gefertigt war, zu tragen, und ging nebst seiner Familie mit gutem Beispiel voran. Auch den Ackerbau hob er und zog wie seine Vorfahren Fremde, die wegen ihrer Religion ihre Heimat hatten verlassen müssen, so z. B. viele Böhmen, in sein Land; besonderen Segen aber brachte ihm die Aufnahme von 17000 ausgetriebenen Salzburgern, die er in dem von einer furchtbaren Pest verödeten Ostpreußen ansiedelte. Nicht als Leibeigene, sondern als freie Bauern saßen sie in den neugegründeten Dörfern auf ihrem Eigen,

denn der König wußte recht wohl, „was es für eine edle Sache sei, wenn die Unterthanen sich der Freiheit rühmen.“ Aber seine Bemühungen, die bestehende Leibeigenschaft aufzuheben, scheiterten, und er mußte sich damit begnügen, wenigstens die Austreibung der Bauern aus ihren Höfen und allzu harten Druck zu verhüten.

§ 468. Was er that, that er im Bewußtsein des königlichen höchsten Willens, der keinen Widerspruch duldete. Die absolute Regierungsform, wie sie vom Großen Kurfürsten im heilsamen Gegensatz gegen das ständische Unwesen aufgestellt war, brachte er zur vollsten Geltung; er stabilierte (nach seinem Ausdruck) die Souveränität und setzte die Krone fest „wie einen Rocher von Bronce.“ Zu seiner Erholung diente die Jagd, die er leidenschaftlich liebte, das Malen, das Drechseln und die ungezwungenen einfachen Abendgesellschaften, die unter dem Namen des Tabakskollegiums bekannt sind. Eifrig in seiner landesväterlichen Sorge und fürchterlich in seinem Jähzorn, hat er manchen sein spanisches Rohr fühlen lassen; aber in seinem gesunden Sinn fand er meist das Richtige und Nützliche, obwohl es an einzelnen Seltsamkeiten nicht fehlte. Weniger glücklich war er in seinem Verhalten gegen fremde Mächte. Er schloß sich mit treugemeintem, reichspatriotischem Eifer an Österreich an, und deshalb verstanden ihn auch sein Feldmarschall von Grumbkow und der schlaue österreichische Gesandte von Seckendorf ganz zu leiten, und seine Ehrlichkeit wurde durch die diplomatischen Künste der Zeit oft mißbraucht.

Seine ganze, oft einseitige Vorliebe wandte sich dem Heere zu. War doch auch sein Vater, Friedrich I., dem Beispiele des großen Gründers des Staats darin treu geblieben, daß er unablässig das Heer verstärkt, verbessert und geübt hatte. Fürst Leopold von Dessau, in der Volkserinnerung der „alte Dessauer“ genannt, war der treuste Gehilfe des Königs in der Vervollkommnung des Heeres. Unter seiner Führung hatten die Preußen die Schlachten bei Höchstädt und Turin (§ 443) mit entscheiden helfen und zuerst den Namen des neuen Königreichs geachtet gemacht. Friedrich Wilhelm I. lebte und webte in seinen Soldaten. Wohl hatte seine Vorliebe für seine „blauen Kinder“ und für „lange Kerls“, denen zu Liebe er selbst seine Sparsamkeit vergaß, etwas Wunderliches; aber sehr richtig war der Gedanke, daß der kleine Staat nur durch ein überlegenes Heer seine Ansprüche an die Zukunft durchsetzen könne. So verstärkte er das Heer bis auf 83000 Mann, eine große „Wachtparade“ für das kleine Land, wie mancher spottete: aber später in der Hand seines Sohnes das wirksame Mittel zu den größten Dingen. Die preußischen Offiziere, alle vom König selbst ernannt und von ihm als Kameraden behandelt, bildeten ein Korps, das an Hingabe an seinen Kriegsherrn, an Tüchtigkeit, Schulung und Aufopferungsfähigkeit seinesgleichen nicht hatte. Der früher so verwilderte Adel der Marken wurde jetzt, in des Königs Kadettenhaus erzogen und an straffen Gehorsam gewöhnt, die erste Stütze der Armee und damit des Staates. Die preußischen Soldaten galten für mustergültig in Europa; Leopold von Dessau, ein soldatisches Genie, führte die Bewaffnung mit dem Bajonett ein, gab der Infanterie die bald allgemein übliche Stellung in drei Gliedern, gewöhnte sie besonders durch ununterbrochene Übung und durch den Gebrauch des eisernen Ladestocks an die größte Schnelligkeit des Ladens und Feuerns und machte sie so zur ausschlaggebenden Truppe. Barbarisch freilich war die Zucht und mußte es wohl sein, denn nur die kleinere Hälfte des Heeres bestand aus Landeskindern, die aus den für die einzelnen Regimenter bestimmten Aushebungsbezirken (Kantonen) des flachen Landes genommen

wurden; die Mehrzahl waren Ausländer, zusammengeworben aus aller Herren Ländern. Nur eiserne Disziplin konnte diese so verschiedenartige Masse, in der gar viel Roheit war, zusammenhalten.

§ 469. Nicht häufig hat Friedrich Wilhelm I. in Kriege eingegriffen. Als er zur Regierung kam, ging der spanische Erbfolgekrieg gerade zu Ende, und im Frieden von Utrecht (§ 444), dem er beitrat, erhielt er, noch aus der oranischen Erbschaft, einen Teil des Herzogtums Geldern (§ 361). Zweimal noch hat er später sein Heer benutzt. Zum erstenmal gegen die Schweden. Karl XII. hatte im nordischen Kriege seine Laufbahn glänzend begonnen (§ 465); er hatte vor allem den König August II. von Polen seinen schweren Zorn fühlen und das unglückliche Sachsen den Ehrgeiz seines Kurfürsten büßen lassen. Im Jahre 1706 war er in Sachsen eingebrochen, hatte es furchtbar ausgesogen und hier mitten in Deutschland von August II. den Frieden zu Altranstädt (unweit Leipzig, 1706) erzwungen. Nebenbei war er, dem Beispiele seines großen Vorfahren Gustav Adolf getreu, für die hart bedrückten Protestanten in Schlesien und Österreich kräftig und erfolgreich eingetreten. Darauf hatte er sich in die Öden Rußlands gestürzt, war bei Pultáwa (im Gouvernement Kiew) von Peter dem Großen (1709) geschlagen worden und hatte dann bei den Türken fünf kostbare Jahre vertrotzt, während seine Feinde, Rußland, Polen, Dänemark, von allen Seiten nach seinen Ländern griffen. Weil auch Vorpommern von Rußland und Dänemark bedroht war, hatte die schwedische Regentschaft in der Abwesenheit Karls XII. den König Friedrich Wilhelm 1713 selber aufgefordert, als neutrale Macht das Land zu besetzen. Da aber der Kommandant von Stettin die Stadt nicht ohne besonderen Befehl seines Königs hatte herausgeben wollen, hatten Sachsen und Russen sie mit den Waffen erobert, aber später gegen 400000 Thaler Kriegskosten an Friedrich Wilhelm I. abgetreten. Als Karl XII. endlich von den Türken zurückkehrte (1714), wollte er von diesem ganzen Vertrage und von der Rückzahlung jener Summe nichts wissen. So trat denn Friedrich Wilhelm I. den Feinden des schwedischen Königs bei, obwohl er ihn persönlich hochhielt. Er belagerte ihn zugleich mit den Dänen in Stralsund und nahm die Stadt. Kaum rettete sich Karl XII. selbst. Noch ehe er dann vor der norwegischen Grenzfestung Friedrichshall 1718 sein Ende fand, brach Schwedens Macht unter ihm zusammen. Die Preußen besetzten abermals Vorpommern mit Rügen und Stralsund. Georg I., seit 1714 König von England, doch in seinem Herzen noch immer eifriger Hannoveraner, kaufte für sein Erbland die durch Dänemark besetzten schwedischen Gebiete von Bremen und Verden, die er im Frieden von Stockholm 1719 dauernd erwarb. Dänemark dagegen brachte den Teil von Schleswig an sich, der dem Hause Holstein-Gottorp (§ 254 Anm.) gehörte, mit dem Karl XII. verschwägert war. An Preußen kam durch den Stockholmer Frieden (1720) Vorpommern bis zur Peene: nur die äußerste Spitze des Landes mit Greifswald, Stralsund und der Insel Rügen (später Neuvorpommern genannt) blieb noch schwedisch (bis 1814)*). Friedrich Wilhelm freute sich besonders über die Erwerbung von Stettin, da er durch diese Seestadt „einen Fuß am Meere habe, um am Commercio der ganzen weiten Welt Anteil nehmen zu können.“ So war denn die eine Macht, die sich im 30jährigen Kriege eingedrängt hatte, wenn auch nicht ganz vom deutschen Boden vertrieben, so doch unschädlich gemacht, besonders durch preußische

*) An Preußen kam es 1815; vgl. § 697.

Waffen. Dagegen hatte sich freilich unter Peters des Großen kühner Regierung Rußland erhoben, das die meist deutsch kolonisierten Ostseeländer Livland, Esthland, Karelien und Ingermanland durch den Frieden von Nystadt (1721) von Schweden (§ 398) abgetreten erhielt und auch in Kurland schon seine Herrschaft vorbereitete: Rußland ward nun Großmacht und erlangte an Schwedens Stelle ein drohendes Übergewicht im Norden Europas. Es waren meist Deutsche — oft nur verwegene Abenteurer — die als Generale und Staatsmänner diesen neuen Großstaat begründen halfen.

§ 470. Der zweite Krieg, in den Friedrich Wilhelm I. eingriff, war der polnische Thronfolgekrieg (1733 bis 1735; endgültiger Friede erst 1738). Kardinal Fleury nämlich, Frankreichs Minister, suchte dem Schwiegervater seines jungen Königs Ludwigs XV., Stanislaus Lesczinsky, den einst schon Karl XII. zum König von Polen hatte wählen lassen, nach Augusts II. Tode (1733) die polnische Königskrone wieder zu verschaffen. Auf seiner Seite standen die Kurfürsten von Mainz, Köln, Pfalz und Bayern. Dagegen traten Österreich und Rußland für Friedrich August II. von Sachsen auf, jenes unter der Bedingung, daß Sachsen die pragmatische Sanktion (§ 446) anerkenne, dieses unter der, daß Kurland, bisher ein polnisches Lehen, beim bevorstehenden Aussterben des deutschen Herzogshauses der Kettler an Rußland überlassen werde. Ein russisches Heer rückte vor das damals polnische Danzig und zwang es zur Kapitulation; ja später zogen 12000 Mann durch Schlesien, Böhmen und Franken bis an den Rhein. So begann die neue Großmacht eine Rolle auf deutschem Boden zu spielen. Noch einmal ging der greise Eugen von Savoyen mit einem Heere, zu dem der preußische König ein Hilfskorps stoßen ließ, an den Oberrhein. Sein alter Gegner Villars (§ 443) führte die Franzosen. Doch kam es hier zu keiner blutigen Entscheidung. Frankreich trat von seinen Forderungen zurück, aber zur Entschädigung erhielt Stanislaus Lesczinsky das Herzogtum Lothringen, das später bei seinem Tode (1766) kraft des abgeschlossenen Vertrags an Frankreich fiel. Der junge Herzog von Lothringen, Franz Stephan, seit 1736 der Gemahl der Kaisertochter Maria Theresia, ward mit Toscana entschädigt (§ 251 Anm.). Dagegen erkannte Frankreich die pragmatische Sanktion an. So ward Lothringen im österreichischen Familieninteresse dem Reiche entrissen. — Dem Könige Friedrich Wilhelm, der hier wie bei früheren Gelegenheiten treu zum Kaiser gehalten*) und sich vor allen anderen Fürsten patriotisch erwiesen hatte, war schon früher Aussicht auf das durch das erwartete Aussterben von Pfalz-Neuburg zur Erledigung kommende Herzogtum Berg (§§ 383 ff.) gemacht worden. Aber der Kaiser wirkte für dessen Verbleiben bei Kurpfalz und dem daselbst nachfolgenden Hause Pfalz-Sulzbach, und Friedrich Wilhelm sah sich am Ende des Kriegs in seiner Hoffnung getäuscht, ja geflissentlich und schnöde zurückgesetzt. Auch er hoffte, wie der Große Kurfürst, auf einen Rächer und ahnte ihn im Kronprinzen Friedrich, seinem Sohne. — Als er, in seiner gewaltigen körperlichen und geistigen Kraft gebrochen, am 31. Mai 1740 starb, hinterließ er seinem Erben ein schlagfertiges Heer von 83000 Mann, einen Staatsschatz (das ungemünzte Silber nicht gerechnet) von 9 Millionen Thaler,

*) Es waren ähnliche Erwägungen, die ihn beim Kaiserhause festhielten, wie sie 100 Jahre früher sein Vorfahr Georg Wilhelm, von Gustav Adolf zum Abschluß eines Bundes gedrängt, ausgesprochen hatte in den Worten: „Halte ich zum Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn immer noch Kurfürst“.

einen Staat von 2200 □ Meilen und etwa $2^1/_4$ Millionen Einwohnern. Die Staatseinnahmen hatte Friedrich Wilhelm von $3^1/_2$ Millionen auf 7 Millionen Thaler gebracht; Berlin hatte nahe an 100000 Einwohner.

B. Zeitalter Friedrichs des Großen. 1740—1786 ff.

1. Friedrichs II. Jugend und Regierungsantritt.

§ 471. Beinahe ein Jahrhundert war seit dem westfälischen Frieden vergangen. Der Geist des deutschen Volkes begann in Wissenschaft und Kunst, im Leben und Handeln wieder zu erwachen und zu erwarmen, die Wunden des großen Krieges vernarbten allmählich, und für das, was im Westen des Reichs seitdem noch durch Frankreich abgerissen worden war, war im Norden und Osten, vorzüglich durch preußische Waffen, beinahe ein Ersatz gewonnen. Gerade hundert Jahre waren vergangen seit dem Regierungsantritt des Großen Kurfürsten, und seine Schöpfung, der brandenburgisch-preußische Staat, war in der kurzen Zeit frisch und kräftig emporgediehen; da folgte auf Preußens Thron der Mann, der das Werk seines großen Ahnherrn herrlich weiterführen sollte.

Friedrich der Große wurde geboren am 24. Januar 1712 im Schlosse zu Berlin. Seine Mutter war Sophie Dorothea von Hannover, eine Schwester König Georgs II. von England (§ 448). Seine ersten Jugendjahre verliefen unter weiblicher Erziehung; an seinen militärischen Spielen erfreute sich früh der soldatische Sinn des Vaters. Doch verletzte dessen herbes Wesen und bisweilen unbändiger Jähzorn, unter dem selbst die königliche Mutter oft zu leiden hatte, früh das weiche Gemüt der Kinder, besonders Friedrichs und seiner älteren Schwester Wilhelmine. Und da dem lebhaften Knaben der geistlos erteilte Religionsunterricht wenig behagte, da später französische Lektüre und Musik den heranwachsenden Jüngling mehr fesselten als die Freuden der Jagd, das Exercieren und das Tabakskollegium, so begann der König, ihn für einen „Querpfeifer und Poeten“, für „effeminiert“, für unsoldatisch und des preußischen Throns nicht wert zu halten. Es folgten nun Mißhandlungen des heftigen Vaters, kecke Verantwortungen und heimliche Spöttereien des Prinzen. Für diesen war freilich eine bedenkliche Zeit gekommen. Er war von dem sittenlosen sächsischen Hofe, dem er im Jahre 1728 mit dem Vater einen Besuch gemacht hatte, nicht ohne schlechte Eindrücke heimgekehrt und war später durch leichtsinnige Gesellschaft auf weitere Abwege geführt worden. Der Plan einer Doppelheirat des Kronprinzen mit der Prinzessin Amalie von England und des Prinzen von Wales mit Friedrichs Schwester Wilhelmine, ein Plan, den die Mutter längst, fast von der Wiege der Kinder an, mit Vorliebe gehegt hatte, zerschlug sich an der Abneigung des Vaters gegen England und Frankreich, sowie an seiner Abhängigkeit von Österreich und den Ratschlägen des österreichischen Gesandten von Seckendorf und des preußischen Ministers von Grumbkow (§ 468).

§ 472. Alles zusammen, die Vereitelung dieser Hoffnungen, des Vaters Mißhandlungen und Hohn — so meinte er, ihm selbst hätte man dergleichen niemals bieten dürfen, er wäre längst auf und davon gegangen, und ein andres Mal: wenn er von seinem Vater so mißhandelt worden wäre, würde er sich erschossen haben, aber Friedrich habe keine Ehre und lasse sich alles gefallen — brachte den Kronprinzen zu einem Fluchtversuch, den er bei

Gelegenheit einer Reise, die sein Vater im Jahre 1730 mit ihm nach Süddeutschland unternahm, ausführen wollte. Entdeckt und verhaftet, ward er vom Vater, der seinen falsch geleiteten Sinn brechen wollte, als Gefangener nach Küstrin geführt. Ein Kriegsgericht sollte ihn als Deserteur verurteilen; doch weigerten sich die dazu bestimmten Offiziere standhaft, über eine „Staats- und Familiensache" zu Gericht zu sitzen. Dagegen endete sein Freund, der Leutnant von Katte, der den Fluchtversuch unterstützt hatte, durch Henkershand; von dem Fenster seines Gefängnisses aus sah Friedrich den Unglücklichen zum Richtplatze schreiten; er hörte das „Halt" des begleitenden Offiziers, und ohnmächtig sank er zusammen. Es war eine furchtbare Zeit für Friedrich. Aber in dieser Not bildete sich in ihm ein männlich kräftiger, freilich auch herber, scharfer und verschlossener Charakter, im schroffen Gegensatz gegen sein zugleich edles, weiches und der Liebe und Freundschaft bedürftiges Herz. Er gab dem strengen Vater nach, wo er konnte, fügte sich später in die ihm bestimmte Ehe mit Elisabeth von Braunschweig-Bevern und lebte dem König auch da zu Gefallen, wo seine Neigungen ganz andere waren. Der Vater aber ließ den Prinzen erst eine strenge, ihm sehr heilsame Arbeitszeit auf der Domänenkammer zu Küstrin durchmachen, nahm ihn dann bei der Vermählung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Markgrafen von Bayreuth wieder zu Gnaden an, übertrug ihm das Kommando des in Neu-Ruppin stehenden Regiments und schenkte ihm später das nahe gelegene Schloß Rheinsberg. Hier hatte der Prinz seit 1736 seine eigene Hofhaltung und verlebte, ohne seine militärischen Pflichten irgend zu vernachlässigen, seine glücklichsten Tage im Kreise geistvoller Freunde, die gleich ihm Musik, Litteratur, Witz und feine Unterhaltung liebten. Der polnische Thronfolgekrieg (§ 470) hatte ihn 1734 auf kurze Zeit zu einem ersten Feldzuge unter dem nun gealterten Prinzen Eugen an den Rhein geführt, hatte ihn aber mehr die Schwächen des bereits sinkenden österreichischen Heerwesens erkennen lassen, als daß er ihn militärisch sehr gefördert hätte. Sonst beschäftigte er sich mit eifrigen Studien, die sowohl dem Staatswesen, der Kriegs- und Regierungskunst, wie den schönen Wissenschaften galten. Nur die ihn ganz genau kannten, wußten, daß sein Herz auch von kriegerischem Ehrgeiz brannte und daß er mehr noch, als ein Dichter und Philosoph, ein großer König zu sein wünschte.

§ 473. Als er dem Vater, zu dem in der letzten Zeit das Verhältnis ein fast herzliches geworden war, folgte (31. Mai 1740), glaubten die meisten seiner Unterthanen, es werde nun eine goldene, ungestörte Zeit des Friedens, der Künste und Wissenschaften beginnen. Der junge König schien diese Wege auch wirklich einschlagen zu wollen. Er rief den vom Vater aus Halle verwiesenen Philosophen Wolff (§ 449) nach Preußen zurück, gab die Riesengarde und die wilden Jagdvergnügungen des Vaters auf und zog geistreiche Franzosen an die neu belebte Akademie. Seine ersten Gesetze und Verfügungen hoben Reste alter Barbarei, z. B. die Folter, auf. Dann ließ er sich in den Hauptstädten der Provinzen huldigen, machte die herkömmliche Reise an die hohenzollernschen Höfe in Süddeutschland (§ 276) und ging dann von Straßburg den Rhein hinab nach Kleve. Hierher ließ er Voltaire kommen, den französischen Dichter und Philosophen, der sich schon mit einem königlichen Inkognitobesuch in Brüssel geschmeichelt hatte. Dann kehrte er nach Potsdam, wo seit seines Vaters Zeiten die Residenz war, zurück.

§ 474. Schon hatte er aber gegen das Bistum Lüttich gezeigt, daß er jedes Recht seines Hauses aufrecht zu erhalten entschlossen sei, und heim-

lich stand er gerüstet, entweder die Ansprüche seines Vaters auf Berg oder auch, je nach den Umständen, andere Ansprüche bei Österreich geltend zu machen. Da starb Kaiser Karl VI. (20. Oktober 1740), und laut der pragmatischen Sanktion (§ 446) folgte ihm in den österreichischen Erblanden seine Tochter Maria Theresia. Nun schien es Friedrich an der Zeit, seine Rechte auf die schlesischen Herzogtümer (§ 461) zur Sprache zu bringen. Ohne Zweifel freilich gab in seinem Geiste die Lust zu handeln und zu erwerben und die günstige Gelegenheit, langjähriges Unrecht an Österreich jetzt zu vergelten, noch mehr den Ausschlag als sein auf alten Verträgen ruhendes Recht; geht dies doch deutlich genug hervor aus der Frage, die Friedrich an seinen Minister Podewils richtete, als die Nachricht vom Tode Karls VI. kam: „Ich gebe Ihnen ein Problem zu lösen; wenn man im Vorteil ist, soll man ihn nutzen oder nicht?" Er ließ einen Teil seines Heeres, das er im stillen auf 100000 Mann gebracht hatte, plötzlich in Schlesien einrücken, um sich dieses Landes sogleich als eines Pfandes für seine Ansprüche*) zu bemächtigen.

2. Der erste und zweite schlesische Krieg. 1740—42. 1744—45. Der österreichische Erbfolgekrieg. 1741—1748.

§ 475. Schlesien, das Gebiet des Oderthales, wird im Südwesten durch den Kamm der Sudeten, der im Riesengebirge die höchsten Gipfel des deutschen Mittelgebirges zeigt, von Böhmen und Mähren geschieden, während es im Osten an die weiten Ebenen Polens grenzt. Nur die Oder selbst und ihre Nebenflüsse leiten stromaufwärts zu bequemen Pässen in das österreichische Nachbarland. Der Gebirgsrücken an sich ist wenig unterbrochen, wird begleitet von kurzen, schroffen Thälern, hat wenig Pässe und bildet eine scharfe Scheide gegen Böhmen. So weist schon die Natur das Land auf den preußischen Norden hin, wohin seine Wasserader deutet, während der Charakter der Bevölkerung, ihre verständige, arbeitsame, lebhafte und gutmütige Art, eine ineinander übergehende Mischung süddeutschen und norddeutschen Wesens zeigt, wie ja Schlesien auch seine Kolonisation fast gleichmäßig allen deutschen Stämmen verdankt. — Der Südosten des Landes, Oberschlesien, bis zur Mündung der Neisse abwärts reichend, ist gebirgig, aber reich an mineralischen Schätzen (Steinkohlen, Eisen, Galmei &c.); hier hat das deutsche Element nicht gänzlich über das slavische gesiegt. In Mittel- und Niederschlesien aber, d. i. in dem hügeligen Vorlande, das — ein Land voll angenehmer Abwechselung — sich nördlich an das Riesengebirge lehnt, und in der fruchtbaren Ebene, die von Breslau bis Glogau und Sagan hinab die Oder zu beiden Seiten begleitet, haben die Deutschen durch friedliche Ansiedlung, begünstigt von dem deutschgesinnten, in viele kleine Fürstenzweige zerspaltenen piastischen Herrscherhause, seit dem 13. und 14. Jahrhundert das Übergewicht erlangt. Herrliche Städte erblühten (§ 199), besonders Breslau, bald Mittelpunkt des östlichen Handels (§ 191), Sitz eines reichen Fürstbistums (§ 294) und fast Hauptstadt des vielgeteilten Landes. So ward Schlesien mit seiner deutschen Bevölkerung gleichsam wie ein Keil zwischen die slavischen Länder Böhmen und Polen bis gegen das ebenfalls stammfremde Ungarn hin vorgeschoben.

*) Sie beruhten auf dem Vertrage von 1537 (§ 450 Anm.), der 1675 zur Geltung hätte kommen müssen (§ 461), und wurden weiter begründet mit der Rückgabe der Entschädigung durch Friedrich III (§ 464). Auch die gerechten, wenngleich sehr veralteten Ansprüche seines Hauses auf Jägerndorf (§ 451) machte er geltend.

Aber durch diese gefahrvolle Lage war es auch ganz besonders ein Land des Duldens und Leidens geworden. Im 13. Jahrhundert hatten es die Mongolenschwärme (§ 174), im 15. die Hussitenzüge (§ 235) verwüstend heimgesucht. Seit der Zeit König Johanns und Kaiser Karls IV. (§§ 270 ff.) unter böhmischer Oberhoheit, galt es von da an nur als Nebenland der böhmischen Krone, ging so an das Haus Habsburg über und war gleich dem Ordenslande Preußen nicht als Reichsland betrachtet und nicht mit eingekreist worden (§ 244). Doch das Volk fühlte und dachte deutsch, und fast am frühesten, mit warmem Eifer nahm es die Reformation auf, die von den Edelleuten des Landes gleicherweise begünstigt wurde und fast ohne Widerstand siegte. Aber seit der Mühlberger Schlacht (§ 365), mehr noch seit Rudolfs II. und Ferdinands II. jesuitischer Regierung und besonders seit dem Siege auf dem weißen Berge und Friedrichs V. Fall (§ 387) hatten unaussprechliche Bedrückungen begonnen. Die politische und religiöse Freiheit des Landes war gebrochen, und noch unter Leopold I. und Joseph I. war der Druck und die Verfolgung der gequälten Protestanten so arg, daß sogar der durch das Land ziehende Karl XII. (§ 469) seine gewichtige Stimme für sie beim Kaiser erheben mußte. Trotz aller Bedrückung, die auch unter Karl VI. nicht aufhörte, blieben aber die Protestanten im Lande zahlreich und mächtig, und sie waren jetzt geneigt, in den einrückenden Preußen eher Befreier als Eroberer und Feinde zu sehen.

§ 476. Friedrich II. hatte fast ohne Schwertschlag im Dezember 1740 ganz Niederschlesien bis auf die Festungen Glogau, Glatz, Brieg und Neisse besetzt (erster schlesischer Krieg, 1740—1742); denn Maria Theresia war auf einen Angriff von dieser Seite her nicht gefaßt gewesen und hatte nur geringe Besatzung in diesem Lande. Den Oberbefehl über die Preußen führte der junge König selber. Breslau, das sich gewisser reichsstädtischer Freiheiten erfreute, ward für neutral erklärt, Glogau, Brieg und Neisse vorläufig eingeschlossen. Getreu seiner Ansicht, daß „Unterhandlungen ohne Waffen seien wie Noten ohne Instrumente“, hatte er erst, nachdem er in das Land eingerückt war, in Wien erklären lassen, er wolle Maria Theresia gegen alle Feinde der pragmatischen Sanktion schützen, wenn sie seine Ansprüche auf Schlesien anerkenne. Da dies Anerbieten zurückgewiesen ward, so legte er sein Anrecht auf das Land öffentlich dar, und der Krieg nahm seinen Fortgang: ganz Oberschlesien bis Ratibor und Troppau, ja bis Teschen und bis zum Jablunka-Passe hin ward besetzt. Während sich so die militärische Lage aufs günstigste zu gestalten schien, ward die politische Lage Friedrichs desto bedenklicher. Rußland, England und Sachsen schienen durch eine bewaffnete Vermittelung Friedrich ebenfalls mit Gewalt aus Schlesien wieder entfernen zu wollen. Schon war sogar von einer Teilung Preußens die Rede. Und nun, im März 1741, war auch endlich die österreichische Armee unter Neipperg so weit, um zur Wiedereroberung Schlesiens aufzubrechen. Hinter dem Vorhange der Sudeten zog sie sich von Mähren westwärts, bis sie durch die Pässe jenseits Zuckmantel auf Neisse hin durchbrach und so die weit durch Schlesien ausgebreitete preußische Armee auseinander schnitt. Friedrich hatte auf die Kunde von dem Anmarsche des Feindes (der mit seinen Husaren und Freiwilligen bei Baumgarten unweit Silberberg ihn selbst in die Gefahr der Gefangennahme brachte) Glogau, das der Prinz von Anhalt schon seit zwei Monaten belagerte, von diesem mit stürmender Hand nehmen lassen (9. März), um keinen Feind in seinem Rücken zu haben und den Prinzen an sich heran-

ziehen zu können, und hatte seine bis an die Grenzen Mährens stehenden Truppen auf Jägerndorf und Neustadt zurückgenommen. Da erfuhr er (Anfang April), daß Neipperg bereits in Neisse sei und seinen Marsch gegen Ohlau und weiter gegen Breslau richte. Friedrich mußte ihn in nördlicher Richtung zu überholen, dabei seine Truppen zu sammeln und sich dann ihm in den Weg zu stellen suchen. Dieses geschah am 10. April mittags, im hohen Schnee, bei dem Dorfe Mollwitz (südlich von Ohlau, westlich von Brieg). Beide Heere ließen sich gegenseitig Zeit bis zur völligen Aufstellung; dann erst stürzte sich die österreichische Reiterei auf die schwächere und ungeübtere preußische, zersprengte sie und schien den Sieg in einem Anlaufe zu gewinnen, als die preußische Infanterie mit ihrem Geschwindfeuer — 5 preußische Schüsse auf 2 österreichische — sie empfing und mit unerschütterlicher Ruhe den wütenden, immer wiederholten Ansturm brach. Zuletzt machte sie in geordnetem Vormarsche „unter der größten Contenance, so nach der Schnur, als wäre es auf dem Paradeplatz" einen Gesamtangriff, durch den sie bei sinkender Sonne die Schlacht gewann. Im Augenblicke der größten Gefahr, als die Schlacht schon verloren schien, hatte sich der noch unerfahrene Friedrich durch seinen Feldmarschall Schwerin bewegen lassen, das Schlachtfeld zu verlassen; erst am folgenden Morgen wurde ihm der Sieg gemeldet. Nun ward auch Brieg erobert, und im August leistete Breslau, dessen sich der König durch einen Handstreich bemächtigt hatte, die Huldigung.

§ 477. Mit dem Einrücken in Schlesien aber und seinen ersten, überraschenden Erfolgen hatte der junge König einen europäischen Krieg entzündet. Denn gleichzeitig und durch Preußens Vorgehen noch mehr ermutigt, trat der Kurfürst Karl Albert von Bayern mit Ansprüchen auf die deutsch-österreichischen Erblande hervor. Er war der Nachkomme einer Tochter Kaiser Ferdinands I. und berief sich auf dessen Testament, das nach dem Aussterben der „männlichen"*) Nachkommenschaft dem Hause Bayern das Successionsrecht zusage; auch war seine Gemahlin eine Tochter Kaiser Josephs I. Aber er war ein untüchtiger Mann; ohne Geld, ohne Heer und ohne die nötigen Vorbereitungen zu treffen, erhob er seine Ansprüche. Er vertraute auf die Hilfe Frankreichs, die der ränkevolle, sittenlose Hof Ludwigs XV. ihm auch zusicherte. Denn der alte, schlaue Kardinal Fleury wollte die günstige Gelegenheit benutzen, um Österreich, den Nebenbuhler Frankreichs, jetzt womöglich ganz zu zersplittern. Zu Nymphenburg, einem bayrischen Lustschlosse, wurde unter französischer Vermittelung mit dem Frankreich verbündeten bourbonischen Spanien ein dahin zielendes Bündnis**) abgeschlossen, dem später auch Sachsen beitrat; dies Land erhob nämlich ebenfalls Erbansprüche auf Österreich und hoffte Erwerbungen in Böhmen, Mähren und Oberschlesien zu machen, wodurch der Kurfürst, der von dem gewissenlosen und eitlen, aber sehr mächtigen Minister Brühl geleitet wurde, sein Land mit dem von ihm gleichfalls regierten Polen (§ 470) hätte verbinden können. So begann gleichzeitig mit Friedrichs erstem schlesischen Kriege der österreichische Erbfolgekrieg (1741—1748). Für Maria Theresia erklärten sich nur England, Holland und Rußland, ohne jedoch sogleich thatkräftig in den Kampf einzugreifen.

*) Im Testament stand „ehelichen", nur die Münchener Abschrift hatte „männlichen."
**) Mit Frankreich hat Bayern zu Nymphenburg keinen Bund geschlossen, also ihm auch keine Versprechungen gemacht.

§ 478. Im September 1741 drangen die Bayern, durch Franzosen verstärkt, die Donau hinab bis Linz vor; Franzosen (unter Belleisle) nebst Sachsen rückten in Böhmen ein. In dieser Not zeigte Maria Theresia eine große Seele. Jung und glücklich, wußte sie in ihren Erblanden eine solche Begeisterung für sich zu entzünden, daß ihr Volk zu allen Opfern bereit war und daß sie selber größer erscheint als alle ihre männlichen Ahnen seit zwei Jahrhunderten. Zu dem höchsten Grade steigerte sich diese Begeisterung in Ungarn. Hier, zu Preßburg, empfing die junge Königin die Krone des heiligen Stephan und führte hoch zu Roß vom Königshügel die üblichen Schwertstreiche in die vier Winde der Welt. Als sie dann von Hoheit und Schönheit strahlend unter die Magnaten des Reiches trat und sie um Hilfe anflehte, jubelten ihr diese begeistert zu*). Mit einer nur geringen österreichischen Truppenmacht, daneben aber mit ungarischen, kroatischen und pandurischen Kriegsvölkern eröffnete sie am Schlusse des Jahres 1741 den Feldzug und besetzte Österreich wieder, während Karl Albert statt auf Wien nach Prag gezogen war, das von den vereinten Bayern, Franzosen und Sachsen auch wirklich genommen wurde. Hier ließ er sich zunächst zum König von Böhmen krönen und ging dann nach Frankfurt, um sich mit noch größerem Pomp die Kaiserkrone aufs Haupt setzen zu lassen. Denn auf Anregung Friedrichs war der Plan entstanden, die Kaiserwürde von Österreich loszureißen, und wirklich war es dahin gebracht worden, daß Karl Albert als Karl VII. (1742—1745) die Kaiserwürde erhielt. Aber gerade während er in Frankfurt mit Belleisle, der in allem die Hauptrolle spielte, seine glänzenden Feste feierte (Januar 1742), rückte das österreichische, meist barbarisch wilde Heer in Bayern, ja sogar in seine Hauptstadt München ein.

§ 479. Friedrich II. war, nachdem sich die ersten Friedensunterhandlungen zerschlagen hatten und er mit Frankreich und Bayern in ein engeres Bündnis getreten war, 1742 in Mähren eingerückt, hatte Olmütz genommen und Brünn belagert; seine leichten Truppen schwärmten bis gegen Wien und Preßburg. Aber die kräftige Erhebung und das Vordringen der Österreicher gegen Bayern zwang ihn zum Rückzuge; er wendete sich nach Böhmen, um seinen Verbündeten dort die Hand zu reichen. Eine österreichische Armee unter dem Schwager Maria Theresias, Karl von Lothringen, folgte ihm und griff ihn mit weit überlegener Macht unvermutet zwischen den Orten Chotusitz und Czaslau (17. Mai 1742) an. Aber auch hier bewährte sich die bewunderungswürdige preußische Disziplin und die junge, inzwischen eingeübte preußische Reiterei. Friedrich erfocht einen entschiedenen Sieg, und bald darauf entledigte sich Maria Theresia auf Englands Rat vorläufig dieses ihres gefährlichsten Feindes, indem sie nach dem Vorfrieden zu Breslau im Frieden von Berlin (28. Juli) ihm Ober- und Niederschlesien samt der Grafschaft Glatz mit Ausnahme von Teschen, Troppau, Jägerndorf und des Landes jenseits der Oppa abtrat. So hatte Friedrich erreicht, was er wollte, und kehrte in seine Hauptstadt zurück, wo er mit Jubel und Glanz empfangen wurde.

§ 480. Maria Theresia aber führte den glücklichen Krieg gegen Bayern und Frankreich weiter. Österreichische Truppen zogen an den Main und Rhein, vereinigten sich hier mit hannöverschen und englischen — der König

*) Viele Stimmen riefen: vitam nostram et sanguinem consecramus. Die gewöhnlich angeführten Worte: moriamur pro rege nostro Maria Theresia wurden nicht gesprochen.

Georg II. selbst war bei der sog. pragmatischen Armee — und schlugen Franzosen und Bayern bei Dettingen in Unterfranken (27. Juni 1743). Karl Albert, aus seinem Lande vertrieben, war in der kläglichsten Lage. Darauf schlossen Österreich, England und Sardinien ein neues Bündnis zu Worms, in dem der Königin alle ihre Länder gewährleistet wurden; als Ersatz für Schlesien hoffte sie Bayern zu gewinnen. Auch Sachsen, das sich durch den Breslauer Frieden in seinen Hoffnungen auf Oberschlesien getäuscht sah, ward für den Bund gewonnen. Friedrich II. sah in alle dem mit Recht die Vorbereitung zu einem Angriff, durch den ihm Schlesien wieder entrissen werden sollte; die Klugheit gebot, Bayern und Frankreich nicht erst ganz niederwerfen zu lassen. Deshalb erklärte er sich für den bedrängten Kaiser und zog mit 80000 Mann „kaiserlicher Hilfsvölker" in Böhmen ein (im August 1744), während zu gleicher Zeit die Franzosen wieder vom Rhein her vordrangen. So begann der zweite schlesische Krieg, 1744—1745. Friedrich fand Böhmen fast unbesetzt, nahm Prag und drang bis weit in den Süden vor. Doch endete der Feldzug dieses Jahres nicht günstig für ihn. Mangel, die Feindseligkeit der Bevölkerung und die Zerstörung einiger seiner Magazine zwangen ihn, gegen den Herbst sich nach Schlesien zurückzuziehen. Ja da die Franzosen von Westen her wenig Hilfe brachten, so konnten die Österreicher in dies Land nachdringen und im Laufe des Winters einen großen Teil davon besetzen. Zu ihnen hatten sich die Sachsen gesellt, und Friedrich fand im folgenden Jahre (1745) einen überlegenen Feind sich gegenüber und sah sich in um so größerer Bedrängnis, als seine Kassen erschöpft waren. Aber die glänzende Schlacht von Hohenfriedeberg oder Striegau nordwestlich von Schweidnitz (4. Juni 1745) rettete ihn. Das preußische Fußvolk und die Reiterei wetteiferten hier in Heldenthaten; das Regiment Bayreuth (=Dragoner) unter General Geßler nahm allein 66 Fahnen. Der Sieg machte es ihm möglich, ganz Schlesien vom Feinde zu reinigen und sogar in Böhmen einzudringen. Hier stellten sich ihm neue Schwierigkeiten entgegen, und schon war er auf dem Rückzuge nach Schlesien, da überfiel ihn der überlegene Feind bei Soor (30. September 1745); aber wieder wandte die preußische Tapferkeit das drohende Unheil in Sieg. Gleichwohl kehrte Friedrich nach Schlesien zurück. Der Feind hielt ihn für so geschwächt, daß Österreicher und Sachsen einen Angriff auf die Marken zu unternehmen gedachten. Aber bei Hennersdorf (in der Nähe von Görlitz) schlug er die Sachsen und rückte dann auf Dresden zu, während von Magdeburg her elbaufwärts Leopold von Dessau heranzog. Schon unterhandelte England über den Frieden, als Leopold, angespornt durch ein scharfes Schreiben des Königs, Sachsen und Österreicher am 15. Dezember 1745 auf den übereisten Höhen bei Kesselsdorf (unfern Dresden) angriff und schlug. Es war die letzte Heldenthat des alten Dessauers († 1747). Dem Siege folgte der Friede von Dresden auf dem Fuße (25. Dezember 1745). Er war einfach eine Bestätigung des Berliner (Breslauer) Friedens, nur mit sehr ungünstigen Bedingungen für Sachsen; auch wandte jetzt (§ 482) Friedrich seine Kurstimme dem Gemahl Maria Theresias, Franz von Lothringen, zu, der bereits als Franz I. zum Kaiser gewählt war.

§ 481. Noch bevor Friedrich in diesen Krieg gezogen war, hatte er eine andere, höchst wichtige Erwerbung gemacht. Durch seinen Bundesgenossen, Kaiser Karl VII., erhielt er die Bestätigung einer älteren Anwartschaft des Hauses Brandenburg auf Ostfriesland (§ 461). Als hier im

Mai 1744 das Haus der Cirksena (§ 319) ausstarb, besetzte er das Land mit kaiserlicher Bewilligung und zog es zu Preußen. Ostfriesland, sehr günstig am Meere gelegen, erfreute sich zwar von nun an Friedrichs besonderer Fürsorge; eine Seemacht aber hat Friedrich, der von Landkriegen zu sehr in Anspruch genommen war, von hier aus nicht gegründet, wie der Große Kurfürst es im Auge gehabt hatte; und so blieben die herrlichen Küsten mit dem schönen Seehafen unbenutzt.

§ 482. Karl VII. Albert war schon im Januar 1745 plötzlich gestorben; sein Sohn Maximilian Joseph verzichtete nicht nur auf jede Bewerbung um die Kaiserkrone, sondern schloß auch mit Maria Theresia den Frieden von Füssen (22. April 1745). So erhielt der Gemahl der Maria Theresia, Franz I. (1745—1765), die Mehrheit der Kurstimmen, und die Kaiserin, wie sie nun hieß, hatte in Deutschland Frieden. Zwar dauerte mit Frankreich der Krieg in den österreichischen Niederlanden noch fort, und hier wandte der Marschall von Sachsen, ein natürlicher Sohn Augusts II. von Polen, das Kriegsglück auf die Seite der Franzosen; die Österreicher unterlagen bei Fontenoy östlich von Tournay, und fast die ganzen Niederlande wurden vom Feinde besetzt; da aber auch Frankreichs Geldmittel völlig erschöpft waren und erst jetzt recht eigentlich die schmachvolle Regierung Ludwigs XV. in ihren Schwächen hervortrat, so ward zu Aachen 1748 ein für Maria Theresia im ganzen günstiger Friede geschlossen. Frankreich gab alle seine Eroberungen in den Niederlanden auf; dagegen verlor Österreich in Italien die Herzogtümer Parma und Piacenza, die es an einen Sohn des spanischen Philipp V. abtrat. — Maria Theresia war aus diesem so bedrohlichen Kriege ehrenvoll hervorgegangen; aber daß Schlesien verloren war, konnte sie nicht verschmerzen.

3. Friedrichs erste Friedenszeit.

§ 483. Schlesien mit Glatz, das auf diese Weise zu Preußen gekommen war, umfaßte nahezu 700 □M. und zählte etwa $1^1/_2$ Millionen Einwohner*). Friedrich II. wandte diesem fruchtbaren und schönen Lande, das aber durch Mißregierung tief verfallen war, seine besondere Sorgfalt zu. Bald hob sich der Ackerbau; es entstanden einzelne Fabriken, Webereien und Spinnereien, an denen jetzt Schlesien so reich ist; die Bevölkerung, obwohl durch den Krieg vermindert und geschädigt, mehrte sich rasch und überstieg schon nach zehn Jahren die frühere Höhe. Vor allem erfreute sich das Land endlich religiöser Duldung, und während der Protestant unter der protestantischen Regierung fest und gesichert wohnte, hatte doch auch der Katholik nirgends über Beschränkung zu klagen; ja als später (seit 1773) der Jesuitenorden aufgehoben und die Jesuiten überall vertrieben wurden, gewährte Friedrich ihnen allein auch ferner Duldung in Schlesien: so ganz hatten sich die Verhältnisse umgewandelt.

§ 484. Derselben Sorgfalt erfreuten sich die anderen Provinzen des gesamten Staates. Friedrich verwaltete sein Reich noch, wie sein Vater es gethan hatte, gleichsam wie ein großes Gut, wo das Auge des Eigentümers überall weilen, sein persönlicher Befehl überallhin dringen muß. Damals gerade (1749) wurde mit dem Codex Fridericianus eine verbesserte Rechtspflege eingeführt und die Würde und Unabhängigkeit der Richter gesichert. Sehr zu statten kam dem König, daß er den Staat in so vortrefflicher Verwaltung von

*) Heute hat es deren weit über 4 Millionen.

seinem Vater überkommen hatte; es galt vielfach nur die alte Ordnung aufrecht zu erhalten. Dazu dienten ihm besonders die Reisen, die er alljährlich durch alle Provinzen unternahm, teils um die Armeekorps in den einzelnen Provinzen zu besichtigen, teils um die bürgerliche (Civil-)Verwaltung zu überwachen. Der gefürchtete scharfe Blick des Königs bemerkte dann auch den kleinsten Mißstand; Lob und Tadel wurden gleich streng und gerecht abgewogen, und jedermann konnte ihn mit einer Bittschrift, oft auch mit einem mündlichen Gesuch angehen. Er seinerseits kannte jeden Dorfturm und jedes adlige Gut an seiner Straße. Daheim setzte er dann unermüdlich seine Thätigkeit fort. Nur schwer genügte er sich in seiner unablässigen Arbeit, und er hielt es für Königspflicht, der erste Diener des Staats zu sein. Wenn ein Fehler in seiner Regierung war, so war es höchstens der, daß er alles selber thun, wenigstens selber leiten wollte und daß seine Untergebenen fast nur seine Weisungen ausführen sollten. So bedurfte er mehr der Kabinettssekretäre, die seine Befehle einfach zu Papier brachten, als der Minister in den verschiedenen Zweigen der Regierung. Von allen Seiten seines doch nicht kleinen Landes gingen täglich Eingaben in Masse an ihn ein, die er selbst las und meist selbst mit kurzen, scharfen, oft schlagend witzigen Randbemerkungen versah. Eine so ungeheure Thätigkeit war nur bei der sorgsamsten Einteilung der Zeit möglich, und so war denn der König sommers schon früh um 4, winters gegen 5 Uhr an seinem Arbeitstische. Streng war Stunde für Stunde eingeteilt, und doch fand er bei so umfassender Thätigkeit Zeit, laut lesend oder die Flöte, sein Lieblingsinstrument, blasend durch die Zimmerreihe seines Palais zu gehen, nachmittags nach der kurz gemessenen Mittagstafel von seinen Windhunden begleitet in den Anlagen zu lustwandeln und abends ohne peinliche Abmessung der Zeit sich bei der Tafel ungehemmt der Lust geistreicher Unterhaltung oft bis spät in die Nacht hinein zu überlassen.

§ 485. Denn neben der Strenge des königlichen Amts blieb in ihm der Sinn für Wissenschaft, Dichtkunst und geistreichen Verkehr, wie er ihn als Jüngling, als Kronprinz geliebt hatte; nur daß sein Kreis früh zusammenschmolz. Schon während des 2. schlesischen Krieges starb sein Liebling Jordan; andere folgten nach, und die sie ersetzen sollten, vermochten die entstandene Lücke nie ganz auszufüllen. Friedrich verletzte die Freunde oft durch seinen beißenden, ungezügelten Witz, ohne sie deshalb in seinem Herzen entbehren zu können; oft empfand er erst nach ihrem Tode schmerzlich, wie er sie geliebt, aber auch wie er sie gekränkt hatte. Die Bildung in diesem Kreise war wie die Unterhaltung französisch. In Frankreich nämlich hatte sich unter Ludwigs XIV. glänzender Regierung eine Litteratur entwickelt, die damals noch ihre Nachblüte trieb. Unter ihrem Einflusse war die französische Sprache gewandt, gebildet, klar geworden, was man von der deutschen zu der Zeit, als Friedrich heranwuchs, nicht sagen konnte. Er kannte unsere Muttersprache nur von der rohen, schwerfälligen Seite, wie er sie denn selbst auch nie richtig gesprochen und geschrieben hat. Von den Dichtern unseres Volks kannte er nur die seiner Jugendzeit und seiner ersten Regierungsjahre, einen Gottsched und Gellert, die ihm keinen hohen Begriff von sich beibringen konnten. Dagegen sprach er mit höchster Fertigkeit das reinste Französisch, ja er hatte die Schwäche, sich in dieser Sprache nicht nur als Schriftsteller, sondern sogar als Dichter auszeichnen zu wollen. Diese Vorliebe für das Französische brachte ihn zum innigen Verkehr mit den glänzenden Geistern, die damals in der französischen

Litteratur voranleuchteten. Zu ihnen gehörte vor allen **Voltaire**, der rechte Vertreter dieser zweifelnden, spottenden, einseitig verständigen Geistesrichtung, die sich zwar zunächst bloß die Zerstörung alles Aberglaubens vorgesetzt hatte, aber nur zu oft auch das Heiligste mit antastete. Was von der Litteratur dieser Zeit erstrebt ward, nannte man **Aufklärung**, und es war Friedrich wenigstens Ernst damit, deren Herrschaft auszubreiten. Strenge Denker, wie Leibniz, hatten auch in Deutschland die Geister geklärt; in seiner Jugend hatte Friedrich den hallischen Philosophen Wolff (§ 449) bewundert und geehrt. Doch wandte er sich später von der noch immer schwerfälligen deutschen Gelehrsamkeit ab und lieber jenen glänzenden, witzigen Köpfen der Franzosen zu. Die höchste Freude machte es ihm, als Voltaire sich bereit zeigte, zu ihm nach Potsdam überzusiedeln (1750). Aber im näheren Verkehr traten die großen Schattenseiten des berühmten Dichters und sogenannten Philosophen immer mehr hervor, und beide schieden, nachdem sie sich das Bitterste gesagt und gethan hatten; doch stellte sich später ein wenn auch nicht so freundschaftliches Verhältnis wieder her. Andere Franzosen dieser Aufklärungsschule, z. B. La Mettrie, machten seinem Umgange nicht mehr Ehre. Nur der Marquis d'Argens blieb bis über die Zeiten des Unglücks hinaus sein Freund und der Vertraute seiner frohen und schweren Stunden. Seine Generale und Staatsmänner, so sehr er sie in ihrer Stellung achtete, hatten an diesem vertraulichen Umgange keinen näheren Teil; nur einzelne Deutsche, zum Teil noch aus dem Rheinsberger Kreise, zählten dazu.

§ 486. Da Friedrich mit weiser Sparsamkeit doch den Sinn für königlichen Glanz verband, gleichsam des Vaters und Großvaters Charakter vereinigend, so hatte er, so sehr er auf gefüllte Kassen hielt, doch Geld zu Bauten in Berlin wie in Potsdam übrig. Dort erhob sich in dieser ersten Zeit seiner Regierung das neue Opernhaus, die katholische Kirche, der Dom, später die Bibliothek, hier Sanssouci, sein Lieblingssitz, auf seiner reizenden, im Sommer vom falben Grün der Orangen umkränzten Terrasse, von der aus der Blick über die schönen Höhen und Wasserspiegel des Havellaufs schweift.

§ 487. Die Lage in Europa wurde für Friedrich allmählich immer bedrohlicher. **Maria Theresia** hatte in ihrem Herzen Schlesien nie aufgegeben. Seit 1746 hatte sie ein Bündnis mit **Rußlands Kaiserin Elisabeth**, Peters des Großen lasterhafter Tochter, geschlossen, über die sich Friedrich oft mit schonungslosem Spott geäußert hatte, sodaß sich ihre anfängliche Freundschaft in glühenden Haß verwandelt hatte. Andererseits hatte Österreich auch mit **Frankreich**, obwohl dieses seit 1751 in einem erneuten Bunde mit Preußen stand, eine Verbindung herbeizuführen gesucht, die durch den Grafen **Kaunitz**, Maria Theresias klugen Minister, und bei den Franzosen durch die Marquise von **Pompadour**, Ludwigs XV. allgewaltige Buhlerin, sowie von ihrer Partei lebhaft gefördert wurden. Kaunitz selber war nach Paris gegangen; dort erzählte man sich, die Kaiserin habe eigenhändig an die Pompadour einen schmeichelhaften Brief geschrieben, und so entschieden Maria Theresia dies als unwahr bezeichnen konnte, so gesteht sie doch selbst zu, der Buhlerin ein „nicht sowohl prächtiges als artiges“ Geschenk gesandt zu haben. So war eine vollständige Wendung in der europäischen Politik eingetreten; die fast 300jährige Feindschaft der beiden großen Mächte war vergessen und eine Einigung eingeleitet worden, die, so oft sie sich seitdem wiederholt hat, Deutschland jedesmal schwer geschädigt hat. **England** wieder

war bisher unter König Georg II. Maria Theresias Bundesgenosse und Preußen wenig günstig gewesen; Georg liebte seinen Neffen Friedrich nicht, fürchtete für sein Hannover und schloß deshalb (1755) mit Elisabeth von Rußland ein Bündnis, damit dieses Preußen bedrohe, wenn Friedrich einmal etwas Feindliches gegen Georgs Heimats- und Lieblingsland unternehmen sollte. So spielten die Bündnisse in der seltsamsten Art. Für Friedrich war das Ergebnis zunächst dies, daß er allein stand. Nun brach aber gerade in dieser Zeit in den amerikanischen Kolonien die schon lange Zeit glimmende Feindseligkeit zwischen Engländern und Franzosen in einen offenen Krieg aus (1755). Wollte Frankreich den Kampf nach Europa fortpflanzen, so konnte es die österreichischen Niederlande (§ 444) besetzen — die Österreich als Preis eines Bündnisses bot und gern für Schlesien, das es mit Frankreichs Hilfe wiederzugewinnen hoffte, hingegeben hätte — und dann, weiter dringend, in Hannover einfallen. Diese Gefahr aber trieb Georg II. auf die Seite Preußens, ohne ihn doch zu einem ehrlichen Freunde und Helfer Friedrichs zu machen; andrerseits kam nun wirklich ein heimliches Bündnis Frankreichs und Österreichs zustande. Der Kurfürst von Sachsen, zugleich als August III. König von Polen, und sein Minister Brühl wußten um all die feindseligen Pläne gegen Friedrich und begünstigten sie, ohne sich doch förmlich an den geschlossenen Bündnissen zu beteiligen. Diese aber liefen auf nichts weniger als eine Teilung Preußens und eine Erniedrigung Friedrichs zum Machtbestande der alten Kurfürsten hinaus. Durch Verräter in der sächsischen Kanzlei zu Dresden und der österreichischen Gesandtschaft in Berlin war der König von allen Verhandlungen der feindlichen Höfe unterrichtet. Noch schien alles in weitem Felde: da erfuhr er durch den holländischen Gesandten in St. Petersburg im Juli 1756, daß er im Jahre 1757 angegriffen werden sollte. Die Rüstungen in Österreich sowohl wie in Rußland waren aber vorläufig noch unvollendet, und so entschloß sich Friedrich, seinen Gegnern zuvorzukommen und zunächst von Sachsen, als dem Stützpunkt seiner Operationen in dem bevorstehenden Feldzuge, dann aber auch von Böhmen Besitz zu ergreifen. Er hoffte auch diesen Krieg ähnlich wie die ersten beiden schlesischen mit wenigen energischen Schlägen beenden zu können. Durch England ließ er sich bewegen, bei Maria Theresia zunächst noch über den Zweck der schon deutlich hervortretenden Rüstungen Auskunft zu fordern; als aber Österreich erst auszuweichen suchte und ihn dann stolz zurückwies, beschloß Friedrich II., wohlgerüstet wie er war, das Schwert zum Entscheidungskampfe zu ziehen.

4. Der siebenjährige Krieg 1756—1763: a) Die Jahre 1756 und 1757.

§ 488. Am 29. August 1756 überschritten die Preußen in drei Heersäulen 70000 Mann stark die sächsische Grenze. Friedrichs Einfall in ein Nachbarland mitten im Frieden schien ein arger Bruch des Völkerrechts, und als solchen bemühten sich seine Feinde ihn darzustellen. Das sächsische Heer, 18000 Mann stark, zog sich in eine feste Stellung bei Pirna. Friedrich schloß es hier ein und bedrängte es hart, während der Kurfürst-König August III. mit seinem Minister Brühl auf dem unüberwindlichen Königstein Rettung suchte. Aber das zähe Aushalten der sächsischen Armee vereitelte Friedrichs Plan, Sachsen zu überrennen und Böhmen im ersten Anlauf zu nehmen. Um die Sachsen zu befreien, nahte sich von Böhmen her eine österreichische Armee unter Brown. Diese, 33 000 Mann stark, stieß auf das Beobachtungskorps, das ihr Friedrich unter Keith entgegen-

gestellt hatte und zu dem er sich, während seine Hauptarmee die Sachsen eingeschlossen hielt, mit allen noch entbehrlichen Truppen selbst begab. Bei Lobositz auf dem linken Elbufer am Ausgange des Gebirgs nach den Ebenen der Eger hin, traf er mit etwa 24000 Mann auf den etwas stärkeren Feind; die Schlacht, die nun entbrannte, (1. Oktober 1756), war heiß, denn auch die Österreicher hielten sich gut und machten der preußischen Kavallerie viel zu schaffen, bis die Infanterie mit stürmender Hand das brennende Lobositz nahm. Friedrich belobte seine wackere Armee in einem besonders ehrenvollen Armeebefehl: „Seit ich," schrieb er an Schwerin, „die Ehre habe, die Truppen zu befehligen, habe ich keine solche Wunder der Tapferkeit gesehen." Aber die Österreicher zogen sich unverfolgt zurück. Ja Brown drang auf der rechten Seite der Elbe über die Gebirge bis Schandau in der sächsischen Schweiz vor, um hier den Sachsen die Hand zu reichen. Aber diese, schlecht verpflegt und schlecht geführt, gelangten nicht so weit; sie hatten zwar die Elbe überschritten, gerieten dann aber dem Königstein gerade gegenüber in eine völlig unhaltbare Lage und mußten, zumal sie ohne Nachricht von der Stellung der Österreicher blieben, die ihrerseits von der Nähe der Sachsen nichts wußten und bald wieder zurückgingen, noch 16—17000 Mann stark am 16. Oktober 1756 kapitulieren. Friedrich ließ den Offizieren die Wahl zwischen Kriegsgefangenschaft oder Übertritt in preußische Dienste — die überwiegende Mehrzahl wählte das erstere — und steckte die gemeinen Soldaten unter seine Regimenter; doch hielten diese, voll Haß gegen die Preußen, nicht lange bei seinen Fahnen aus. Der Kurfürst verließ vertragsmäßig mit Brühl Sachsen und begab sich nach Polen, wo er bis zum Ende des Kriegs geblieben ist, ohne doch dieses schon völlig zerrüttete Reich zum Eingreifen in den Kampf gegen Preußen bewegen zu können. — Friedrich nahm in Sachsen seine Winterquartiere, hob Rekruten aus, benutzte die Hilfsmittel des wohlhabenden Landes zum neuen Feldzuge und ließ die Urkunden des Dresdener Archivs, aus denen die feindselige Haltung des sächsischen Kabinetts hervorging, veröffentlichen.

§ 489. Nun aber trat zu dem Bunde der beiden Kaiserinnen offen auch Frankreich hinzu. Es nahm rheinische und süddeutsche Fürsten, Köln, Pfalz, Württemberg, Bayern in Sold und riß auch das von ihm beeinflußte Schweden zu einer Kriegserklärung gegen Preußen fort. Der Teilungsplan gegen Preußen ward nun völlig fertig. Rußland sollte Ostpreußen, Österreich Schlesien und Teile der Lausitz, Schweden Vorpommern, Sachsen Magdeburg und Halberstadt erhalten, während man Frankreich in Belgien und Luxemburg entschädigen wollte. Österreich zog auch das deutsche Reich nach sich, damals eine so verachtete Macht, daß, als später der Antrag auf die Achtserklärung gegen Friedrich gestellt wurde und zu Regensburg (§ 447) der Reichsnotar Aprill dem preußischen Gesandten von Plotho die Citation „insinuieren" wollte, dieser ihn kurzweg zur Thür hinausschob. Das halbe Europa stand jetzt verbündet dem preußischen König gegenüber, der nur von England unterstützt wurde, das die Truppen von Braunschweig, Hessen-Kassel, Gotha, Lippe in Sold genommen und daraus ein Heer zum Schutze Hannovers aufgestellt hatte; vor allem aber stützte er sich auf sein eigenes Genie, sein ausgezeichnetes Heer von 200000 Mann und sein herrliches, aus dem Adel seines Landes gebildetes Offizierkorps mit seinen bewährten Generalen, dem greisen Sieger Schwerin, dem gewandten, von ihm besonders geliebten Winterfeld, dem kühnen Keith, dem

schlauen Zieten, dem kecken Seydlitz, den deutschen Fürstensöhnen Moritz von Anhalt und Ferdinand von Braunschweig-Bevern und anderen Braven. Er selbst ging von Sachsen noch einmal nach Berlin und hinterließ beim Scheiden seinem Minister, dem Grafen Finckenstein, die herrliche Instruktion, in der er bestimmte, wie es gehalten werden solle, wenn er fiele oder gefangen genommen würde; im letzteren Falle dürfe keine Rücksicht auf ihn genommen und keine Provinz abgetreten werden; der Krieg zur Rettung des Staates solle dann weiter gehen, als sei er nicht mehr da. Er ging einem schweren Kampfe entgegen, denn Österreich war seit dem Aachener Frieden erstarkt, und Friedrich sah sich einem Heere gegenüber, das nach dem von ihm selbst gegebenen Muster gestaltet und von tüchtigen Generalen geführt war. Freilich waren damals die österreichischen Rüstungen noch unvollendet, die russischen und französischen Armeen fern. Friedrich konnte also den Plan des vorigen Jahres wieder aufnehmen. Er wollte Österreich schlagen, dann, meinten er und Winterfeld, würden sich auch bei den anderen „die stolzen Wellen legen".

§ 490. Am 18. und 19. April rückten die Preußen in vier großen Heersäulen, im ganzen 117000 Mann stark, in Böhmen ein, wo, zunächst noch zerstreut, unter Karl von Lothringen und Brown 133000 Österreicher standen. Friedrichs Ziel war Prag, wo die beiden österreichischen Feldherrn ihre Truppen eiligst zusammenzogen. So trafen hier am 6. Mai 1757 etwa 64000 Preußen auf 60000 Österreicher. Diese standen durch Geschütze gedeckt auf den Höhen rechts der Moldau, zu denen die Preußen erst über sumpfige Wiesen hinweg gelangen konnten. In ungebrochenen Sturmkolonnen vordringend wurden die Regimenter der altberühmten preußischen Infanterie von den furchtbaren Feuerschlünden der Österreicher dahingestreckt. Nun führte Brown seinerseits seine Grenadiere zum Angriff vor, und wenn er auch schwer verwundet aus der Schlacht getragen werden mußte*), so stürmten seine Leute doch weiter. Schon begannen die Preußen zu weichen, da riß der 73 jährige Feldmarschall Schwerin einem fliehenden Fähnrich die Fahne aus der Hand und rief: „Heran, meine Kinder!" — gleich darauf sank er von vier Kartätschenkugeln durchbohrt zur Erde. Immer neue Bataillone folgten und sanken dahin; fast alle Generale Friedrichs sprangen vom Pferde und führten die Truppen persönlich vorwärts, den Degen in der Faust; endlich durchbrach Friedrich selbst im entscheidenden Augenblick die Reihen der Feinde, nachdem deren Reiterei vorher schon in wirre Flucht geworfen worden war, und nun, nach fürchterlichem Blutbade, wurden die Höhen genommen und die Österreicher in die Stadt Prag zurückgetrieben. Der König begann die Belagerung der Stadt, in der noch an 50000 Feinde lagen. Schon hatten Mangel und Krankheit und die preußischen Feuerkugeln die Stadt in die äußerste Not gebracht, als sich ein österreichisches Entsatzheer unter General Daun von der oberen Elbe näherte. Friedrich hoffte das Manöver des vorigen Jahres wiederholen zu können (§ 488), indem er sich mit seiner Vorhut unter Braunschweig-Bevern vereinigte und Daun schlüge, um dann Prag um so sicherer zu nehmen. Er traf jedoch die an Zahl weit überlegene Armee des österreichischen Generals (es standen 54000 Österreicher gegen 31000 Mann Preußen) bei Kolin an der Elbe in sehr fester Stellung (18. Juni 1757), und sein Siegeslauf kam zum Stehen. Durch den unzeitigen Übereifer einiger seiner Generale verwickelte sich auch der rechte

*) Er starb nicht lange darauf in Prag.

Flügel der Preußen, den der König dem Feinde durchaus versagen wollte, dem Befehle schnurstracks zuwider in ein heißes Gefecht, das nicht mehr abzubrechen war. So fehlten, als Daun sich selbst schon für geschlagen hielt, zum letzten Stoß die Kräfte. Die Österreicher gingen zum Angriff über und gewannen Boden. Der Ungestüm der sächsischen Kavallerie vollendete dann die Niederlage.

§ 491. Sie fiel schwer ins Gewicht, denn mit ihr sank Friedrichs Plan zusammen. Vorher hatte er hoffen dürfen, mit wenigen Schlägen Österreich niederzuwerfen und den Frieden in Wien zu diktieren; jetzte mußte er auf Verteidigung und Rettung denken. Vorher waren seine leichten Truppen bis nach Bayern geschweift, und es hatte ausgesehen, als würde dieses und andere Reichsländer zu ihm übertreten; jetzt mußte er eilends die Belagerung Prags aufgeben, und sich, nachdem er in Böhmen einige Zeit vergebens gewartet hatte, ob der Feind sich ihm nicht stellen und ihm Gelegenheit zum Siege geben würde, nach Sachsen zurückwenden. Nun rückten auch die Russen in die Provinz Preußen ein. Hier kommandierte der greise General Lehwalt, den sie mit Übermacht bei Groß-Jägersdorf am Pregel schlugen (30. August 1757). Glücklicherweise zog jedoch der General Apraxin, da man in Rußland den Tod der Kaiserin Elisabeth (der aber nicht eintrat) und die Nachfolge Peters III. erwartete, eilig und fluchtartig zurück. So konnte sich Lehwalt gegen die Schweden wenden, die in Pommern und die Uckermark eingerückt waren. Mit leichter Mühe wurden sie vertrieben, aber inzwischen war ein Heer der Österreicher unter Daun in Schlesien eingerückt, und das Land schien ihnen auf immer wieder zuzufallen. Und vor allen gefahrdrohend drangen jetzt die Franzosen vor. Mit zwei Armeen rückten sie über den Rhein. Die eine, unter d'Estrées, schlug unweit Hameln bei Hastenbeck das englisch-hannöversche Heer unter dem unfähigen Herzog von Cumberland, dem Sohne Georgs II., und manövrierte ihn bis in den Winkel zwischen Weser- und Elbe-Mündung, wo er entmutigt mit d'Estrées Nachfolger, dem Herzog von Richelieu, die Konvention von Kloster Zeven schloß (8. Sept.); dadurch gab er Hannover, Braunschweig und Friedrichs ganze rechte Flanke preis. Die feindlichen Truppen schweiften auch wirklich plündernd bis zur Elbe, in das Altmärkische, Halberstädtische und Magdeburgische.

§ 492. Das zweite französische Heer, das der Prinz von Soubise befehligte, hatte die Reichsarmee in Thüringen an sich gezogen und war, über 50000 Mann stark, gegen die Saale und gegen Sachsen vorgegangen. Friedrich, der sich schon gegen Schlesien hatte wenden wollen, zog nun zuerst gegen diesen Feind, dem sein General Seydlitz durch einen lustigen Reiterüberfall zu Gotha schon einen ersten Schrecken eingejagt hatte. Bei Roßbach, westlich von der Saale, unweit Merseburg, trafen sich dann die Heere (5. November 1757). Noch um Mittag standen die Zelte der Preußen unberührt, und Friedrich saß ruhig bei Tafel, während die Feinde in weitem Aufmarsch mit klingendem Spiel die 22000 Preußen auf dem linken Flügel zu umgehen anfingen und nur noch fürchteten, sie möchten ihnen durch die Flucht entgehen. Plötzlich fielen die Zelte der Preußen, erdonnerten ihre Kanonen und in schönster Schlachtordnung stand das Heer; wie ein Wetter brauste die Reiterei unter Seydlitzens Führung in den Feind. Da ergriff diesen ein ungeheurer Schrecken, und für die Preußen war die ganze anderthalbstündige Schlacht bald nur ein fröhliches Jagen auf „Reichsarmee und Franzosen“. Seydlitz war der Held des Tages, Friedrich aber ward

der bewunderte Liebling Europas, besonders der Deutschen, die den langjährigen Übermut der Fremden so gründlich zu Schanden werden sahen.

§ 493. Aber die ernste Arbeit folgte noch. Gegen die in Schlesien eindringenden Österreicher war bei Moys unweit Görlitz General Winterfeld, einer der Lieblinge Friedrichs, in unglücklicher Schlacht gefallen. Der Herzog von Braunschweig-Bevern war mit großem Geschick vor dem 80000 Mann starken, von Daun und Karl von Lothringen kommandierten Feinde bis gegen Breslau zurückgewichen. Die Österreicher belagerten die Festung Schweidnitz, und Braunschweig-Bevern versäumte es, jetzt, wo der Feind geteilt war und die ermutigende Kunde des Roßbacher Sieges eintraf, einen entscheidenden Schlag zu führen. Nach dem Falle von Schweidnitz sah er sich dann dem ganzen wieder vereinigten Heere der Österreicher gegenüber: er ward geschlagen und geriet bei einer Rekognoscierung in Gefangenschaft; selbst die Hauptstadt Schlesiens fiel nun in Feindeshand. Doch hielt sich das kleine preußische Heer, 20000 Mann stark, bei der Stadt, bis Friedrich mit etwa 14000 Mann herankam und sich mit ihm vereinigte. Jetzt stand alles auf dem Spiele. Friedrich wußte, daß er siegen müsse oder verloren sei. Er wandte sich deshalb — was er sonst nicht that — an seine Generale und Stabsoffiziere in einer besonderen Ansprache: „Ich werde gegen alle Regeln der Kunst die zweimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens: alles dies, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Meine Herren, die Feinde stehen bis an die Zähne in ihrer Verschanzung: hier müssen wir sie angreifen, entweder sie schlagen oder alle da bleiben. Keiner muß denken anders durchzukommen, und wem dies nicht ansteht, der kann gleich seinen Abschied bekommen und nach Hause gehen." Des Königs großes Auge ging fragend in der Versammlung umher: auf allen Gesichtern war die Antwort der erprobten Männer in glänzenden Zügen zu lesen; dann fuhr er im Tone des Königs fort: „Das Regiment Kavallerie, das nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder." Und das Glück begünstigte ihn. Unvorsichtig verließ Karl von Lothringen seine feste Stellung hinter der Lohe und rückte den Preußen bis Leuthen entgegen. Der Tag der Schlacht brach an (5. Dezember 1757). Die Soldaten stimmten den Gesangvers an: „Gieb, daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret." Aus den Scharen klang es wohlgemut: „Es ist heute wieder der fünfte!" und „Roßbach!" hallte die Antwort durch das Heer. Friedrich aber rief seinen treuen Zieten heran und ließ sich einen Offizier mit 50 Mann zur Bedeckung geben. „Ich muß mich", sprach er zu diesem, „heut mehr aussetzen als gewöhnlich. Falle ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen." Friedrich benutzte auch hier mit meisterhaftem Blick die Beschaffenheit der Gegend, die er von früheren Manövern her ganz genau kannte. Hinter einer Wand niederer Hügel zog er unbemerkt den

größten Teil seiner Infanterie zusammen und warf sie dann in der sogenannten schiefen Schlachtordnung auf den überraschten linken Flügel der Österreicher. Als diese noch einmal durch einen großen Reiterangriff den Sieg an sich zu reißen suchten, prallte auch dieser ab an Friedrichs Kavallerie; dann schlug der König auch den rechten Flügel. Das österreichische Heer hatte an Toten, Verwundeten und Gefangenen fast die Hälfte seines Bestandes verloren. Der glänzendste Sieg war erfochten; und als sich nun die kalte Winternacht über das blutige Schlachtfeld breitete, da stimmte ein preußischer Grenadier den Gesang „Nun danket alle Gott" an, und aus tief bewegter Seele fiel sein ganzes Bataillon ein, dann Regiment auf Regiment: das ganze Heer sang „mit Herz und Mund und Händen das Lied zu Gottes Ehr", und die Feldmusik begleitete es. — Friedrich, der an demselben Abend zu Lissa nur durch seine große Geistesgegenwart persönlicher Gefangennahme entging, trieb den Feind noch vor Ende des Jahres aus ganz Schlesien, nahm Breslau wieder und ging ohne Verlust und mit glänzendem Ruhm auch aus dem Feldzuge dieses Jahres hervor.

5. Der siebenjährige Krieg 1756—1763: b) Die Jahre 1758 und 1759.

§ 494. Angespornt durch diese Siege Friedrichs griffen nun noch vor Ende des Jahres 1757 auch die Engländer kräftiger in den Krieg auf dem Festlande ein. Der große Minister Pitt setzte im Parlamente die Verwerfung der Konvention von Kloster Zeven (§ 491) und beim Könige die Rückberufung Cumberlands durch. An die Spitze des englisch-hannöverschen Heeres trat der von Friedrich dem Großen selbst empfohlene tüchtige Ferdinand von Braunschweig. Der eröffnete schon in den ersten Monaten des Jahres 1758 den Feldzug gegen die Franzosen, die, ohne Zügel und Zucht, jetzt unter Clermont standen. Er scheuchte sie in eiliger Flucht aus ihren Winterquartieren in Hannover und Westfalen bis zum Niederrhein, trieb sie hinüber und lieferte ihnen die siegreiche Schlacht bei Krefeld (23. Juni). Als später ein französisches Heer unter Soubise vom Main her vorrückte, mußte er zwar zurückgehen, doch gelang es ihm, noch den größeren Teil Westfalens selbst gegen den tüchtigeren General Contades zu halten.

§ 495. Friedrich hatte zuerst Schweidnitz wieder erobert; dann war er, um den Krieg auf einen neuen Boden zu verlegen, womöglich Olmütz zu nehmen, dann nach der einen Seite hin Böhmen, nach der anderen Ungarn zu bedrohen und so vielleicht den Frieden zu erzwingen, selbst angreifend in Mähren eingefallen. Auch Sachsen, wo sein Bruder, Prinz Heinrich, mit nur geringen Streitkräften stand, glaubte er so am besten vor einem Angriffe der Österreicher zu decken. Die Belagerung von Olmütz hielt ihn jedoch bis in die Sommermonate auf; die Aussichten wurden immer ungünstiger und schwanden zuletzt ganz, seitdem die Österreicher unter Laudon einen Munitionstransport, den Zieten heranführen sollte, aufgefangen hatten. Friedrich hob deshalb die Belagerung auf, und durch einen bewunderungswürdigen Rückzug brachte er sein Heer durch Böhmen über Königgrätz nach Landeshut in Schlesien. Hier trafen ihn neue schlimme Nachrichten. Die Russen unter Fermor waren abermals in Preußen eingerückt und hatten es diesmal ganz besetzt; die wehrlose Provinz hatte sogar der russischen Kaiserin und dem Thronfolger den Eid der Treue leisten müssen, wurde dann aber wenigstens als völlig unterworfenes Land gnädig behandelt. Dann waren die Russen unter furchtbaren Verwüstungen durch Pommern und die Neumark

bis zur Oder vorgedrungen und belagerten jetzt Küstrin, das durch das Feuer ihrer Geschütze schon furchtbar verheert war. Da eilte Friedrich zum Schutze und zur Rache herbei. Die Verwüstungen des Landes, der Jammer seiner geplünderten Unterthanen erregten ihn aufs äußerste. Er hoffte, durch einen Sieg schnelle Erlösung zu bringen. Unterhalb Küstrin ging er über die Oder und traf mit seinen 32000 Mann den über 50000 Mann starken Feind, der noch nach alter, halb-barbarischer Weise ein großes Schlachtviereck gebildet hatte, bei Zorndorf (25. August 1758). Es begann eine furchtbare Blutarbeit, da die zum Teil betrunkenen Russen nicht vom Platze wichen und reihenweise mit dem Kolben niedergeschlagen werden mußten. Zweimal griff Seydlitz, der Sieger von Roßbach, mit der Reiterei und den hier für ihren heimischen Boden kämpfenden märkischen Infanterie-Regimentern in schwankender Schlacht rettend ein. Die Russen zogen sich zurück — nach der vergeblichen Belagerung von Kolberg, das sich heldenmütig verteidigte, überwinterten sie an der Weichsel — aber auch die Preußen hatten schwere Verluste gehabt, und es hatte sich gezeigt, daß die alten Kerntruppen, namentlich bei der Infanterie, dahin waren.

§ 496. Nun eilte Friedrich, da sich sein Bruder Heinrich in Sachsen nur mühsam der Österreicher unter Daun und der Reichsarmee erwehrte, dorthin, ohne daß er zuvor Schlesien, wo seine Hauptfestung Neisse bedroht wurde, entsetzen konnte. Auf die Nachricht von seinem Herannahen legte sich ihm Daun zwischen Bautzen und Görlitz in den Weg. Friedrich aber, der diesen vorsichtigen, zögernden General zu gering achtete, bezog unter seinen Augen trotz der Abmahnung aller seiner Generale beim Dorfe Hochkirch ein sehr ungünstig gelegenes Lager. Drei Tage blieb er wirklich unangefochten; aber am Tage des festgesetzten Abmarsches, in der Frühe des 14. Oktober, wurde er überfallen. In dem brennenden Dorfe selbst erhob sich ein verzweifelter Kampf; die Preußen wurden hinausgeschlagen und verloren eine Menge Geschütze; Friedrich selbst war in Lebensgefahr, und an seiner Seite fielen sein Freund Keith und Prinz Friedrich Franz von Braunschweig; aber dennoch wich der Mut und die Ordnung nicht von dem braven Heere. Schon in den ersten Tagen des November stand Friedrich, nachdem er seinen Bruder Heinrich an sich gezogen hatte, in Schlesien und entsetzte Neisse und Kosel. So hatte auch der Feldzug trotz des Tages von Hochkirch noch glücklich für Friedrich geendet.

§ 497. Doch waren die Kräfte des Königs erschöpft, und die Hilfsgelder der Engländer reichten bei weitem nicht hin, ihn aufrecht zu erhalten. Friedensunterhandlungen, die er versuchte, schlugen fehl, und so sah er sich genötigt, den vierten Feldzug dieses langen Krieges zu beginnen (1759). Diesmal drohten sich die Russen und Österreicher in Schlesien zu vereinen und ihm so diese Provinz ganz zu entreißen. Nachdem Friedrich die russischen Magazine in Polen und die österreichischen in Böhmen hatte zerstören lassen, stand er einstweilen „auf Schildwacht und wartete der Dinge, die da kommen sollten". Gegen die Russen entsandte er Dohna, dann, mit der Vollmacht eines Diktators, Wedell, um sie zurückzuschlagen, aber die geringen Streitkräfte der Preußen erlagen vor der russischen Übermacht bei Kay unweit Züllichau (23. Juli), und Friedrich konnte die gefürchtete Vereinigung Laudons und Soltykoffs nicht verhindern. Verbunden war der Feind über 70000 Mann stark, Friedrich aber konnte ihm, obwohl er alles an sich raffte — er ließ nur ein kleines Heer unter dem Prinzen Heinrich

zurück, um Schlesien gegen Daun zu halten — nur etwa 48000 entgegen stellen. Dennoch griff er ihn in seiner festen Stellung bei Kunersdorf (12. August 1759) auf dem rechten Oderufer, Frankfurt gegenüber, an, anfangs mit solchem Glücke, daß die Schlacht gewonnen schien; aber die Übermacht der Gegner war zu groß. Der anfängliche Erfolg ließ sich nicht behaupten. Der Anlauf der schon erschöpften Truppen erlahmte und prallte von dem rechten Flügel der Russen ab, und als nun Laudon rasch zum Angriffe überging, da erfolgte die schwerste Niederlage, die Friedrich je erlitten hat: das ganze Heer schien aufgelöst, alles Geschütz verloren, Hauptstadt und Monarchie nicht mehr zu retten. Und so wäre es gewesen, wenn die Feinde schnell und einig die Verfolgung des geschlagenen Königs aufgenommen hätten und dann, wie Laudon riet, auf Berlin gerückt wären. So aber trennten sie sich bald, und dieses „Wunder des Hauses Brandenburg" rettete Friedrich den Großen. Die Russen, die den Österreichern nicht zur Herrschaft über Deutschland helfen wollten, gingen nach Polen zurück. Laudon wandte sich nach Mähren.

§ 498. Friedrich war in dieser Unglückszeit tief gebeugt, aber mit dem Mute eines alten Römers entschlossen, einen schmachvollen Ausgang des Kriegs nicht zu überleben. In seiner verlassenen Stimmung flüchtete er in seinen Briefen an Freundesbrust oder tröstete sich mit der Poesie, die ihm auch hier treu blieb. Und noch war das Unglück nicht erschöpft, denn von der Reichsarmee wurde das wichtige Dresden erobert, und der von ihm in den Rücken Dauns entsandte General Finck ward von einem dreifach überlegenen Feinde bei Maxen — unfern Dresden — gezwungen, mit 12500 Mann zu kapitulieren (21. November). Nur ein Lichtblick zeigte sich in diesem dunklen Jahre: Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte, nachdem er im Anfange des Jahres die Franzosen unter Broglie in der Nähe Frankfurts a. M. bei Bergen (13. April) vergebens angegriffen hatte und dann durch Hessen zurückgewichen war, bei Minden am 1. August einen glänzenden Sieg über Contades erfochten; damit rettete er Hannover, Hessen und Westfalen vor dem Schicksal, das diesen Ländern durch ausdrücklichen Befehl von Paris aus zugedacht war, „buchstäblich zur Wüste gemacht zu werden" (§ 438), und rettete Friedrich selbst vor vollständiger Erdrückung zwischen seinen Feinden. Ja er konnte sogar unter dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig dem Könige eine Verstärkung schicken, die in Sachsen, wohin Friedrich zurückgekehrt war, zu ihm stieß. Die Hälfte Sachsens behauptete er so noch und konnte dort Winterquartiere nehmen, aber alle Friedensunterhandlungen, die England und Frankreich bereits anbahnten, scheiterten an der Siegestrunkenheit der Österreicher und Russen, die namentlich seit dem „Finkenfang bei Maxen" über sie gekommen war. So endete dies Unglücksjahr für Friedrich.

6. Der siebenjährige Krieg 1756—1763. c) Die Jahre 1760—1763.

§ 499. Ebenso traurig, wie das Jahr 1759 geschlossen hatte, begann das Jahr 1760. Militärisch war Friedrichs Lage schlimm genug, und um seine Not noch zu vergrößern, starb im Oktober 1760 Georg II. von England, und sein Nachfolger, unter dem Pitt vom Ministerium zurücktrat, erneuerte 1761 den Subsidientraktat nicht wieder. Friedrichs Kasse war so erschöpft, daß er zu den äußersten Mitteln schritt, schlechtes Geld prägen ließ und die benachbarten Reichsländer, besonders Mecklenburg, Anhalt und den fränkischen Kreis, mit den härtesten Kontributionen drückte. Gewaltthätig

mußte er oft auch bei der Einstellung neuer Soldaten — die alten lagen begraben auf den Schlachtfeldern — verfahren. Seitdem das Glück ihn verlassen zu haben schien, fehlten jene Scharen von Abenteurern, die von nah und fern in seinen Dienst geströmt waren; das eigene Land gewährte nicht mehr die hinreichende Zahl von Rekruten und Offizieren, obwohl einzelne Provinzen, z. B. Pommern, zur Abwehr des nächsten Feindes aus eigenem Antriebe eine Landmiliz — eine Art Landsturm — gebildet hatten. Seine Werber arbeiteten, nicht immer auf löbliche Weise, in ganz Deutschland. So ging er mit einem mühsam zusammengestellten Heere in den Kampf dieses Jahres.

§ 500. Es galt, das nun mit doppeltem Eifer angegriffene Schlesien zu verteidigen. Hier wollten sich Russen und Österreicher abermals vereinigen und dann auf Berlin rücken. Daun hielt Friedrich in Sachsen fest. Inzwischen rückte Laudon, der tüchtigste der österreichischen Generale, in Schlesien ein und schlug mit mehr als doppelter Übermacht das Korps des ihm vom König entgegengesandten Generals Fouqué nach heldenmütiger Gegenwehr (23. Juni 1760). Fouqué selbst fiel schwer verwundet mit dem größten Teil der Truppen in Gefangenschaft. Friedrich, der ihm keine Hilfe hatte bringen können, versuchte Dresden durch einen Sturmangriff wieder zu gewinnen; doch wurde dieser abgeschlagen, und es half dem Könige nichts, daß er die schöne Stadt bombardierte, denn Daun entsetzte sie. Nun wandte sich Friedrich nach Schlesien, wo Glatz verloren war und Laudon Breslau beschossen hatte, das jedoch vom General Tauentzien mit 4000 Mann gegen eine ganze Armee heldenmütig verteidigt worden war. Hier wurde auch ein russisches Heer erwartet, das auf dem rechten Ufer der Oder heranrückte.

§ 501. Friedrich war bei seinem Zuge fortwährend von Daun und Lacy begleitet; auf die Nachricht von seiner Ankunft zog ihm Laudon entgegen; man hoffte, Czernitscheff, der russische General, werde ebenfalls herbeikommen: so glaubte man den König zwischen drei Heeren sicher zur Übergabe zu bringen. In dieser Lage war Friedrich bei Liegnitz, als ein frisch gewagter Überfall auf Laudons Heer einen der fröhlichsten und schönsten Siege des ganzen Kriegs herbeiführte (15. August 1760) und das Glück des Königs wiederherstellte. Denn nun kamen die Russen nicht, und Daun allein wagte keinen Angriff. Dagegen zogen nun Russen unter Tottleben und Österreicher unter Lacy nebst einem Korps Sachsen auf Berlin. Die Stadt hatte zwar nur eine schwache Besatzung, doch waren zufällig wackere Generale, unter ihnen Lehwalt und Seydlitz, dort, die ihre Wunden ausheilten. Zuerst wurden die Russen auf Köpenick zurückgeworfen; als aber die Österreicher dazu kamen, war die Hauptstadt nicht mehr zu halten, und die preußischen Truppen gingen auf Spandau und Brandenburg zurück. So zog der Feind ein (9. Oktober). Tottleben verfuhr menschlich und begnügte sich mit $1^1/_2$ Millionen Thaler Kriegssteuern, während die Österreicher in Potsdam und Charlottenburg schlimm genug hausten. Als die Nachricht kam, Friedrich eile herbei, zogen die Feinde schnell ab, und der König konnte sich wieder nach Sachsen wenden.

§ 502. Hier blieb noch ein schweres Werk übrig. Sachsen war fast ganz in Feindeshand gefallen; Daun stand in fester Stellung bei Torgau und war gewillt, in Sachsen zu überwintern. Friedrich, der sich das Land nicht entreißen lassen konnte, beschloß nach ernster Beratung, ihn anzugreifen. Die Schlacht (3. November 1760) brachte den letzten jener furchtbaren

Sturmangriffe, an denen der siebenjährige Krieg so reich ist, und war die blutigste des ganzen Kriegs. Friedrich griff die steilen Höhen von Süptitz in der Front an, und zwar durch ein Mißverständnis zu früh, während sein wackerer Zieten, der im letzten Notjahre oft sein Trost gewesen war, mit der anderen Hälfte des Heeres den Feind umgehen sollte. Der Abend kam heran, und nach furchtbarem Blutbade hatte Friedrich noch nichts gewonnen; eine glücklicherweise schon schwache Kartätschenkugel hatte ihn selbst getroffen. In der Kirche von Elsnig jedoch, wo er übernachtete, erfuhr er, daß Zieten die Schlacht gewonnen habe; am Morgen ritt er hinaus und dankte mit dem jubelnden Heere seinem Retter. Nochmals konnte Friedrich in Sachsen seine Quartiere nehmen. Aber seine Lage war noch immer sehr schlimm, und seine verzweifelten Bemühungen um Frieden oder Bundesgenossen blieben ohne Erfolg.

§ 503. Freilich bewegte nach dem Feldzuge 1760 die Sehnsucht nach Frieden Preußen wie Österreich, England wie Frankreich, Rußland wie Schweden; selbst auf Maria Theresia machte das allgemeine Elend und die eigene Finanznot großen Eindruck; aber Kaunitz bestand auf dem Kriege: Oberschlesien und namentlich Glatz sollte Österreich wenigstens behalten. Auch sollte Friedrich, sobald die markgräfliche Linie, die noch in Ansbach und Bayreuth herrschte, erlöschen würde, diese Länder nicht an Preußen ziehen (§ 276) und so in das Herz Süddeutschlands hineinwachsen. Diese Befürchtung wog noch schwerer als der Verlust Schlesiens. Nicht minder gefährlich dünkte ihm die bevorstehende Vereinigung der pfälzischen Kur mit der bayrischen. Für diesen Fall wollte er mindestens den Landstrich bis an den Inn den österreichischen Landen hinzugefügt sehen. So kam es zunächst noch zu keinem Frieden. Als der neue Feldzug begann (1761), blieb Friedrich nichts übrig, als in Schlesien erst lange Zeit durch künstliche Märsche die Vereinigung der Österreicher (unter Laudon) und der Russen zu hindern, dann, als sie doch bewerkstelligt war, bei Bunzelwitz unweit Schweidnitz ein äußerst künstlich befestigtes Lager zu beziehen, in dem ihn die Gegner trotz seiner geringen Macht — er stand mit etwa 50000 Mann gegen 130000 — nicht anzugreifen wagten. Doch wandte sich später Laudon plötzlich auf Schweidnitz (1. Oktober) und nahm durch Überfall diese Festung; und am Ende des Jahres nahmen die Russen, die wieder nach Pommern gegangen waren, endlich auch Kolberg (16. Dezember), das der Oberst von der Heyde mit Hilfe der tapferen Bürgerschaft so lange und so heldenmütig verteidigt hatte. Wieder schloß ein Jahr, und dunkler als je war Friedrichs Lage. Halb Schlesien und halb Pommern waren verloren; kaum behauptete er noch einen Teil Sachsens. Der Krieg mußte sich nun dem Herzen seines Landes nähern. Trotz Friedrichs bewunderungswürdiger Ausdauer und trotz der Uneinigkeit, Schwerfälligkeit und Langsamkeit der Feinde — wodurch allein ein so langer Widerstand möglich gewesen war — konnte man den Augenblick kommen sehen, wo er unterliegen mußte. Da entwirrte eine höhere Hand den Knoten seines Geschickes.

§ 504. In den ersten Tagen des Jahres 1762 starb Elisabeth von Rußland. Ihr folgte ihr Neffe, der Großfürst Peter III. aus dem Hause Holstein-Gottorp, ein eifriger Freund und blinder Nachahmer Friedrichs, der sofort Waffenstillstand und dann Frieden mit dem Könige schloß, durch den er alles preußische Gebiet herausgab, das die Russen besetzt hielten. Von Rußland ward auch Schweden, dessen König, Friedrichs II. Schwager, den Krieg ohnehin mit Widerwillen führte, zum Friedensschlusse ver-

anlaßt. Peter III. ging sogar zu einem Bündnisse mit Friedrich über und ließ unter Czernitscheff 10000 Russen zu ihm stoßen. Schon wollte Friedrich in Verbindung mit diesem die Österreicher, die auf den Burkersdorfer Höhen unweit Schweidnitz standen, angreifen, als wie ein Donnerschlag die Nachricht eintraf, Peter III. sei durch eine Revolution gestürzt und seine Gemahlin als Katharina II. auf den Thron erhoben worden. Katharina, eine geborne Prinzeß von Anhalt-Zerbst, dankte Friedrich II. zwar ihr Glück und ihre Erhebung, denn er hatte einst ihre Verheiratung mit dem russischen Großfürsten vermittelt; dennoch schien sie jetzt in Elisabeths Wege einlenken zu wollen; wenigstens erhielt Czernitscheff zugleich mit der Nachricht vom Thronwechsel den Befehl, sich von Friedrich zu trennen. Dieser aber bestimmte ihn, die Nachricht drei Tage lang zu verleugnen, und unterdessen schlug er den Feind, dessen rechter Flügel durch die in Schlachtordnung aufgestellten Russen (wenngleich sie nicht kämpften) in Schach gehalten ward. Diesem Siege folgte die Wiedereroberung von Schweidnitz. Bald erneuerte dann Katharina den Frieden mit dem Könige, denn sie erkannte, daß ihr bester Verbündeter Preußen sei. Um dieselbe Zeit neigte sich auch Frankreich zum Frieden; es hatte in seinen Kolonien gegen England ungeheure Verluste und gegen das englisch-deutsche Hilfsheer unter Ferdinand von Braunschweig trotz vorübergehender Vorteile und sehr starker Heere auch keine Erfolge gehabt, so daß dem König in dem letzten Jahre von dort her gar keine Gefahr mehr gedroht hatte. Nach den Vorunterhandlungen zu Fontainebleau (1762) ward später 1763 zu Paris der endgültige Friede abgeschlossen, der in dem Besitzstande der französischen Kolonien viel änderte, in Deutschland jedoch alles beim alten ließ.

§ 505. Unmittelbar nach dem Pariser Frieden ward auch der Krieg mit Österreich beendet. Am 29. Oktober 1762 war die Reichsarmee, die, durch kaiserliche Truppen verstärkt, zum Entsatz von Dresden herangerückt war, vom Prinzen Heinrich und Seydlitz bei Freiberg geschlagen worden, und durch Streifzüge nach Süddeutschland wurden dann die Reichsstände einer nach dem andern zum Abschluß von Neutralitätsverträgen mit Preußen gezwungen. Auch Sachsen wollte das Ende des Kriegs, und so mußte sich denn Österreich endlich am 15. Februar 1763 zum Frieden von Hubertusburg (einem Jagdschloß zwischen Leipzig und Riesa) bequemen, in dem der Berliner (Breslauer) und der Dresdener Friede abermals bestätigt wurden, mithin Friedrich ganz Schlesien und Glatz behielt. Er verpflichtete sich nur, beim Ableben des gegenwärtigen Kaisers seine Kurstimme dessen Sohne zu geben.

§ 506. So war der siebenjährige Krieg beendet. Er bestätigte die Wahrheit, „daß das Schicksal der Staaten weniger von ihren Kräften abhängt als von wenigen großen Menschen, welche dieselben zu gebrauchen, zu vermehren und Nationen eine Seele zu geben wissen." Friedrich hatte sein Land, das damals kaum mehr als 5 Millionen Menschen zählte, fast gegen das ganze verbündete Europa verteidigt und keinen Fuß breit seines Gebiets verloren. Aber sein Kampf hatte noch eine höhere Bedeutung gehabt, als die Selbständigkeit Preußens darzuthun und Deutschland vor dem abermaligen Abreißen von Ländergebieten (Preußen, Pommern und den Rheinlanden) zu schützen: es war die Sache des Protestantismus, der Bildung und Freiheit, die Friedrich verfochten hatte; seine Niederlage würde ähnliche Folgen für Deutschland gehabt haben, wie sie die Besiegung der Protestanten im Beginne des dreißigjährigen Kriegs (§§ 385—395) mit sich gebracht hatte. Mit seinem

siegreichen Ausgang aber wirkte der siebenjährige Krieg erhebend auf ganz Deutschland. Friedrich verdankte seinen endlichen Sieg zunächst seiner Kühnheit im Glück, seiner Beharrlichkeit im Unglück, die ihn mit Recht neben die ersten Helden der Geschichte stellen; dann jedoch auch dem Mangel an Einigkeit, der Langsamkeit und Planlosigkeit der Gegner, unter denen seine Geistesgröße ihm zahlreiche Freunde im Volk wie an den Stufen der Throne gewonnen hatte, und endlich der Vorsehung, die in Rußland einen Thronwechsel herbeiführte, gerade als Friedrich nach menschlicher Berechnung verloren war. Dazu kam dann als innerer Grund der festgefügte Bau des preußischen Staats, wie er vom Großen Kurfürsten, von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. selbst aufgeführt war, des Monarchen Strenge gegen sich selbst, der Unterthanen Treue, der Beamten Pflichtgefühl, der Soldaten Ehre und Mut.

7. Die spätere Friedenszeit.

§ 507. Friedrich hieß nun der Große, nicht nur bei seinem Volke, sondern in ganz Europa. Und er zeigte sich des Namens wert in der 23jährigen Friedenszeit, die ihm noch beschieden war. Zunächst galt es, die Wunden des Landes zu heilen. Friedrich öffnete sogleich nach dem Frieden seine Magazine und ließ dem Bauer Saatkorn austeilen; auch was von Artillerie- und Kavallerie-Pferden entbehrlich war, wandte er dem Ackerbau zu. Vor allem hatten die adligen Güter gelitten. Friedrich, der den Adel, der sich in der That äußerst hingebend und aufopfernd erwiesen hatte, für die festeste Säule seines Staates hielt und aus ihm fast ausschließlich seine Offiziere nahm, suchte besonders diesem Stande zu helfen. Dabei füllte er sorgsam den Staatsschatz wieder: für sich selber so sparsam, daß er von den 1200000 Rthlr., die er zu seinem Privatgebrauche ausgesetzt hatte, nur etwa 200000 Rthlr. jährlich verwendete, übertrug er dasselbe System des Sparens auf alle Zweige der Staatswirtschaft: so konnte er nicht nur nach und nach in den letzten 23 Jahren seiner Regierung über 40 Mill. Rthlr. auf die Förderung des Wohlstandes seiner Provinzen verwenden, sondern hinterließ am Ende seiner Laufbahn auch noch einen Kriegsschatz von fast 60 Mill. Thaler. Zugleich vermehrte er im Frieden das stehende Heer noch um ein Bedeutendes und gebrauchte dafür von den 22 Millionen Thaler Staatseinkünften allein 13 Millionen jährlich. Es betrug zuletzt 200000 Mann auf einen Staat von 3600 □Meilen und etwa 6 Millionen Einwohnern. Festungen wurden ausgebaut und neu begründet. Das alles ging nur an, weil die Ansprüche des Hofhalts, die Gehälter der Beamten, der ganze Zuschnitt des bürgerlichen Lebens knapp und sparsam, gleichsam spartanisch waren. — Das Heer bestand nur zum Teil aus Landeskindern, die abgesehen von den Offizieren nur aus den unteren, ungebildeten Klassen stammten; die größere Hälfte war in ganz Deutschland geworben und zwar durch Werber, die sich durch ihre Kniffe und ihre Gewaltsamkeit überall verhaßt machten. Unter dem Gewehr herrschte eine eiserne Disciplin, die durch grausame Strafen, wie das Gassenlaufen, noch geschärft war. Dennoch waren Desertionen häufig, so streng sie auch gestraft wurden. Der Soldat, vom Bürger mehr bemitleidet als geehrt, trug seine knappe, steife Uniform, bei der gleichfalls aufs äußerste gespart war; alles ging regel- und schnurrecht nach dem Kommando.

§ 508. Der Bauernstand blieb in Preußen — und so im ganzen Deutschland — auch unter Friedrich noch immer in Erbunterthänigkeit, unter der Gerichtsbarkeit seiner Gutsherren, und war dazu mit drückenden

Lasten und Abgaben, mit Fronden, Zehnten und dergl. beschwert. Der König wagte nicht, diese Verhältnisse vollständig umzugestalten; doch wurden die Bauerngüter in ihrem Bestande gesichert, ihre Einziehung und Umwandlung in Vorwerke verhindert und den Bauern an den gemeinsamen Rechtswohlthaten Anteil gegeben, wofür Friedrich mit höchster Strenge oft bis zur Ungerechtigkeit gegen den andern Teil sorgte*). Im ganzen war es immer noch ein armseliger, gedrückter, knechtisch gesinnter Stand. — Das **Bürgertum** in den Städten wurde wohlhabender; doch fehlte ihm noch das freie Selbstvertrauen und die kühne Unternehmungslust unserer heutigen Zeit. Die Regierung selbst mußte alles betreiben, die Anlage von Fabriken, Spinnereien, Webereien rc. durch Prämien und Privilegien anregen, oder selbst einzelne Geschäfte als Staatsmonopole übernehmen. Indessen erwuchs in den größeren Städten ein reicher Kaufmannsstand, und schon zeichneten sich, z. B. in Berlin, auch jüdische Familien durch Glanz und Reichtum, bald sogar durch Bildung aus. Sonst herrschte noch meist der alte fromme, nüchterne, beschränkte, aber ehrenfeste Bürgersinn; nur einige gewecktere Köpfe begannen der neuen Aufklärung und der aufblühenden deutschen Dichtung ihre Teilnahme zuzuwenden.

§ 509. Neun Jahre nach dem Hubertusburger Frieden machte der König eine Eroberung ohne Blutvergießen, die an Größe und Bedeutung fast der von Schlesien gleichkam. Es geschah dies in der **ersten Teilung Polens**, einer Vergewaltigung des durch die maßlose Freiheit seines Adels tief herabgekommenen, trotz seiner gewaltigen Ausdehnung nicht mehr widerstands- und lebensfähigen Polenreichs, die sich aus der Stellung der Mächte Rußland, Österreich und Preußen zu einander erklärt. Friedrich nämlich hatte nach dem siebenjährigen Kriege, da er die Gefahren des Alleinstehens und ebenso die Unzuverlässigkeit eines englischen Bündnisses hatte kennen lernen, einen Bund mit Katharina II. geschlossen, in dem sich beide ihren gesamten Länderbesitz gegenseitig verbürgten. Beide Mächte waren in Polen zum Schutze der **Dissidenten** — der Andersgläubigen, besonders der Protestanten und griechischen Christen — eingeschritten. Notwendig war das ja, denn die grausamen Protestantenverfolgungen in Thorn (1724) waren nicht die letzten geblieben; der Hauptgrund war aber doch, daß man so Gelegenheit zur fortwährenden Einmischung hatte und die innere Verwirrung und Gesetzlosigkeit verewigen konnte. Denn beide Staaten hatten insofern hier gleiche Interessen, als weder Preußen noch Rußland ein starkes Polen dulden konnten. Friedrich freilich trug doch gar schwer an diesem gemeinsamen Vorgehen in Polen, denn nur zu deutlich war ihm, daß Katharinas Politik in Polen kein anderes Ziel hatte, als *ganz* Polen in Besitz zu nehmen. Welche Gefahr aber für Preußen, wenn dies geschah, wenn das polnische Westpreußen, wenn das heutige Posen in die Gewalt des stetig wachsenden Rußland geriet! Ostpreußen war dann der russischen Macht verfallen, russischen Truppen stand von Posen aus der Vormarsch auf Berlin jeden Augenblick frei. Daß Katharina auf Polen ihr Auge warf, stand nur im Einklang mit der bisherigen russischen Politik. Schon im siebenjährigen Kriege war Polen geradezu Rußlands Operationsbasis gegen Norddeutschland gewesen: jetzt behandelte man das Land bereits, als wäre es Rußland unterthänig. Es handelte sich nicht darum, ob Polen überhaupt noch bestehen sollte; sein Untergang lag in seinen eigenen Fehlern begründet, und seine Eroberung

*) Die bekannte Geschichte vom Müller Arnold.

war längst bei Rußland beschlossen. Für Friedrich blieb nur noch die Frage, ob er die Beute dem mächtigen Nachbarn allein überlassen oder selbst nebst Österreich einen Teil fordern und zugleich einen Krieg zwischen Rußland und Österreich, der leicht auf deutschen Schlachtfeldern ausgefochten werden könnte, verhindern sollte. Denn Rußlands steigende Übermacht war eine Gefahr für ganz Europa. Schon war Kurland, ein deutsches Land (§ 286), obwohl noch unter einem eigenen Herzog, ganz von Rußland abhängig (§ 470), die Herrschaft auf der Ostsee lag in Rußlands Hand, und — was Österreich besonders beschwerte — die Siege, die die Russen damals über die Türken davontrugen, ließen es wohl möglich erscheinen, daß Katharina II. ihren Lebensplan ausführte, die Türkei und Konstantinopel zu unterwerfen und auch Beherrscherin des Schwarzen Meeres zu werden. Solche Besorgnisse hatten sogar eine Annäherung Friedrichs II. an Kaiser Joseph II. veranlaßt, der ihn 1769 in Neisse und den er 1770 in Neustadt in Mähren besucht hatte, ohne daß jedoch das alte Mißtrauen zwischen beiden völlig überwunden worden war. Nur auf Kosten Polens schien eine Einigung der drei angrenzenden, in ihren Interessen so abweichenden Großmächte möglich. Polen mußte die Landstriche hergeben, die Rußland über das Scheitern seiner Pläne gegen die Türkei trösten sollten, und Österreich und Preußen durften dann angesichts der Verstärkung des so schon übermächtigen Nachbarn auch nicht leer ausgehen. Schon 1769 hatte Friedrich der Große seinem Petersburger Gesandten auf eine Teilung Polens bezügliche Andeutungen gemacht. Er hatte seinen Plan fallen lassen, als er in Rußland keinen Anklang fand. Als dann aber Joseph II. die polnische Zips und die anliegenden polnischen Starosteien als ehemals zur Krone Ungarn gehörig besetzte, als Rußland sah, daß es ohne Krieg mit Österreich nicht zu den erstrebten Vergrößerungen in der Türkei kommen würde, da kam man auf den Teilungsplan zurück, und nach manchem Hin- und Hergerede wurde die erste Teilung Polens 1772 vollzogen. Rußland erhielt den größten Anteil, das Gebiet östlich von der Düna und dem Dnjepr, Österreich das fruchtbare Galizien und Lodomerien, Preußen das Bistum Ermland, Westpreußen und den Netzedistrikt mit Ausnahme der Städte Danzig und Thorn, 645 □M., gerade halb soviel als Österreich, mit etwa 600000 ihrer Abkunft nach meist deutschen Bewohnern.

§ 510. Denn was Friedrich damals gewann, war einst bis auf den Netzedistrikt Land des deutschen Ordens gewesen, durch deutsches Schwert und deutschen Pflug gewonnen (§ 197), dann aber zur Zeit der deutschen Ohnmacht und Schmach unter Kaiser Friedrich III. dem Orden entrissen worden (§ 288). Friedrich handelte auch hier nur nach der Preußen zugewiesenen Aufgabe: im Osten Deutschlands einzubringen, was im Westen verloren gegangen war. Das Land, das ihm zufiel, war öde und verkommen, mit einem zuchtlosen, armen und übermütigen Adel und einem fast vertierten Bauernstande. Städte und städtisches Gewerbe gab es kaum dem Namen nach; den Bürgerstand bildeten die Juden, die Handel, Handwerk u. dergl. in ihren Händen hatten. Friedrich widmete auch diesem Lande große Fürsorge. Er ließ den sog. Bromberger Kanal von der Brahe zur Netze ziehen und so Weichsel- und Odergebiet miteinander verbinden. Schnell hob sich der Verkehr: aus dem elenden Orte Bromberg, der damals 500 Einwohner hatte, erwuchs eine blühende Stadt, die heute 50000 Einwohner zählt. In ähnlicher Weise hoben sich andere Städte mit überraschender Schnelligkeit. Der König sandte seine einfachen, rechtlichen Beamten in das Land; es

kam Treue und Beständigkeit in den Verkehr, und für den Bauer begann ein Dasein, das des Lebens wert war. Noch ehe Friedrich die Augen schloß, war hier eine neue Schöpfung deutschen Geistes und Strebens erblüht, die das Unrecht der Besitzergreifung vergessen ließ. — In derselben Weise kolonisierte Friedrich, wo es noch nötig war, in seinen andern Ländern. Im Oder-, Warte- und Netzebruch wurden an den bisher vom Wasser versumpften Ufern weite Striche Landes (mehr als 50 □Meilen) trocken gelegt, die heute zu den reichsten Bauernlanden Norddeutschlands gehören; in Ostfriesland gewann man dem wilden Dollart (§ 316) fruchtbares Land ab; auch für die Havelgegend ward viel gethan. Noch zwar gab es keine Chausseen, in Preußen so wenig wie im übrigen Deutschland, aber schon geschah viel für Belebung und Erleichterung des Verkehrs; besonders wurden Kanäle (schon lange vor dem Bromberger, in den Jahren 1743—1746, der Plauesche und der Finow-Kanal) angelegt. Was freilich den Handelsverkehr mit dem Auslande betraf, so huldigte Friedrich noch ganz den Grundsätzen seines Vaters: durch hohe Steuern auf ausländische Produkte sollte die inländische Fabrikation gehoben werden. Die alte Accise, die „Goldgrube", die der Große Kurfürst für Preußen entdeckt hatte (§ 454), wurde neu geordnet, Getreide und inländisches Mehl ganz von Abgaben befreit, Getränke und Schlachtvieh außer Schweinen, „der gewöhnlichsten Nahrung der Armen", höher besteuert. Zum alten Salzmonopol kam neu das Tabaks- und später das Kaffeemonopol. Die oberste Verwaltungsbehörde für all diese Steuern wurde als „Generaladministration der königlichen Gefälle" vom alten Generaldirektorium abgezweigt, und da die höheren Stellen von Franzosen bekleidet wurden, vom Volke die französische Regie genannt. Die Ausländer waren beim Volke übel beleumundet, und der König selbst hat sie später als lauter „Schurkenzeug" bezeichnet, aber so drückend die Abgaben manchem werden mochten, so hat der König doch durch diese Einnahmen die Mittel bekommen, sein Land wieder zu heben: ihren Zweck haben sie also erreicht.

§ 511. Großes that Friedrich für das Rechtswesen. Neue Prozeßordnungen wurden ausgearbeitet, um Verschleppungen der Rechtshändel vorzubeugen (§ 484), und noch kurz vor seinem Tode wurde dem großen König auch der auf seine Anordnung ausgearbeitete Entwurf zu einem neuen preußischen Gesetzbuche, dem allgemeinen Landrecht, vorgelegt, dessen Einführung er jedoch nicht mehr erlebte. So wirkte Friedrich nach allen Seiten hin. Nur gewöhnte sich dabei das Volk leider daran, alles fertig von oben her, vom Könige zu bekommen, und seine Selbstthätigkeit wurde zu wenig geweckt. Auch lernte eigentlich niemand, nicht einmal der Thronfolger, der „Prinz von Preußen", mitzuregieren. Im Kriege war allerdings eine Reihe ausgezeichneter Generale, die gewohnt waren, auch einmal selbständig zu handeln, neben dem großen Könige erwachsen: aber fast alle starben schon vor Friedrich dahin. In den Staatsgeschäften war nur Hertzberg, der Unterhändler beim Hubertusburger Frieden, ein Vertrauter Friedrichs, und doch war auch der kein Staatsmann ersten Ranges. So ruhte Preußens Größe vorläufig nur auf zwei Augen — denen des Königs; der Staat konnte leicht eine geistlose Maschine werden, wenn dies sein lebendiges Herz einmal aufhörte zu schlagen. Und Friedrich schärfte umsonst seinen Nachfolgern ein, daß sie bei ihrer angefeindeten Stellung in Europa stets schlagfertig — toujours en vedette! — sein müßten, da er doch seinen Geist nicht vererben konnte und seinem Volke noch keinen neuen, selbstthätigen einzuhauchen vermocht hatte.

8. Friedrich der Große als Vorbild in Deutschland.

§ 512. Wie Ludwigs XIV. verderbliches Beispiel die Fürsten Europas und besonders Deutschlands im 17. und im Beginn des 18. Jahrhunderts irre geführt hatte, so war es umgekehrt Friedrichs des Großen glänzendes Vorbild, das jetzt vielfach zum Heile der Unterthanen Nachahmung fand, ja das nicht bloß durch Deutschland, sondern fast durch ganz Europa wirkte. Zwar war es nicht allein die eine Persönlichkeit Friedrichs, die wie mit einem Zauber dies neue Leben hervorrief. Es begannen neue Anschauungen und Ideen sich zu verbreiten, die zwar oft noch unklar oder oberflächlich, manchmal sogar gottlos und gefährlich waren, doch das gemeinsam hatten, daß sie Förderung von Menschenwohl und Freiheit und zugleich Zerstörung alter, drückender Mißbräuche zum Ziele nahmen. In England waren sie zuerst aufgetaucht, in Frankreich bekamen sie durch Männer von glänzender Begabung, wie Voltaire, Montesquieu, Rousseau, Diderot u. a. die schöne Umkleidung und geläufige Fassung, in der sie schnell durch die Welt getragen wurden. Wir haben schon gesehen, wie eifrig auch Friedrich der Große sich den Aufklärungsideen hingab; ja er erschien so recht als ihr verkörperter Ausdruck, als der Träger seines Zeitalters.

§ 513. So ward die fast 30jährige Friedenszeit, die auf den für Deutschlands Entwickelung so bedeutungsvollen (§ 506) siebenjährigen Krieg in Deutschland folgte, eine Zeit reichen geistigen Segens. An die Stelle des wüsten Hoflebens im 17. und des sittenlosen Treibens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts trat, wenngleich die Leichtfertigkeit blieb, doch meist ein aufgeklärtes, mildmenschliches, für Volkswohl, Volksbildung, für Kunst und Wissenschaft begeistertes Streben. Es trat dies nicht bloß an Höfen hervor, die sich schon seit lange an Preußen angeschlossen hatten, wie z. B. in Braunschweig, wo der freilich verschwenderische Herzog Karl, Friedrichs des Großen Schwager, eine gelehrte Anstalt gründete (das Collegium Carolinum), die viele der besten deutschen Köpfe aus den Jahren 1740 bis 1760 hier zusammenführte, oder in Anhalt-Dessau, wo unter Basedows Leitung das berühmte Philanthropinum (eine auf neuen, natürlicheren Grundsätzen beruhende Erziehungsanstalt) eingerichtet wurde. Auch der Hof von Holstein-Eutin ward ein Sammelplatz gelehrter und feiner Geister. Manche Fürsten ahmten Friedrichs militärische Thätigkeit nach, was ja freilich, besonders wenn es in kleinen Gebieten geschah, oft nur zu einem ebenso steifen wie lächerlichen Soldatenspielen führte. Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg legte in seinem Ländchen eine Festung und eine Kriegsschule an; aber diese hat doch einen Scharnhorst gebildet, und der Fürst selbst hat in fernen Ländern für sich und deutsche Waffentüchtigkeit Ruhm erworben. An seinen kleinen Fürstenhof zu Bückeburg ward Herder berufen. Im Herzogtum Sachsen-Weimar machten die Herzogin Amalie, eine Tochter Karls von Braunschweig, und dann ihr reich begabter Sohn Karl August ihre kleinen Städtchen Weimar und Jena zu Sammelplätzen der größten Geister des Jahrhunderts. Auch mancher andre edle Fürst wäre unter den kleinen thüringischen Regenten dieser Zeit aufzuzählen. In Sachsen, wo seit 1763 der minderjährige Friedrich August regierte, der nicht auf den polnischen Thron hatte gelangen können, endeten mit der verderblichen Verbindung mit Polen auch der Glanz und die Verschwendung, die August II. und August III. von Polen und ein Brühl getrieben hatten und durch die dem Lande tiefere Wunden geschlagen worden waren, als selbst durch den leidensvollen siebenjährigen Krieg. Es

folgten nun, besonders seit der Volljährigkeit des milden Fürsten, glücklichere Zeiten für das schwer heimgesuchte Land. In **Württemberg** stiftete Herzog **Karl Eugen**, der einst gegen Friedrich den Großen gekämpft und in Sittenlosigkeit und Verschwendung mit Ludwig XV. und seinem Versailler Hofe gewetteifert, in späteren Jahren aber sich zum Besseren gewandelt hatte, seine **Karlsschule**, aus der unser Schiller hervorgegangen ist. **Baden** erfreute sich unter dem edel gebildeten, humanen und frommen **Karl Friedrich** eines äußerst glücklichen Zustandes.

§ 514. Selbst viele geistliche Herren wirkten im Sinne der Aufklärung und Verbesserung. Der würdige **Fürstenberg** in **Münster**, Erzbischof **Clemens Wenzel** (ein Bruder des Kurfürsten von Sachsen) in **Trier**, **Emmerich Joseph von Breidbach** in **Kur-Mainz**, **Franz Ludwig von Erthal** in **Würzburg** und **Bamberg** u. a. zählen zu den trefflichsten deutschen Fürsten. Freilich dienten hier die Reformen fast nur dazu, die unbezwinglichen Mißbräuche in ein grelleres Licht zu setzen. Denn im allgemeinen waren die geistlichen Staaten sehr zerrüttet; man zählte wohl auf 1000 Menschen, die etwa die Quadratmeile bewohnten, 50 Geistliche und 260 Bettler. Merkwürdig war es, daß die geistlichen Herren von Köln, Trier, Mainz und Salzburg auch einen Anlauf zu kirchlicher Freisinnigkeit nahmen und bei einer Zusammenkunft zu Ems die sogenannte **Emser Punktation** (1786) aufstellten, die darauf hinausging, in Deutschland eine von Rom unabhängige katholische Nationalkirche zu begründen; doch scheiterte der Plan besonders an dem Widerstande der Bischöfe, die eine „**erzbischöfliche** Oligarchie" fürchteten, und an der preußischen Politik, die darin nur eine Stärkung der kaiserlichen Gewalt Josephs II. sehen konnte.

§ 515. Nur noch einzelne Staaten blieben zurück, so **Bayern**, das besonders durch den fortwährenden Einfluß der Jesuiten gehemmt ward und auch unter Maximilian Joseph (1745—1777) trotz dessen wohlwollender Gesinnung nur langsame Fortschritte machte, und mehr noch **Kurpfalz**, das, von schwelgerischen und trägen Regenten beherrscht, fast fortwährend im Solde Frankreichs stand. In anderen Ländern drückte noch immer eine grenzenlose Verschwendung auf die Unterthanen. In **Salzburg**, wo noch 1732 unter dem Erzbischof Ludwig Anton von **Firmian** die Protestanten vertrieben worden waren (§ 467), erhoben sich Prachtbauten wie in Florenz; eine aufgeklärtere Regierung aber begann hier erst am Ende des Jahrhunderts. In **Kassel** türmte man ebenfalls Werke stolzer Pracht auf, denen die Steuerkraft des armen Landes längst nicht gewachsen war. Leider bildete zu den Grundsätzen der Aufklärung und Humanität oft genug schnöde Willkür den dunklen Gegensatz. So verkauften damals die Höfe von Kassel, Braunschweig u. a. ihre Landeskinder in ganzen Regimentern nach England, damit sie im Dienste dieses Landes die Schlachten gegen die für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Nordamerikaner ausfechten sollten. Fast überall schützten noch grausame Jagdgesetze das fürstliche und adlige Vergnügen. Und in manchen kleinen und kleinsten Staaten, die vielleicht kaum mehr als „13 Unterthanen und einen Juden" hatten, geschahen unerhörte Thaten despotischer Laune, ohne daß sich zu ihrer Ahndung eine Hand regte. Es war eine Zeit dämmernden Lichts, mit dem noch tiefe Schatten der Nacht kämpften. Das Reich als solches war abgestorben und ohne Einfluß auf das öffentliche Leben. Was auch Gutes und Schönes in einigen Staaten begründet wurde, es fehlte ein alle deutschen Lande umfassendes nationales Band.

9. Österreich unter Maria Theresia (1740—1780) und Joseph II. (1780—1790).

§ 516. Österreich nahm gleichfalls an dem Fortschritte teil, der sich über das geistige Leben Deutschlands verbreitete. Maria Theresia (1740—1780), von einem festen, fast männlichen Charakter, von klarem Verstand und wahrer Fürsorge für ihr Volk geleitet, wußte in dem Zustande der österreichischen Länder manches zu bessern. Sie erleichterte das Los des meist noch leibeigenen Bauern, hob durch Ritterakademien die Bildung ihres Adels, der bisher meist nur äußerlichem Glanze und Scheine gelebt hatte, sorgte für den Ackerbau, für Kirche und Schule, trat, so streng katholisch sie war, doch jedem unberechtigten geistlichen Einflusse entgegen, minderte die Zahl der unnützen Feiertage, verbesserte die Gerichte, gestaltete nach preußischem Muster das Kriegswesen fast völlig um und hob auf jede Weise die Wohlfahrt ihres Landes. Selbst einige Strahlen der deutschen Litteratur fielen jetzt in dieses vom übrigen Deutschland bereits so lange abgeschlossene Land, und in der Musik übernahm Österreich durch Joseph Haydn und Wolfgang Amadeus Mozart geradezu die Führung. Auch die Finanzen, lange durch Pracht, durch Mangel an Übersicht und durch die bequeme Großartigkeit des Kaiserhofes zerrüttet, wurden, vor allem durch den Gemahl der Maria Theresia, Kaiser Franz I. — den sie in die innere Regierung sonst selten eingreifen ließ — wenigstens etwas in Ordnung gebracht. Das ganze österreichische Reich, das sich aus so verschiedenartigen Bestandteilen (§ 445) zusammensetzte, ward vorsichtig und planmäßig zu einem mehr einheitlichen Staate umgewandelt. Auch hier war das preußische Vorbild maßgebend.

§ 517. Als Franz I. 1765 gestorben war, ward sein junger Sohn Joseph II., der schon seit 1764 römischer König war, in Frankfurt unter den alten Förmlichkeiten zum Kaiser (1765—1790) gekrönt. In Österreich ward er durch seine Mutter Maria Theresia zum Mitregenten, wie es sein Vater gleichfalls gewesen war, angenommen; doch behielt sie bis zu ihrem Tode die Regierung und die gewohnte Macht fest in der Hand. In Joseph II., feurig, geistvoll, ganz glühend von den Aufklärungs- und Verbesserungsgedanken seiner Zeit wie er war, wirkte das Beispiel Friedrichs des Großen, des ehemaligen Feindes, mehr fast als in irgend einem anderen Fürsten des Jahrhunderts. Friedrichs rastlose Thätigkeit, seine Gewissenhaftigkeit, sein strenges Durchgreifen bis ins Kleine — alles das war ihm Vorbild; nur daß er mit einer Hast vorging, die ihn oft genug nötigte, Übereiltes zurückzunehmen, kaum Begonnenes fallen zu lassen. Die Bahn der Reformen in Österreich war ihm noch verschlossen, so lange seine Mutter lebte und regierte; aber Kaiser des Reichs war er allein, und wie viel gab es hier zu reformieren! Mit dem ihm eigenen Feuereifer widmete er sich dieser Aufgabe. An der Verbesserung der höchsten Reichsgerichte, des Reichshofrats zu Wien und des Kammergerichts zu Wetzlar (§ 447), die freilich beide ihren Wert längst verloren hatten, versuchte er zunächst seine Kraft, doch nur, um die Erkenntnis zu gewinnen, daß die kaiserliche Macht nicht stark genug sei, gegen die verrotteten Zustände des Reichs durchzudringen; hinderten doch die mächtigeren Reichsfürsten selbst jede Erstarkung des Reichs und der kaiserlichen Gewalt.

§ 518. Es war nicht Josephs Art, einmal gefaßte Pläne, allem Widerstande Trotz bietend, durchzusetzen. Er wandte, nachdem sein Versuch, das Reich

zu reformieren, in den ersten Anfängen gescheitert war, sein ganzes Streben der Erweiterung der österreichischen Hausmacht zu. Vor allem wollte er für Schlesien Ersatz haben. Und da bot sich ihm nun die Aussicht, wenigstens einen Teil von Bayern zu gewinnen. Mit Kurfürst Maximilian Joseph erlosch nämlich 1777 die bayrische Kurlinie (§ 390), und es mußte nun die pfalzsulzbachische (§ 248 Anm.) mit Karl Theodor, dem Landesherrn von Pfalz, Jülich und Berg, folgen, der gleichfalls ohne legitime Erben war und mit dem auch diese Linie aussterben mußte. Karl Theodor, ein ausschweifender, verschwenderischer Fürst, hatte also kein besonderes Interesse an der Erwerbung der Kurlande. So ließ er sich denn unschwer bestimmen, zu Gunsten Josephs auf fast ganz Niederbayern, sowie auf Teile von Oberbayern und der Oberpfalz als auf heimgefallene Lehen des Reichs oder der Krone Böhmen zu verzichten. Joseph besetzte sofort das Land und hoffte, vielleicht das ganze Bayern zu gewinnen. Da aber trat Friedrich der Große gegen seine Pläne auf. Er durfte Österreich nicht zu mächtig werden lassen, und so bestimmte er den künftigen Erben Karl Theodors, Karl von Pfalz-Zweibrücken, gegen diesen Verkauf zu protestieren, und erklärte sich bereit, ihn in seinen Rechten zu schützen. Da Joseph II. seinerseits auch nicht weichen wollte, so kam es zum sogenannten bayrischen Erbfolgekriege, 1778—1779. Noch einmal rückten die Heere der beiden Mächte auf die alte Scheide der Sudeten gegen Böhmen und Schlesien. Doch kam es nicht zu einem entscheidenden Kampfe. Weder Maria Theresia noch Friedrich der Große hatten Lust zur Erneuerung blutiger Kämpfe. Die Kaiserin unterhandelte hinter dem Rücken ihres Sohnes mit Friedrich über den Frieden, der dann am 13. Mai 1779 zu Teschen geschlossen ward: Österreich entsagte darin der bayrischen Erbfolge, bekam aber doch einen kleinen Teil des Landes, nämlich das Innviertel (§ 503). Leider hatte Friedrich zu diesem Friedensschlusse die Vermittelung Rußlands angerufen und so dieser Macht neue Gelegenheit gegeben, sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands einzumischen. Auch Joseph suchte von nun an die mächtige Gunst Katharinas II.

§ 519. Als Joseph nach dem Tode seiner Mutter (1780) freier Herr seiner Handlungen geworden war, nahm er seine unruhigen Vergrößerungspläne von neuem auf: er schmälerte die Stifter Passau, Konstanz, Regensburg u. a., brachte seinen Bruder auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln und Münster und ergriff endlich noch einmal den alten Plan, Bayern an Österreich zu ziehen und zwar wieder im Einverständnisse mit Karl Theodor. Er gewann diesen für den Plan, Bayern gegen die österreichischen Niederlande auszutauschen, die er ihm als ein Königreich Burgund (§ 252) abtreten wollte. Doch Frankreich, auf dessen Unterstützung er gerechnet hatte, war dem Plane nicht geneigt, und Bayerns künftiger Erbe, Karl von Pfalz-Zweibrücken, lehnte die Zumutung des russischen Botschafters, binnen acht Tagen dem Umtausche zuzustimmen, nicht bloß schroff ab, sondern wandte sich auch mit der Bitte um Hilfe an Friedrich den Großen. Da gab Joseph II. rasch seinen Plan wieder auf. Friedrich aber hatte längst eine ihm gefährliche Freundschaft zwischen Rußland und Österreich entstehen und seinen Bund mit jener Macht sich lösen sehen. Umsomehr mußte er sich fortan auf Deutschland stützen, Schutz gewährend und Schutz empfangend. Josephs Politik gegen Bayern hatte die deutschen Fürsten gegen Österreich mißtrauisch gemacht. Selbst geistliche Fürsten wandten sich vom Kaiser ab, und so konnte Friedrich, um weiteren Übergriffen Österreichs wirksamer entgegentreten zu

können, noch am Abend seines Lebens, 1785, den deutschen Fürstenbund stiften, eine Vereinigung mittlerer und kleinerer deutscher Staaten unter Preußens oberster Leitung. Dem Bunde, bei dessen Begründung sich besonders Friedrichs Minister Hertzberg thätig und geschickt gezeigt hatte und dessen Zweck es sein sollte, die einzelnen Reichsstände gegen widerrechtliche Ansprüche und Zumutungen zu schützen, traten bei: Hannover, Sachsen, Braunschweig, Baden, beide Mecklenburg, Weimar, Anhalt, Hessen, Kur-Mainz, Zweibrücken, Ansbach u. a.; doch verlor er mit Friedrichs Tode seine Bedeutung.

§ 520. Auch in seinen Erblanden konnte Joseph erst nach dem Tode Maria Theresias seinem brennenden Verlangen zu regieren, zu bessern, zu beglücken freien Lauf lassen. Edel und groß gesinnt, glich er Friedrich darin, daß er sich nie genug thun konnte, daß er jedem zugänglich war, gern persönlich eingriff und half; noch leben wie vom alten Fritz auch von ihm tausend Anekdoten in Büchern wie im Munde des Volks, das ihm freilich bei seinen Lebzeiten mit nur geringer Liebe gelohnt hat. Aber ihm fehlte der praktische Sinn und die kühle Besonnenheit des alten Meisters auf dem preußischen Throne. Eine Menge unvorbereiteter, übereilter Reformen drängten eine die andere. Die Folter hörte auf, eine Zeit lang sogar die Todesstrafe; strenge Rechtsgleichheit ward eingeführt und die Leibeigenschaft abgeschafft. In der Kirche häuften sich die Reformen noch mehr; er hob in seinem Lande über 700 Klöster (mehr als ein Drittel der bestehenden) auf und überwies ihr Vermögen für Zwecke des öffentlichen Unterrichts dem Staate, führte deutsche Kirchenlieder und die deutsche Bibel ein, gab Glaubensfreiheit und gewährte Protestanten, Juden und Griechen fast gleiche Rechte, wie sie die Katholiken hatten. Umsonst kam der Papst Pius VII. selbst nach Wien (1782): Joseph II. empfing ihn mit ausgezeichneter Achtung und Höflichkeit, gab ihm aber in keinem Stücke nach.

§ 521. Wie in seinen deutschen Ländern, so ging Joseph auch in den übrigen Erblanden mit seinen stürmischen Verbesserungen vor: er suchte mit allem Ungestüm einen Einheitsstaat herzustellen, wozu Maria Theresia langsam die ersten Schritte gethan hatte. Und hierdurch gerade entfremdete er sich die Herzen. In Ungarn beleidigte er durch Aufhebung der Leibeigenschaft den mächtigen Adel, durch Einführung der deutschen Sprache als Amtssprache die ganze Nation. In den Niederlanden verdarb er es durch seine kirchlichen Neuerungen mit der einflußreichen Geistlichkeit, die das Volk, das ohnehin durch Aufhebung mancher seiner alten Freiheiten gekränkt war, noch mehr gegen ihn aufreizte. So brach hier eine offene Empörung aus (1789), und auch in Ungarn und Böhmen drohte eine solche — da starb der Kaiser schnell und in der Blüte der Mannesjahre (20. Februar 1790). Er hatte an einem Kriege der Kaiserin Katharina II. von Rußland gegen die Türkei (1788—1791) teilgenommen, da er auch hier auf Eroberungen hoffte. Der Krieg aber ward von den Österreichern nicht glücklich geführt, und in der Fieberluft der untern Donaugegend hatte der Kaiser den Keim tödlicher Krankheit eingesogen. Die tiefe Verstimmung über das Scheitern fast aller seiner Pläne und so vieler wohlmeinender Absichten hatte seine Gesundheit schon vorher untergraben. Nicht lange vor seinem Tode bekannte er, als er das Sakrament in seiner Schloßkapelle nahm, öffentlich und feierlich: er habe nur das Gute gewollt, sollte er gefehlt haben, so hoffe er auf die göttliche Barmherzigkeit und Nachsicht. Nach seinem Tode lenkte zwar Österreich wieder mehr in die alten Bahnen ein,

doch waren durch Josephs Neuerungen auch in diesem Staate die Kräfte geweckt und eine völlige Umkehr zum Alten unmöglich geworden.

§ 522. Schon schreckte die große Bewegung der französischen Revolution Europa und machte auch die freier denkenden Herrscher mißtrauisch gegen jede Neuerung und gegen die Stimme ihrer Völker. Als auf Joseph dessen Bruder Leopold II. sowohl in Österreich als auf dem deutschen Kaiserthrone gefolgt war, verfuhr dieser genußsüchtige, aber kluge Herrscher, der bisher als Großherzog von Toscana (§ 251 Anm.) gleichen Grundsätzen wie Joseph gehuldigt hatte, mit äußerster Vorsicht, bezwang die Revolution in den Niederlanden mit Waffengewalt und versöhnte Ungarn. Er brachte einen Zug welscher Listigkeit mit auf den Kaiserthron, die auch in den äußeren Beziehungen des Staats, besonders in denen zu Preußen ihre Anwendung fand. Im Innern schuf er eine wachsame, geheime Polizei, führte die Censur wieder ein und wußte allen revolutionären Regungen klug und streng zu begegnen.

10. Die letzten Zeiten Friedrichs des Großen und die Regierung Friedrich Wilhelms II. 1786—1797.

§ 523. Friedrich der Große erfreute sich in seiner langen Regierungszeit der unveränderten Liebe seines Volks und der Achtung Europas. Aber ihm selbst blieb nicht verborgen, wie die Zeit sich verwandelte. Er sah in seinem Preußen den alten einfachen, entsagungsvollen Sinn schwinden, der einst die Drangsale des siebenjährigen Kriegs überdauert hatte. Er sah, daß Glaube und Frömmigkeit nicht ungerächt von den Hohen dieser Welt verlacht werden, sondern daß sich auch das Volk dieser Güter leicht entäußert, und so wünschte er wohl selbst, die schlichte Frömmigkeit des preußischen Volkes wäre noch so, wie er sie einst 1740 von seinem Vater überkommen hatte. Auf die neuen, großen geistigen Schätze des deutschen Volks, in denen sich Aufklärung und Tiefe, Freiheit und Sittlichkeit zu verbinden begannen und die zum Teil gerade in seinem Preußen seit Lessing und Kant erwachsen waren, fiel sein in dieser Beziehung ganz gehaltener Blick nicht. Sein äußeres Leben vereinsamte je länger desto mehr; alle seine Freunde gingen vor ihm ins Grab. Einzelne Todesfälle der Seinen, die ihn schwer getroffen hatten, waren schon während des siebenjährigen Kriegs eingetreten: seine Mutter starb bald nach der Schlacht bei Kolin, seine Schwester Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth (§ 471), gerade am Unglückstage von Hochkirch. Auch der Marquis d'Argens starb vor ihm und in dem Jahre, das ihn selbst dahinraffen sollte, auch der alte Waffengefährte Zieten. Friedrich wurde allmählich fast zum Menschenfeind; es schien ihm wohl, als lebe er seinem Geschlechte zu lange. Trotzdem blieb er mit der alten, treuen Sorge auf das Wohl seines Reichs und Volks bedacht, und ungebrochen von Seelenschmerzen und Körperkrankheit verharrte er in der strengen Ordnung seiner Thätigkeit noch bis zum Tage vor seinem Tode. Am 17. August 1786 brach das gewaltige Auge, das so klar seine Zeit, so streng und groß sein Reich beherrscht hatte. Sein Bild strahlt unter den Helden und Lieblingen der deutschen Nation: das Bild des „alten Fritz", wie er dasteht in dem dreikantigen Hut, dem einfachen blauen Soldatenrock, den hohen, über die Kniee gehenden Stiefeln; oder wie er hinreitet auf seinem Schimmel, den Krückstock in der Hand, die Gestalt nicht groß, hager, von Alter und Leiden gebeugt, das Angesicht tief

gefurcht und wettergebräunt, aber mit einem wunderbar großen und hellen Auge, aus dem der Herrschergeist leuchtet. Neben Luther lebt sein Name in unzähligen Geschichten, Anekdoten und Erinnerungen im Munde unseres Volks bis auf heute fort. — Mit ihm schien Preußens große Zeit dahin.

§ 524. Denn der ihm auf dem Throne folgte, ersetzte ihn bei weitem nicht. Friedrich Wilhelm II., Friedrichs Brudersohn, hatte die persönlichen Gaben des Mutes, der Ritterlichkeit, der Gutmütigkeit, auch eines empfänglichen, regsamen Geistes; aber diese Eigenschaften wurden verdunkelt durch schwankendes Wesen, Sinnlichkeit und Hang zum Wunderbaren. Auch hatte der große Friedrich diesen seinen Nachfolger, dessen persönliche Begabung er nicht hoch schätzte, nicht in die Regierungsgeschäfte eingeweiht. Nur der Minister Hertzberg war einigermaßen imstande, Friedrichs des Großen Politik fortzusetzen. Zunächst zwar stand Preußen noch ehrfurchtgebietend unter den Mächten Europas da; das zeigte sich gleich im Beginne der Regierung des neuen Herrschers. In Holland lag die republikanische Partei mit dem Erbstatthalter Wilhelm V. von Oranien in Zwiespalt; zuletzt kam es soweit, daß dessen Gemahlin, eine Schwester Friedrich Wilhelms II., als sie eine Reise von Nymwegen nach dem Haag machen wollte, von der Bürgermiliz an der Grenze der Provinz Holland mehrere Stunden gleichsam gefangen gesetzt und dann auf Befehl der „hochmögenden" Herren von Holland zurückgeschickt wurde. Dieser Vorfall und besonders die Auslegung, die ihm der oranische Hof gab, veranlaßte den König, aus der Zurückhaltung, die er bisher den holländischen Wirren gegenüber beobachtet hatte, herauszutreten, um die Beleidigung der Schwester zu rächen. So rückten denn 1787 über 20000 Preußen unter dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, dem Neffen des aus dem siebenjährigen Kriege bekannten Ferdinand von Braunschweig (§§ 494, 498), unter dem auch er schon an mehreren Schlachten jenes Kriegs teilgenommen hatte, in das Land ein, bezwangen mit leichtester Mühe die prahlerischen Bürgermilizen der Republikaner und setzten die prinzliche Familie in ihre alte Machtstellung wieder ein. Großmütig verzichtete Friedrich Wilhelm II. auf alle Kriegskosten und andere Vorteile, die er bei dieser Gelegenheit seinem Lande leicht hätte verschaffen können, z. B. freie Schiffahrt auf dem von den Niederländern mit Zöllen gesperrten Rhein. Schon durch diesen ersten, leichten Feldzug, der unglücklicherweise den alten Glauben des Heeres an seine Unbesiegbarkeit noch befestigte, wurde der von Friedrich hinterlassene Schatz sehr verringert. Weniger ruhmreich fiel der Feldzug in die Champagne 1792 aus, der in Verbindung mit Österreich, doch wesentlich von preußischen Truppen, unter der Führung desselben Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und in Gegenwart des Königs selbst unternommen wurde (§ 541 ff.). Die größten Erfolge dagegen schien er im Osten zu gewinnen; doch waren auch hier die Vorteile mehr glänzend als dauernd.

§ 525. Das polnische Reich hatte unter den übermütigen Eingriffen des sich fortwährend vergrößernden Rußland sein herabgewürdigtes Dasein nach der ersten Teilung (§ 509) noch eine Zeit lang fortgefristet. Im Jahre 1787 veranlaßte Katharina II., die ihre alten Eroberungspläne gegen die Türken nie aus den Augen verloren hatte, einen Krieg, dem sich auch Österreich unter Joseph II. anschloß (§ 521) und in den sie ihre Kreatur, den Polenkönig Stanislaus Poniatowski, mit hineinzog; das nächste, aber nicht das einzige Ziel sollte der Sturz der Türken sein; daß dann zunächst Preußen bedroht sei, konnte sich niemand verbergen. Unter ihrem Feld-

herrn Potemkin machten die russischen Heere in der Moldau und Walachei die raschesten Fortschritte. Friedrich Wilhelm II. und sein Minister Hertzberg folgten der Politik Friedrichs des Großen, indem sie die Bedrohung des europäischen Gleichgewichts durch die überhandnehmende russische und österreichische Macht abzuwenden und sich gegen eine östliche, slavische Überwältigung zu wahren suchten. Preußen verband sich deshalb nicht nur mit England, Holland und Schweden, die gleiche Interessen hatten, sondern auch mit der Pforte selbst und mit Polen, dessen Regierung anders als sein König dachte. Allerdings war Hertzbergs Politik dabei zweideutig; er hoffte wenigstens Danzig und Thorn, vielleicht auch die Gebiete von Posen und Kalisch für Preußen zu gewinnen, wogegen Österreich, wenn man es zum Nachgeben bringen könnte, Galizien an Polen abgeben und sich dafür an türkischen Provinzen entschädigen sollte. So lange Joseph II. lebte und seine im Aufstand begriffenen Länder (§ 521) in Hertzbergs Hand zum Werkzeug gegen ihn gemacht werden konnten, waren die Aussichten für Preußen günstig. Schon faßte es an der Grenze Belgiens, im Bistum Lüttich, wo es die Bewohner gegen ihren Bischof unterstützte, festen Fuß; preußische Offiziere organisierten die belgischen Truppen gegen Österreich. Als aber hier Leopold II. zur Regierung kam (§ 522), suchte er geschmeidig und klug eine Annäherung an Preußen, das noch immer eine sehr kriegerische Haltung bewahrte. Es kam zum Kongreß von Reichenbach (in Schlesien), an dem außer Österreich und Preußen auch Polen, England und Holland teilnahmen. Hier wurde eine Verständigung erzielt. Im Reichenbacher Vertrage vom 27. Juli 1790 gab Österreich seine im türkischen Kriege gemachten Eroberungen auf und versprach, sich fortan jeder Unterstützung Rußlands in dem noch fortdauernden Kampfe zu enthalten; damit begnügte sich Friedrich Wilhelm II. und verzichtete auf den Kampf mit Österreich: Preußen war zum erstenmal bei der Verfolgung seiner Pläne zurückgewichen.

§ 526. Die Folge des Reichenbacher Kongresses war der Rücktritt Hertzbergs von der Regierung und eine größere Hinneigung Preußens zu Österreich, das nicht daran dachte, die Bedingungen des Reichenbacher Vertrags der Türkei gegenüber zu erfüllen, und so Preußen noch mehr bloßstellte. Da aber dem Könige Friedrich Wilhelm jetzt nichts so sehr am Herzen lag wie der Krieg gegen die Revolution in Frankreich, so nahm er die Untreue Österreichs ruhig hin. Rußland nahm im Türkenkriege auf Preußen keine Rücksicht mehr, zumal die Seemächte sich von diesem lossagten. Die Mächte, die auf Preußen gehofft hatten, die Türkei, Polen und Schweden, sahen sich von ihm preisgegeben und hielten es für treulos. Ja Polen schritt nun unbekümmert um Preußens Freundschaft zu einer Umwandlung seiner Verfassung und nahm 1791 ein Königtum, das in dem Hause Sachsen erblich sein sollte, und eine den französischen Grundsätzen von 1789 nachgebildete konstitutionelle Verfassung an. Allen diesen Veränderungen, die Polen wieder zu einem lebensfähigen Staate zu machen schienen, gab Friedrich Wilhelm zunächst seine Zustimmung, obwohl anzunehmen war, daß ein starkes Polen voraussichtlich auch Westpreußen wiederzugewinnen suchen würde und obwohl die Verbindung von Sachsen und Polen für Preußen eine ernste Gefahr war. Als aber dann Rußland in Polen, um es nicht wieder erstarken zu lassen, die Bildung der Konföderation von Targowice veranlaßt hatte und nun zu deren Unterstützung russische Truppen einrückten, einigte sich der preußische König mit Katharina II.

zu einer zweiten Teilung Polens 1793, in der er die Woiwodschaften Gnesen, Posen und Kalisch nebst den Städten Thorn und Danzig erhielt. Aus diesen so erworbenen Gebieten ward eine neue Provinz, Südpreußen, gebildet. Als sich bald darauf die polnischen Patrioten noch einmal unter Kosciuskos Führung erhoben und ein gewaltiger Aufstand ausbrach, wurde er von den Russen und Preußen, die im Anfang die Hauptlast des allerdings nicht besonders ehrenvollen Kampfes trugen, niedergeworfen. Zuletzt erstürmte der russische Feldherr Suworoff Praga, die Vorstadt Warschaus, das sich dann auch ergeben mußte. Nun folgte die dritte Teilung (1795), die das polnische Reich von der Karte tilgte und bei der Rußland wie in den früheren Teilungen den Löwenanteil, Österreich, das keinen Schwertstreich gethan, durch die Gunst Rußlands, mit dem es sich gegen die Türkei verbündet hatte, einen fast gleich großen Anteil, West-Galizien, erhielt, während Preußen mit einem Strich im Osten seines Landes mit der Hauptstadt Warschau — es bildete daraus die Provinzen Neuostpreußen und Neuschlesien — abgefunden wurde.

§ 527. Ohne sich durch die Klugheit seiner Staatsmänner oder durch die Überlegenheit seiner Waffen hervorgethan zu haben, war Preußen um fast 2000 □ Meilen gewachsen. Aber dies in der zweiten und dritten Teilung Polens gewonnene Gebiet war weder deutsches Land, noch auch so leicht von preußischer Art und deutscher Nationalität zu bewältigen. Es waren ungeheure, öde Landstrecken mit slavischer, fanatisch-katholischer Bevölkerung, die allem, was germanisch und protestantisch hieß, aufs feindseligste entgegentrat. Sie in deutsches und preußisches Wesen hineinzubilden, dazu hätte es einer langen Zeit des Friedens bedurft, und diese war dem preußischen Staate nicht beschieden. So blieben diese Lande ein unsicherer und wenig wertvoller Erwerb, ja ihr Besitz konnte Preußen und seiner Aufgabe in Deutschland geradezu verderblich werden.

§ 528. Im Innern war die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. nicht glücklicher. Zwar ward die lästige Regie (§ 510) aufgehoben, das Schulwesen und auch die aufblühende deutsche Litteratur gefördert, aber im großen und ganzen sank auch die innere Ordnung des Staates. Der wohlgefüllte Schatz Friedrichs des Großen war durch die unglücklichen äußern Unternehmungen bald erschöpft, die Einnahmen, die man mit Beseitigung der Regie aufgegeben hatte, wurden nicht durch andre ersetzt, und bald traten Schulden an die Stelle eines reichen Schatzes. Am Hofe begann ein sittenloses Leben, das bald Nachahmung fand; Leichtsinn und Genußsucht nahmen überhand und mit diesen Fehlern zugleich eine oberflächliche, prahlerische Überhebung, die es vergaß, daß Preußen seine Großmachtstellung nur behaupten konnte, wenn man die Bahnen des großen Friedrich weiter wandelte und König und Volk in der Anspannung aller Kräfte (§ 511) wetteiferten. Damit stand es in schneidendem Gegensatze, daß Friedrich Wilhelm II. sich Menschen hingab, die, zum Teil Heuchler und Gaukler, sein Gemüt für eine krankhafte Religionsschwärmerei zu gewinnen verstanden, neben der doch die Unsittlichkeit des Lebens fortdauerte. Aus jener ging das sog. Wöllnersche Religionsedikt hervor, das die Glaubensüberzeugung der Geistlichen einer vorhergehenden Prüfung unterwarf und sie zu zwingen versuchte, ihre Predigten streng in den Grenzen der alten Rechtgläubigkeit zu halten, auch wenn sie selber anders dächten. Gegen dies Gesetz empörte sich ebensowohl die selbst-

gefällige, eitle Oberflächlichkeit und Aufgeklärtheit, die besonders in Berlin ihren Sitz hatte, als auch die ernste, strenge, aber freie Forschung, die seit Lessing, Herder, Semmler und Kant in Preußen heimisch war, und der echt protestantische Geist, der nirgends Religiosität in der Form des Zwanges billigt. Das Gesetz wurde denn auch später von Friedrich Wilhelms II. Nachfolger, Friedrich Wilhelm III., für verderblich erkannt und aufgehoben. — Der Minister Wöllner, von dem es ausging, hatte leider mit manchen andern unwürdigen Männern das Herz des weichen Königs zu gewinnen gewußt. In einem Jahrzehnt war die scheinbar so feste Gründung Friedrichs des Großen unterhöhlt, und als König Friedrich Wilhelm II. am 16. November 1797 starb, hinterließ er seinem Sohne Friedrich Wilhem III. die schwere Aufgabe, das schon lecke Staatsschiff durch die Stürme einer wildbewegten Zeit zu steuern.

II. Deutsche Dichtung und Wissenschaft.

§ 529. Obwohl, wie oben (§ 513) gezeigt ist, in allen Teilen Deutschlands ein neues, frisches geistiges Leben begonnen hatte und mancher aufgeklärte, wohlwollende Fürst seinen Unterthanen, die durch einen langen Frieden beglückt wurden, Bildung und Gedeihen zu schenken bemüht war, fehlte es doch auch nicht an den gröbsten Mißbräuchen und Rückschritten. So war Österreich nach den kurzen, übereilten Versuchen Josephs zu den alten Bahnen zurückgekehrt und schloß sich in seinen politischen Interessen und seinem geistigen Leben mehr denn je von dem übrigen Deutschland ab. So schien auch Preußen nach kurzem, glanzvollem Aufleuchten wieder zu sinken. Und dennoch war es ganz anders geworden in dem deutschen Volke, dennoch konnte man jetzt wieder, und vielleicht mehr als je zuvor, von einer deutschen Nation reden. Zunächst waren es die Glanzthaten des Prinzen Eugen, des Großen Kurfürsten und vor allem Friedrichs des Großen gewesen, die darauf hingewirkt hatten; aber ihnen an die Seite traten jetzt die Thaten der deutschen Geisteshelden, die dem deutschen Volke von neuem das Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit und seines Adels unter den Nationen der Erde erschufen. Der deutsche Geist, im Protestantismus zu neuer Innigkeit des Gefühls und zu neuer Kraft des Denkens erwacht, hatte in der Ermattung des 17. Jahrhunderts gleichsam über seinen verborgenen Schätzen träumend ausgeruht, jetzt im 18., unter dem Nachhall der Thaten Friedrichs, erhob er sich von neuem. Aber obwohl zunächst nur von Preußen dem deutschen Nationalgefühle diese Anregung kam, so nahmen doch an der neuen deutschen Geistesentwicklung alle deutschen Stämme teil, ja es quoll in den kleinen Staaten im Süden und Westen des Vaterlands eine noch reichere Ader deutschen Geisteslebens als in Preußen selbst; und sogar die Schweiz, dieses politisch von Deutschland getrennte Glied, griff fördernd mit ein.

§ 530. Von hier ging schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Dichter und Gelehrter aus, der die alte Verbindung der Schweiz mit Deutschland gleichsam neu befestigte. Das war Haller (1708—1777), der Dichter der „Alpen", der nach Göttingen berufen lange Zeit eine Zierde dieser blühenden Universität war, die Deutschland der Vorliebe des hannöverisch-englischen Königshauses für das deutsche Stammland verdankte (begründet 1737). Hallers Zeitgenosse war Hagedorn in Hamburg (1708—1754), der zuerst die schwerfällige deutsche Poesie wieder Anmut lehrte. So regte sich im äußersten Norden wie im äußersten Süden die deutsche Muse zuerst wieder. In Leipzig, der alten Stadt des obersächsisch-

meißnischen Stammes, dessen Sprache die Grundlage des Neuhochdeutschen (§ 423) gewesen war, gab seit 1730 Gottsched (1700—1766) Regeln der Poesie, freilich steif, einseitig und anmaßend genug; doch läuterte er, besonders durch den Hinweis auf die besseren französischen Dichter, den Geschmack in Deutschland. Gerade als Friedrich der Große den Thron bestiegen hatte und die schlesischen Kiege begannen, ließen sich Schweizer Kunstfreunde und Dichter (Bodmer, Breitinger) mit Gottsched in einen heftigen Schriftenkampf ein, der zur besseren Erkenntnis des Wesens der Poesie führte. Durch und trotz Gottsched ward Leipzig der Sammelplatz der bedeutendsten Kräfte dieses Jahrzehnts; von hier aus wirkte Gellert (1715—1769), der Dichter volksbeliebter Kirchenlieder wie anmutiger Fabeln und Erzählungen; ferner jene Männer, die, einen jugendlichen Freundeskreis bildend, sich später meist in Braunschweig am Collegium Carolinum (§ 513) wieder zusammenfanden, Gärtner, Ebert, Zachariä u. a., die man von ihrer Zeitschrift als die Mitarbeiter der Bremer Beiträge zu bezeichnen pflegt. Aus diesem Kreise ging der erste große deutsche Dichter der Neuzeit hervor: Klopstock (geb. 1724 zu Quedlinburg, gest. 1803 zu Hamburg), der Sänger des „Messias“ und herrlicher Oden. Es lebte in ihm noch der fromme Glaube der Reformation, und er zuerst verlieh der deutschen Sprache wieder den erhabenen Schwung, den sie seit Luther vergessen hatte; mit edlem Selbstbewußtsein erhob sich durch ihn wieder die deutsche Muse; er gab auch der Liebe zum deutschen Vaterlande wieder frischen, reinen Ausdruck:

Was that Dir, Thor, Dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht das Herz Dir nicht
Bei seines Namens Schall!

Er zuerst hat wieder Großes gehofft von seinem damals noch so zersplitterten, vielfach gedrückten Heimatlande (1773):

Frei, o Deutschland,
Wirst Du dereinst, ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen!

§ 531. Begeistert, wie Klopstock vom Vaterlande sang, hallte es nun auch nach im Kreise der jungen Dichter, die in ihm ihr Vorbild fanden, bei den Sängern des sog. Göttinger Haines: Voß, Hölty, Bürger und den Brüdern Stolberg. Unterdessen hatte Gotthold Ephraim Lessing (1729—1781), der in Leipzig, dann in Berlin und Hamburg, zuletzt in Wolfenbüttel lebte, der deutschen Prosa Kühnheit und Kraft gegeben und die letzten Fesseln französischer Knechtschaft, die die deutsche Poesie noch trug, gesprengt; er hatte das deutsche Drama geschaffen; er hatte sich in seiner „Minna von Barnhelm“ unmittelbar durch Preußens Ruhm und Größe begeistern lassen und in seinem „Nathan dem Weisen“ in edelster Reinheit Duldung und Geistesfreiheit verkündigt. Zu ihm standen die eigentlich preußischen Dichter in engerer Beziehung: Ewald von Kleist (1715—1759), der Sänger des Frühlings, der in der Schlacht von Kunersdorf zu Tode verwundet ward, und Gleim, der Halberstädter Kanonikus, der Dichter der „Lieder des preußischen Grenadiers“, der Herold von Friedrichs Schlachtenruhm im siebenjährigen Kriege. Auch große Gelehrte gingen aus Preußen hervor: so Winckelmann, dessen Sinn nach den antiken Kunstherrlichkeiten des Südens stand und der dem deutschen Volke, ja der ganzen neueren Zeit der begeisterte Ausleger ihrer Schönheit wurde: so Kant in Königsberg,

der ganz neue Bahnen des Denkens und Untersuchens erschloß und zugleich mit hohem sittlichem Ernst der leichtfertigen Aufklärung, wie sie die französischen sogenannten Philosophen (§ 512) verbreitet hatten, siegreich entgegentrat.

§ 532. In diesem neueren Geiste des kühnen Forschens und Strebens erwachsen trat dann Herder (1744—1803) hervor, ebenfalls ein Ostpreuße, der gleichmäßig als Gottesgelehrter, Philosoph und Dichter seine reiche Wirksamkeit entfaltete und dem deutschen Sinne das Verständnis für die Poesie aller Völker und aller Zeiten erweckte. Zur Vollendung aber ward die deutsche Poesie geführt durch Süddeutsche, Kinder des alten fränkischen (§ 124) und schwäbischen (§ 149) Stamms. Schon früher hatte Wieland (1733—1813), der Dichter des Oberon, geboren zu Biberach in Schwaben, französischen und antiken Vorbildern folgend mit Heiterkeit, Witz und Anmut den noch immer schwerfälligen deutschen Geist zu beleben gewußt. Den höchsten Gipfel des Großen und Schönen aber gewann Johann Wolfgang Goethe (geb. zu Frankfurt a. M. 28. August 1749, gest. zu Weimar 22. März 1832). Gleich seine ersten Werke, Götz von Berlichingen und Werthers Leiden, hatten zündende Wirkung. Sein herrliches Vorbild riß die ganze damalige dichterische Jugend mit fort und durch ihn hervorgerufen begann in der sogenannten Sturm- und Drangperiode unserer Litteratur (zwischen 1770 und 1785) ein ebenso gewaltiger Umschwung auf geistigem Gebiete, wie ihn auf staatlichem Gebiete etwa zwei Jahrzehnte später die französische Revolution hervorgebracht hat. Ihm strömte die Fülle deutscher Innigkeit in seinen Liedern und Balladen, die ganze Tiefe deutschen Denkens und Sinnens in seinem Faust, der ganze Reichtum freier Lebensanschauung in seinen Romanen (Wilhelm Meisters Lehrjahre, Wahlverwandtschaften ꝛc.) und in seiner Selbstbiographie (Wahrheit und Dichtung); und als seine italienische Reise ihn mit dem südlichen Himmel und den ehrwürdigen Resten alter Kunst bekannt gemacht hatte, prägte er auch jene klassische Vollendung der Form, die wir bei den Alten bewundern, seinen reifsten Werken (Iphigenia, Tasso, Herrmann und Dorothea) auf. Neben diesen weltumfassenden Geist, zu dem bald alle Nationen als zu dem größten Dichter der Neuzeit aufblickten, trat der jüngere Gefährte, Friedrich Schiller (geb. zu Marbach in Schwaben, 10. Nov. 1759, gest. zu Weimar 9. Mai 1805), der große Dramen-Dichter der Deutschen, der Sänger der Vaterlandsliebe und der Freiheit, dem „der Geschichte Flut auf Fluten schwollen" und dessen gewaltiges Geistesleben unter schwerem äußerem Drucke ein stetes Fortschreiten war „ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen." Beide Männer lebten in erhebender Freundschaft zusammenwirkend in Weimar, wohin auch Herder, Wieland u. a. berufen waren und das damals unter Karl Augusts großherziger Regierung eine Hauptstadt der deutschen Dichtung ward. Neben Weimar blühte die Universität Jena, wo Fichte, Schelling und Hegel, die großen Philosophen Deutschlands, nach einander gewirkt und gelehrt haben (1795—1806).

§ 533. So erreichte die deutsche Litteratur am Ende des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Den Deutschen war sie mehr als andern Völkern die ihre: nicht bloß ein gerechter Stolz und eine Freude — sie ersetzte ihnen vorläufig das Gesamt-Vaterland und schloß sie in eine geistige Einheit zusammen, die über die Grenzen des zerrissenen deutschen Reichs hinausging und selbst dessen längst abgetrennte Glieder, die Niederlande und die Schweiz, ja die im fernen Osten, in Siebenbürgen und in den baltischen Provinzen unter fremdem Scepter wohnenden Deutschen, wie die, welche jenseits des Oceans als fleißige Kolonisten sich eine neue Heimat gegründet hatten, mit umfaßte.

C. Kampf gegen die französische Revolution und die Napoleonische Gewaltherrschaft. 1792—1815.

1. Die französische Revolution und ihre erste Einwirkung auf Deutschland.

§ 534. Während in Deutschland eine innere Umwälzung der bisherigen Anschauungen fast auf allen Gebieten des geistigen Lebens vor sich ging, war in den Ländern des Westens eine ähnliche Änderung der politischen Anschauungen erfolgt. Die amerikanischen Kolonien hatten sich in längerem Kampfe (1773—1783) ihre Unabhängigkeit von England, ihrem Mutterlande, erkämpft. Friedrich der Große war der erste europäische Monarch gewesen, der die so entstandenen Freistaaten anerkannt hatte*). Bei dem Kampfe und bei der Errichtung dieses neuen Gemeinwesens waren neue staatliche Grundsätze hervorgetreten und durchgedrungen: Grundsätze der Gleichheit aller Staatsbürger unter sich, der Selbstbestimmung des Volks u. s. w. Am eifrigsten hatte diese Grundsätze Frankreich aufgefaßt, wo die Gemüter bereits für solche Vorstellungen vorbereitet waren (§ 512). Junge, begeisterte Schwärmer wie Lafayette waren als Freiwillige übers Meer mit in den Kampf gezogen, dem alle Aufgeklärten des Zeitalters mit warmer Teilnahme folgten: zugleich hatte die allgemeine Stimmung in Frankreich, besonders die des freisinnigen Adels, den König genötigt, offen die Waffen für die junge Republik zu ergreifen.

§ 535. Auch als der Friede geschlossen und die staatliche Selbständigkeit der amerikanischen Kolonien anerkannt war, wirkten die Gedanken, die dort siegreich gewesen waren, in Europa weiter und fanden besonders in Frankreich einen fruchtbaren Boden. Frankreich, noch vor einem Jahrhundert der erste Staat Europas, war weit zurückgeblieben. Die Krone hatte ihre Aufgabe, den schreienden Übelständen abzuhelfen, nicht verstanden und nicht gelöst. Die Sünden Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. lagen wie ein Alp auf dem gedrückten Lande und auf Ludwig XVI., dem unglücklichen Sproß schuldbefleckter Vorfahren. Eine unermeßliche Schuldenlast und infolge davon unerschwingliche Steuern, die dazu noch von einem, dem sog. dritten Stande, dem der Bürger und Bauern, fast allein aufgebracht werden mußten und sich nicht auch auf die beiden ersten Stände, den Adel und die Geistlichkeit, gleichmäßig verteilten, außerdem die Erschütterung des Glaubens, die Mißhandlung des einst so treuen Volks, die nach dem Beispiele des Hofs einreißende Sittenverderbnis: dies alles wirkte zusammen, eine Revolution vorzubereiten, die das Königspaar, der fromme und sittenreine, aber schwerfällige und unentschlossene Ludwig XVI. und seine weit befähigtere, aber im leeren Getriebe des Hoflebens aufgehende Gemahlin Marie Antoinette, die Tochter Maria Theresiens, wenn sie auch wohlwollend waren, nicht zu beschwören vermochten. Um für die Geldverlegenheiten Abhilfe zu schaffen und eine gerechtere Verteilung der Steuerlast herbeizuführen, wurden endlich 1789 die alten, seit mehr als anderthalb Jahrhunderten nicht versammelten Stände des Reichs, die Generalstaaten (états généraux), berufen. Bald gewannen unter diesen die Vertreter des dritten Standes (tiers état), von Männern wie Mirabeau, Sieyes, Lafayette geleitet, die Oberhand; sie erklärten sich als verfassunggebende Nationalversammlung

*) Er hoffte davon für Ostfriesland eine bedeutendere Handelsentwicklung.

(Assemblée nationale constituante), luden die Vertreter der beiden andern Stände zum Anschluß ein und schwuren, als der König ihnen entgegentrat, nicht auseinander gehen zu wollen, ohne dem Reiche eine Verfassung gegeben zu haben. Ein Volksaufstand in Paris, der die Bastille, das alte Staatsgefängnis Frankreichs, brach (14. Juli), und ein zweiter, in dem ein wüster Volkshaufe den König und seine Familie von Versailles nach Paris führte (5. und 6. Oktober), förderte die Bestrebungen der Nationalversammlung. Sie stellte nun wirklich eine neue, eine monarchisch-konstitutionelle Verfassung auf, die freilich die königlichen Rechte schon auf das geringste Maß herabdrückte. Neben ihr aber stand, vor allem durch den Jakobinerklub vertreten, bereits eine offen republikanische Partei, gelenkt von Robespierre, Danton, Marat, Camille Desmoulins u. a., der besonders die Kommune, d. i die Stadt Paris mit ihrem sich immer mehr geltend machenden Pöbel, zujauchzte. Durch die immer mehr wachsende aufrührerische Stimmung in seiner Sicherheit bedroht machte der König im Juni 1791 einen Fluchtversuch, der aber mißlang.

§ 536. Bald darauf ging die verfassunggebende Nationalversammlung auseinander, und eine neue, aus demokratischen Wahlen hervorgegangene trat an ihre Stelle, die gesetzgebende (Assemblée nationale législative), welche die von der ersten Versammlung aufgestellte Verfassung ins Leben führen sollte. In ihr hatte bereits eine republikanische Partei, die der sogenannten Girondisten, die Oberhand. Diese trieb die Sache zum Bruche und verwickelte absichtlich Frankreich zunächst mit Deutschland in einen Krieg, zu dem die lärmenden Herausforderungen der bei Clemens Wenzel (§ 514) in Trier und Coblenz weilenden Emigranten freilich erwünschten Anlaß boten. Die Lage des Königs wurde dadurch nur schlimmer, da man in den eindringenden Feinden seine Bundesgenossen erblickte. So kam es denn am 10. August 1792 zu einem planmäßig angelegten Angriff des Pöbels auf die Tuilerien. Die königliche Familie mußte in der Nationalversammlung Schutz suchen, die den König seiner Gewalt entkleidete und seine Verhaftung anordnete. Immer mehr rissen nun die Jakobiner, neben denen die Girondisten noch als gemäßigt erschienen, die Gewalt an sich. Danton erklärte im Jakobinerklub, der Schrecken müsse Frankreich retten, und ordnete die Hinmetzelung der wehrlosen Eingekerkerten, die fürchterlichen Septembermorde, an. Unter dem lähmenden Eindruck dieser furchtbaren Greuel wurde die neue, die dritte Nationalversammlung gewählt. Als Nationalkonvent (Convention nationale) trat sie am 21. September 1792 zusammen. Gleich am Tage der Eröffnung erklärte der Konvent Frankreich für eine Republik und nahm, während der König in dem Temple gefangen gehalten wurde, selbst die Regierung des Staats in die Hand.

§ 537. Im Konvent herrschte die Partei des Bergs, d. h. die wilden Republikaner von Dantons und Robespierres Partei. Diese sandten zuerst den König aufs Schafott (21. Januar 1793), dann die gemäßigten Republikaner, die Girondisten — dann wütete die Partei unter sich, und nachdem auch Danton auf der Guillotine geendet hatte, herrschte Robespierre mit seinem Anhange wie ein Tyrann in Frankreich. Da gleichzeitig fast ganz Europa gegen die neue Republik in den Waffen stand, so leiteten die Häupter des Konvents und des „Wohlfahrtsausschusses“ aus dieser bedrohten Lage Frankreichs die Notwendigkeit her, daß der Schrecken fortherrschen müsse. Zu Tausenden wurden die Gegner der Robespierreschen Republik, die eine vollkommene

Umgestaltung der bisherigen gesellschaftlichen Ordnungen erstrebte, eingekerkert, und Ströme von Blut rannen in Paris, in den größeren Städten Frankreichs, selbst auf dem Lande von den Guillotinen. Endlich (Juli 1794) ward auch Robespierre und sein Anhang gestürzt, aber noch ein Jahr dauerte die Herrschaft des Konvents; dann erst lenkte Frankreich wieder zur alten Ordnung zurück und suchte des Blutrausches müde Ruhe im Innern. Durch Einsetzung einer neuen Regierung, des Direktoriums, schien es sie vorläufig gefunden zu haben (1795); schon aber lag die ganze Kraft des Staates in den Heeren und ihren jungen Feldherren. Von dem Suchen nach gesetzmäßiger Freiheit und geordneter Verfassung war man ausgegangen, dann aber hatte man sich in rasender Wut mehr und mehr überstürzt und endete, wo so maß- und zügellose Bewegungen fast immer enden: im Militär-Despotismus.

§ 538. Staunend hatte Europa dem furchtbaren Schauspiele zugeschaut. Auf das Nachbarland Deutschland wirkten diese Begebenheiten zunächst und am mächtigsten. Zuerst, als die neuen Gedanken: verfassungsmäßige Freiheit, Herrschaft des Rechts statt der Willkür, brüderliche Gleichheit 2c., mit beredten Worten von begabten und begeisterten Menschen vorgetragen, über den Rhein drangen, fanden sie durch ganz Deutschland lebhafte Teilnahme. Damals sang Klopstock:

Hätt' ich hundert Stimmen, ich feierte Galliens Freiheit,

und Goethe selbst bekannte später:

Wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit.

Als es bald genug zu Gewaltthaten kam, beklagte man diese, hielt sie aber für kaum zu vermeidende Übel eines Übergangszustands; dann aber, als die Greuel der Septembermorde, die Hinrichtung eines milden, persönlich tadellosen Königs, die Ströme unschuldig vergossenen Blutes zum Himmel schrieen, empörte sich der sittliche Sinn des deutschen Volks gegen so wahnsinnige Verirrungen; Klopstock bekannte seinen „Irrtum"; Schiller sang:

Wo sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n,

und Goethe mahnte:

Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! So lasset uns sagen und so es behaupten!

§ 539. Auf die großen Staaten, Preußen und Österreich, die eine Geschichte, auf die sie stolz waren, und bei allen Mißständen doch Verhältnisse nach großartigerem Zuschnitt hatten, wirkte die Revolution wenig. Je kleiner und kleinlicher aber die Staaten waren und je näher sie dem Rheine lagen, desto leichter entzündeten sich die Köpfe. Hier gerade hatte man das Elend des verkommenen deutschen Reichs recht vor Augen, und am allerlebhaftesten empfand man es in den geistlichen Gebieten (§ 514), z. B. in Trier, Köln und Mainz. Die Bevölkerung begann über Steuerdruck, mangelhafte Gerechtigkeitspflege, Jagdunwesen, Lasten der Leibeigenschaft u. dergl. zu klagen. Selbst die ausgelassensten republikanischen Lehren,

selbst die jakobinischen Greuel schreckten sie nicht davon ab, sich den „Neufranken", die mit gleißenden Worten alle Völker als Brüder grüßten, anzuvertrauen. Und als nun Österreichs und Preußens Heere gegen die Republikaner unglücklich kämpften, wich das Vaterlandsgefühl, soweit ein solches in diesen zuchtlosen Staaten überhaupt noch vorhanden war, völlig der Lust am Neuen und den Freiheitsverheißungen der Sieger. Und so werden wir Städte wie Mainz, Köln, Koblenz, uralte heilige Grundfesten des Reichs, wie bethört den gleißnerischen Fremden in die Arme eilen sehen — freilich nur, um den verräterischen Tausch bald um so bitterer zu beklagen.

2. Österreich und Preußen gegen die Revolution. Feldzug in der Champagne 1792.

§ 540. Als in Paris die jakobinische Partei die Oberhand bekam und das Ansehen und Leben des Königs selbst bedroht schien, begannen die deutschen Mächte zu überlegen, wie sie dem bösen Beispiel steuern und das monarchische Ansehen stützen könnten. Das bisher herrschende selbstsüchtige Streben schien der Rücksicht auf größere Interessen zu weichen, und Österreich und Preußen schienen ihre lange Eifersucht zu vergessen. Solche Anschauungen wenigstens beherrschten den zur Weichheit und Großmut geneigten Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Außerdem hatte die Nationalversammlung Rechte deutscher Fürsten und Herren, die diese noch von alter Zeit her auf französischem Gebiete besaßen, verletzt, und der aus diesen Kreisen erschallende Ruf nach Entschädigung fand mannigfach Wiederhall. Bei solcher Stimmung war es erklärlich, daß die vor der Revolution aus Frankreich Geflüchteten, die Emigranten, wenigstens vorläufig bei deutschen Fürsten, besonders am Rhein, gastliche Aufnahme fanden und hier, leichtfertig, sittenlos und unverbesserlich übermütig wie sie waren, Rüstungen gegen ihr Vaterland begannen (§ 536). Zu Pillnitz bei Dresden kamen dann als Gäste des Kurfürsten von Sachsen schon im Sommer 1791 Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. zusammen, um gemeinsame Maßregeln zu verabreden. Auch Graf Artois, der jüngere Bruder Ludwigs XVI., erschien hier, um ihr Einschreiten zu veranlassen. Davon aber wollte der kluge Leopold, der sich überhaupt vor jeder bindenden Zusage hütete, nichts wissen. Mehr drängte Friedrich Wilhelm II., doch hätte Leopold wohl noch lange den Krieg vermieden, wenn ihn die republikanische Partei in Frankreich nicht selbst herausgefordert hätte. Die Nationalversammlung setzte den 1. März 1792 als den Termin fest, an dem die Emigranten-Korps sich aufgelöst haben müßten, widrigenfalls Frankreich den Krieg erklären werde. An demselben Tage starb Kaiser Leopold. Sein junger Nachfolger Franz II. (1792—1835) war mehr zum Kriege geneigt, und jetzt gerade gelangte in Frankreich jenes girondistische Ministerium (§ 536) an die Regierung, das am 20. April 1792 Franz II., dem „König von Ungarn und Böhmen", wirklich den Krieg erklärte. Natürlich fehlte es dabei nicht an Phrasen gegen die Feinde der Freiheit, gegen die „horde d'esclaves, de traitres, de rois conjurés".

§ 541. Aber Frankreich, aufgelöst im Innern, mit zerrüttetem Heer und Finanzwesen, hätte trotz aller Prahlerei einem schnellen Angriff von außen nicht widerstehen können. Nur war die Wehrkraft des deutschen Reichs gleichfalls nichtig, einzelne Staaten, wie das nun mit der Pfalz vereinte (§ 518) Bayern, suchten schon jetzt bei dem Reichsfeinde Neutralität, und die Großmächte verloren die kostbare Zeit und verdarben ihre Sache

bald durch Uneinigkeit. Erst im August überschritten die Preußen von Luxemburg her die Grenze, während die Österreicher von den Niederlanden und vom Oberrhein aus sich anschließen sollten. Aber diese Heere erreichten nicht die verabredete Zahl. Besonders verhängnisvoll aber war der Zwiespalt im Hauptheere: Friedrich Wilhelm II. war für schnelles Handeln, sein Oberfeldherr, der für den besten des Zeitalters galt, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (§ 524), für langsames, bedächtiges Vorgehen. Darunter litten alle Maßregeln. Voraus ging dem Heere ein von Emigranten verfaßtes Manifest an die Franzosen, in dem der Herzog drohte, jede Stadt zu zerstören, die sich widersetze, Paris aber in einer für alle Zeiten denkwürdigen Weise zu züchtigen, wenn dem Könige Ludwig XVI. ein Haar gekrümmt werde. Diese hohlen Prahlereien, die dann wirkungslos zu Boden fielen, gaben später den französischen Volksrednern und Klubmännern erwünschten Anlaß, den Patriotismus der Franzosen zur Wut aufzustacheln.

§ 542. Die Preußen nahmen Longwy und Verdun und richteten ihren Marsch auf die Champagne. Vor dieser Provinz lagen die schluchtenreichen Wege des Argonner Waldes. Diese, hatten die Republikaner hochtrabend verkündet, müßten zu den Thermopylen Frankreichs werden. Zwar standen keine Spartaner und kein Leonidas hier; aber unschlüssig ließen die Preußen den beiden französischen Generalen Dumouriez und Kellermann Zeit sich zu vereinen. Letzterer ward dann bei Valmy (westlich von Verdun) am 20. September 1792 in einer unvorsichtig vorgeschobenen Stellung überrascht. Die Schlacht begann. Die Franzosen hatten junge, schlecht geübte Truppen, denen bei der Entfaltung der gefürchteten preußischen Kolonnen das Herz schlug; gleich anfangs brachten auffliegende Pulverkarren unter ihnen Verwirrung hervor, und ein rascher Angriff hätte den Sieg entschieden. Statt dessen beschränkte sich der Herzog von Braunschweig auf eine nutzlose Kanonade, und am Abend gingen die Truppen beiderseits in gedeckte Stellungen zurück.

§ 543. Das hatte für die Preußen die schlimmsten Folgen. Denn Dumouriez hielt sie durch geschickt eingeleitete Unterhandlungen acht Tage auf, bis er verstärkt und unangreifbar war. Nun gingen jene an den Rhein zurück; aber die Ungunst des Klimas, furchtbare Regengüsse und heftige Ruhrkrankheiten schadeten ihnen mehr, als die blutigste Niederlage es vermocht hätte. Dazu kam, daß die Verbündeten einander bald zu mißtrauen begannen. Dumouriez warf sich nun auf die Österreicher in Belgien. In der Schlacht von Jemappes unweit Mons (6. November 1792) erfocht der republikanische Ungestüm der französischen Truppen den Sieg über die Österreicher. Die Niederlande wurden erobert, und noch ehe das Jahr endete, hatten die Franzosen auch die deutschen Städte Lüttich und Aachen besetzt.

§ 544. Während die deutschen Heere auf dem Rückzuge zum Mittelrhein waren, überfiel plötzlich die französische Rheinarmee unter Custine von den bereits eroberten Städten Speyer und Worms her die deutsche Bischofsstadt Mainz. Schlecht befestigt, schlecht regiert und in der Stunde der Not von ihrem Kurfürsten und dessen Beamten feig und kopflos verlassen, ergab sich die Stadt, der Hauptschlüssel der Rheinlande, leicht und willig den Franzosen, die mit den lockendsten Freiheitsverheißungen einzogen (20. Oktober 1792). Auch Frankfurt ward noch 1792 besetzt und gebrandschatzt, aber hier wurden die Neufranken von Preußen und Hessen und der wackeren Bevölkerung selbst noch vor Ablauf des Jahres wieder aus der Stadt geschlagen.

3. Die erste Koalition. Die Kämpfe bis zum Frieden von Basel.

§ 545. Das Haupt des unglücklichen Ludwig XVI. war auf der Guillotine gefallen (21. Januar 1793). Entrüstet und von der wachsenden Revolution immer mehr bedroht schlossen fast alle europäischen Mächte — England, Holland, Preußen, Österreich, das deutsche Reich, Sardinien, Neapel und Spanien — einen Bund gegen Frankreich, die sog. erste Koalition (1793). Nur Katharina II. von Rußland hielt sich, obwohl sie die andern Herrscher zum Kriege anreizte, fern, da sie bei den Verwirrungen des westlichen Europa um so ungestörter ihre Pläne gegen die Türkei und Polen verfolgen konnte. — Den ungeheuren Rüstungen Europas hatte Frankreich, von inneren Parteiungen zerfleischt (§ 537), vom Aufstande fast aller seiner größeren Städte und der Vendée geschwächt, noch immer nichts entgegenzustellen als ungeordnete Heere und unerprobte jakobinische Generale. Wieder dankte es die Republik mehr der Uneinigkeit, der Unschlüssigkeit und dem gegenseitigen Neide und Mißtrauen der Verbündeten als sich selbst, wenn sie auch diesmal siegreich blieb. Zwar begann der Feldzug der Koalition glücklich. Die Österreicher siegten am 18. März bei Neerwinden (zwischen Brüssel und Lüttich), eroberten Belgien wieder und rückten sogar ins nördliche Frankreich ein; die Preußen nahmen Mainz wieder (22. Juli) und drangen siegreich in der Pfalz und im Elsaß vor. Aber nun ward die Mißstimmung zwischen Österreich und Preußen (dort genährt von dem Minister Thugut, hier von einer Friedenspartei unter Haugwitz) immer größer. König Friedrich Wilhelm II. wandte sein Auge auf die bevorstehende zweite Teilung Polens (§ 526) und verließ im September das Heer.

Die Franzosen schlugen noch in demselben Jahre bei Hondscoten südlich von Dünkirchen die Hannoveraner und Hessen und bei Wattignies unweit der Sambrefestung Maubeuge (15. und 16. Oktober) die Österreicher, während die Preußen unter dem Herzoge von Braunschweig in der Pfalz bei Pirmasens (14. September), an den Weißenburger Linien (14. Okt.) und endlich bei Kaiserslautern (28.—30. November) noch siegreich waren. Aber jeder der Bundesgenossen beschuldigte den andern schlechter Unterstützung, und unbefriedigt nahm Karl Wilhelm Ferdinand bald seinen Abschied.

§ 546. Im Jahre 1794 brachen die Franzosen von neuem gegen die Niederlande vor. Am 26. Juni siegte Jourdan bei Fleurus westlich von Namur, und was man in Wien nach Thuguts Plane schon vorher beschlossen hatte: Belgien aufzugeben, dagegen im Osten bei der bevorstehenden letzten Teilung Polens (§ 526) ein Entschädigungsstück zu gewinnen und im Anschluß an Rußland das eifersüchtig beobachtete Preußen hier zu überflügeln, das ward nun ausgeführt. Preußen, in seinen Finanzen erschöpft, war nur noch im Felde geblieben, weil England den größten Teil der Besoldung seines Heeres übernahm. Dafür aber wollte England die preußischen Truppen auch wie seine eigenen behandeln und ihnen die Kriegführung besonders in den Niederlanden aufbürden. Noch waren die Preußen in der Pfalz unter Möllendorf glücklich, und noch zweimal siegten sie bei Kaiserslautern (23. Mai und 18.—20. Sept.; bei einem Versuche der Franzosen, die im ersten dieser Treffen erlittene Schlappe wieder gutzumachen, zeichnete sich — bei Kirweiler westlich von Speyer 28. Mai — besonders Blücher aus). Aber bald genug ward den Preußen ihr Verhältnis zu England unerträglich, zumal Friedrich Wilhelm II. sein ganzes Heer in Polen verwenden zu können wünschte. Doch widerstrebte er noch einem Sonder-

frieden, zu dem Frankreich entgegenkommend die Hand bot. Indes gingen die Preußen nun auf das rechte Rheinufer zurück, und die Franzosen nahmen das ganze linke Rheinufer in Beschlag.

§ 547. Zu Anfang des Jahres 1795 eroberten sie dann unter Pichegru auch das von den Engländern besetzte Holland und bildeten daraus die batavische Republik. Preußen aber schloß am 5. April 1795 mit der französischen Republik den Frieden zu Basel, der den Franzosen gestattete, das preußische Gebiet auf dem linken Rheinufer (Mörs, Geldern, Kleve), wenn auch eine endgültige Bestimmung darüber dem zu erwartenden Frieden mit dem Reiche vorbehalten blieb, doch für jetzt besetzt zu halten. Und da sich Preußen in einem geheimen Artikel für den Fall, daß der Rhein die Grenze Frankreichs bliebe, Entschädigungen versprechen ließ, so gab es in Wirklichkeit das linke Rheinufer preis. Für die kleineren deutschen Länder, die unter Preußens Vermittelung binnen drei Monaten den Frieden nachsuchten (meist norddeutsche), ward Neutralität gewährt. Wohl hatte Friedrich Wilhelm II., dessen Eifer im Anfang der reinste gewesen war, über hinterhaltige Selbstsucht seiner Bundesgenossen zu klagen; doch rächte sich das Zurücktreten von der gemeinsamen deutschen Sache und die nun beginnende ängstliche Friedenspolitik an Preußen später nur allzu bitter. — Österreich blieb zwar im Kriege, anscheinend für das Interesse Deutschlands, aber von Thugut, einem zweideutigen Menschen, geleitet weckte es den nicht unbegründeten Verdacht, nur auf Eroberungen, bald in Italien, bald im Osten, vor allen Dingen auf die Erwerbung Bayerns (§§ 518. 519) bedacht zu sein. Erst im Sommer erwachte der Krieg wieder zu neuem Leben, indem zwei Heere der Franzosen unter fürchterlichen Verwüstungen über Düsseldorf und Mannheim her auf das rechte Rheinufer vordrangen. Aber es gelang dem tüchtigen General Clairfait, sie zurückzuwerfen, und in dem nun eintretenden Waffenstillstande behaupteten die Österreicher die alten Stellungen.

4. Napoleon Bonaparte. Friede zu Campo Formio.

§ 548. Fünf Armeen stellte im Jahre 1796 die französische Republik gegen ihre noch übrigen Feinde, England, Österreich und Sardinien, ins Feld. Von diesen sollten zwei, die Maas-Sambre- und die Rhein-Armee, ins Innere Deutschlands vorbrechen, eine dritte von Italien her einen gleichzeitigen Angriff machen und eine endliche Verbindung mit den beiden andern in Süddeutschland suchen. Die italienische Armee stand an der genuesischen Küste zwischen den Apenninen und dem Meere, das von den Engländern behauptet wurde, eng eingeschlossen. Die Truppen waren ausgehungert und litten an allem Mangel, aber ihre Kriegstüchtigkeit war dadurch nicht gemindert. Mit dem Frühling des Jahres 1796 trat an ihre Spitze Napoleon Bonaparte (Buonaparte), geboren am 15. August 1769*) zu Ajaccio auf Corsica. Damals 27 Jahre alt begann der junge, schlanke Mann mit den schwarzen Augen und dem langen, schwarzen Haar, der sich

*) Nach seiner Angabe; doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß er bereits am 7. Januar 1768 in Corte geboren ist, daß aber sein Geburtsschein mit dem seines am 15. August 1769 geborenen Bruders Joseph vertauscht wurde, um ihm in der Kriegsschule Aufnahme zu verschaffen, wo nur Zöglinge aufgenommen wurden, die das 10. Lebensjahr noch nicht vollendet hatten. Nach anderer Ansicht fälschte Napoleon sein Geburtsjahr, um als geborener Franzose zu erscheinen; denn erst im Frühling 1769 wurde das früher zu Genua gehörige Corsica von den Franzosen unterworfen.

schon in den Revolutionskämpfen hervorgethan hatte, seine gewaltige Laufbahn. Selten oder nie hat die Natur in einem Menschen eine solche Mischung des kältesten Verstandes und der glühendsten Leidenschaft, der glänzendsten wie der furchtbarsten Elemente hervorgebracht. Franzose an militärischem wie politischem Talent, an Gewandtheit, Dinge und Menschen zu behandeln, an Beredsamkeit wie an Prahlerei und eitler Ruhmesliebe, verrät er doch zugleich in seiner ganzen leidenschaftlichen Art sein italienisches, in seiner unversöhnlichen Rachsucht sein corsisches Blut. Aus der Schule der wildesten Revolution, aus der Freundschaft der Robespierre hervorgegangen hat er nie in seinem Leben jakobinische, d. h. rücksichtslos gewaltsame, furchtbare Mittel gescheut, um zum Ziele zu gelangen, und hat es verstanden, auch bei den schlechtesten Thaten in arglistiger Falschheit die Phrasen der Tugend, Großmut und Humanität im Munde zu führen, durch welche die feile Menge der Thoren zu allen Zeiten nur zu leicht geblendet wird. Doch gebührt ihm der Ruhm, nicht bloß in hundert Schlachten gesiegt, sondern auch die Revolution beendet und neue Ordnungen und Gesetze aufgestellt zu haben; und nach Gottes höherem Ratschluß hat er selbst da, wo er in schnöder Selbstsucht das Böse wollte, gar oft das Gute geschafft, besonders in unserm Vaterlande.

§ 549. Seinen hungernden, zerlumpten, wüsten Soldaten versprach er in vier Wochen Mailand. Und er hielt Wort. Indem er mit Schnelle und Geschick stets seine Truppen in Massen und in Übermacht auf die in weitläufigen Stellungen verzettelten Österreicher zu werfen wußte, schlug er den 72jährigen, langsamen Beaulieu rasch aus den Gebirgen hinaus und zwang den König von Sardinien zum Frieden mit der Republik. Dann überschritt er den Po, umging die Linie des Tessin und nahm bei Lodi die Adda-Brücke, worauf er sich rückwärts wandte und Mailand besetzte. Auch die starke Linie am Mincio wußte er dann geschickt zu überschreiten und zwang ein österreichisches Heer unter Wurmser, sich nach den Niederlagen bei Castiglione und Bassano nach Mantua zu werfen, wo er es den Winter hindurch belagerte. Ein drittes, zum Entsatz heranrückendes Heer unter Alvinzy schlug er bei Arcole (15.—17. November) und bei Rivoli (14. Januar 1797) und gewann nun auch Mantua (3. Februar). Von seiner festen Stellung in Oberitalien aus beherrschte General Bonaparte fast ganz Italien, plünderte es aus und gestaltete es um; er war es allein, der in dieser letzten Zeit des Kriegs die republikanischen Waffen mit Sieg krönte.

§ 550. Denn in Deutschland hatten die Franzosen eine Zeit lang zwar mit Glück, dann aber mit entschiedenem Mißgeschick gekämpft. Im Frühling 1796 hatte der junge Erzherzog Karl, Kaiser Franzens Bruder, der an Clairfaits Stelle Oberbefehlshaber der gesamten österreichischen Armee in Deutschland geworden war, zuerst die Maas-Sambre-Armee unter Jourdan, die bereits den Rhein überschritten hatte, nach einem siegreichen Treffen in der Nähe von Wetzlar wieder über den Strom zurückgeworfen. Dann hatten indes zwei Heere unter Jourdan und Moreau, die Schwaben und Franken unerhört brandschatzten, ihn tief bis nach Bayern zurückgedrängt. Plötzlich aber mit Verstärkung gegen Jourdan vorbrechend schlug der Erzherzog diesen bei Amberg (24. August) und dann bei Würzburg (3. September), so daß er in eiliger Flucht gegen die Lahn hinunter über den Rhein zurückging, überall verfolgt von dem grimmig sich erhebenden Landvolk, das die unaussprechlichen Greuel und Bedrückungen,

die es hatte erdulden müssen, an seinen zuchtlosen Banden rächte. Auch **Moreau** sah sich nun zum Rückzuge über den Schwarzwald und den Rhein genötigt.

§ 551. Erzherzog **Karl** war im folgenden Frühling 1797 dazu bestimmt, dem General Bonaparte, der über die Etsch gegangen war, in Oberitalien entgegenzutreten. Aber auch er, von vornherein mit zu geringen Streitkräften versehen, mußte ihm weichen. So drangen die Franzosen über den Tagliamento und Isonzo nach Friaul, gingen durch die Alpenpässe auf Villach im Drauthale, von hier auf Judenburg, Leoben und Bruck im Murthale und näherten sich dem Semmering: das Herz Österreichs schien bedroht. Zwar stand vor Bonaparte zur Deckung Wiens der Erzherzog Karl, und von Frankreich her wagten sich dies Jahr keine Heere ins Innere Deutschlands; außerdem erhob sich jetzt im Rücken der Franzosen der treue Tiroler Landsturm, und die Bevölkerung Österreichs und Wiens geriet in patriotische Bewegung, so daß Bonaparte, dessen Armee nur 40000 Mann stark war, allmählich in eine gefährliche Lage kam — aber seine kecke Haltung und seine Drohung, auf Wien zu marschieren, schreckten den Kaiser und die Hofleute, besonders Thugut und Cobenzl, die ohnehin eine eigene patriotische Bewegung der Bevölkerung für revolutionär und für viel bedenklicher hielten als die Abtretung einer Provinz. So ward zu **Leoben** ein vorläufiger Friede geschlossen (18. April 1797), dem ein bis zum Herbst dauernder Waffenstillstand folgte. Bonaparte machte indessen dem Seestaate **Venedig** ein Ende und bildete in Italien die **cisalpinische** und **ligurische** Republik, die sich aufs engste an Frankreich anschließen mußten.

§ 552. Nach manchem Harren und Schwanken im Laufe des Sommers folgte dann am 18. Oktober 1797 der endgültige Friede zu **Campo Formio** (einem Landhause unfern Udine in Friaul, wo **Bonaparte** seinen militärischen Hof hielt). In ihm trat Österreich das **Herzogtum Mailand** (§ 444) an die neugebildete **cisalpinische** Republik ab, die **Niederlande** an Frankreich. Dagegen erhielt es **Venedig**, **Istrien** und **Dalmatien**. Während noch zu Leoben öffentlich die Unverletzlichkeit des deutschen Reichsgebiets zum Schein verbürgt worden war, willigte jetzt in einem geheimen Artikel Österreich ebenso wie vorher Preußen (§ 547) in die Abtretung des **linken Rheinufers**, forderte aber für sich das Erzbistum Salzburg und einen Teil Bayerns; Preußen sollte seine linksrheinischen Besitzungen zurückerhalten, um nicht Ansprüche auf Entschädigung erheben zu können (§ 547). So hatte auch der Kaiser seinen Frieden und seine Entschädigung auf Kosten des Reiches hergestellt.

5. Der Kongreß zu Rastatt. Die zweite Koalition.

§ 553. Das deutsche Reich war also in der Stunde der Not von seinen beiden Großmächten verlassen. Keine von beiden hatte der andern etwas vorzuwerfen: jede war nur auf sich bedacht gewesen. Aber auch die Kleineren hatten nur im Sinne der Furchtsamkeit, der engherzigen Selbstsucht und fast lächerlichen Unbeholfenheit gehandelt, wie solche Fehler aus dem Gefühle der Ohnmacht fast mit Notwendigkeit entspringen. Nicht bloß, daß die erste Kunde vom Vorbrechen der Franzosen über den Rhein bis tief in den Osten des Reichs hin die Fürsten in die Flucht getrieben hatte: manche konnten kaum die Zeit erwarten, dem einst so prahlerisch verdammten revolutionären Feinde knechtische Freundschaft und Unterwerfung anzubieten, so besonders

der charakterlose Karl Theodor von Kurpfalz und Bayern (§ 518). Der ganze Jammerzustand des Reiches war offenbar geworden.

§ 554. Um den Frieden auch mit dem deutschen Reiche herzustellen, d. h. um die Abtretungen auf dem linken Rheinufer, die viele deutsche Fürsten betrafen, zu regeln und auszugleichen, war bei dem Frieden zu Campo Formio ein Kongreß zu Rastatt festgesetzt worden, der von französischen wie deutschen Botschaftern beschickt wurde (seit dem 9. Dezember 1797). Jene gebärdeten sich hier mit dem frechsten Übermute. Bald trat der schon heimlich mit Preußen und auch mit dem freilich wieder schwankenden Österreich verabredete Plan deutlich hervor, zur Entschädigung der weltlichen Fürsten die geistlichen Gebiete einzuziehen (zu säkularisieren). Aber freilich brachte die Durchführung dieses Plans eine Reihe der ärgerlichsten Verhandlungen mit sich, während die Franzosen bereits das linke Rheinufer als für immer zu Frankreich gehörig der neuen Republik einverleibten und in Departements teilten.

§ 555. Der kecke Übermut des revolutionären Feindes griff mehr und mehr über alle Schranken. Die festen Punkte auch auf der rechten Rheinseite, Kehl, Kastel, Ehrenbreitstein, wurden entweder besetzt, oder es wurde ihre Schleifung verlangt. Aus dem Kirchenstaate wurde eine neue Tochterrepublik, die römische (15. Februar 1798), und aus der Schweiz die helvetische (12. April) gebildet. Bonaparte unternahm seine abenteuerlich kühne Fahrt nach Ägypten, eroberte auf dem Wege Malta, den Sitz des Johanniterordens (§ 187), und häufte dann durch die Schlachten bei den Pyramiden und bei Abukir neue Ehren auf sich und seine Armee. In der Unternehmung gegen den Orient sah sich besonders England angegriffen, und sein Minister, der jüngere Pitt, betrieb darum aufs eifrigste die Bildung einer neuen Koalition. In Rußland war 1796 Paul I. seiner Mutter Katharina gefolgt, ein leidenschaftlicher, unbeständiger Herrscher und der heftigste Feind der Revolution, die ihm als ein frevelhafter Angriff auf die gottgeheiligte Stellung der Monarchie erschien, ein Feind nicht wie seine Mutter nur mit Worten, nein auch mit Thaten. So ward Rußland leicht gewonnen, und Paul träumte sich schon als Hersteller der alten Ordnung in Europa. Aber auch Österreich, in den geheimen Hoffnungen, die ihm im Frieden von Campo Formio (§ 552) gemacht worden waren, getäuscht, neigte sich der Koalition zu. Eine mutwillige That des französischen Gesandten Bernadotte, der bei einem österreichischen patriotischen Gedenkfeste vom Gesandtschaftshotel in Wien die dreifarbige Fahne herausfordernd heraushängte, und ein darüber entstehender Volksauflauf brachten hier die Sache zum Bruche. Auch Preußen suchte man, obwohl vergeblich, in die Koalition zu ziehen. Dagegen traten Neapel und die Türkei mit ein.

§ 556. So begann im Anfang des Jahres 1799 der Krieg der zweiten Koalition, der sich vom Helder bis zur sicilischen Meerenge ausdehnte. Anfangs waren die Verbündeten glücklich. Erzherzog Karl siegte bei Stockach nördlich vom Boden- (Überlinger-) See (25. März) und drängte die Franzosen über den Rhein zurück. Ebenso waren die Waffen der Österreicher in der Schweiz und in Italien siegreich. Der Kongreß zu Rastatt war, auch nachdem die Feindseligkeiten längst eröffnet waren, in überschwenglicher Geduld gegen alle französischen Anmaßungen noch zusammengeblieben. Erst als sich österreichische Truppen in der Nähe der Stadt zeigten, löste er sich auf. Bei ihrer Abreise aber wurden die französischen

Gesandten von österreichischen Husaren überfallen und zwei von ihnen mit Säbelhieben getötet, während nur einer schwer verwundet entkam. Diese dunkle That, deren Urheberschaft wohl bei Wiener Diplomaten zu suchen ist, sprengte endlich den Kongreß. Durch österreichische Truppen verstärkt, eilte in Italien der gewaltige, wunderliche und furchtbare Suworoff, der russische Obergeneral, von Sieg zu Sieg. Die Schöpfungen Bonapartes aus den Jahren 1796 und 1797, die Tochterrepubliken Frankreichs, sanken vor ihm in Trümmer. Dann durch den Befehl seines Kaisers nach der Schweiz gerufen, machte er den wunderbarsten Alpenübergang, von dem die Geschichte zu erzählen weiß. Von den jähen Höhen des St. Gotthard herabgestiegen fand er bei Zürich, wo im Frühjahr Erzherzog Karl gesiegt hatte, Russen und Österreicher von Massena geschlagen, so daß der Feind ihm die Ausgänge im Reußthale, dann im Muottathale sperrte, und mußte unter neuen, furchtbaren Mühen und Gefahren über die Graubündner Alpen ins Vorderrheinthal ziehen. Darauf rief Paul I., der eifrig die alten Ordnungen hatte wieder aufrichten wollen, erbittert über das Verhalten Österreichs, das er im Verdacht hatte, nur nach Landgewinn in Bayern und Italien zu streben (§ 547), seine Truppen vom Kriegsschauplatz ab und näherte sich bald Frankreich immer mehr: die zweite Koalition begann sich aufzulösen.

6. Marengo. Friede zu Luneville. Reichsdeputationshauptschluß.

§ 557. Unterdessen war Bonaparte aus Ägypten zurückgekehrt, hatte am 18. und 19. Brumaire (9. und 10. Nov.) 1799 die bisherige französische Regierung, das Direktorium, gestürzt und sich zum ersten Konsul wählen lassen. Von nun an herrschte er durch seine militärische Gewalt in Frankreich unumschränkter als irgend ein Fürst Europas in seinem Lande. Er bot sogleich in einem Briefe voll schöntönender Worte den Monarchen Englands und Österreichs die Friedenshand; als diese verschmäht wurde, hatte er den Schein der Gerechtigkeit in einem neuen Feldzuge für sich. Schon im Frühjahre drang Moreau siegreich bis nach Bayern vor, während Massena den österreichischen General Melas durch die hartnäckige Verteidigung von Genua ermüdete. Bonaparte sammelte indessen heimlich an verschiedenen Stellen im östlichen Frankreich ein Heer, vereinte es plötzlich und begann vom Rhonethale aus seinen Übergang über den Großen St. Bernhard (14.—20. Mai 1800). Glücklich kam er im Thal der Dora Baltea an, am Fort de Bard vorüber und gelangte in die lombardische Ebene.

§ 558. Das österreichische Heer hatte indessen Genua erobert. Jetzt von Bonaparte plötzlich in der Flanke angegriffen, sah es sich genötigt umzukehren. Am 14. Juni 1800 kam es zur blutigen Schlacht von Marengo unweit Alessandria. Schon glaubte sich der österreichische Feldherr Melas des Sieges sicher, als Desaix, Bonapartes Waffengefährte aus Ägypten, der erst vor zwei Tagen bei der Armee eingetroffen war, auf dem Schlachtfelde erschien und durch den ungestümen Angriff seiner Division eine völlige Wendung herbeiführte: die Franzosen errangen den Sieg, aber Desaix erkaufte ihn mit seinem Leben. Ganz Oberitalien war in der Hand der Sieger, denen die Österreicher nun Waffenstillstand boten; alle Siegesfrüchte des vergangenen Jahres (§ 556) waren verloren. Doch suchte Österreich, nun noch fester mit England verbündet, nur Zeit zu gewinnen. Aber als der Waffenstillstand,

ohne zum Frieden zu führen, abgelaufen war, brachte Moreau den Österreichern auf der Hochebene zwischen Isar und Inn bei **Hohenlinden** (3. Dezember 1800) eine vollständige Niederlage bei, infolge deren er über die Enns bis ins Herz des Kaiserstaats vordrang.

§ 559. Nun ward Österreich zum Frieden genötigt. Bonaparte, jetzt in inniger Freundschaft mit dem wankelmütigen Paul I. von Rußland, war in der Lage, den Frieden diktieren zu können. Kaiser Franz mußte ihn zu **Luneville** (östlich von Nancy) zugleich im Namen Österreichs wie des deutschen Reiches schließen (9. Febr. 1801). Der Friede von Campo Formio (§ 552) wurde im wesentlichen bestätigt; als Grenze Österreichs in Italien wurde die Etsch, als Grenze Deutschlands gegen Frankreich der Rhein anerkannt. Die habsburgischen Herzöge von Modena und Toskana sollten für ihre verlorenen italischen Lande in Deutschland, jener im Breisgau, dieser mit Salzburg entschädigt werden. In jeder anderen Beziehung ging man auf die Verhandlungen des Rastatter Kongresses (§ 554) zurück. Was die einzelnen weltlichen Fürsten eingebüßt hatten, das sollte durch die **Säkularisation** der geistlichen Gebiete ersetzt werden. Ein schmählicher Vertrag! Deutschland verlor an 1150 □M. seines besten Gebiets und an 3½ Millionen seiner Landeskinder; dagegen ließen sich die Fürsten entschädigen und ihr Land vergrößern durch Beraubung ihrer Mitstände.

§ 560. Das schwerste Werk blieb jedoch noch übrig: die Ausgleichung und Verteilung dieses Raubes. Während der Reichstag zu Regensburg klagend und sich windend endlich die sogenannte Reichsdeputation zu diesem Zwecke einsetzte, befanden sich bereits die fürstlichen Unterhändler in Paris, und es ist besser zu schweigen über die unwürdige Art, in der sie mit Talleyrand und andern einflußreichen Diplomaten, später auch mit Rußland, verhandelten, um ihre Habgier zu sättigen. Von den Fremden diktiert, denen sich Preußen und Bayern nur zu willig, Österreich zögernd und mißvergnügt hingaben, kam dann am 25. Februar 1803 der sogenannte **Reichsdeputationshauptschluß** zustande. Die geistlichen Gebiete verschwanden fast alle von der Karte Deutschlands; nur der Kurfürst von Mainz und die beiden Ritterorden bestanden als geistliche Reichsstände fort. Von den freien Städten blieben nur sechs: **Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Nürnberg** und **Augsburg**.

Als Entschädigung erhielt **Österreich** die Bistümer **Trient** und **Brixen**, trat aber an den Herzog von Modena den Breisgau samt der Ortenau ab; der Großherzog von Toskana bekam Salzburg als Kurfürstentum.

Preußen erhielt — oder hatte vielmehr schon 1802 besetzt — für 48 □Meilen, die es am linken Rheinufer aufgegeben hatte (§ 547), über 200 □Meilen, nämlich außer kleineren Gebieten die Stifter **Hildesheim, Paderborn** und den größten Teil von **Münster**, ferner **Erfurt** und das **Eichsfeld** und die freien Städte **Nordhausen, Mühlhausen** und **Goslar**.

Hannover erhielt **Osnabrück**.

Bayern bekam für die abgetretene Kurpfalz, für Jülich rc. die Stifter **Würzburg, Bamberg, Freising, Augsburg, Passau** und eine Reihe Abteien und Reichsstädte; etwa 300 □Meilen für 200 abgegebene. Erst diese Abrundung verlieh dem Staate rechte politische Gestalt und Bedeutung.

Württemberg erhielt für das abgetretene Mömpelgard reiche Entschädigung an Klostergut und an Reichsstädten in Schwaben, durch die gleichfalls sein Gebiet trefflich abgerundet ward.

Baden wurde am reichsten entschädigt: für 8 verlorene □Meilen wurden ihm an 60 gewährt, teils kurpfälzische, teils geistliche Gebiete; das Land dehnte sich jetzt, freilich noch zerstückt, vom Neckar bis zur Schweizer Grenze aus.

In diesen drei Staaten schuf sich Bonaparte bereits einen Anhang und eine Stütze gegen Österreich und Preußen.

In demselben Sinne wurden Hessen-Darmstadt und Nassau bedeutend vergrößert. Unzählige Entschädigungen und Ausgleichungen fanden außerdem in kleinerem Maßstabe statt. Baden, Württemberg, Hessen-Kassel wurden wie Salzburg zur Kurwürde erhoben.

7. Beginnende Erniedrigung Deutschlands.

§ 561. Die morsche Form des alten Reichs war damit völlig zerbrochen. Das katholische Kaisertum hatte mit den geistlichen Fürsten seine letzte Stütze verloren und mußte binnen kurzem zusammenbrechen. Mehr als die Hälfte der zehn Kurfürsten, fast zwei Drittel der Fürsten waren evangelisch. Der Sieg des evangelischen Wesens war entschieden, und entschieden war der Sieg des Fürstentums, das, seit dem westfälischen Frieden vom Kaiser ganz unabhängig, jetzt Herr fast aller Reichsstädte geworden war. Aber so heilsame Folgen das hatte, was geschehen war und was dann in der Mediatisierung der Reichsritter bald genug (1806) noch kam, so war doch die Art, wie es geschehen war, eine Schmach für Deutschland; ein Fluch war's, daß nur schnöde Selbstsucht die Triebfeder gewesen war und daß um Deutschlands willen niemand etwas gethan hatte. Größere Schande, größeres Unglück hatte selbst der westfälische Friede (§ 419) einst nicht gebracht. Keine deutsche Macht, von der größten bis zur kleinsten, war ohne Schuld geblieben. Alle hatten nach denselben Grundsätzen, wie sie die französische Revolution und Bonaparte gelehrt hatten, Gewaltthat geübt und ihre Hände nach Raub ausgestreckt. Und das deutsche Volk? Es sah in dumpfer Teilnahmlosigkeit das Reich gestürzt und zerstückt, die Grenzen geschmälert. Das Unglück, daß es seit Jahrhunderten kein Vaterland gehabt hatte, ward nun schmerzlich an ihm offenbar.

§ 562. Bonaparte aber ging seinen schonungslosen, zertrümmernden Gang weiter. Zwar hatte er auch mit England Frieden geschlossen (zu Amiens 1802), und es schien nun wirklich eine Periode der Ruhe für Frankreich und Europa zu beginnen. Aber die Einigkeit mit England, das noch unter der Leitung des jüngeren Pitt stand, dauerte nicht lange. Schon 1803 standen beide Nationen wieder im Kampfe. Bonaparte, der England zur See nicht gewachsen war und es zu Lande nicht erreichen konnte, faßte den Plan, sich durch Wegnahme Hannovers zu entschädigen. Im Sommer 1803 drang ein französisches Heer von nur 12000 Mann unter General Mortier plötzlich von Holland her in das Kurfürstentum ein. Obwohl das Land die reichsten Hilfsmittel und ein schlagfertiges Heer von 15900 Mann zur Verfügung hatte, wurde doch bei der Kopflosigkeit des regierenden Adels und der tiefen Verfallenheit aller Zustände aufs angelegentlichste jeder Widerstand und „alles, was Ombrage machen könnte“, vermieden. Der Obergeneral erhielt von der Landesregierung sogar die Weisung, den Truppen nicht zu gestatten zu feuern und nur im dringendsten Notfalle das Bajonett „mit Moderation“ zu gebrauchen. Dieselbe Landesregierung gab durch feige Kapitulation (3. Juni 1803) das Land mit seinen trefflichen Kriegsvorräten und Festungen und mit einem Schatze von mehr als einer Million in die Hände der Feinde. Das Heer ward

nach Lauenburg (§ 256 Anm.) über die Elbe geführt und hier entwaffnet und aufgelöst. Das tüchtige Volk vom alten Sachsenstamme knirschte, als es die kleinen häßlichen Soldaten auf den elenden, abgemagerten Pferden einrücken und die schmählichsten Gewaltthaten ausüben sah und sich sagen mußte, daß es von solch einem Feinde ohne Schwertschlag überwunden sei! Hannover war ein deutsches und kein englisches Land gewesen, wenngleich der König von England sein Kurfürst war; der Überfall war mithin durchaus ungerechtfertigt. Das deutsche Reich aber ließ es wiederum fast teilnahmlos geschehen, daß einer der herrlichsten Edelsteine ungestraft aus seiner Krone gebrochen wurde; Preußen, durch seine Macht und seine Lage zunächst zum Schutze berufen, hatte zwar erst an England das Erbieten gestellt, Hannover als neutrale Macht zu besetzen und zu schützen, dann aber, als dies abgelehnt worden war, es ruhig geschehen lassen, daß ein unternehmender Feind sich zwischen seine östlichen und westlichen Landesteile schob.

§ 563. Bald folgte eine noch höhnischere Gewaltthat, die einen Schrei des Entsetzens in ganz Europa hervorrief. Gegen die neue Gewalt Bonapartes hatten in Frankreich republikanische wie royalistische Verschwörungen stattgefunden, die aber leicht unterdrückt worden waren und nur zur Befestigung seiner Macht gedient hatten. Nun hielt sich wenige Stunden von Straßburg, zu Ettenheim in Baden, also auf deutschem Reichsgebiet, ein bourbonischer Prinz, der Herzog von Enghien, auf, dessen Mitschuld an jenen Umtrieben durchaus unerwiesen war, den aber Bonaparte trotzdem seinem Rachedurst zu opfern beschloß. Er ließ deshalb plötzlich bei Nacht Soldaten über den Rhein gehen, den Herzog, der doch unter deutschem Reichsschutze stand, aufheben (15. März 1804), ihn nach Vincennes bringen und dort unter dem Gaukelspiel eines gerichtlichen Verfahrens verurteilen und erschießen. So tief gesunken war Deutschland, daß der Regensburger Reichstag kein tadelndes Wort darüber zu sagen wagte. Rußland, Schweden, England brandmarkten die That: das deutsche Reich blieb in ehrlosem Schweigen!

§ 564. Indessen rührte Bonaparte an das Ziel seiner Wünsche, die Kaiserkrone. Schon 1802 hatte er sich zum Präsidenten auch der italienischen Republik, dann zum lebenslänglichen Konsul wählen lassen. Nach dem Grundsatz des allgemeinen Wahlrechts ward er dann endlich am 18. Mai 1804, zu Pfingsten, als Napoleon I. zum Kaiser der Franzosen erhoben und am 2. Dezember von dem zu diesem Zwecke nach Paris gerufenen Papste feierlich in der Notredame-Kirche gesalbt. Die meisten europäischen Mächte erkannten ihn ohne Bedenken an, auch Kaiser Franz II., der nur zuvor noch den Titel eines erblichen Kaisers von Österreich — als solcher von nun an Franz I. genannt — annahm.

§ 565. Noch in demselben Jahre kam der neue Gewaltherrscher, der sich in der Nachäffung Karls des Großen gefiel, nach Aachen, Köln und Mainz, den Stätten altdeutscher Reichsherrlichkeit. Überall erschöpfte sich der knechtische Sinn in Huldigungen. Schon strömten die rheinischen Fürsten dienstbereit an seinen Hof. Aber auch in dem noch nicht unterworfenen Teile unseres Volkes fehlte es an dem klaren Bewußtsein der erlittenen oder drohenden Schmach; noch galt kleinliche Selbstsucht dem bethörten Zeitalter als höchste Weisheit. Es mußten erst noch härtere Schläge fallen, um das entschlummerte Nationalgefühl zu wecken und ein Vaterland wiederherzustellen; es galt, was Goethe schon 1797 vorahnend gesagt hatte:

Denn gelöst sind die Bande der Welt: wer knüpfet sie wieder,
Als allein nur die Not, die höchste, die uns bevorsteht!

8. Ulm und Austerlitz 1805. Dritte Koalition.

§ 566. Österreichs Erwartungen waren durch den Luneviller Frieden und den Reichsdeputationshauptschluß nicht befriedigt worden. Rußland hatte, nachdem Paul I. auf entsetzliche Weise unter Mörderhänden gefallen war (1801), in dessen jungem Sohne und Nachfolger Alexander einen Herrscher, der weich und empfindsam, für Begeisterung und edelmütige Regungen empfänglich, aber schwankenden Charakters, unselbständig und unzuverlässig war. Dieser war von anfänglicher Bewunderung und Freundschaft für Bonaparte bald zu Abneigung und Feindseligkeit übergegangen. Vor allem aber wirkte England und der unermüdliche Pitt gegen den verhaßten Gegner. Napoleon hatte bald nach seiner Kaiserkrönung auch die italienische Republik in ein Königreich verwandelt und sich die eiserne Krone (§ 43) aufs Haupt gesetzt (1805); andere Teile hatte er mit Frankreich vereinigt oder an seine Verwandten verschenkt. — Diese Übergriffe machten es dem englischen Minister nicht schwer, Rußland und Österreich, die ja ohnehin verstimmt waren, für eine neue, die dritte Koalition zu gewinnen. Man hoffte auch Preußen zum Anschluß zu bewegen, dessen Ansehen bereits so gesunken war, daß Alexander auf den übermütigen Gedanken kam, es mit Gewalt zum Kriege fortreißen zu können. Drohend kehrten sich die russischen Heere gegen die preußische Grenze, und fast gebieterisch verlangte der Zar den Durchmarsch. Noch aber bewahrte Preußen seine Würde. Friedrich Wilhelm III. rief sein Heer zu den Fahnen, um jede Verletzung der Neutralität mit gewaffneter Hand abzuwehren. So wählte Alexander mildere Mittel, während Preußens Neutralität von Napoleon bald in schreiendster Weise wirklich verletzt wurde.

§ 567. Die Verbündeten, denen sich auch Staaten zweiten Ranges, Neapel und Schweden, anschlossen, planten einen großen Angriff auf Frankreich von Italien und Deutschland her. War der Sieg erfochten, so sollten die Napoleonischen Staaten befreit oder aufgelöst, Europas alte Ordnungen wiederhergestellt werden. Noch aber waren solche Gedanken und Pläne nur im Kopfe der Herrscher und Hofleute, nicht im Herzen der Völker. Man wähnte mit den alten Mißbräuchen, den alten mit Schuld oder Schande bedeckten Persönlichkeiten, mit den alten verbrauchten Mitteln so Gewaltiges vollbringen zu können. Die Erneuerung im Geiste war noch nicht eingetreten und darum Sieg und Wiedergeburt noch ferne. — Napoleon hatte damals von Boulogne aus zu einem Angriff auf England gerüstet. Man glaubte ihn deshalb zu einem festländischen Kriege nicht vorbereitet und hoffte, ihn überraschen zu können. Aber während er alle Pläne seiner Gegner kannte und überwachte, kamen die Maßregeln der Koalition nur langsam und verworren zur Ausführung. Nur in Italien stand unter Erzherzog Karl eine genügende Macht. In Deutschland reichte das Heer, das unter General Mack gestellt ward, nicht aus, um, wie man beabsichtigte, Bayern zu besetzen, die Napoleon befreundeten Kurfürsten von Württemberg und Baden im Schach zu halten und dem Kaiser selber zu begegnen. Die russischen Heere standen noch fern; erst im Oktober sollte das erste am Inn, das zweite an den Grenzen Mährens anlangen.

§ 568. Bei weitem das verderblichste war jedoch die schlechte Wahl des Oberbefehlshabers. Mack war zwar im Entwerfen von Kriegsplänen auf dem Papier groß, aber aller wirklichen Feldherrneigenschaften bar. Er rückte in Bayern ein, aber Kurfürst Max Joseph, Karl Theodors Nachfolger

in Bayern und Berg*), zog seine Truppen glücklich aus dem Netz und führte sie, wie auch Württemberg und Baden, später Napoleon zu. Mack dagegen vereinigte seine Truppen, 57000 Mann, an der oberen Donau bei Ulm und wähnte sich in meisterhafter Stellung des Sieges sicher. — Napoleon aber, der bei seinem englischen Landungsplan sein Heer gerüstet hatte, wandte plötzlich und, statt überrascht, selber überraschend seinen Angriff gegen Deutschland. Seine Heeresabteilungen, in denen am rechten Platze auch stets der rechte Mann stand, zogen unter seinen berühmten, sieggewohnten Marschällen wie auf den Radien eines Kreises jede selbständig nach dem vom Herrscher bezeichneten Mittelpunkt, nach Ulm, zu: es war, wie wenn die eisernen Glieder einer trefflichen Maschine mit vollkommener Genauigkeit ineinander greifen. Mack war bereits völlig umschlossen, als er den Feind noch fern wähnte. Um das Netz zuzuziehen, war Bernadotte, der aus Hannover herbeikam, auf Napoleons Befehl unbekümmert um Preußens Neutralität durch das Ansbachsche gerückt. Als dann Mack endlich erkannte, wie sehr sein blindes Siegvertrauen ihn getäuscht hatte, als er sich von fast 200000 Mann umstellt sah, verfiel er schnell in schimpflichen Kleinmut, und am 17. Oktober 1805 kapitulierte er mit 23000 Mann, die er noch bei sich hatte. In düsterm Schweigen streckten die wackeren Truppen, durch die Thorheit und Unfähigkeit ihres Anführers ins Verderben geführt, das Gewehr. — Der Schmach von Ulm folgte ein unglücklicher Feldzug. Die Russen, deren erstes Heer unter Kutusow am Inn angekommen war, gingen nach Mähren zurück. Auf dem Marsche bestanden sie zwar zusammen mit Österreichern ein glückliches Gefecht bei Dürrenstein an der Donau, aber Napoleons Generale, Murat, Lannes und Bertrand, nahmen dann ohne alle Gegenwehr Wien ein. Napoleon drang nun nach Mähren vor, wo sich die letzte Entscheidung des Kampfes vorbereitete.

§ 569. Aber unerwartet gestaltete sich die Lage für ihn gefahrvoll. Preußen, über die Verletzung seiner so eifrig gehüteten Neutralität entrüstet, schien plötzlich der Koalition beitreten zu wollen. Diese Stimmung benutzend kam Kaiser Alexander nach Potsdam, und hier ward ein enger Freundschaftsbund zwischen ihm und Friedrich Wilhelm III. geschlossen (§ 575). Von diesem gesandt kam Haugwitz (§ 545) in das Hauptquartier Napoleons, um ihm unter preußischer Vermittelung einen Friedensvertrag vorzulegen, nach dem er Deutschland räumen sollte; im Falle der Ablehnung wollte Preußen mit 180000 Mann der Koalition beitreten. Außerdem aber näherten sich von Italien, Steiermark und Tirol her die Erzherzöge Karl und Johann mit fast 90000 Mann und bedrohten Napoleons Rücken. Ein neu verstärktes Russenheer unter Kutusow und Alexander stand ihm gegenüber. Dazu hatte Englands Admiral Nelson seine Flotte bei Trafalgar an der Küste von Andalusien (21. Oktober) vernichtet. Alles dies brachte Napoleon in eine sehr mißliche Lage.

§ 570. Aber seine geistige Überlegenheit half ihm auch jetzt. Haugwitz, charakterlos, franzosenfreundlich und leichtsinnig wie er war, ließ sich von Napoleon zu Talleyrand nach Wien schicken, ohne seinen Auftrag überhaupt vorgebracht zu haben. Die Verbündeten, die um jeden Preis jetzt eine Schlacht hätten vermeiden müssen, wußte ihr schlauer Gegner durch erkünstelte Furcht dazu zu locken. Die Ungeduld Alexanders und der rohe Übermut

*) Er war aus der zweibrückischen Linie und ein Bruder jenes Karl, dessen sich Friedrich der Große gegen die österreichischen Eroberungspläne angenommen hatte (§§ 518. 519).

seiner Altrussen gingen in die Schlinge. Es war am Jahrestage von Napoleons Krönung (2. Dezember 1805), als bei Austerlitz unweit Brünn die sogenannte Dreikaiserschlacht Napoleons I. gegen Alexander I. von Rußland und Franz I. von Österreich geschlagen ward. Die für Napoleons Glück sprichwörtlich gewordene „Sonne von Austerlitz“ beschien am Abend des blutigen Tags das vollständig aufgelöste Heer seiner Gegner, dessen Reste über einen schmalen Damm zwischen zwei Seen und über deren dünnes Eis Rettung suchten, aber meist den Untergang fanden.

§ 571. Der Sieg brachte schnell den Frieden. Schon zwei Tage später kam Kaiser Franz mit Napoleon bei einem Wachtfeuer auf freiem Felde zusammen. Diese demütigende Begegnung erweckte zwar in Franz eine persönliche Abneigung, die er nie verwunden hat, doch führte sie für jetzt zum Frieden, der zu Preßburg am 26. Dezember geschlossen ward. In ihm trat Österreich Venetien (§ 552) an das Königreich Italien ab, Tirol und Vorarlberg nebst einzelnen kleineren Gebieten an Bayern, das außerdem das Recht erhielt, die freie Stadt Augsburg (§ 560) zu besetzen, einzelne Stücke des Breisgaus an Württemberg und Baden; dafür bekam es als Entschädigung Salzburg*). Kaiser Franz mußte die Herrscher von Bayern und Württemberg als Könige anerkennen. Es war bloße Redensart, wenn es im Vertrage hieß, sie hörten darum nicht auf, der confédération germanique anzugehören, denn ein späterer Artikel sicherte ihnen wie dem Kurfürsten von Baden die volle Souveränität. Am schmählichsten aber ward Haugwitz und in ihm Preußen behandelt. Nach der Austerlitzer Schlacht wagte er vollends nicht mehr, seinen Auftrag auszurichten, den Napoleon doch kannte und in rachsüchtiger Erinnerung behielt. Gerade an dem Tage, wo er nach der Weisung seines Königs hätte den Krieg erklären müssen (15. Dezember), schloß er den Vertrag zu Schönbrunn, durch den Preußen in ein Bündnis mit Frankreich trat, das althohenzollernsche Ansbach (§ 575) an Bayern (dies sollte dafür Preußen entschädigen und Berg an Frankreich abtreten), die Reste von Kleve, dazu die Festung Wesel und das Fürstentum Neuenburg an Frankreich überließ und als Preis dafür Hannover annahm, obwohl dies ja mit England durch Personalunion verbunden war! Zwei Monate später (15. Februar 1806) ward dieser Vertrag zu Paris im wesentlichen erneuert, aber auf die Entschädigung für Ansbach mußte Haugwitz verzichten und sich auch andere Schmälerungen des im Schönbrunner Vertrage Ausbedungenen gefallen lassen. Durch diese Verträge war auch Preußen auf die Bahn des Verderbens geführt worden.

9. Preußen vom Baseler Frieden bis 1806.

§ 572. Preußen hatte sich seit dem Baseler Frieden auf sich selbst zurückgezogen und in steter Neutralität verharrt. Eine solche aber stimmte weder mit seiner Stellung, noch mit den Erinnerungen aus der Zeit des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen. Jener hatte, so klein seine Macht auch noch war, es für seinen Beruf erachtet, für Deutschlands Heil und Grenzen stets im Vordertreffen zu stehen, und Friedrich hatte seinem Reiche die Weisung hinterlassen, daß es in allen europäischen Zerwürfnissen den Ausschlag geben, wie er es ausdrückt „l'arbitre des destinées de

*) Der Kurfürst von Salzburg (§ 559) erhielt das von Bayern abgetretene Würzburg als Kurfürstentum.

l'Europe" sein müsse. Beider Mahnungen war damals Preußen uneingedenk und bereitete so sich selbst seinen Sturz.

§ 573. Friedrich Wilhelm II. starb am 16. November 1797. Ihm folgte sein 27jähriger Sohn Friedrich Wilhelm III. (1797—1840). Der junge König, eine edle, soldatische Gestalt, knapp und karg in Worten, verschlossen und königlich in seiner Haltung, brachte die besten und reinsten Bestrebungen mit auf den Thron. Aber wie einst sein Vater fern von Geschäften und durch beschränkte Menschen erzogen, entbehrte er damals noch der vollen Reife und Festigkeit des Charakters und vor allem des Vertrauens zu sich selbst. So blieben zum Teil die alten Ratgeber seines Vaters zu seinem und des Staates Verderben auch seine Leiter. Manches freilich änderte sich bei Hofe: der König selber war sittenrein, bürgerlich schlicht und ehrbar: neben ihm stand seine junge, schöne, hochbegabte Gemahlin Luise von Mecklenburg-Strelitz (geb. 10. März 1776). Schon an Friedrich Wilhelms II. Hof hatte sie edle Sitte, Huld und Anmut gebracht, einen milden, wohlthätigen Sinn uud ein Gemüt, das an der Natur, im Umgange mit Kindern und mit einfachen Menschen aus dem Volke seine Freude fand. Damals ward sie bewundert als die Fürstin der Fürstinnen, wie König Friedrich Wilhelm II. sie nannte, und von Dichtern wie Goethe und Jean Paul gefeiert, und niemand konnte ahnen, zu wie schweren Leiden sie noch bestimmt sei; sie sollte einst in dunkler Zeit der „gute Engel für die gute Sache" sein. Eine Reihe schöner und begabter Kinder wuchs um das junge Herrscherpaar heran. Leider aber erstreckte sich die Einwirkung des sittlichen Geistes der Königsfamilie nicht weit auf den Hof und die Residenz. Die allgemeine Leichtfertigkeit der Zeit, Mangel an religiösem Ernst, Genußsucht und Haschen nach äußerem Flitterglanz war an die Stelle des einst so strengen, opferwilligen Geistes in Preußen getreten. Die deutsche Litteratur, damals auf ihrem Gipfel (§ 532), begann weit über ganz Deutschland hin ihre Strahlen zu werfen, so auch auf Berlin. Aber neben der früheren gesellschaftlichen Oberflächlichkeit ward eben dadurch nun auch eine Sucht geistig zu glänzen in Berlin zur Modekrankheit. Für die Zertrümmerung Deutschlands, für die Gefahren, die sich auch gegen Preußen auftürmten, lebte bei diesem Geschlecht damals kaum ein Bewußtsein oder irgend eine Teilnahme.

§ 574. Zeigte so das gesellschaftliche Leben in Preußen, besonders in der Hauptstadt, den Stempel verborgener Fäulnis bei äußerem Glanze, so trug ihn das staatliche Leben nicht minder. Manches zwar war durch Friedrich Wilhelms III. redlichen Willen besser geworden. Das Wöllnersche Religionsedikt (§ 528) hatte der junge Herrscher sogleich aufgehoben. Auch wurde sparsamer gewirtschaftet, und die Finanzlage Preußens hatte sich gebessert. In der Residenz, wo noch unter Friedrich Wilhelm II. das Brandenburger Thor (1789—93) erbaut worden war, entstanden neue Schmuckbauten, und auch für andere Bauten fanden sich Mittel: Landstraßen z. B. wurden damals zuerst durch den preußischen Staat geführt. Auch für Wissenschaft und Kunst, sowie für den Volksunterricht geschah manches. Aber die alten Fehler lasteten mit verhängnisvoller Schwere auf dem Staate, dessen allmählich einrostende Maschine noch fortarbeiten sollte, wie sie unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen gearbeitet hatte. Haugwitz (§ 570) leitete die äußere Politik; neben ihm standen Männer wie Lucchesini und Lombard, von denen der zweite thatsächlich käuflich war. Am schlimmsten aber stand es im Heere. Das damalige Preußen hatte auf

etwa 10 Millionen Einwohner ein Heer von mehr als 250 000 Mann. Aber dieses Heer war trotz allen Paradeprunks ungenügend bewaffnet und ausgerüstet. Stolz auf die verjährten Erinnerungen des 7jährigen Krieges war es in seiner Ausbildung der neuen Taktik gegenüber zurückgeblieben. Noch immer bildeten die gemeinen, meist geworbenen Soldaten einen tief verachteten, mit empörender Herabwürdigung behandelten Stand. Die Offiziere gehörten mit geringen Ausnahmen dem Adelsstande an. Unter ihnen war wie auch unter den Gemeinen im ganzen noch ein guter Kern; doch litten sie an den Fehlern einer Friedensarmee. Die älteren waren meist steif und geistlos, die jüngeren leichtfertig und übermütig. Fast alle waren in dem Dünkel der Unüberwindlichkeit des preußischen Heeres befangen. Der leichte holländische Feldzug (§ 524) hatte sie darin bestärkt, die schlimme Wendung des Feldzugs in der Champagne (§§ 541 ff.) ihn nicht erschüttert, und wirklich hatten auch die Feldzüge in der Pfalz von 1793 und 1794 (§§ 545. 546) das Heer in seiner alten Überlegenheit gezeigt.

§ 575. Noch immer war der Staat im Wachsen geblieben. Schon 1791 waren die althohenzollernschen Länder Ansbach und Bayreuth (§ 274) der Monarchie heimgefallen. Der Friede von Luneville und der Reichsdeputationshauptschluß (§ 560) hatten Preußen ebenfalls um schöne Gebiete, um mehr als 200 □Meilen, vergrößert. Dies war erlangt ohne Schwertschlag, nicht ohne die gefährliche Freundschaft eines mächtigen, aufdringlichen Siegers, der bald darauf Hannover besetzte und so die westlichen Teile der Monarchie von den östlichen schied. Seitdem hielt man sich in Preußen einerseits nicht frei von Begehrlichkeit nach diesem der Monarchie so wichtig gelegenen Lande, andererseits hatte man doch nicht den Mut, es durch ein offenes Bündnis mit Napoleon, das dieser lange gesucht hatte, zu erwerben. Dieser begann allmählich die preußische Regierung, die sich ihm fortwährend in solcher Schwäche und Unentschiedenheit zeigte, zu hassen und zu verachten. Preußen hatte sich damals wie auch später vergeblich bemüht, einen Fürstenbund (§ 519) zum Schutze der norddeutschen Neutralität herzustellen. Im Jahre 1805 war es, wie erwähnt, bereits so wenig gefürchtet, daß Alexander glauben konnte, es durch die Drohung eines Angriffs zum Anschlusse an die Koalition zwingen zu können. Gleich nachdem dieser Versuch zurückgewiesen war, erfolgte der Durchmarsch der Franzosen durch Ansbach (§ 568), der den König aufs bitterste verletzte. Er fühlte, daß Preußen nicht länger müßig zusehen dürfe, und als nun, wie oben erzählt ist, Kaiser Alexander, der schon bei einer ersten Begegnung mit dem preußischen König zu Memel (1802) zu diesem in ein freundschaftliches Verhältnis getreten war, selbst nach Potsdam kam, ließ sich Friedrich Wilhelm zum Handeln bestimmen. Ehe Alexander abreiste, äußerte er den Wunsch, die Gruft Friedrichs des Großen zu sehen; hier wurde in einer feierlichen nächtlichen Scene das Herzensbündnis der Herrscher besiegelt. Preußen war zum Kriege entschlossen, und das preußische Heer hätte bei raschem Vordringen Napoleon Verderben bringen müssen. Aber nun kam die Schlacht von Austerlitz und Haugwitzens unverantwortliche That (§ 571). Indem dann Preußen Hannover annahm, ward es mit England verfeindet, das denn auch sofort alle preußischen Handelsschiffe auf der See kaperte; indem es sich von Napoleon, den es hatte bekämpfen wollen, beschenken ließ, erschien es jedem Bundesgenossen als unzuverlässig, falsch und zweideutig. Kurz, Napoleon wußte es in eine vereinzelte Stellung zu bringen und knickte erst seine Ehre, ehe er es mit den Waffen brach.

§ 576. Und nun verhöhnte und reizte der Eroberer Preußen auf jede Weise. Schon im Feldzuge von 1805 hatten sich Baden, Württemberg und Bayern an ihn angeschlossen; nach dem Preßburger Frieden traten sie offen in ein Bündnis mit ihm. Die genannten Länder, außerdem Mainz, Darmstadt, Nassau, Berg (wo Napoleons Schwager Murat Großherzog geworden war), die Fürstentümer Hohenzollern und einzelne noch kleinere Staaten trennten sich für immer vom deutschen Reiche und bildeten am 15. Juli 1806 den sogenannten Rheinbund (§ 435) unter Napoleons Protektorat. Ihre Gebiete wurden durch umfassende Mediatisierungen reichsfreier Städte und Herrschaften vergrößert und abgerundet; sie selbst waren von nun an die geringfügigen Werkzeuge des Eroberers. Franz II. legte darauf Napoleons Wünschen nachgebend die römische Kaiserkrone nieder (6. August 1806). Ohne Kampf und Ehre und unbeweint ging damals das tausendjährige Reich Karls des Großen, das längst (§§ 177. 240. 419) nur noch eine Mumie gewesen war, zu Grabe. Zwei Menschenalter sollten vergehen, ehe das neue deutsche Reich erstand.

§ 577. Preußen beklagte sich über diesen drohenden Machtzuwachs Frankreichs, dessen feindselige Spitze ihm zugekehrt war. Arglistig schlug dagegen Napoleon vor, Preußen möge in Norddeutschland einen ähnlichen Bund deutscher Staaten herstellen, ja die deutsche Kaiserkrone nehmen; heimlich aber wirkte er an den kleinen Fürstenhöfen gegen ihren Anschluß an Preußen. Und als damals in England Pitt, Napoleons unversöhnlicher Feind, gestorben und Fox, der sich zu Frankreich günstiger stellte, im Ministerium gefolgt war, besann sich Napoleon keinen Augenblick, ihm die Rückgabe von Hannover anzubieten. Ferner wurden durch Murat die Abteien Elten, Essen und Werden, die zu Preußen gehörten, mit Truppen besetzt und dem Großherzogtum Berg einverleibt. Kurz, alles war geflissentlich darauf angelegt, Preußen zu kränken und zu entwürdigen, um es endlich zum Kriege zu reizen.

10. Jena und Auerstädt. Preußens Fall. 1806.

§ 578. Längst hatten die Weiterblickenden in Preußen die Unvermeidlichkeit des Kriegs und die Notwendigkeit, daß der König sich mit andern Beratern umgebe, erkannt. Noch im Laufe des Jahres 1806 hatten sich deshalb einige der vorzüglichsten und höchstgestellten Männer, an der Spitze der Freiherr vom Stein (der schon damals mit im Ministerium saß) und die Prinzen Heinrich und Wilhelm, des Königs jüngere Brüder, in einer Eingabe mit dringenden Mahnungen an diesen gewandt. Friedrich Wilhelm aber, gewöhnt an die absolute Weise seiner Vorgänger, hatte diesen Schritt als einen Eingriff in seine höchste Gewalt angesehen und ungnädig aufgenommen. Jetzt, bei dem wachsenden Übermute Frankreichs, empörte sich auch in der Bevölkerung der Residenz wie im Heere der alte stolze, preußische Geist, besonders bei den jüngeren Offizieren. Es kam vor, daß einzelne von ihnen auf der Schwelle des französischen Gesandtschaftshauses ihre Degen wetzten, daß andere ihre Wachtmeister in das Theater schickten, damit sie in Schillers Wallenstein in das Lied: „Frisch auf, Kameraden,aufs Pferd, aufs Pferd!“ mit einstimmten.

§ 579. Gegen Ende des Sommers 1806 war auch dem Könige die Unvermeidlichkeit des Kriegs klar, obwohl er, da er die Schwächen des damaligen Preußen sehr wohl kannte, nur mit bangen Vorahnungen zum

24*

letzten Entschlusse schritt. Das gesamte Heer wurde mobil gemacht, und längere Zeit darauf verlangte dann der König von Napoleon in einem Ultimatum die Räumung von Süddeutschland und die Zulassung eines norddeutschen Bundes. Dieses Ultimatum empfing Napoleon erst, als sich seine Armeekorps schon so still wie möglich, aber mit äußerster Pünktlichkeit und Ordnung in Franken sammelten. An 200000 Mann, zum Teil Rheinbündler, standen vereinigt. Auch die preußischen Truppen, etwa 150000 Mann, waren in Mitteldeutschland zusammengezogen worden. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig war ihr Führer. Denn zu ihm, dem 71 jährigen Greise, hatte man trotz der schlimmen Erinnerungen aus der Champagne (§ 542) wieder seine Zuflucht nehmen zu müssen geglaubt. Mit Preußen im Bunde waren nur Kursachsen und Weimar. Rußland, England warteten, im Ganzen nicht mißgünstig, aber zum Helfen teils zu geschwächt, teils zu langsam und mißtrauisch, aus der Ferne den Ausgang ab.

§ 580. Die preußischen Heerführer dachten Napoleon die Saalpässe zu sperren und ihm so mit Erfolg entgegentreten zu können. Nach langem, verderblichem Hin- und Herschwanken ging man bis Jena vor, wo unter Fürst Hohenlohe die eine Hälfte des Heeres Stellung nahm, während die andere unter des Herzogs eigner Leitung bei Weimar stand. Erst jetzt erfolgte die förmliche Kriegserklärung. Schon aber hatte Napoleon den Thüringer Wald bei Saalburg überschritten, und seine Truppen rückten das Saalthal hinunter, wo sie bei Saalfeld auf die schwache preußische Vorhut unter Prinz Louis Ferdinand stießen. Der Prinz sah sich, ehe man es im Hauptquartier vermutet hatte, dem andringenden Feindesheere gegenüber; er wurde völlig geschlagen und fand selbst tapfer fechtend den Heldentod (10. Oktober).

§ 581. Und nun brach entsetzliches Unglück herein. Im Hauptquartier hatte man erfahren, daß Napoleons Marschälle bereits über Schleiz und Gera hinausrückten und die Preußen zu umgehen drohten. Es ward deshalb beschlossen, in eine andere Stellung, die hinter der Unstrut genommen werden sollte, zurückzugehen. Aber schon drei Tage nach dem Schlage von Saalfeld stand Napoleon in Jena. In der Nacht zum 14. Oktober brachten seine Truppen ihre Kanonen auf den sog. Landgrafenberg hinauf, der, nördlich von Jena gelegen, das Saalthal beherrscht und den das Hohenlohesche Korps noch besetzt hielt. Hohenlohe, der bereits den Befehl zum Rückzuge erhalten hatte, ließ den Feind ungehindert festen Fuß fassen. So stand dieser den Preußen auf gleichem Boden gegenüber, als am nebeligen Morgen des 14. (des Unglückstages von Hochkirch, § 496) der preußische General sich gezwungen sah, nun doch eine Schlacht anzunehmen. Denn durch das Mühlthal wie durch das Rauthal hinauf waren auf das Plateau überlegene Massen gekommen, von denen die zerstreuten preußischen Abteilungen vereinzelt gefaßt und trotz der Tapferkeit der Truppen geschlagen wurden. Furchtbar schnell entschied sich hier die Niederlage, ehe noch die nachrückenden Truppen von Rüchels Korps zum Kampfe kommen konnten. Vollständig aufgelöst floh das Heer auf Weimar zu.

§ 582. Um dieselben Stunden war das vom Herzog von Braunschweig geführte Hauptheer auf seinem Marsche in eine neue Stellung bei Auerstädt, drei Meilen unterhalb Jena, gleichfalls auf dem linken Saaleufer, auf die französischen Armeekorps unter Davoust und Bernadotte gestoßen, die von Napoleon abgesandt waren, dem Hohenloheschen Korps

bei Jena in den Rücken zu kommen, und die ohne Hindernis die steilen Saalübergänge bereits genommen hatten. Ebenso planlos wie bei Jena begannen hier die Preußen die Schlacht, die sich bald für sie zum Schlimmen wandte. Es mehrte die Verwirrung, daß während des Kampfes der Herzog von einer Kartätschenkugel tödlich geblendet wurde. Vergebens suchten General Blücher und Prinz Wilhelm durch verzweifelte Kavallerie-Angriffe das Glück des Tages zu retten. Bei dem Rückzuge in der Richtung auf Weimar trafen die besiegten Truppen auf die Trümmer des bei Jena geschlagenen Heeres, und die Verwirrung ward allgemein.

§ 583. Ein einziger Tag hatte das alte Preußen zertrümmert. Das Heer war nur eine aufgelöste Masse, die sich in wildem Knäuel der Festung Erfurt oder dem Harz und Magdeburg zuwälzte. Die Führer verloren die Fassung, der gemeine Mann begann die Fahnen zu verlassen und nach Haus zu gehen, als gäbe es kein Preußen mehr. — Erfurt, wo General Möllendorf lag, eine starke, wohlversehene Festung, die den ersten Halt hätte bieten müssen, fiel durch feige Übergabe schon am 15. Oktober und gab den andern ein schlimmes Beispiel. In diesem allgemeinen Schiffbruch raffte Blücher einige Reste von Truppen wieder zusammen und führte sie über den Harz der Altmark und der Elbe zu. Von den Franzosen scharf verfolgt konnte er nur mit Mühe das Korps bei Sandau über den Fluß setzen. Hier zeigte Oberst York, der die Nachhut führte, mit seinen Jägern in dem meisterhaften Treffen von Altenzaun*), daß der alte preußische Mut doch noch nicht erloschen war. Die Franzosen rückten inzwischen geradeswegs über Leipzig und Halle auf Berlin. Leipzig ward von ihnen geplündert, und bei Halle schlugen sie die preußische Reserve-Armee, die unter dem Prinzen Eugen von Württemberg stand (17. Okt.). — Als sich die Hauptmasse des flüchtenden Heeres, jetzt unter Hohenlohes Befehl, unter den Wällen von Magdeburg zu sammeln suchte, war es schon von schlimmer Bedeutung, daß der Kommandant dieser wichtigsten Festung erklärte, er könne nicht für die Verpflegung sorgen. Nun beschloß man, hinter die Oder auf Stettin zurückzugehen, während Napoleons Truppen sich schon Potsdam und Berlin näherten. Von einer Verteidigung der Hauptstadt war keine Rede; angesichts des unermeßlichen Unglücks hatte der Kommandant der Stadt, Graf Schulenburg-Kehnert, keine andere Mahnung gewußt als: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“. Am 25. Oktober kapitulierte Spandau, ohne einen Schuß zu thun. Während dann Lannes und Murat rasch aufbrachen, dem Hohenloheschen Hauptheere den Weg zur Oder abzuschneiden, hielt Napoleon am 27. Oktober seinen Einzug in Berlin. Durch das Brandenburger Thor, von dem der Siegeswagen herabgenommen ward, um gleich dem Degen Friedrichs des Großen aus Potsdam als Siegestrophäe nach Paris gesandt zu werden, nahm er seinen Weg die Linden hinab ins Schloß der preußischen Könige. Vor diesem, im Lustgarten, flammten nachts die Biwakfeuer seiner Garden. Gleich darauf (am 28. Oktober) kapitulierte bei Prenzlau Fürst Hohenlohe mit seinem Korps, das noch aus 10000 Mann und 1800 Pferden bestand. Kleinere Bruchstücke des fliehenden Heeres folgten dem entmutigenden Beispiele.

§ 584. Aber Blücher beugte sich der allgemeinen Schande nicht. Auf die Kunde dessen, was bei Prenzlau geschehen war, zog er sich mit seiner Schar

*) Joh. Gust. Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg.

nach Mecklenburg, vereinigte sich hier mit dem bisher vom Herzog von Weimar geführten Korps und wandte sich nun mit etwa 20000 Mann, immer von den Franzosen unter Soult, Murat und Bernadotte verfolgt, auf Lauenburg. York hatte meist die schwere, aber ehrenvolle Aufgabe, das hart bedrängte Korps zu decken. Umsonst warf sich Blücher endlich in die alte, noch ziemlich befestigte Reichsstadt Lübeck hinein: fast gleichzeitig drangen die Franzosen nach. Ein wütendes Gefecht entspann sich in den Straßen der Stadt, in dem Blücher persönlich wie ein Rasender kämpfte, York schwer verwundet in Gefangenschaft geriet. Blücher selbst kam zwar mit noch etwa 8000 Mann aus der Stadt heraus, mußte aber dann bei Ratkau (7. November) auf ehrenvolle Gefangenschaft kapitulieren. Er konnte mit Recht unter die Akte seiner Übergabe schreiben: „Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe." Er wenigstens hatte die Ehre gerettet.

§ 585. Der tiefgebeugte Monarch hatte sich nach Küstrin geflüchtet, wo er seine Gemahlin wiedertraf, die ihn erst am Morgen des Unglückstags von Auerstädt verlassen hatte. Gerade gegen sie hatte sich Napoleon, als hätte sie zum Kriege gehetzt, in seinen Bulletins die gemeinsten, giftigsten Schmähungen erlaubt. Aber im Unglück bewährte sich erst recht die christliche Fassung des Herrscherpaars, und in dem allgemeinen Abfall zeigten sich ihm doch auch wieder einzelne rührende Beispiele von Treue und Männlichkeit. Weiter ging dann die Flucht auf Königsberg. Stein hatte wenigstens die Hauptkassen des Staats zu retten gewußt und so die Mittel für die Fortführung des Kriegs gesichert. — Aber noch hatte das furchtbare Unglück, das über die Monarchie Friedrichs des Großen gekommen war, nicht ausgewütet, noch hatte die Demütigung nicht den höchsten Grad erreicht. Es kam die Nachricht, daß auch Magdeburg kapituliert habe. Der 73jährige General von Kleist hatte es überliefert an der Spitze von 19 Generalen*), mit 24000 Mann, 6563 Pferden, 600 Geschützen, Proviant und Munition im Überfluß (8. November). Stettin hatte sich schon am 29. Oktober an 800 Reiter Murats ergeben. Küstrin fiel am 1. November ebenso unrühmlich; die hannöverschen Weserfestungen Hameln und Nienburg folgten. — Noch hoffte der König, Napoleon zu einem erträglichen Frieden zu bewegen. Aber der Sieger steigerte seine Bedingungen mit solchem Übermute, daß selbst die Unterwerfung keine Rettung mehr bringen zu können schien. Dennoch war es dem Könige auch jetzt noch schwer, mit den alten Ratgebern und Anschauungen, die ihn ins Unglück geführt hatten, entschlossen zu brechen; noch stand seine Hoffnung auf Rußland und Alexander. Auch ihn sollte erst die Schule der bittersten Erfahrungen läutern und ihn die Mittel zur Rettung suchen lehren, wo sie waren: in ihm selbst und seinem treuen Volk, dessen hochherzigste Männer bis jetzt noch den Stufen des Thrones ferne standen.

11. Die vierte Koalition. Friede zu Tilsit. 1807.

§ 586. Kaiser Alexander hatte gleich auf die erste Kunde von Preußens Unglück den König seiner wärmsten Freundschaft und Hilfe versichert. Wirklich rückten die Russen in die Provinz Preußen ein. Aber statt, wie die preußischen Vaterlandsfreunde gehofft und gewünscht hatten, die Weichsellinie zu halten, zeigten die russischen Heerführer keine Lust, etwas für Preußen

*) Die freilich zusammen 1300 Jahre zählten.

zu thun, und suchten bald nur die russische Grenze zu decken, während die Truppen schlimmer als die Franzosen das unglückliche Land verwüsteten. Napoleon verfügte von Berlin aus die sogenannte Kontinentalsperre — die Absperrung aller englischen Schiffe und Waren von den ihm unterworfenen festländischen Häfen — mit der er einen tödlichen Streich gegen England zu führen glaubte; dann brach er nach Posen auf. Beim Nahen der Franzosen hofften die Polen auf die Wiederherstellung ihres Vaterlands und erhoben sich, von Napoleon ermuntert, zunächst in den preußischen Gebieten des ehemaligen Polens. Als sich dann der Feind über Warschau der russischen Grenze näherte, lieferte ihm Bennigsen (einer der Mörder Pauls, § 566) bei Pultusk am Narew (26. Dezember 1806) ein unentschiedenes Treffen. Der Winter brachte dann vorläufig den Kampf zum Stillstand.

§ 587. Die preußischen Truppen standen, kaum noch 6000 Mann stark, unter dem alten General Lestocq, dem aber Scharnhorst beigegeben war. Als die Kriegsbewegungen wieder begannen, nahm das Häuflein ruhmvoll teil an der Schlacht von Preußisch-Eylau (südlich von Königsberg, 7. und 8. Februar 1807): die Schlacht stand am zweiten Tage sehr ungünstig für die Russen; da schaffte das wackere Eingreifen Scharnhorsts ihnen wieder Luft und bewirkte, daß Napoleon den ersehnten Sieg nicht erfocht: zum erstenmal erblickte er hier ein Schlachtfeld, winterlich öde und kalt, mit Verstümmelten und Sterbenden bedeckt, das er nicht sein nennen konnte. Die Folge dieser Glücksschwankung war eine Aufforderung Napoleons an Friedrich Wilhelm III., unter günstigen Bedingungen vom russischen Bündnis abzufallen, die dieser aber in seiner schlichten Rechtlichkeit zurückwies. Hätte nur Alexander dieselbe Treue bewahrt! — Überhaupt begann die preußische Ehre sich wieder herzustellen. Schon zu Ende des Jahres 1806 war Thorn unter Lestocq vergeblich zur Übergabe aufgefordert worden. Ein glänzendes Beispiel altpreußischen Mutes aber gab der 73jährige L'Homme de Courbière in Graudenz, der, wie erzählt wird, als ihm die Franzosen mit Unverschämtheit deutlich machen wollten, es gäbe keinen König von Preußen mehr, entschlossen erwiderte: „Nun, so bin ich König von Graudenz" und die Festung bis zum Frieden hielt. Auch Danzig, großartiger versorgt und befestigt, begann eine hartnäckige Verteidigung. Aus Schlesien, dieser jungen preußischen Provinz, kam die Kunde von wackrer, patriotischer Haltung. Zwar waren, als ein Armeekorps unter Jerome Bonaparte hier einrückte, ebenfalls eine Reihe von Festungen in schimpflicher Weise übergegangen, so Glogau (3. Dezember 1806), Brieg, selbst Breslau (5. Januar 1807) und am schimpflichsten das feste Schweidnitz (7. Februar); aber andrerseits fehlte es doch nicht an erhebenden Beispielen: erst nach tapferer Verteidigung fiel Neisse, und die kleinen Festungen Kosel, Glatz und Silberberg hielten sich sogar unter den schwierigsten Verhältnissen bis zum Friedensschlusse. — Das erhebendste Beispiel aber des Widerstandes gab Kolberg in Pommern (§ 503). Hier trat nach altem Recht und Herkommen die tapfere Bürgerschaft selbst mit in die Verteidigung ein, an ihrer Spitze Nettelbeck, eine kühne Seemannsnatur, in tausend Abenteuern seiner Jugend und in den Gefahren ferner Meere und Erdteile gehärtet, noch immer jugendlich bei fast 70 Jahren und ein echter Preuße der alten Zeit. Schon hier zeichnete sich durch kühnen Husarenmut der unternehmende, feurige Schill und, als die Gefahr näher kam, durch besonnene, ruhige Tapferkeit und schöpferische Kraft Gneisenau aus, der zum Kommandanten

der Feste ernannt war. Ein Teil der Stadt stand in Flammen, die Gefangenen brachen aus dem Stockhause aus, aber unerschüttert ertrug die Stadt das 30stündige Bombardement — bis die Kunde vom Waffenstillstande kam.

§ 588. Im Anfang des Frühjahrs 1807 kam Alexander selbst nach Preußen, auch jetzt noch voll feurigen Eifers. Bei einer Heerschau umarmte er Friedrich Wilhelm und rief unter Thränen: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein? Entweder beide zusammen, oder keiner von beiden!“ Zu Bartenstein an der Alle ward ein neuer Vertrag, die vierte Koalition, zunächst zwischen Rußland und Preußen, geschlossen. Auf Englands und Schwedens Unterstützung konnte man rechnen, auf Österreichs künftigen Beitritt hoffte man. Nicht einer Eroberung galt der Bund, sondern der Herstellung der durch Bonaparte zertrümmerten Ordnung Europas, der Befreiung Deutschlands, vor allem Preußens. Mit diesen großen Entschlüssen ging man in den sich erneuernden Kampf. Aber schon am 25. Mai fiel Danzig nach einem mit ungenügenden Kräften unternommenen Entsatzversuche der Russen und nach der tapfersten preußischen Verteidigung. Mit überlegenen, trefflich geleiteten Kräften begann dann Napoleon den Feldzug. Bei Heilsberg an der Alle (10. Juni) ward zwar ein erster kecker Angriff der Franzosen von den Russen kaltblütig abgewehrt, wobei abermals der preußische Mut glänzte. Aber der Obergeneral Bennigsen und die Altrussen waren bereits des Kriegs „für Preußen“ müde und wichen immer weiter nach der Grenze hin zurück. So kam es zur entscheidenden Schlacht bei Friedland an der Alle (14. Juni), in der Napoleon den Sieg errang. Noch war nicht alles verloren: wie in den Tagen von Leoben und Austerlitz (§§ 551. 569) war des Siegers Rücken bedroht, da Österreich ihm nicht sicher war, Schweden und England eine Landung in Pommern, die Blücher vorhatte, begünstigten. Aber Alexander hatte, seine Beteuerungen gegen den Freund vergessend, bereits Unterhandlungen mit Napoleon angeknüpft. Am 25. Juni kamen beide Herrscher in einem Zelte, das über einem Flosse auf dem Niemen errichtet war, zusammen. Hier lockte Napoleon den Zaren mit der Aussicht auf die Herrschaft Osteuropas, auf die Erwerbung Finnlands, auf Teilung der Türkei — die alten Ziele russischen Ehrgeizes. Alexander ward Napoleons Bundesgenosse, und dieser, immer darauf bedacht, selbst in Friedensschlüssen neue Feindschaft zu säen, drängte dem Zaren einen Teil von Neuostpreußen auf, um ihn dadurch, wie er hoffte, mit Friedrich Wilhelm III. für immer zu verfeinden, was ihm freilich trotzdem nicht gelang.

§ 589. In Tilsit sahen sich dann auch Napoleon und Friedrich Wilhelm. Jener hatte einen demütig Unterwürfigen zu finden geglaubt: er traf einen stolzen, soldatischen Mann, ruhig, einsilbig und zurückhaltend, den das Unglück nicht gebrochen hatte; und neben ihm sah er die schöne und edle Königin Luise, die seinen unedlen Äußerungen gegenüber die große Seele und königliche Haltung nicht einen Augenblick verleugnete. Hier zu Tilsit ward dann am 7. und 9. Juli der Friede abgeschlossen. Preußen trat die Hälfte seines Gebiets ab: von 5714 □Meilen mit fast 10 Millionen Einwohnern (Hannover nicht mit gerechnet) behielt es nur 2868 mit nicht ganz 5 Millionen Bewohnern. Napoleon sorgte dafür, daß der Stachel der Bitterkeit auch recht empfunden ward; denn auch diesen Gnadenteil ließ er dem Könige nur „aus Achtung für den Kaiser aller Reußen und um den aufrichtigen Wunsch zu bethätigen, beide Nationen durch unauflösliche Bande der Freundschaft und des Vertrauens zu verbinden“. In der That ließ er

Preußen nur bestehen als Schranke zwischen seinem Machtgebiete und dem russischen. Die Demütigung kam, von der Friedrich der Große so oft erklärt hatte, er würde sie nicht überleben können. Alles, was westlich von der Elbe lag, die Festung Magdeburg inbegriffen, ward abgetreten: also die Altmark, von der aus einst der preußische Staat gegründet worden war, die rheinischen und westfälischen Besitzungen, Ostfriesland und das eben erst erworbene Hannover. Im Osten verlor Preußen sämtliche in der zweiten und dritten Teilung Polens (§ 526) gewonnenen Gebiete, aus denen Napoleon ein Herzogtum Warschau schuf, das er dem zum König erhobenen Kurfürsten von Sachsen gab.

§ 590. Dieses Land nämlich beschloß der Eroberer zu einer Vormauer gegen Preußen zu machen; und so ward es, obwohl es gegen ihn gestritten hatte, auf Kosten Preußens vergrößert und zum Königreich erhoben; zugleich trat es dem Rheinbunde bei. Ebenso erfuhr auch Sachsen-Weimar, dessen edler Herzog Karl August als preußischer General bis zuletzt ritterlich bei Preußen ausgehalten hatte, am Ende doch Napoleons Gnade: es blieb bestehen. Den Kurfürsten von Hessen dagegen, der in thörichtem Geize auch das geringste Opfer gescheut und zwischen Napoleon und Preußen hin und her geschwankt hatte, vertrieb er von Land und Leuten; ebenso das braunschweigische Herzogshaus, an dem er angeblich das Manifest von 1792 (§ 541) rächte. Karl Wilhelm Ferdinand, durch die Wunde von Auerstädt (§ 582) des Augenlichts beraubt, hatte den Sieger gebeten, in seiner Hauptstadt sterben zu dürfen: der hatte es verweigert. Unter den fürchterlichsten Qualen war der Fürst bis Altona geflüchtet, wo er endlich „vor des Hirnes Spalte die Ruh im Grabe fand". Aus diesen nun herrscherlosen und den von Preußen zu Tilsit abgetretenen Gebieten bildete Napoleon ein neues Königreich im nordwestlichen Deutschland, das Königreich Westfalen, das er seinem jüngsten Bruder Hieronymus (Jerome) gab, der seine Residenz in Kassel nahm und gleichfalls dem Rheinbunde beitrat.

Aber mit dem Frieden von Tilsit war nun der tiefste Grad der Erniedrigung Deutschlands erreicht. Schon begann die innere Erhebung und Wiedergeburt. Man fing wenigstens an, die Schmach zu fühlen, die das Vaterland getroffen hatte, und selbst über die Grenzen Österreichs und Preußens hinaus, in das gesamte Deutschland hinein begann dies Gefühl sich, wenn auch nur langsam, zu verbreiten.

Der Rheinbund.

§ 591. Noch aber gebot Napoleon, vor allem mittelst des Rheinbunds, über Deutschland bis an die geschmälerten Grenzen Preußens und Österreichs, und die französische Herrschaft zählte noch zahlreiche Freunde. Die Unterworfenen trugen ihre Ketten zum Teil noch nicht mit Knirschen, sondern mit einer Art von niederträchtigem Stolze, und viele blendete das glänzende Genie Napoleons, so daß sie nur in völliger Hingabe an den „Mann des Jahrhunderts" Heil erblickten. Und einige Vorteile hatte die Masse des Volks wirklich durch die Fremdherrschaft gewonnen: im Königreich Westfalen ward Napoleons neues Gesetzbuch, der Code Napoléon, mit seiner allgemeinen Rechtsgleichheit und seinen sonstigen Vorzügen angenommen; es wurden Schwurgerichte eingeführt, die Fronden und persönlichen Lasten der Bauern hörten auf. In Bayern, wo der wohlwollende König Max Joseph regierte, suchte dessen Minister Montgelas mit einem Eifer und einer Rücksichtslosigkeit, die an Joseph II. (§ 520) erinnerte, den aus

vielfachen, bunten Bestandteilen zusammengesetzten Staat in eine strenge Einheit zusammenzuschmelzen. Neben manchem Willkürlichen traten auch hier im ganzen manche Besserungen ein: vor allem schwand das frühere Jesuitenregiment. In Württemberg dagegen erinnerte die harte und willkürliche Herrschaft König Friedrichs I. an Napoleons Regierungsweise. In Baden, das jetzt Großherzogtum war, regierte noch immer der treffliche Karl Friedrich (§ 513) und suchte nun seinem größeren Gebiete dieselben Segnungen zu schaffen wie einst seiner kleinen Markgrafschaft. Doch fühlte er bei den sich stets steigernden Anforderungen Napoleons nur zu schmerzlich, daß dies unmöglich sei, und sehnte oft die früheren und bescheideneren, aber glücklicheren Tage zurück. Der stets vermehrte Steuerdruck, der durch die Kontinentalsperre gehemmte Handel und die immer wachsende Aushebung zum Militärdienste (die Konskription) machten vor allem den Staaten des Rheinbunds fühlbar, daß die fremden Fesseln auch drückten. Freilich die Heere dieser Staaten waren meist von dem Napoleonischen Reiche bethört. Lange waren sie in ihrer früheren Kleinstaaterei als „Reichsarmee" (§ 492) nur der Spott der Völker gewesen; Napoleon lehrte sie unter seinen Fahnen siegen und erfüllte sie mit militärischem Stolz. Es zeigte sich nun, daß in keinem deutschen Stamme der alte, herrliche Kriegsmut erloschen war: aber diesen versunkenen Schatz hob jetzt der Fremde. Und häufig überboten die Rheinbundstruppen (wie es Abtrünnige zu thun pflegen) an Übermut und Roheit gegen die eignen deutschen Landsleute noch die Franzosen. Bei allen Mißständen aber hätten — wenn der Mensch von Brot allein lebte — die Zustände in Deutschland unter der Fremdherrschaft damals vielleicht noch erträglich scheinen können.

§ 592. Aber mochte man die Güter des irdischen Lebens gerettet, vielleicht gar gebessert glauben: keinem konnte es verborgen bleiben, wie es nur in der Willkür des Gewaltigen stand, sie zu erhalten oder zu rauben. Ein Schrei des Entsetzens erhob sich 1806 in Deutschland, als durch den Spruch eines Kriegsgerichts der Buchhändler Palm aus Nürnberg, ein friedlicher Mann, der eine Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung", wie sein Geschäft es mit sich brachte, versendet hatte, auf ausdrücklichen Befehl Napoleons zu Braunau am Inn erschossen wurde. Und französische Polizei, französische Späher oder deutsche Verräter in französischem Sold zeigten bald, wie schwer die entwürdigende Knechtschaft auf Deutschland, auf den Rheinbundsstaaten, lastete. Einige der Rheinbundsfürsten lernten nur zu rasch ihrem Gebieter die Gewaltmaßregeln ab, mit denen dieser unbekümmert um bestehende Rechte seine Zwecke verfolgte. Vor allem aber deutsche Ehre schändend war das Lasterleben, das Jerome in Kassel (§ 590) begann; hier schien die Frechheit auch die letzte Maske der Scham abzuwerfen. Napoleon sah den kleinen Despoten der Rheinbundsstaaten viel nach, wenn sie nur ihr Land seinen Konskriptionen öffneten und Truppen stellten, so viel er verlangte. Was er seinem Bruder Jerome eingeschärft hatte, er möge nie vergessen, daß seine ersten Pflichten die gegen ihn und Frankreich seien, das galt für die anderen Rheinbundsfürsten nicht minder. Willfährige Diener sollten sie ihm sein, mit ihrer jungen kriegsfähigen Mannschaft seinen Eroberungsgelüsten dienen. Schon 1808 begann er einen neuen Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel, der ihm dann im Laufe der Zeit so verderblich wurde: es waren zu zwei Dritteln deutsche Landeskinder, die hier der spanischen Erbitterung entgegengestellt wurden.

Noch zwar gab es in Deutschland auch außerhalb Preußens und Österreichs

Seelen, die treu am Vaterlande hingen. Im Königreich Westfalen vergaßen die Braunschweiger nicht so rasch das väterliche Regiment des gemißhandelten Karl Wilhelm Ferdinand; selbst die Hessen hielten am Geschlecht Philipps des Großmütigen (§§ 251. 351) trotz einzelner unwürdiger Nachkommen fest, und in Ostfriesland, in den westfälischen Gebieten blieb die alte Treue gegen Preußen. Dasselbe Gefühl herrschte in Ansbach und Bayreuth, und auch in Franken und Schwaben fügten sich die ehemals reichstreuen Gebiete nicht so schnell den neuen Napoleonischen Herrschern. Überall begannen nun die Gemüter zu glühen; die Patrioten traten in enge Verbindung miteinander, und besonders in Preußen regte sichs immer lebhafter; es schien nur eines Anstoßes von außen zu bedürfen, um den Aufstand gegen die fremde Gewaltherrschaft herbeizuführen.

§ 593. Doch war die Erlösung noch fern. Solange Alexander mit Napoleon verbündet blieb, war Europa mit Ausnahme Englands in die Knechtschaft der beiden großen Despotien, Frankreichs im Westen, Rußlands im Osten, dahingegeben. In dem alten Erfurt, das jetzt unter französischer Herrschaft stand, trafen sich im Herbst 1808 mit vielem hohlem Schaugepränge die beiden Herrscher und ihre Trabanten, um den Bund zu erneuern, den der Eigennutz, wie er ihn zu Tilsit geschlossen hatte, nun auch schon zu sprengen drohte. Es gelang der Überlegenheit Napoleons, Rußland vorläufig noch im Schlepptau der französischen Politik zu halten. Vor der Aussicht auf die türkische Beute trat bei dem Kaiser Alexander sogar das Drückende der Kontinentalsperre (§ 586), der Rußland schon im Tilsiter Frieden beigetreten war, zurück. Damit war der Westen Europas Napoleon überantwortet. Schon waren die Bourbonen in Spanien gestürzt, um Napoleons ältestem Bruder Joseph, der bisher nach der Vertreibung der bourbonischen Dynastie in Neapel König gewesen war, Platz zu machen. An Josephs Statt ward Murat, Napoleons Schwager, König in Neapel. Die Krone des Königreichs Italien (in Norditalien) trug zwar Napoleon selbst, aber sein Stiefsohn Eugen Beauharnais nahm als Vicekönig des Landes eine den genannten Unterkönigen nicht unähnliche Stellung ein. Der Papst ward im Jahre 1809 aller seiner Besitzungen beraubt und selbst gefangen gesetzt. In Holland saß Napoleons Bruder Louis auf dem Königsthron, in Deutschland folgte der Rheinbund seinen Winken, Dänemark war ihm dienstwillig angeschlossen, Schweden nach der Vertreibung des Königs Gustav IV. (1809) bereit, sich ihm in die Arme zu werfen: so herrschte er über den weiten Westen Europas. Auf der andern Seite hatte Alexander Finnland von Schweden erobert und war im Begriff, die alten russischen Pläne auf die Türkei auszuführen. Neben diesen beiden Mächten stand England, in schonungsloser Selbstsucht auf allen Meeren herrschend, in den Kolonien stets siegreich fortschreitend und mit ruhmwürdiger Beharrlichkeit im Kampfe gegen Napoleon ausdauernd. Österreich aber und Preußen schienen zwischen diesen Kolossen fast schon erdrückt.

So war die Lage Europas nach den Tagen von Tilsit und Erfurt.

13. Preußens Wiedergeburt. Stein. Scharnhorst.

§ 594. Das furchtbare Unglück begann die alte Lebenskraft in Deutschland allmählich wieder aufzuwecken. Am tiefsten war Preußen gefallen; am schnellsten und herrlichsten ging hier ein innerer Umschwung vor sich. Der Tag von Jena und Auerstädt hatte nicht nur unendliche Schmach über das Land gebracht; es hatte auch mehr als jedes andere durch Kontributionen,

durch Plünderungen, durch den Übermut der Sieger gelitten. Aber es hatte eine ruhmvolle Geschichte aus jüngster Vergangenheit, die den Rheinbundsstaaten fehlte, und tiefer brannte hier in den Seelen der Zorn über die Frevel, die man dulden mußte. Die Unglücksjahre 1806 und 1807 hatten die früheren Fehler aufs grausamste bloßgelegt, und Friedrich Wilhelm III. hatte jetzt, als er sie erkannt hatte, den ernsten Willen, das Werk der Umgestaltung zu beginnen. Noch in der ersten Zeit des Unglücks hatte er Bedenken getragen, sich dem Manne anzuvertrauen, den alle patriotischen Stimmen als den einzigen bezeichneten, der in dieser äußersten Lage des Staates Rettung bringen könne; als aber nach den Unglückstagen zu Tilsit alles verloren schien, da ward Stein als erster Minister berufen.

§ 595. Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom Stein stammte aus einem Geschlechte des rheinfränkischen Adels, das seit unvordenklichen Zeiten zu Nassau an der Lahn auf seiner Burg zum Stein geblüht hatte. Hier war er im Jahre 1757 geboren. Voll von edlem, altritterlichem Stolz, hatte er sich nur schwer zu einem Dienste entschlossen; fühlte er sich doch als Reichsfreiherr Fürsten an Unabhängigkeit gleich. Dann hatte er sich für Preußen entschieden, während sonst seine Ahnen lieber in Österreich oder an geistlichen Höfen Ämter und Auszeichnung gesucht hatten. Früh hatte sich seine Tüchtigkeit gezeigt: er war — damals noch als Oberbergrat zu Wetter an der Ruhr in der Grafschaft Mark — in den Unterhandlungen über den Fürstenbund (§ 519) thätig gewesen und hatte dann später, schon zu hohen Würden emporgestiegen, den Auftrag erhalten, das durch den Reichsdeputationshauptschluß (§ 560) an Preußen gekommene Gebiet des Bistums Münster in das Staatsganze einzufügen. Endlich wurde er als Finanzminister in das Generaldirektorium berufen. Überall bewährte er Scharfblick und praktisches Geschick. Doch mehr als diese Talente adelte ihn sein Charakter. Voll edlen Stolzes, echten Freiheitssinns und unerschütterlicher Wahrhaftigkeit war er, der sich als Christ vor Gott demütig beugte, frei von jeder Menschenfurcht. Im festen Vertrauen, daß das Gute doch in der Welt den Sieg behalte, hat er das Böse — als dessen vollendeter Ausdruck ihm je länger desto mehr Napoleon erschien — unerschütterlich bekämpft, fröhlichen Mutes selbst in dem größten Glückswechsel: „weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein.“ Seiner Feuerseele entsprach auch seine Erscheinung, die gedrungene Gestalt, die breite, gewölbte Stirn, das frei-herrschende Auge und die rasche, leicht zu altdeutscher Heftigkeit sich entflammende Rede. Noch einmal ist in ihm das Bild alten, echten Rittertums zu Tage getreten.

§ 596. Den König zog keine persönliche Zuneigung zu dem überlegenen, stolzen Manne. Vor dem Sturz hatte er seine Warnerstimme abgewiesen, nach dem Sturz den Unbeugsamen in Ungnade entlassen. Aber die eiserne Not zwang ihn jetzt, seine Zuflucht zu ihm zu nehmen, und bald lernte Friedrich Wilhelm in seinem geraden Sinn den Freiherrn achten und ihm vertrauen und ergriff nun seine großen Vorschläge ohne Rückhalt und ohne sich irre machen zu lassen durch eine Partei, die blind an den alten Mißbräuchen und Vorurteilen hing und Steins schönes Werk zu hemmen und zu verdächtigen suchte. Mit allem Eifer begann Stein seine Thätigkeit. Es galt zunächst, Hilfsmittel und Geld für den schwergedrückten Staat zu schaffen. Denn noch standen die französischen Truppen fast 200000 Mann stark in Preußen, und die Kontributionen, Requisitionen, Einquartierungskosten und Verpflegungsgelder waren kaum mehr zu erschwingen. Und

gleichwohl war von Napoleon die eigentliche Abfindungssumme, gegen die Preußen endlich geräumt werden sollte, noch gar nicht bestimmt — er wollte es dadurch eben in seiner Gewalt behalten. Umsonst hatte sich Prinz Wilhelm, der jüngere Bruder des Königs (vermählt mit der hochherzigen Prinzeß Marianne von Homburg), persönlich nach Paris begeben, um Napoleon zu Milderungen zu bestimmen, und hatte sich sogar selbst als Geisel angeboten, bis Preußen seinen Anforderungen genüge. Der Sieger hatte den Edelmut anerkannt, aber ihn natürlich als unpraktisch verworfen: in Erfurt (§ 593) setzte er dann seine Forderung auf 120 Millionen Franken fest*). — Stein half nun nicht bloß für die augenblickliche Not durch Ersparungen, Papiergeld, Anleihen, selbst durch Verkauf königlicher Domänen: er erkannte, daß es um dauernde Hilfe zu schaffen, einer äußern und innern Umgestaltung des ganzen Staatswesens, einer sittlichen Wiedergeburt des ganzen Volkes bedürfe. Und das war nun sein großes Ziel: er begann den Neubau des Staates von den Grundlagen aus. Der Bauer (§§ 283. 508) in den alten Provinzen war durch die Erbunterthänigkeit und durch eine Menge gutsherrlicher Lasten gedrückt. Jene ward (entsprechend einem schon lange genährten Wunsche des Königs) aufgehoben; diese sollten allmählich abgelöst werden. Fortan war der Bauer nicht mehr an die Scholle gebunden, sondern konnte sich frei zu jedem Berufe entschließen und sah mit freudigem Blicke die Möglichkeit vor sich, ein freies, unbelastetes Eigentum zu besitzen. Auch die Schranken, die in den Städten die beste Kraft der Bürger hemmten, räumte er weg: sie waren bisher durch Zunft und Zwang eingeengt, durch kleinliche Polizeimaßregeln bedrückt und von Regierungsbeamten geleitet gewesen, die häufig nur invalide Militärs oder Staatsdiener waren. Stein verlieh in der neuen Städteordnung (19. November 1808) den Gemeinden wieder Selbstverwaltung und Freiheit in ihrem innersten Leben. Von der Bürgerschaft sollten die Stadtverordneten, aus diesen der Magistrat gewählt werden; nur der Bürgermeister wurde von der Regierung aus drei ihr vorgeschlagenen Kandidaten ernannt. An die Stelle des ehemaligen Zunftzwanges trat die Gewerbefreiheit; auch auf dem platten Lande ward freier Marktverkehr gestattet, der Mühlenzwang u. dgl. aufgehoben. Der Adel schien zu verlieren: seine Vorrechte gegenüber der Landbevölkerung verschwanden. Jeder erhielt zu jedem Amte, zu dem er die Fähigkeit besaß, Zugang; jeder Bürgerliche konnte Rittergüter erwerben, jeder Edelmann bürgerliche Gewerbe treiben. Stein, der selbst ein Edelmann durch und durch war, suchte die Würde dieses Standes in einer hervorragenden sittlichen und patriotischen Haltung, nicht in Vorrechten. — Die oberste Leitung des Staates selbst wurde vereinfacht. An die Spitze der Provinzen traten Oberpräsidenten als Kommissare des aus fünf Fachministern bestehenden Ministeriums. Unausgeführt blieb der Plan, zur Überwachung des Ministeriums einen Staatsrat zu schaffen. — Vor allem aber erstrebte Stein Selbstverwaltung der Gemeinden und Beteiligung der Bevölkerung an den inneren Angelegenheiten des Staates. Die zum Teil noch bestehenden alten Provinzialstände sollten zeitgemäß umgebildet werden und besonders der größere Grundbesitz in ihnen vertreten sein; sie sollten über innere Verwaltungsfragen der Provinz beraten und beschließen. Das ganze Werk sollte endlich in Reichsständen, in denen der gesamte

*) Er hat nach seinem eigenen Wort, aus Preußen im ganzen mehr als eine Milliarde gezogen.

Staat seine Vertretung fände, den passenden Abschluß bekommen und so Preußen in die Reihe der Verfassungsstaaten eintreten.

§ 597. In so großartigen Grundzügen ward die Umgestaltung Preußens entworfen; es erlangte damit größere innere Vorteile, als sich Frankreich durch seine blutige Revolution erworben, aber nur teilweise behauptet hatte. Freilich sind bei der kurzen Dauer der Steinschen Verwaltung nicht alle Maßregeln (besonders nicht die letzte, die Einführung der Reichsstände) ins Leben getreten. Vieles blieb seinem Nachfolger vorbehalten; doch waren die großen Anregungen gegeben. — Aber Steins Pläne gingen über Preußen hinaus und hatten eine Befreiung des ganzen Deutschland zum Ziele. Er unterhielt deshalb lebhafte Beziehungen zu Österreich und zu vielen vaterlandsliebenden, einflußreichen Männern im übrigen Deutschland. Es entstand allmählich ein weitverzweigtes Einverständnis, das sich, seitdem Napoleons erste Mißgeschicke in Spanien wieder an eine Möglichkeit der Befreiung denken ließen, über ganz Norddeutschland verbreitete. Einer von den Briefen Steins (an den Fürsten Wittgenstein) fiel der französischen Polizei in die Hände; er ward im Moniteur (der amtlichen Zeitung des Kaiserreichs) abgedruckt als ein Zeichen der feindlichen Gesinnung Preußens. Nun hielt es Stein für gebotene Pflicht gegen seinen König, um diesen nicht Napoleon gegenüber in eine noch bedrängtere Stellung zu bringen, seinen Abschied zu fordern. Zögernd und ungern fügte sich Friedrich Wilhelm (November 1808). Bald nachher erfolgte von Spanien aus, wo Napoleon damals weilte, die förmliche Ächtung des „nommé Stein, der Unruhe in Deutschland zu erregen suche“. Alle Behörden Frankreichs und der Rheinbundstaaten wurden angewiesen, ihn zur Haft zu bringen; seine im Gebiete des Rheinbunds belegenen Güter wurden mit Beschlag belegt. Nun wandte sich Stein flüchtig nach Österreich und lebte hier, bis der große russische Krieg ihn auf einen neuen Schauplatz des Handelns rief, wo wir ihm wieder begegnen werden. Nicht viel länger als ein Jahr hatte er die Regierung in Preußen gelenkt, aber die kurze Zeit hatte hingereicht, den Staat neu zu beseelen. Trotzdem war sein Fall ein Unglück für Preußen und Deutschland. In ihm verloren alle die bedeutenden Kräfte, die zu einer Erhebung in Norddeutschland drängten, ihren leitenden Mittelpunkt. Des Rechtes Grundstein, der Deutschen Edelstein hat ihn schon damals dankbar unser Volk genannt.

§ 598. Was Stein dem Staat, das war Scharnhorst dem Heer. Gerhard David Scharnhorst, eines Bauern Sohn, war am 12. November 1755 zu Bordenau im Hannöverschen geboren. Früh hatte ihn eine ausgesprochene Neigung zum Soldatenstande gezogen, und der Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg (§ 513), ein Soldatenfreund aus der Schule Friedrichs des Großen, hatte ihn in seine Militäranstalt zu Wilhelmstein aufgenommen. Bald hatte sich der junge Offizier in der hannöverschen Armee ausgezeichnet (besonders 1794 in den Niederlanden gegen die Franzosen) und zugleich durch militärische Schriften solche Aufmerksamkeit erregt, daß er nach Berlin an die Kriegsakademie als Lehrer berufen wurde, womit er zugleich in das preußische Heer als Offizier eintrat. Ruhig, bedachtsam, bescheiden, seine herrlichen Gaben fast unter dem Anschein der Unbedeutendheit verbergend, genoß er von Anfang an das volle Vertrauen des Königs, der ihn zum General erhob und adelte. Den Feldzug von 1806 hatte er mitgemacht und sich schon hier durch seinen Rat auch im praktischen Dienst ausgezeichnet bewährt. Im Feldzuge von 1807 hatte er sich neue Verdienste erworben. In der Schule des Glücks wie der Not hatte sich in ihm, wie

Gneisenau es ausdrückte, „jene kalte Prüfung und Beurteilung bei höchster Wärme des Gefühls für alles Rechte und Große“ entwickelt. Auch ihm fehlte es nicht an Neidern, doch wußte seine stille, ernste Gediegenheit sich unaufhaltsam Bahn zu brechen.

§ 599. Noch im Jahre 1807 erneuerte Friedrich Wilhelm III. sein Heer. Ein Ehrengericht wurde eingesetzt, vor dem jeder Offizier, der bei einer der vielen Kapitulationen beteiligt gewesen war, sein persönliches Verhalten rechtfertigen mußte; wer es nicht vollständig konnte, ward ausgeschieden, da ohnehin das Heer, dessen Stärke schon durch die Not des Staats herabgesetzt worden war und das nach einer ausdrücklichen Vorschrift Napoleons nicht über 42000 Mann zählen durfte, auch nur noch einer geringeren Zahl von Offizieren bedurfte. Nicht bloß aus dem Adel, soviel auch Preußen seinem Opfermut und seiner Tapferkeit verdankte, sondern auch aus dem Bürgerstande sollte sich das Offizierkorps für die Folgezeit ergänzen. Anspruch auf Eintritt in den Stand sollten künftig im Frieden nur Kenntnisse und Bildung, im Kriege Tapferkeit, Tüchtigkeit und Überblick geben. Und wie das Offizierkorps so sollte das ganze Heer auf neuen Grundlagen geschaffen werden. Es umzubilden ward die Aufgabe Scharnhorsts, der 1807 zum Vorsitzenden der Militärreorganisationskommission berufen ward. Das Werbesystem ward aufgegeben, die Armee nur aus Landeskindern gebildet: das Heer ward national. Die Behandlung ward menschlich und Ehrgefühl erweckend, die Bewaffnung einfach und praktisch; das Exerzieren wurde als Vorübung des Kriegs betrieben. Scharnhorst gab dem Heere eine thatsächlich drei- und vierfach größere Stärke, als Napoleon gestattet hatte. Das wurde dadurch erreicht, daß man die Ausgehobenen nur immer auf kürzere Zeit zur Ausbildung einzog und dann wieder entließ, um eine gleiche Zahl neuer Mannschaften einzuberufen; sie waren dann Reservetruppen (Krümper), die jeden Augenblick wieder unter die Fahne treten konnten. So ward der große Grundsatz, der das preußische Heer erneuert hat, die allgemeine Wehrpflicht und die nicht minder wichtige Einrichtung der Landwehr vorbereitet und ermöglicht — jener Grundsatz, der der Verweichlichung und Selbstsucht im modernen Staate einen Damm setzte und der, in seinen Erfolgen sich selbst verkündend, allmählich in ganz Europa Eingang gefunden und eine neue Epoche der Kriegsgeschichte begründet hat. Ein neues Heer stand nun da, in dem wie im Staate nur Verdienst und Auszeichnung zu den höchsten Stellen befähigen sollten. Solche geräuschlose Einrichtungen entgingen dem Auge Napoleons, oder er verachtete sie in seinem Stolze. Scharnhorst blieb im Amte und die nächste und edelste Stütze des Königs.

§ 600. An Steins Stelle trat, nachdem eine Zeit lang der schwankende Altenstein Minister gewesen war (vgl. § 628), im Jahre 1810 Hardenberg als Staatskanzler. Er war schon zweimal im Ministerium, gewesen, einmal (1807) schon als Leiter der Politik, hatte aber auf Napoleons Befehl weichen müssen. An Größe des Geistes und Charakters Stein nicht gleich, dagegen gewandter und geschmeidiger als dieser, war er eben deshalb vielleicht noch besser geeignet, das Fahrzeug des Staats durch die Klippen und Stürme der nächstfolgenden Zeiten zu steuern. Vieles von Stein in der inneren Gesetzgebung Begonnene ist durch ihn weiter geführt worden, freilich nicht selten in einer Weise, die den Grundanschauungen Steins nicht ganz entsprach. Neben ihm wirkten eine Reihe der edelsten Männer wie Schön, Niebuhr, Vincke, Wilhelm von Humboldt in Steins Geiste fort und ließen seine Gedanken nicht untergehen.

14. Deutsche Männer zur Zeit der Fremdherrschaft.

§ 601. Die Zeit des Unglücks führte zu einer Prüfung und Läuterung des deutschen Geistes. Das gedemütigte, niedergetretene Preußen war es, das zur Wiege der deutschen Erhebung wurde, zuerst der geistigen, dann der mit den Waffen. Erst jetzt vollzog sich die volle Verschmelzung des alten, straffen preußischen Wesens mit all den reichen geistigen Schätzen des übrigen Deutschlands, die bisher im Staate Friedrichs des Großen nur spärlich eine verkümmerte Heimat gefunden hatten. Die beiden größten Männer der Wiedergeburt Preußens, Stein und Scharnhorst, waren nicht hier geboren; aber wie es mit ihnen geschehen war, so zog Preußen fortan die besten Kräfte Deutschlands an sich, und indem es ihnen einen würdigen Wirkungskreis gab, erneuerte es sich selber durch sie. — Preußen, in dem der alte Ruhm schmerzlich an die gegenwärtige Schande mahnte, fühlte auch schwerer als das übrige Deutschland die drückenden Ketten. Ein ernster, im Unglück der Zeiten geläuterter Sinn voll Frömmigkeit und ausharrenden Mutes kehrte beim Volke statt der Leichtfertigkeit und Genußsucht ein, die am Beginn des Jahrhunderts geherrscht hatte. Ein edles Beispiel gab die Königsfamilie. Die nächsten Jahre hindurch blieb sie in Königsberg, in fast bürgerlicher Einfachheit dem ganzen Volke ein Bild opfermutiger Entsagung. Als sie dann in die Hauptstadt wieder einzog (zwei Tage vor Weihnachten 1809), war es ein thränenreicher, weihevoller Tag. Die Königin Luise trug bereits den Tod im Herzen: am 19. Juli 1810 starb sie bei einem Besuch in ihrer Heimat Mecklenburg, unverzagt auf den Fall des Bösen, auf bessere Gestirne für ihren Gatten und ihr unglückliches Land hoffend.

§ 602. Der erneute ernste und religiöse Sinn hatte in Königsberg zur Stiftung des Tugendbundes geführt, an dem viele edle Männer teilnahmen. Er war kein Bund der Verschwörung gegen die Fremdherrschaft und wirkte nicht unmittelbar zu einem Aufstande gegen sie. Dem ernsten Sinn des preußischen Volkes gemäß wollte man sich nur stählen in sittlicher Zucht, um dem Vaterlande bei künftigen Entscheidungen eine Schar echter und treuer Männer zuführen zu können. Doch ist das Wirken dieses Bundes, dem keiner der leitenden Männer angehörte und der schon am letzten Tage des Jahres 1809 auf des Königs Befehl aufgelöst ward, besondes von französischen Schriftstellern überschätzt worden. Man könnte vielmehr sagen, das ganze Land war in diesen Unglücksjahren ein Tugendbund, der sich ohne Zeichen und Geheimsprache verstand. Hier genüge es, die großen Häupter der allgemeinen, mächtigen Bewegung hervorzuheben.

§ 603. Zunächst die Krieger. Voran glänzt Gebhardt Leberecht von Blücher, geb. 1742, der im großen Unglücksjahre der Stern gewesen war, der noch am längsten geleuchtet hatte. Er war Mecklenburger von Geburt und im siebenjährigen Kriege zuerst bei den Schweden (in Vorpommern) in Dienst getreten. Dann von preußischen Belling-Husaren gefangen, hatte er gern die Uniform gewechselt und war von nun an mit ganzer Seele preußischer Soldat. Während er als Offizier in dem neu erworbenen Polen stand (§ 509), traf ihn um eines wilden Streichs willen die Ungnade des großen Königs. Als nämlich eine Reihe von Meuchelmorden an einzelnen Soldaten seines Bataillons verübt worden war, hatte er einen Priester, den er, ohne es ihm beweisen zu können, für den Anstifter hielt, an ein ihm gegrabenes offenes Grab gestellt und mit blinder Ladung auf ihn schießen lassen. Im Avancement übergangen hatte er sich dann in den kühnsten Ausdrücken beschwert; darauf hatte Friedrich der Große,

wie erzählt wird, entschieden: „Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheren". Er hatte nun eine Zeit lang als Landedelmann erst in Polen und dann in Pommern gehaust und an schönen Pferden sein kostspieliges Vergnügen gehabt. Aber eine unwiderstehliche Lust zog den niemals alternden Mann immer wieder zum Soldatenstande. Indes schlug der große König seine wiederholten Bitten um Wiedereinstellung ins Heer ab, und erst Friedrich Wilhelm II., dem er durch sein kühnes Reiten aufgefallen war, als der Adel Pommerns dem König bei seinem ersten Besuch in der Provinz das Ehrengeleit gab, rief ihn wieder unter die Husaren. In den französischen Revolutionskriegen Oberst eines Reiterregiments, hatte er bei Freund und Feind große Ehre gewonnen; „le roi rouge" nannten ihn damals die französischen Soldaten, die ihn an manchen Stellen, besonders bei Kirweiler (§ 546) kennen gelernt hatten. Als General der Kavallerie hatte er bei Auerstädt durch einen verzweifelten Angriff in Seydlitzens Art das verlorene Glück des Tages umsonst wiederherzustellen versucht (§ 582). Auf der Flucht war er das Haupt der letzten Braven, mit denen er zu Ratkau bei Lübeck ehrenvoll kapitulierte (§ 584). Als das Heer reorganisiert war, ward er kommandierender General in Pommern. Hier faßte ihn über die Schmach seines Preußen jener finstere Schmerz, der ihn zeitweilig sogar des klaren Verstandes beraubte, so daß er wohl mit gezücktem Säbel und mit dem Ruf: Napoleon! auf die Fliegen an der Wand losging. Ein unbändiger Haß gegen den Unterdrücker lebte in seiner Seele. Eine Heldengestalt mit prachtvoller Stirn, mit Augen, die, wie Arndt sagt, der Meeresschwermut glichen, während um den Mund die lauernde, übermütige Husarenlist spielte, harmlos bei Spiel und Scherz, wenig bekümmert um das richtige Mir oder Mich in der Unterhaltung, doch treffend, sogar feurig beredt in seinen Worten, war er recht dazu gemacht, der Abgott der Soldaten und der „Marschall Vorwärts" bei der späteren Erhebung zu werden.

§ 604. August Wilhelm Anton Neidhardt von Gneisenau wird stets neben Blücher genannt. Mitten in den Stürmen des siebenjährigen Krieges, wenige Tage vor der Schlacht bei Torgau (§ 502) zu Schilda geboren, wo sein Vater als Offizier der Reichsarmee einquartiert gewesen war, lebte er harte und gedrückte Kinderjahre in der Zucht fremder Leute, bis sein Großvater sich des Knaben annahm und ihn nach Würzburg überführte. Hier und später auf der Universität zu Erfurt erwarb er sich eine treffliche, umfassende Bildung. Aber Mangel an Vermögen, der ihm das Weiterstudieren unmöglich machte, sowie angeborene Neigung veranlaßten ihn, zuerst bei den Österreichern, dann bei den ansbach-bayreuthischen Truppen Dienste zu nehmen. Mit einem Regiment der letzteren ging er nach Amerika (§ 515), ohne jedoch hier ins Feuer zu kommen; nach seiner Rückkehr trat er in die preußische Armee. Zwanzig Jahre vergingen ihm hier meist in kleinen schlesischen Garnisonen, ohne daß er es über den Hauptmann hinausbrachte. So hatte er seine Jugend in harten Entsagungen, den größten Teil seines Mannesalters in kleinen, gedrückten Verhältnissen verlebt, bis die Unglücksjahre sein glänzendes Talent enthüllten; er ward mit Schill und Nettelbeck der ruhmvolle Verteidiger Kolbergs (§ 587) und von da an genannt als eine der Stützen des preußischen Heeres. Er hatte das Talent, Feldzüge und Schlachten zu ordnen, das Blücher, dem Manne des Dreinschlagens und der listigen Husarenstreiche, zwar nicht fehlte, doch nicht in so glänzender Weise verliehen war; beide Männer ergänzten sich daher aufs trefflichste. Schöner fast noch als jene hohe kriege-

rische Begabung war seine feine Bildung, seines Wesens „Würd' und Huld und klarer Wille" und „vor seinem Ruhm das eigene Erröten" — wie sein Biograph Pertz treffend von ihm sagt.

§ 605. Von ganz anderer Art als diese beiden, oft sogar schroff und feindlich gegen sie gesinnt, war Hans David Ludwig von York (geb. 1759). Sohn eines Offiziers des siebenjährigen Krieges war er von Kind auf zum Soldaten bestimmt und bereits Leutnant unter dem alten Fritz. Da riß ihn seine Lebhaftigkeit und Ehrliebe in einen verdrießlichen Handel, den der große König falsch auffaßte; mit 20 Jahren ward er entlassen, und die Not trieb ihn, in holländische Dienste zu treten. Hier focht er in der Seeschlacht an der Doggersbank mit und verlebte dann am Kap und auf Ceylon abenteuerliche Jahre. Heimgekehrt trat er unter Friedrich Wilhelm II. wieder in das preußische Heer und wurde bald Oberst des einzigen leichten Regiments, das im damaligen Heere bestand, des „interessanten" Jägerkorps, das er mit eiserner Strenge zunächst zum leichten Tirailleurdienst gewöhnte, in dem die Franzosen sich so auszeichneten. Bei Jena nicht unmittelbar mit beteiligt, hielt er sein Regiment zusammen und deckte mit ihm in einem prächtigen Jägergefecht bei Altenzaun (§ 538) den Übergang Blüchers über die Elbe. Kalt und streng, „scharf wie gehacktes Eisen", oft heftig, von starrer Entschlossenheit und gewaltiger Leidenschaft des Stolzes, ist er stets mehr gefürchtet als geliebt worden; er zeigte zumeist noch das alte strenge Wesen der Zeiten Friedrichs des Großen, ohne die Mängel der späteren Tage. Bei der Neubildung des Heeres wies Blücher auf ihn als auf einen der tüchtigsten Offiziere hin; so ward er General, dann Generalgouverneur der Provinz Preußen und kam so in jene Stellung, in der er später den ersten Anfang der Erhebung machen sollte*).

§ 606. Friedrich Wilhelm von Bülow war damals, als Blücher krankte, ihm in Pommern als General zur Seite gestellt. Aus einer alten, weitverzweigten Familie stammend, die manchen seltsamen, scharfgezeichneten Charakter aufzuweisen hatte, war Bülow der militärische Erzieher des Prinzen Louis Ferdinand (§ 580) gewesen, hatte sich nach dem Unglücksjahr an den Kämpfen um Danzig (§ 588), freilich ohne Glück, ausgezeichnet, offenbarte aber schon damals durch kühle, heitere Besonnenheit und ruhigen Mut den künftigen Feldherrn. Diesen erprobten Heerführern stand ein reicher Nachwuchs jüngerer Offiziere zur Seite, unter denen ein Grolmann, Boyen, Clausewitz noch lange Zierden des preußischen Heeres gewesen sind.

§ 607. Neben den Männern der That glänzten Männer der Wissenschaft, die nicht minder von Vaterlandsliebe glühten. Unter ihnen ist in erster Reihe zu nennen Johann Gottlieb Fichte. Eines Webers Sohn ward er 1762 zu Rammenau in der sächsischen Lausitz geboren. Des hoch begabten Knaben, der eine gehörte Predigt aus dem Gedächtnis nachsagen konnte, nahm sich ein Edelmann an, der ihn auf die Schulpforte (§ 424) brachte. Unter manchen Kämpfen und Entsagungen, dann unter dem Drucke der höchsten Not während seiner Studien- und Kandidatenjahre, wuchs in ihm die eiserne, stolze Männlichkeit, die ihn als Geistesverwandten neben Stein stellt. In Königsberg, wohin er gegangen war, um den großen Philosophen Kant (§ 531) zu hören, begann sein Ruhm; in der Schweiz, wo er sich mit einer Tochter von Klopstocks Schwester verlobte, die er einige Jahre darauf heimführte, erwuchs sein Glück. Dann nach

*) Droysen, vgl. § 583 Anm.

Jena, damals dem Hauptsitz des deutschen wissenschaftlichen Lebens (§ 532), berufen, wirkte er mit seiner gewaltigen Persönlichkeit mächtig auf die Studenten. Aber seine philosophischen Ansichten hatten damals eine Gestalt gewonnen, die sich in vieler Hinsicht vom Christentum entfernte. Eine dadurch veranlaßte Beschwerde der kursächsischen Regierung gegen ihn verflocht ihn in eine Untersuchung und einen Streit, wobei Fichtes Stolz es zum völligen Bruch brachte, so gern ihn Karl August und sein Minister Goethe gehalten hätten. Er kam nach Berlin, wo ihn Friedrich Wilhelm III. mit edler Duldung walten ließ. Schon damals, ehe noch in Berlin eine Universität war, hielt er hier seine Vorträge, zu denen sich die ausgezeichnetsten Männer der Residenz drängten. Nach dem Unglückstage von Jena verließ er Berlin und kehrte erst nach geschlossenem Frieden zurück. Noch lag in der Hauptstadt französische Besatzung. Aber während bezahlte Horcher Fichtes Vorträge belauschten und die französischen Bataillone mit Trommelschlag unter den Linden vorbeizogen, hielt er im Akademiegebäude seine „Reden an die deutsche Nation" vor einem Kreise ausgewählter Gebildeter, die ihm aber, wie er sagte, das Bild der ganzen deutschen Nation darstellten. Er zeigte dort, wie das deutsche Volk allein noch den Funken selbstlosen, freien geistigen Lebens bewahrt habe; sänke es dahin, so sei keine Hoffnung mehr für die Menschheit. So hob er die gedrückten Geister zu neuem Mut und zu neuem Glauben an den ewigen Beruf der deutschen Nation. Napoleon ließ ihn gewähren; er, der die „Ideologen" so tief verachtete, ahnte nicht, welche Macht in Deutschland Ideen üben.

§ 608. Noch mehr große Geister sammelten sich, als Friedrich Wilhelm III. trotz des Druckes der Zeit den Entschluß faßte, eine Universität in Berlin zu gründen, die die wissenschaftlichen Kräfte Deutschlands so viel wie möglich vereinigen sollte. Zu der geistigen Wiedergeburt, aus der allein die Befreiung hervorgehen konnte, bedurfte es auch ganz besonders der Richtung der großen wissenschaftlichen Kräfte auf das eine vaterländische Ziel. Mit edler Freigebigkeit wies der König glänzende Mittel an, räumte einen der schönsten Paläste Berlins, das Palais des Prinzen Heinrich, zum Universitätsgebäude ein, und 1810 ward die neue Anstalt begründet, deren Rektor zuerst Fichte zweimal hintereinander war. Neben ihm, dem Redner und Philosophen, wirkte damals Schleiermacher in Berlin. Friedrich Schleiermacher (geb. 1768) hatte in der Erziehungsanstalt der Herrenhuter zu Niesky seine Bildung erhalten; eine tiefe Frömmigkeit war hier in sein Wesen gepflanzt worden, die auch blieb, als er sich später vorübergehend den freisinnigsten Anschauungen in der Theologie hingab; bei reichen Kenntnissen und glänzender geistiger Begabung war er berufen, der Religion unter den Gebildeten ihrer Verächter neuen Boden zu gewinnen. Nachdem er an verschiedenen Orten, auch in Berlin, als Prediger und zuletzt bis zum Unglücksjahr in Halle als Professor der Theologie thätig gewesen war, siedelte er jetzt wieder nach Berlin über und ward durch seine männlichen, kraftvollen und tiefsinnigen Predigten eine Stütze in schwerer Zeit und eine der ersten Zierden der neugegründeten Universität. Auch sonst noch zog die neue Universität eine Menge ausgezeichneter Gelehrten nach Berlin, wie die Philologen Wolf, Buttmann, Böckh, den Mediziner Hufeland und viele andere, die meist auch das Ziel der Befreiung des Vaterlands getreu im Auge behielten.

§ 609. Die Wissenschaft, die Kunst, die Poesie — alles nahm nun wieder einen vaterländischen Charakter an. Man begann die Einseitigkeit des

bisherigen Lebens einzusehen. „Seit mehr als 50 Jahren", schrieb Friedrich Schlegel „haben sich die Geister der Deutschen in eine bloß ästhetische Ansicht der Dinge so ganz verloren, bis endlich jeder ernstere Gedanke an Gott und Vaterland, jede Erinnerung des alten Ruhmes und mit ihr der Geist der Stärke und Treue bis auf die letzte Spur erloschen war." Die deutsche Altertumsforschung gewann neues Leben durch die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, die die Sagen und Märchen, die Religion und Sprache, die Rechte und Gewohnheiten der germanischen Urzeit wieder ans Licht zogen. Die Brüder Boisserée wiesen auf die Herrlichkeit der lange als barbarisch verspotteten gotischen Dome des Mittelalters hin, deren großartigster, der Kölner Dom — damals freilich noch unvollendet — in ihrer Vaterstadt nun auch gleich dem Straßburger auf einem von Frankreich geraubten Boden stand. Von den beiden Humboldts erhob sich Alexander nach seinen Reisen zu Weltruhm, während Wilhelm, der Freund Schillers, den Sprach- und Geschichtssinn belebte, zugleich aber als Staatsmann in Freundschaft mit Stein für Preußen wirkte. — Die großen Dichter waren zwar schon zum Teil zur Ruhe gegangen; auch der vom deutschen Volke am meisten geliebte, Schiller, war am 9. Mai 1805 gestorben. Goethe freilich, der Gewaltige, lebte noch, mit immer neuen Ehren der Dichtkunst geschmückt und selbst von Napoleon mit Achtung begrüßt; aber von den Schmerzen wie von den Hoffnungen seines Volkes hatte er sich abgewandt. Dagegen erwuchs ein jüngeres Geschlecht, in dem sich dichterische Kraft und Begeisterung für alles Schöne mit neuerwecktem vaterländischem Sinne paarten. Es waren die sogenannten romantischen Dichter. Nicht ohne krankhafte Züge in ihrem Wesen sind sie doch ausgezeichnet durch das feine Verständnis für die mittelalterliche Herrlichkeit unseres Volks. Zu ihnen zählen die Brüder Schlegel, Ludwig Tieck und Novalis (Hardenberg), ferner der einsam stehende Heinrich von Kleist sowie Brentano und Achim von Arnim, die unserm Volke in „des Knaben Wunderhorn" eine Sammlung altdeutscher Lieder schenkten. Auch im übrigen Deutschland fehlte es nicht ganz an vaterländischen Sängern: der wenig mehr als 20jährige Uhland dichtete um 1811 seine Ballade „Des Sängers Fluch"; zu dem blutigen König, der „an Land und Siegen reich," aber ein „Fluch des Sängertums" ist, hat ihm wohl Napoleon als Vorbild gedient. Immer mächtiger sproßten unter der Eisdecke fremder Herrschaft die Keime zu einem Geistesfrühling ohnegleichen empor. Die Jugend fing schon an, sich für künftige Kämpfe zu stählen. Gerade unter dem fremden Drucke begann Jahn in Berlin das Turnen zu üben, auf daß im gesunden, geschmeidigen Leibe dem Jünglinge auch eine freie, starke Seele gedeihen möge. — Dem deutschen wie einst dem alttestamentlichen Volke Gottes wandelte sich das Unglück zum Heil, die Strafe zur Buße, die Schande zur Ehre.

15. Österreichs Erhebung im Jahre 1809.

§ 610. So waren nach den Unglückstagen von Ulm und Austerlitz, von Jena und Auerstädt die Seelen des deutschen Volks bereits in der Umstimmung, der inneren Läuterung, der neuen, starkmutigen Erhebung begriffen. In Preußen hatten Stein und Scharnhorst die Mittel zu einem Volkskriege geschaffen, und daß ein solcher zum letzten Ziele, zur höchsten Hoffnung aller wurde, dafür sorgten die noch immer nicht endenden, wie zur absichtlichen Pein und Vernichtung ersonnenen Erpressungen und Bedrückungen des

Feindes. Auch Österreich blieb der großen Bewegung nicht fern, sondern schien vielmehr jetzt der feste Boden werden zu sollen, wo die Wünsche und Hoffnungen aller Vaterlandsfreunde wurzeln und zur That heranwachsen würden: es war nicht mehr das Österreich der Thugut und Cobenzl. — Graf Philipp Stadion, geb. 1763, aus schwäbischem, reichsritterlichem Geschlecht, war dem österreichischen Kaiserstaate geworden, was Stein der preußischen Monarchie war. Bald nach dem Frieden von Preßburg (§ 571) zum Minister berufen, in seinem Herzen durch und durch deutsch, hatte auch er erkannt, daß ein glücklicher Befreiungskrieg nur durch Mitwirkung des gesamten Volkes durchzuführen sei. Er hatte dessen geistige und sittliche Kräfte, die seit Josephs II. und Leopolds II. Tode (§§ 521. 522) im Banne gehalten worden waren, entfesselt, den Unterricht gehoben, die Presse befreit und darauf hingewirkt, daß durch Wort und Schrift die Vaterlandsliebe mehr und mehr geweckt wurde. Auch hier wurde dem Bauernstande Erleichterung, dem Bürger freiere Bewegung, jedem Talente ohne Rücksicht auf Geburt Ermunterung und Beförderung. Der Staat nahm einen Aufschwung, der an Maria Theresias und Josephs Zeiten erinnerte. Stieß auch Stadion bei seinen freieren Bestrebungen auf den inneren Widerwillen des Kaisers, so wog doch auch bei diesem der Haß gegen Napoleon jetzt schwerer als jede andere Rücksicht. Österreich war nicht so hart durch den Eroberer getroffen, wie Preußen; es kämpfte noch nicht wie dieses um Sein oder Nichtsein; aber es rang um die Ehre und alte Macht, und die glänzenden Kaisererinnerungen waren weder im Volke noch in der Wiener Hofburg vergessen. Die Reformen hatten auch das Heer betroffen. Seit 1806 stand Erzherzog Karl, Österreichs erprobter (§§ 550. 556. 267) Feldherr, an dessen Spitze. Unter seiner Leitung bildete sich das Heer in seinen Offizieren, seiner Bewaffnung, seinem Geiste zu einem neuen, tüchtigen Ganzen. Und ähnlich wie in Preußen durch Scharnhorst ward in Österreich eine Landmiliz geschaffen, durch deren Aufgebot das Heer auf 500000 Mann gebracht werden konnte. — Auch hier hatten die Regierenden ihr Vertrauen wieder auf das Volk gesetzt, und dies Vertrauen ward nicht getäuscht!

§ 611. Nun ging im Jahre 1808 die Kunde von dem gewaltigen Volkskampf, den Spanien gegen die Weltmacht Napoleons begann und der immer furchtbarer und siegreicher ward, erfrischend und erhebend durch Deutschland. Es war offenbar, daß der Riese, vor dem Europa bebte, verwundbar sei. Was Blücher damals oder etwas später an einen Freund schrieb: „Ich weiß nicht, warum wir uns den Spaniern nicht gleich achten wollen", das war der Ausdruck der Stimmung, die im Herzen aller deutschen Männer lebte. Napoleon hatte einen großen Teil seiner Truppen aus Preußen nach Spanien schicken müssen, so daß nun Österreich, das bisher durch sie in Schach gehalten worden war, und auch Preußen selbst wieder freier atmen konnten. Weder durch erlogene Siegesnachrichten noch durch sein hohles Gepränge in Erfurt (§ 593) vermochte Napoleon länger die Augen zu blenden. Aber schlimm war es, daß damals in Preußen gerade Stein gestürzt wurde (§ 597), auf dem vorzugsweise die Hoffnung eines Zusammenwirkens Preußens und Österreichs beruhte und dessen ausgesprochenes Ziel es war, „Deutschland durch deutsche Kräfte zu befreien." Eine große Hoffnung schwand mit ihm. Und als Napoleon noch einmal wie einst in Tilsit Alexander an sich gefesselt hatte, konnte er seine Stellung für einigermaßen wieder gesichert halten und ging nach Spanien, den verhaßten Krieg in Person zu enden.

§ 612. Kaum glaubte er dies durch die Einnahme von Madrid erreicht zu haben, als er Österreich für die Rüstungen zu strafen unternahm, die es seit 1807 unablässig betrieben hatte. Er drängte es wie Preußen 1806 geflissentlich zum Kriege. Aber nun trat der veränderte Charakter Österreichs und seiner Bevölkerung hervor. Eine herrliche Begeisterung ging durch das Land; Freiwillige aller Stände strömten zu den Fahnen, und reichlich flossen die freiwilligen Gaben zur Ausstattung und zur Pflege der Kämpfenden. Im Hauptquartiere des Erzherzogs befanden sich Männer wie Gentz und Friedrich Schlegel, um mit Schriften, Gedichten und Ansprachen die Sache der Befreiung zu führen, das ganze Deutschland mit aufzurufen und die Volksbegeisterung noch höher anzufachen. Man hoffte auf eine allgemeine vaterländische Erhebung, besonders auf den Anschluß Preußens. Leider waltete hier Steins Entschlossenheit nicht mehr; auch konnte in der That das schwergebeugte Preußen damals ohne Rußlands Hilfe nichts unternehmen. Alexander aber hatte dem Könige dringend zum Frieden geraten. Doch sah man hier wie im übrigen Deutschland dem beginnenden Kampfe mit fieberhafter Spannung zu. Mit furchtbarer Erbitterung begann in dem sonst geduldigen, friedlichen Volke der alte germanische Zorn gegen die übermütigen Unterdrücker zu glühen:

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß!
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis!
Schlagt ihn tot! das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

sang damals ein deutscher Dichter*).

§ 613. Ohne den Rheinbund wären dem französischen Kaiser so rasche Schläge, wie sie der nun beginnende Krieg nötig machte, unmöglich gewesen. Es waren deutsche Kräfte, mit denen er die Deutschen zwang! — Leider zögerte Erzherzog Karl, mit dem völlig gerüsteten österreichischen Heere rasch die Rheinbundsstaaten Bayern, Württemberg, Baden zu überziehen, von ihren Hilfsmitteln Besitz zu ergreifen und am Rhein dem Feinde zu begegnen. Er hatte erst in Böhmen eine feste Stellung nehmen wollen, rückte aber dann zögernd über die bayrische Grenze. Dagegen flog Napoleon mit seiner gewohnten Schnelligkeit aus Paris herbei, zog seine weit auseinandergerissenen französischen und rheinbündischen Streitkräfte zusammen uud eilte mit ihnen die Donau hinab den Österreichern entgegen. In den Schlachten in der Nähe von Regensburg (bei Hausen und Tann am 19. April, bei Abensberg und Pfaffenhofen am 20., bei Landshut am 21., Eggmühl am 22. und bei Regensburg selbst am 23.) glänzte wieder sein Feldherrntalent; jeder Tag brachte einen Sieg, und die gerade jetzt merkwürdigerweise schlecht geführte, beinahe auseinandergesprengte österreichische Armee zog sich nach Böhmen zurück, um von dort die Donau wieder zu erreichen. Napoleon aber ging auf der rechten Seite der Donau abwärts und stand schon am 13. Mai in Wien.

§ 614. Indes noch war der Kampf nicht zu Ende. In der rechten Flanke des Feindes hatte Tirol die fremde Herrschaft abgeschüttelt. Von Italien nahte sich ein österreichisches Heer unter Erzherzog Johann, der bisher siegreich gewesen war und den Vicekönig Eugen Beauharnais

*) Der unglückliche Heinrich von Kleist (§ 609), der sich des Glücks, den Tag der Freiheit zu sehen, selbst beraubt hat.

bei Sacile zwischen Tagliamento und Piave (16. April) geschlagen hatte. Erzherzog Karl nahm mit einem verstärkten Heere, das den Franzosen beinahe gewachsen war, Stellung am nördlichen Donauufer gegenüber von Wien. Napoleon eilte, auch dies zu schlagen, und suchte deshalb unterhalb Wien bei der Insel Lobau den Donauübergang zu gewinnen. Aber diesmal traf er bei seinem kecken Unternehmen — es war bei Aspern und Eßlingen, am 21. und 22. Mai — auf einen Feind, wie er ihn nicht vermutet hatte. Die Truppen waren von ihrem ritterlichen Feldherrn persönlich ermutigt mit frischester Siegeshoffnung, mit Gesang und Jubel zum Kampf gezogen:

Seht ihr den Stephan*) herüberwinken
Und dort die fränk'schen Adler blinken?
Auf, Brüder, stürzt euch mutig drein,
Die Adler müssen unser sein!

Über zwei Brücken hatten die Franzosen auf das Nordufer überzusetzen versucht und breiteten sich nun fächerförmig aus. Aber überall trafen sie auf kampfbereite österreichische Heersäulen, die ihr Vordringen hemmten. Indessen ließen die Österreicher große Baumstämme und brennende Kähne den reißenden Fluß hinuntertreiben und zerstörten so die Schiffbrücke. Die blutigen Tage endeten damit, daß Napoleon mit einem zum Tode matten Heere auf die Insel Lobau zurückgeworfen und zum erstenmal vollständig geschlagen wurde. Trotz der Wachsamkeit der französischen Polizei ging die Jubelkunde dieses Sieges durch ganz Deutschland.

§ 615. Länger als einen Monat wartete Napoleon, bis er sich stark genug fühlte, um von neuem vorzubrechen. Er that dies am 5. und 6. Juli bei Deutsch-Wagram (nördlich von Aspern). Diesmal ward ihm der Sieg. Der Erzherzog Johann, der aus Ungarn herankommen sollte, hatte an der Raab unglücklich gegen den Vicekönig gekämpft. Seinem Zuspätkommen schrieb Erzherzog Karl den Verlust der Schlacht zu: nach furchtbarem Blutvergießen auf beiden Seiten, nach langem Schwanken eines Kampfes von riesenmäßiger Ausdehnung wichen die Österreicher gegen Mähren zurück. Erzherzog Karl, der überhaupt bei diesem Kriege nur mit halber Seele gewesen war, begann zu unterhandeln. Es folgte der Waffenstillstand von Znaim (12. Juli). Noch brauchte dieser nicht zum Frieden zu führen, denn es standen noch Streitkräfte genug zu Gebote, und eben damals that Preußen die ersten Schritte, sich Österreich anzuschließen. Aber hier herrschte Mißvergnügen über den zögernden Verbündeten, von dem man geglaubt hatte, man würde ihn gleichsam mit Gewalt in den Kampf mit fortreißen können. Auch die versprochene Landung der Engländer in Norddeutschland, die dort den Volksaufstand unterstützen und Preußen ermutigen sollte, war nicht erfolgt: statt dessen hatten sie eine unglückliche Unternehmung in den Niederlanden gemacht, wo sie Antwerpen zu gewinnen hofften. So überwog in Wien die Friedenspartei, und Kaiser Franz, den Napoleon zuletzt durch die Gefahr der Absetzung geschreckt hatte, schloß am 14. Oktober 1809 den Frieden zu Wien (Schönbrunn). Durch ihn gab Österreich seine ganze adriatische Meeresküste auf: Istrien, Dalmatien, Görz, Krain und Teile Kärntens wurden unmittelbar an das französische Reich abgetreten. Salzburg und Teile von Oberösterreich fielen an das rheinbündische Bayern, das westliche Galizien kam an das Herzogtum Warschau, ein Teil des öst-

*) § 294. Theodor Körner, „Hoch lebe das Haus Österreich!" (Leier und Schwert).

lichen an Rußland. Denn Kaiser Alexander, der dadurch, daß er am Bunde mit Napoleon festhielt, Preußen verhindert hatte, mit gegen Napoleon aufzutreten, hatte sich durch die Aussicht auf Eroberungen in der Türkei fortreißen lassen, sogar Österreich als Frankreichs Verbündeter mit zu bekriegen; er erhielt dafür seinen Siegesanteil.

§ 616. Die schlimmste Wirkung dieses Krieges war es, daß der Kaiser von Österreich von nun an die Lust zu einem Kampfe gegen Frankreich ganz verloren zu haben schien. Stadion trat von der Leitung des Staates zurück, und der geschmeidige Metternich folgte. Gleich den Rheinbundsfürsten hielt er es für vorteilhafter, jetzt in Freundschaft mit Frankreich zu bleiben. Napoleon aber konnte seinen lange gehegten Wunsch durchsetzen und sich mit einer alten europäischen Herrscherfamilie durch Heirat verbinden. Von seiner ersten Gemahlin Josephine, die ihm keinen Erben geboren, hatte er sich im Dezember geschieden; Ende Januar begann die Werbung um des Kaisers Tochter Marie Luise; schon im Februar 1810 folgte die Verlobung und im April desselben Jahres die Hochzeit. Damals waren mit dem Wiener Frieden die Hoffnungen Deutschlands dahin, und verzweiflungsvoll gärte es in den Gemütern. Ja es war, wie vereitelte oder zeitig entdeckte Anschläge auf Napoleons Leben zeigten*), zu besorgen, daß die verlängerte Knechtschaft den alten, ehrlichen deutschen Sinn untergraben und Fanatismus, heimliche Verschwörung und politischer Mord in Deutschland Wurzel schlagen würden.

16. Der Kampf in Tirol 1809.

§ 617. Schönere Zeugnisse der allgemein erwachenden Vaterlandsliebe als solche verunglückte Versuche verwerflicher Schwärmerei brachte das Jahr 1809. Es sind die begleitenden Ereignisse des großen österreichischen Kriegs, fast ebenso wichtig, wie dieser selbst, da sie die Sinnesänderung und den beginnenden Aufschwung des deutschen Volks beweisen. Tirol, seit Jahrhunderten mit dem Hause Österreich vereint (§ 277), war durch den Preßburger Frieden (§ 571) 1805 an Bayern abgetreten worden. Die Bayern führten nach französischem Muster manche gute und manche üble Neuerung ein, denen aber das am Alten hangende Bergvolk in gleicher Weise widerstrebte. Ihm mißfiel das bayrische Regiment als ein fremdes, aufgedrungenes, besonders aber haßte es die Aushebung, da das Land bisher unter Österreich militärfrei gewesen war. Die Priester, die viel, ja fast alles über die Seelen dieser strenggläubigen Katholiken vermochten, haßten die Bayern als Neuerer, als Bundesgenossen der revolutionären, kirchenfeindlichen Franzosen. So trug das Land voll stillen Unwillens das rheinbündische Joch bis zum Frühling 1809. Heimliche Einverständnisse wurden mit Österreich und selbst mit dem Erzherzog Johann fortwährend unterhalten, und nie war die Hoffnung auf die Rückkehr zum angestammten Herrscherhause aufgegeben worden.

§ 618. Als der große Krieg von 1809 begann, rief (§ 612) Kaiser Franz alle seine Völker zu den Waffen. Auch die Tiroler vernahmen seinen Ruf. Ihrem Landesvater so treu wie ihrem Glauben, einfach, des Fremden ungewohnt lebten und webten sie noch im urdeutschen Selbständigkeits- und Freiheitssinn. Den Stutzen lernt dort schon der Knabe führen; mit ihm steigt der Jüngling und der Mann die steilen Alpenwände bis zum Rande

---

*) Die beiden preußischen Offiziere am Webicht-Gehölze bei Weimar in den Tagen des Erfurter Kongresses, 1808. — Staps aus Naumburg, 1809.

des ewigen Schnees empor, die flüchtige Gemse zu jagen. So findet sich kriegerischer Sinn, Kaltblütigkeit in Gefahren, vor allem innige Vertrautheit mit den heimischen Bergen und Schluchten in jedem Landeskinde. Da Österreich auf die Treue Tirols rechnen konnte, so eilte es beim Beginn des Krieges, das Land zu besetzen. Kaum ließen sich seine ersten Truppen an den Eingangspässen blicken, so erhob sich das Landvolk und verjagte die bayrischen Besatzungen. Bald erklang bis in die fernste Gebirgsschlucht hinein die Sturmglocke. Jede Gemeinde, jedes Thal trat unter die Waffen und kor sich selber nach altgermanischer Weise den Führer aus den entschlossensten und erprobtesten Männern. Es waren Jäger, Wirte, Priester, die die Haufen führten: der ehemalige Wildschütz Joseph Speckbacher, der Wirt Martin Teimer, der Kapuziner Haspinger und viele andere ähnlicher Art. An die Spitze des Ganzen aber war ein Mann getreten, der wie weiland Saul eines Kopfes Länge über die Menge ragte, dessen prächtiger, schwarzer Bart bis auf den Gürtel reichte: Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier, ein frommer, schlichter, demütiger Mann, aber in seiner einfältigen Herzenstreue so recht ein Bild des Volks, das er zum Kampfe führte: zu einem heiligen Kampfe, für seine Religion und für seinen Kaiser, für seine Berge und für seine Freiheit. Wie in Spanien zeigten sich bald im ganzen Land kleine Banden, die alle nach dem Mittelpunkte, nach Innsbruck zu drängten, das sich samt seiner bayrischen Besatzung ergeben mußte (12. April 1809). Tags darauf rückte ein bayrisch-französisches Korps heran. Von den Bauern aus allen Schluchten und von allen Höhen herab beschossen hatte es doch noch den Brenner überschritten und stand nun am Iselberge nahe vor Innsbruck. Aber hier sah es sich von allen Seiten umringt und mußte sich gleichfalls gefangen geben. Dann zogen unter Glockengeläute und endlosem Jubel die ersten österreichischen Soldaten unter General Chasteler wieder in die Hauptstadt ein. — Keine Grausamkeit hatte diesen schönen Befreiungskampf befleckt: in ihrem Freudentaumel schien es jetzt den siegreichen Tirolern, „als ob die Sonne Tag und Nacht scheine“, als ob himmlische Engel und Heilige ihnen vorangefochten hätten.

§ 619. Da kam wie ein Donnerschlag die Nachricht von den Unglückstagen bei Regensburg (§ 613). Bei dem nun folgenden Rückzuge der österreichischen Hauptarmee blieb Tirol ohne Stütze und Rückhalt. Napoleon betrachtete unehrenhafterweise den Krieg als Meuterei und setzte auf Chastelers Kopf wie auf den eines Räubers einen Preis. Weder dieser noch sonst einer der ihm zur Seite gesetzten österreichischen Truppenführer wußte den Kampf der Bauern zu würdigen, und die Tiroler waren schon jetzt fast nur sich selbst überlassen. Dennoch beschlossen sie, ihre Berge zu verteidigen. Die Bayern aber drangen unter Wrede wieder von Salzburg aus vor, nahmen am Himmelfahrtstag (11. Mai) nach hartem Kampfe den Strubpaß an der Grenze von Tirol und Salzburg und stiegen dann über St. Johann ins Innthal hinab. Überall bezeichneten Spuren grausamer Rache ihren Weg. Beim Flecken Schwaz ward blutig gekämpft; die Bayern brannten den Ort nieder und drangen weiter auf Innsbruck; Chasteler zog ab, und Wrede mit seinen Bayern, Lefebvre mit seinen Franzosen rückten in die Hauptstadt ein. Das Land schien wieder unterworfen. Aber die Grausamkeit hatte das Volk erbittert, und während Wrede mit seinem Korps von Napoleon abgerufen wurde, überstieg Hofer mit seinen Südtirolern wieder den Brenner. Noch einmal riefen die Sturmglocken, riefen die Führer zu den Waffen, und

wieder ward jeder Paß, jede Felswand, jede enge Straße lebendig. Wieder drängte sich der Kampf um den Iselberg zusammen (29. Mai). Der Feind, an 7000 Bayern, wich endlich mit schwerem Verluste. Dann blieb Tirol mehrere Monate hindurch, so lange die Kriegsunternehmungen bei Wien dauerten, unbelästigt.

§ 620. Nach dem Kampf am Iselberge und nach der Schlacht bei Aspern hatte ein kaiserliches Handschreiben den Tirolern die feierliche Versprechung gegeben, daß ihr Land nie mehr vom Körper des österreichischen Kaiserstaates getrennt werden und kein Friede unterzeichnet werden solle, der nicht Tirol mit der Monarchie unauflöslich verknüpfe. Auf dieses Kaiserwort hin lebten die Tiroler in gläubigem Vertrauen und in Frieden den Sommer hindurch bis zum Waffenstillstand von Znaim (§ 615). In diesem war Tirols nicht gedacht, und nun rüstete sich der Feind mit Macht, das preisgegebene treue Land zu züchtigen. Lefebvre rückte wieder mit Franzosen, Sachsen und Bayern ein und nahm ohne Widerstand die Hauptstadt. Aber zum drittenmal, und gewaltiger als zuvor, erhob sich das Tiroler Volk (August 1809). Ein von Norden heranziehendes Korps, das meist aus Sachsen bestand, ward in den engen Schluchten des Eisack unter Felsen und Baumstämmen die auf sie herabrollten, fast verschüttet; „den Getroffenen mochte es vorkommen, als wenn die Berge über ihnen zusammenstürzten“ *). Eine andere Kolonne ward im Oberinnthale oberhalb Landeck in ähnlicher Weise vernichtet, und nur mit Mühe rettete sich der französische Marschall selber, nachdem noch einmal am Berge Isel gekämpft worden war (13. August), aus „dem verwünschten Lande“. Hofer zog als „Oberkommandant von Tirol“ in die Hofburg zu Innsbruck ein.

§ 621. Nun aber kam der Friede von Schönbrunn, der das treue Land aufopferte (§ 615). An 50000 Mann setzte Napoleon gegen die Berge in Bewegung. Bisher hatte man vom Kaiserhofe her den Aufstand mehr ermuntert als beschwichtigt; nun plötzlich riet man den tapferen Männern, sich willig zu unterwerfen. Wirklich beugte sich nun der größte Teil des Volkes der harten Not. Auch Hofer hatte erst seinem Kommando entsagt und den Leuten befohlen, nach Haus zu gehen und die Waffen niederzulegen. Doch in seinem ehrlichen Sinne durch thörichte Schwärmer getäuscht und zu neuem Kampfe ermuntert ergriff er noch einmal die Waffen. Aber schon unterwarf sich das Land. Nur um sein Passeierthal drängte sich noch Angriff und Verteidigung (Ende November 1809). Aufgeregt aufs höchste, verwirrt und verzweifelnd hatte Hofer die Zeit versäumt, sich wie andere Genossen entweder durch die Flucht oder durch willige Unterwerfung zu retten. Auch die Treuesten zerstreuten sich. Speckbacher lag mit gebrochenem Bein den Winter über unter Stroh und Dünger in einem Viehstall verborgen, bis er Gelegenheit zur Flucht fand. Haspinger entkam und konnte 1839 noch die Einweihung des Hoferdenkmals in der Domkirche zu Innsbruck mitfeiern. Auch Hofer selbst hatte sich in das Gebirge gerettet, wo er in einer den Winter über verlassenen Sennhütte seinen Aufenthalt nahm. Leider aber fand sich ein Verräter. Ein Trupp Soldaten stieg im Januar des folgenden Jahres auf die beschneite Alm und führte den Helden gebunden herab. Man behandelte ihn mit viehischer Roheit, ließ ihn barfuß über Eis und Schnee gehen, zerzauste ihm den Bart, daß das Blut herabfloß; er trug es mit lächelndem Geduld, nach seines Heilands Beispiel. Zu

*) Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen 2c.

Mantua erkannte ein Kriegsgericht über ihn den Tod, und auf den Festungswällen der Stadt traf ihn durch die Kugel der Tod — „der Tod, den er so manches Mal vom Iselberg gesandt ins Thal" und dem er mit unverbundenen Augen ins Angesicht schaute: am 20. Februar 1810, wenige Wochen vor der Hochzeit der Kaisertochter mit dem stolzen Feinde, geschah die Blutthat. Tirol war wieder unterworfen. Aber das Märtyrerblut war nicht umsonst geflossen. Wie noch immer war es eine Saat des Segens für künftige Zeiten.

17. Dörnberg. Schill. Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls.

§ 622. Die Tiroler Erhebung war nicht die einzige Heldenthat, die den Kampf Österreichs im Jahre 1809 begleitete. Auch in Norddeutschland regte es sich, und schon seit 1808 hatten Stein und seine Freunde ihre Pläne geschmiedet. Gleichzeitig mit Österreichs erwartetem Losschlagen sollte eine Landung der Engländer an der Ems- oder Wesermündung erfolgen, zum mindesten mit 50000 Mann. Dadurch sollte die ihren alten Fürstenhäusern noch treue Bevölkerung in Hannover, Braunschweig, Hessen zu den Waffen gerufen werden. Preußen, meinte man, würde sich dann sicher anschließen und so das gesamte Deutschland den Kampf gegen Napoleon aufnehmen. Aber dieser Plan kam infolge des Zögerns und der Selbstsucht Englands, das jene Landung in den Niederlanden (§ 615) der in Deutschland vorzog, nicht zur Ausführung. Nur einzelne Bewegungen, zwar bald verunglückt, aber doch schön und heldenhaft, traten statt der allgemeinen Erhebung zu Tage.

§ 623. Dörnberg stammte aus hessischem Adel, hatte sich seines tapferen Volksstammes früh würdig gezeigt, sich in seinen Jugendjahren bei verschiedenen militärischen Ereignissen ausgezeichnet und noch 1806 Blüchers Heldenlos bis zuletzt geteilt. Er war dann, in Preußen bei der Verminderung des Heeres verabschiedet, als Oberst in Jeromes Dienst getreten, trug aber, wie das gesamte Hessenvolk, mit Unwillen das fremde Joch und war fortwährend mit Plänen zur Erhebung beschäftigt. Das Land schien zum Aufstande reif, und vor allem auf die Bauern, die in Hessen noch immer landwehrfähig waren (§ 401), zählte man. Dörnberg faßte den Plan, mit ihnen und mit seinem Bataillon, auf das er rechnen zu können glaubte, den König von Westfalen in seiner eigenen Hauptstadt gefangen zu nehmen. Aber die Bauern brachen zu früh los (21. April). Nun mußte Dörnberg Kassel verlassen; doch sah er sich in kurzem an der Spitze von 8 bis 10000 Landleuten. Aber des Krieges zu ungewohnt und fast waffenlos zerstob der Haufen bei den ersten Kartätschenschüssen und Reiterangriffen. Als Bauer verkleidet kam Dörnberg nach vielen Abenteuern zum Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, den er dann tapfer begleitete, bis er später in Rußland und zuletzt in preußischen Militärdiensten eine ehrenvolle Stellung fand.

§ 624. Schill, ein feuriger, schöner Mann, etwas zu rasch und abenteuerlich, aber ein Held durch und durch, hatte sich, wie oben (§ 587) erzählt ist, bei der Verteidigung Kolbergs ausgezeichnet. Er war dann der erste, der, als die Franzosen vertragsmäßig 1808 Berlin räumten, mit preußischen Truppen wieder in die Hauptstadt einzog und als Liebling der Soldaten wie der Bürger voll Begeisterung empfangen ward. Auf ihn wandten sich die Augen selbst bedeutenderer Männer, wie Steins, Gneisenaus u. a., die jene oben besprochenen Aufstandspläne leiteten. Er war bereit loszuschlagen. Zugleich sollte Dörnberg in Hessen, andere jüngere Offiziere in der Alt-

mark gegen Magdeburg losbrechen. Nun begann im April 1809 Österreich seinen Krieg, aber Preußen zauderte mit seinem Beitritt. Da faßte Schill den freilich gewaltsamen, aber doch hochherzigen Gedanken, das Beispiel zu einem norddeutschen Volkskampfe zu geben und womöglich Preußen und seinen König mit fortzureißen. Am 28. April führte er sein Reiterregiment (etwa 500 M.) wie zum Exerzieren aus Berlin hinaus. Draußen erklärte er ihnen, er sei entschlossen, den Kampf gegen den Unterdrücker Deutschlands zu beginnen. Die Reiter, die ihm mit ganzer Seele anhingen, folgten ihm mit begeistertem Zuruf. Bald wuchs seine Schar; er wandte sich auf Sachsen, erzwang sich den Durchmarsch durch Wittenberg und rückte dann auf Halle, die treue preußische Stadt, die ihn wie einen Befreier empfing. Nun aber traf lähmend die Kunde der österreichischen Niederlagen ein; auch erfuhr er, daß die Unternehmung in Hessen und der Altmark mißlungen sei. Schill kam ins Schwanken. Er wandte sich nördlich gegen die Elbe, wo er bei Dodendorf (unweit Magdeburg) eine Abteilung ihm entgegenrückender Westfälinger schlug. Aber es hatte sich schon herausgestellt, daß sein Beispiel keine allgemeine Erhebung hervorrief. König Friedrich Wilhelm mißbilligte scharf und mit Recht die eigenmächtige That. Vor größeren, ihn angreifenden Streitkräften wich Schill durch Mecklenburg zur Ostsee und warf sich endlich in das nur noch schlecht befestigte Stralsund (§ 394), dessen französische Besatzung er überraschte und gefangen nahm. Er hoffte die Stadt zu einem Saragossa zu machen*), und verschmähte deshalb den Rat, sich nach Rügen oder auf britische Schiffe zu retten, die man noch rechtzeitig hätte benachrichtigen können. Unterdessen umschlossen ihn westfälische und holländische Truppen; auch dänische eilten in feiger Liebedienerei heran. So sah sich Schill von 6000 Mann umlagert. Der Feind drang durch die schlecht verwahrten Thore, und im letzten erbitterten Kampfe fiel Schill in den Straßen Stralsunds (31. Mai). Sie bestatteten ihn unehrlich, „ohne Kanonenmusik und Flintengruß". Schlimmer noch erging es seinen gefangenen Kameraden. Napolen ließ sie als Hochverräter behandeln. Vierzehn geborene Westfalen wurden in Braunschweig erschossen, in Wesel elf junge Offiziere**). Die Gemeinen wanderten nach Frankreich, wo sie neben Räubern und Mördern auf die Galeeren geschmiedet wurden, bis später ihre Landsleute sie befreiten.

§ 625. Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls war der Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, den bei Auerstädt die feindliche Kugel getroffen und dem Napoleon nicht einmal die ruhige Stätte zu sterben gegönnt hatte, um die er gebeten hatte. Das Herzogtum war zum Königreich Westfalen geschlagen und Friedrich Wilhelm seines Rechtes beraubt worden. Aber in ihm lebte das welfische Heldenblut, und sein ganzes Sehnen galt dem Kampf gegen den Räuber seines Erbes. Auch er war in die oben bezeichneten Pläne eingeweiht und warb im österreichischen Schlesien, als Österreich seinen Krieg begann, auf eigene Faust ein Freikorps, mit dem er sich besonders gegen das Königreich Westfalen richten wollte. Seine

*) Diese spanische Stadt war wegen ihrer heldenmütigen Verteidigung gegen die Franzosen gerade damals in aller Munde.

**) „Zwei und zwei aneinander gefesselt, erwarteten sie stehend und mit unverbundenen Augen die feindlichen Kugeln; sie brachten ihrem König noch ein Hoch und kommandierten dann Feuer! Im nächsten Augenblick lagen 10 tot am Boden; der elfte (nach einigen Felgentreu, nach anderen der eine Wedell) war nur am Arm verwundet; er riß die Weste auf und rief auf sein Herz deutend: „Hierher, Grenadiere!" Einen Moment später hatte auch er ausgelebt."

Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte 2c.

Güter in Schlesien (Öls) verpfändete er damals an Preußen, das ihm unter diesem Vorwand Geld und Hilfsmittel bot. Das Korps ward erst vollständig, als die Schlachten bei Regensburg längst geschlagen waren; dann wirkte es neben der Heeresabteilung des österreichischen Generals am Ende in Sachsen ohne rechten Erfolg, da dieser durch die Befehle seines Oberkommandos gehindert ward, die Unternehmung mit voller Hingabe zu unterstützen. Als dann später, lange nach der Schlacht bei Aspern, in dem österreichischen General von Kienmayer über die gesamten Truppen in Sachsen und Franken ein Oberbefehlshaber ernannt ward, ging es mutig in das bayreuthische Gebiet hinein, wo der Preußensinn noch nicht erkaltet war. Man war im besten Fortschreiten gegen Junot und Jerome, als die Kunde von dem Waffenstillstande zu Znaim eintraf, der auf einmal alle Hoffnungen niederschlug. Wollte der Herzog als österreichischer Offizier gelten, so war er mit in den Waffenstillstand eingeschlossen. Aber im Stolz eines geborenen Fürsten und in unersättlicher Kampflust gegen den Eroberer verschmähte er dies und nahm das Recht einer selbständig kriegführenden Macht für sich in Anspruch. Auf seine Aufforderung erklärte sich etwa die Hälfte seines Korps, 1300 Jäger, 650 Reiter, 80 Artilleristen mit 4 Geschützen, bereit ihm zu folgen, wohin es sei.

§ 626. Mit der kleinen Heldenschar, die als Sinnbild den Totenkopf an dem mit dem Roßbusch bedeckten Tschako trug, unternahm es der Herzog, sich den Weg zu seiner Hauptstadt und weiter bis zum Meere zu bahnen. Die Schar glich einer altgermanischen Gefolgschaft (§ 16), die, wie einst Tacitus von unsern Vorfahren sagte, es für Ehre hielt, mit ihrem Fürsten zu fallen, für Schande, ihn zu überleben. Es flammte in all den treuen Seelen dieser wilden, schwarzen Gesellen der urdeutsche, reckenhafte Mut, der die Gefahr um der Gefahr willen liebt. So zogen sie durch Sachsen, kamen nach Halle, wo wieder wie bei Schills Durchzuge die treue altpreußische Bevölkerung aufjubelte und mancher Musensohn sich anschloß, dann an den Bergen des Harzes vorbei nach Quedlinburg und von da am 28. Juli nach Halberstadt. Hier war gerade durch Zufall auf dem Marsch von Magdeburg her ein westfälisches Regiment einquartiert, das bei der unvermuteten Nachricht, der Feind nahe mitten im Freundeslande, die ziemlich festen Türme und Thore der Stadt zu verteidigen suchte. Ein heißes Gefecht entspann sich, aber der Herzog sprengte mit Kanonen die Thore; nach nächtlichem Straßenkampf ergab sich der Feind, und viele Gefangene — auch sie waren ja Deutsche — schlossen sich dem kecken Zuge an. Am 31. Juli hatte man die ehrwürdigen Türme von Braunschweig in Sicht. Auf den zu Promenaden umgewandelten Wällen seiner Stadt lagerte der Herzog mit seiner müden Schar. Und gerade hier sollte er den Entscheidungskampf bestehen. Denn ihm entgegen rückte ein westfälisches Korps unter Reubel, 5000 Mann stark, und ihm nach folgte über Wolfenbüttel her der Holländer Gratien mit derselben Meute, die Schill zu Tode gehetzt hatte, in fast gleicher Zahl. Auf den ersteren stürzte sich der Herzog am 1. August bei dem Dorfe Ölper, eine halbe Stunde von Braunschweig. Aber trotz des heldenmütigen Kampfes gelang es ihm nicht, sich durch die Übermacht Bahn zu brechen; er ward auf Braunschweig zurückgeworfen. Doch sonderbarerweise zog sich in der folgenden Nacht der unfähige Reubel um Braunschweig herum, zur Verbindung mit Gratien, und der Herzog fand am 2. August die Straße zu seiner Rettung offen. Rasch zog er nun, meist auf requirierten und willig dargebotenen Wagen, über Hannover auf

Bremen zu; bei Nienburg ward die Weser erreicht. Bei Hoya nahte der nacheilende Feind, aber ungefährdet von ihm gelang die Einschiffung des ritterlichen Häufleins bei Elsfleth. Dieselben Dänen, die Schill hatten umgarnen helfen, waren auch hier, am Ausgang der Weser, als dienstwillige Schergen bei der Hand. Aber ihre Kugeln umsausten wirkungslos und verspottet die deutsche Heldenschar. So grüßten der Herzog und die Seinen das freie, offene Meer und atmeten auf nach 14 Tagen der Mühsal wie der Ehren, in denen sie von der böhmischen Grenze bis zur Nordsee geflogen waren. Britische Schiffe brachten sie nach Helgoland. Die Wackeren traten fast sämtlich in die „deutsche Legion“, die unter Wellingtons Befehl in Spanien neben den Engländern gegen die Franzosen focht, und zeugten auch hier durch ihre Thaten von deutscher Tapferkeit.

18. Die letzten Jahre der Knechtschaft. 1810—1812.

§ 627. Auch aus den Kämpfen des Jahres 1809 war Napoleon siegreich hervorgegangen. Die erste Erhebung der deutschen Nation war gescheitert. Trüber und hoffnungsloser ward die Stimmung. Österreich schien, seitdem Metternich an Stadions Stelle getreten war, die alte diplomatische Klugheit der begeisterten Vaterlandsliebe vorzuziehen und sich nur Napoleon recht gefällig zeigen zu wollen. Zwar war trotz der Verschwägerung weder bei dem Kaiser noch bei dem hohen Adel irgend eine Hinneigung zu dem übermütigen Emporkömmling. Aber hätte man auch, wie die eifrigsten Patrioten noch immer wünschten, einen neuen Kampf gegen Napoleon bestehen wollen, so hinderten doch die schwer erschütterten Finanzen des Kaiserstaates jede größere Unternehmung. Gerade jetzt steigerten sich die Verlegenheiten fast zum Staatsbankerott.

§ 628. Immerhin aber stand Österreich noch günstiger als Preußen. Preußen hatte im Kriegsjahre 1809 genug gethan, um Napoleon, dem natürlich kein Schritt verborgen blieb, zu reizen. Napoleon kannte den heißen Haß, den die preußischen Männer — er nannte sie deshalb die Jakobiner des Nordens — gegen ihn trugen, und sein ganzer, schwerer Zorn kehrte sich gegen den kleinen, schon so hart mißhandelten Staat. Das Ministerium Altenstein (§ 600) suchte jetzt diesen Zorn durch Nachgiebigkeit zu besänftigen; der Tugendbund (§ 602) wurde aufgelöst, und die königliche Familie kehrte von Königsberg, wo sie frei und dem noch immer befreundeten Rußland nahe gewesen war, nach Berlin zurück (§ 601), d. h. fast in den Bereich der französischen Waffen, die von Magdeburg, Vorpommern und Hamburg aus leicht einen Schlag führen konnten. Ja die Minister fanden zuletzt den Gedanken nicht zu schrecklich, an Napoleon, um die Geldforderungen, mit denen er auf Preußen vernichtend drückte (§ 596), zu befriedigen, die Provinz Schlesien oder doch Teile davon zu weiterer Verfügung abzutreten! Als der Oberkammerherr Fürst Wittgenstein, dem Altenstein am 10. März 1810 diese Eröffnung gemacht hatte, seinem Herrn in höchster Entrüstung den ehrlosen Antrag mitteilte, da war der König augenblicklich entschlossen, seine Räte zu entlassen. Er trat mit Hardenberg (§ 600) in Verhandlung und berief ihn, da Napoleon seinem Wiedereintritt nicht länger widerstrebte, zur Würde eines Staatskanzlers*). Hardenberg schaffte Rat in der Not und nahm nach innen Steins Reformen, nach außen eine ebenso entschlossene wie vorsichtige Politik auf.

---

*) Nach v. Treitschke, Deutsche Geschichte I. S. 352.

§ 629. Der **Rheinbund** endlich befand sich unter Napoleons Protektorat in kaum günstigerer Lage als Österreich und Preußen. Das Teilen, Zerreißen und Vertauschen von Ländern ging seit 1809 mit stets erhöhter Willkür weiter. So hatte z. B. Bayern nur einen Teil von Tirol, das ganz unschädlich gemacht werden sollte, zurückerhalten; ein Teil war zum Königreich Italien, ein anderer zu dem mit Frankreich vereinigten Illyrien gekommen. Auch an das Großherzogtum Würzburg und an Württemberg hatte es kleinere Stücke abtreten müssen. Dafür hatte es freilich Salzburg, einen Teil Oberösterreichs und Bayreuth erhalten. Aber die Vergrößerungen standen doch in keinem Verhältnis zu den im Kriege von 1809 gebrachten Opfern und zu den daran geknüpften Hoffnungen. Schon war auch hier Mißvergnügen gesäet. Mit dem neugebildeten **Großherzogtum Frankfurt**, das der charakterlose **Dalberg** erhielt, ward in ähnlicher Willkür verfahren; hier ward Napoleons Stiefsohn Eugen Beauharnais zum Nachfolger bestimmt, und die ganze Einrichtung ward französisch. — Jetzt erst begann auch in den Rheinbundsstaaten die Fremdherrschaft recht fühlbar zu werden. Napoleons Kriege heischten immer höhere Steuern, immer empfindlichere Aushebungen. Dabei wuchs das Mißtrauen gegen die schon murrende Bevölkerung. Nicht bloß, daß der Buchhandel und das Zeitungswesen unter die drückendste polizeiliche Aufsicht gestellt und fast vernichtet wurden; auch das Briefgeheimnis war nicht mehr heilig; bis in den Schoß der Familien, bis in die Gefängniszellen drängten sich die Spione. Kein Gericht war mehr unabhängig, kein Rechtsspruch vor willkürlicher Verschärfung sicher. Am schwersten aber lastete auf dem Wohlstand der Bevölkerung die Kontinentalsperre (§ 586), die mit despotischer Härte durchgeführt ward. Und doch umging nicht nur der stets sich ausdehnende Schmuggel, sondern auch der schändliche Handel, den Napoleon selbst mit verkauften Ausnahmen, sogenannten Licenzen, trieb, das in anderen Fällen so furchtbar streng gehandhabte Gesetz. Das letzte moralische Gut unseres Volkes, seine Redlichkeit, begann in Gefahr zu geraten.

§ 630. Der Kampf, den Napoleon durch die Kontinentalsperre gegen das ihm unerreichbare England führte, brachte ihn zu immer neuen Gewaltmaßregeln. **Holland**, bisher als Königreich unter seinem Bruder Louis, ward mit Frankreich vereinigt, nachdem dieser, weil er den Wohlstand seines Volkes nicht ganz und gar den Plänen des Eroberers opfern wollte, seine Krone freiwillig niedergelegt hatte (8. Juli 1810). Ein Erlaß Napoleons beschönigte diesen neuen Raub dadurch, daß das Land für eine Anspülung französischer Gewässer (des Rheins und der Maas!) erklärt ward. Dann folgte am 13. Dezember 1810 die Vereinigung fast des ganzen nordwestlichen Deutschland mit dem französischen Kaiserreiche. **Hannover**, nach 1806 zuerst unter Napoleonischer Verwaltung, dann im Januar 1810 zum Königreiche Westfalen geschlagen, ward nun wieder zum großen Teil abgerissen. **Oldenburg**, bisher ein Rheinbundsstaat, mußte von seinem Herzog geräumt werden; das Gebiet der **Hansestädte** und andere kleine Länderstrecken bis Lübeck hin wurden unmittelbar zu Frankreich gezogen. Die Vereinigung sei **durch die Umstände geboten**, sagte man, und von Hamburg hieß es, diese Stadt, die Napoleons Vorfahr (!), Karl der Große, gegründet habe, solle ihrer natürlichen Verbindung mit Frankreich nicht länger entzogen werden. Es war, als sollte zur Gewaltthat überall noch der Hohn hinzugefügt werden.

§ 631. Napoleon schien auf dem Gipfel des Glückes zu sein. Am 20. März 1811 ward ihm von seiner neuen Gemahlin der langersehnte Erbe

geboren, dem schon vor der Geburt der Titel eines Königs von Rom zugeteilt war. Aber Glück, Macht und Glanz waren hohl. Die Völker murrten, und sogar die Franzosen waren des Ruhmes satt, der ihren Handel lähmte, ihre Felder verödete und die Blüte ihrer jungen Mannschaft dahinraffte. Durch Füsilieren, Einkerkern, Konfiscieren und andere Schreckensmaßregeln glaubte Napoleon, immer mehr zum Verächter der Menschen geworden, seine Herrscherstellung erhalten zu können. Aber immer schwankender ward seine Macht. Schwedens glaubte er durch Bernadotte sicher zu sein, der hier von dem kinderlosen Karl XIII. zum Nachfolger angenommen worden war (1810). Doch hatte er bald Grund, dem schlauen und selbstsüchtigen Gascogner zu mißtrauen. Schlimmer aber gestalteten sich die Beziehungen zu Rußland. Alexander hatte sich schon zu Erfurt (§ 593) überzeugt, daß Napoleon ihm höchstens Finnland und die Donauprovinzen gönnte, Konstantinopel aber, den Schlüssel zur Macht des Ostens, so wenig in Rußlands wie in den Händen einer anderen Macht sehen wollte. Schon damals erkannte Alexander, daß er bei Napoleons Freundschaft doch schlecht seine Rechnung fände. Dazu kam, daß die Kontinentalsperre, die er sich hatte aufdrängen lassen, auf die Dauer in Rußland unausführbar war und deshalb schon mit dem Ende des Jahres 1810 durch einen neuen Tarif ihrem Kerne nach aufgehoben wurde. Als eine persönliche Verletzung empfand dann Alexander die Entthronung seines Verwandten (§ 254 Anm.), des Herzogs von Oldenburg. Seit dem Jahre 1811 ward es immer deutlicher, daß ein feindlicher Zusammenstoß der beiden Kolosse, des französischen und russischen Reichs, bevorstehe. Die Stellung der meisten deutschen Staaten dabei schien nicht zweifelhaft. Der Rheinbund hatte einfach Napoleons Befehl zu folgen. Für Österreich hielt Metternich eine russische Übermacht in Europa für ebenso bedenklich, wie die Napoleonische; dazu schien ein Bündnis mit dem großen Sieger, der sich lebhaft um ein solches bemühte, im Osten, in Galizien und den Donauprovinzen, eine Entschädigung für das im Westen Verlorene zu verheißen. Es ward bereitwillig abgeschlossen: 30000 Mann sollten unter einem österreichischen General für den bevorstehenden Feldzug Napoleon zur Verfügung gestellt werden.

§ 632. Aber in welch furchtbare Lage kam Preußen! Friedrich Wilhelm III. hatte die alte Freundschaft mit Alexander bei seiner Petersburger Reise erneuert, und auch die preußischen Patrioten mußten in Rußland ihren natürlichen Rückhalt sehen. Und nun mit Napoleon gegen Rußland fechten? Mit Napoleon, bei dem es längst beschlossene Sache war, bei der nächsten günstigen Gelegenheit das gehaßte Preußen ganz von der Karte zu tilgen? In dieser Not rieten die Vaterlandsfreunde zu einem Verzweiflungskampf gegen Napoleon. Scharnhorst hatte 124000 Mann bereit, die Festungen waren neu ausgerüstet, die Stimmung des Volks vortrefflich, und das Land bot zwischen seinen Flüssen und Sümpfen fast unüberwindlich feste Verteidigungslager. Müsse man fallen, so wolle man wenigstens mit Ehren fallen. Dazu schien auch der König entschlossen; doch suchte man es noch nicht zum äußersten kommen zu lassen. Hardenberg bot sogar Napoleon ein Bündnis unter verhältnismäßig günstigen Bedingungen an. Dieser, der Preußens Rüstungen kannte, antwortete nicht. Von der anderen Seite gab auch Alexander keine bestimmte Zusicherung seines Schutzes. Das Land war in fieberhafter Aufregung, und die Seelen schwankten zwischen Sorge und Hoffnung, Unschlüssigkeit und verzweifeltem Mute hin und her. Ein Netz von Truppen ward indessen von Danzig,

Dav. Müller Deutsche Gesch.

EUROPA ZUR ZEIT

Entworfen u. gezeichnet von Ph. Manning 1880

Verlag von Franz

NAPOLEONS I. (1812).

V.

KAISERTUM RUSSLAND

KAISERTUM ÖSTERREICH

OSMANISCHES REICH

HZT. WARSCHAU

Schwarzes Meer

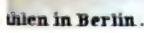
Adriatisches Meer

Ägäisches Meer

Erklärung:

- Kaisertum Frankreich
- Von Napoleon abhängige Staaten
- Mit " verbündete "
- Von " unabhängige "

Maßstab 1 : 18.250.000


ühlen in Berlin.

Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

Polen, Hamburg, ja vom Rheine her immer dichter und fester um das unglückliche Land gezogen. Konnte man wissen, ob es nicht nächstens nach der beliebten Formel heißen würde: das Haus der Hohenzollern hat aufgehört zu regieren? Endlich trat Napoleon gebieterisch mit seiner Forderung hervor: Preußen solle ein Bündnis ganz nach seinem Willen mit ihm gegen Rußland schließen, ihm 20000 Mann Hilfstruppen stellen, den Durchmarsch des Heeres gestatten und dessen Verpflegung übernehmen. Der König mußte sich fügen: am 24. Februar 1812 wurde der Vertrag abgeschlossen. Die besetzten Festungen blieben in Napoleons Händen (Pillau und Spandau, die Citadelle Berlins, wie Napoleon sagte, wurden wider die Abrede besetzt), und auch Berlin mußte den Franzosen eingeräumt werden. Der Vertrag brach die letzte Hoffnung der preußischen Patrioten, die mit Rußland im Bunde einen Todeskampf für Preußens und Deutschlands Unabhängigkeit erwartet hatten. Alle die jahrelangen Rüstungen mußten nun dem Feind zu Nutzen kommen.

§ 633. Mit dem Frühling 1812 begannen ungeheure Truppenmassen, sich durch Deutschland gegen Rußland zu wälzen. Die Scharen Napoleons erschienen im schönsten militärischen Glanze, und in ihnen lebte der stolze Glaube an ihre Unbesieglichkeit. Aber unter den 650000 Mann, die er gegen Rußland führte, waren auch 200000 Deutsche: sie haben fast alle für eine fremde Sache auf fremdem Boden den Tod gefunden. — Im Mai kam Napoleon nach Dresden. Hier drängten sich die unterworfenen Könige und Fürsten um ihn, mit seinen Marschällen und Generalen fast auf denselben Rang gestellt. Selbst Franz I. und Friedrich Wilhelm III. konnten es nicht vermeiden, ihn zu begrüßen. Von hier kam auch der stolze Tagesbefehl, die Könige, Prinzen, Fürsten und Marschälle sollten sich zu ihren Heeresabteilungen begeben. Dann folgte Napoleon selbst seinen Truppen, die schon nach Polen und Ostpreußen vorgerückt waren. Hier musterte er die gewaltigen Streitkräfte. Während die Rheinbundstruppen ihn wie die Franzosen mit dem üblichen Vive l'empereur! empfingen, hielten sich die Preußen, als er ihre Front entlang ritt, stumm und stolz. Napoleon befremdete dies, doch lobte er ihre soldatische Haltung. Dann ging es über den Niemen nach Rußland.

§ 634. Während die „große Armee" unter Napoleons eigener Leitung gerade auf die Mitte des russischen Reichs, auf Wilna, Smolensk und Moskau, vordrang, hatten die preußischen Hilfstruppen — sie bildeten die 27. Division der großen Armee — eine Stellung auf dem linken Flügel des Heers, der unter Macdonald in die Ostseeprovinzen einrückte. Die Österreicher, unter dem Fürsten Schwarzenberg, standen noch selbständiger auf dem rechten Flügel, der von Galizien aus in das südliche Rußland eindrang. Das preußische Hilfskorps hatte Friedrich Wilhelm nach Napoleons Wunsch unter General Grawert stellen müssen, einen rechtlichen, aber schwachen und fügsamen Mann. Ihm hatte der König deshalb im General York (§ 605) einen Anführer beigegeben, von dem er wußte, daß er der Ehre des preußischen Korps nichts vergeben und seine Selbständigkeit möglichst wahren werde. Schon im Laufe des Sommers nahm Grawert wegen Kränklichkeit längeren Urlaub, und York trat an die Spitze. Der Höchstkommandierende, Marschall Macdonald, war ein sonst edler, freundlich gesinnter Mann, der aber in diesem Falle York, der den Franzosen höchst unbequem war, auf alle mögliche Weise persönlich zu reizen suchte, um ihn so vom Heere zu entfernen. Den mannigfachen Kränkungen setzte York, der die Absicht durchschaute, seine stolze, spöttische

Kaltblütigkeit entgegen — und blieb. Den Preußen galt es, da sie einmal den fremden Siegern folgen mußten, für eine Ehrensache, sich als tüchtige Soldaten zu bewähren, so viel es nur möglich sei. So dankte Macdonald ihnen den Sieg im Gefecht von Bauske und drang mit ihnen bis unter die Wälle von Riga vor, wo die Preußen sich von neuem auszeichneten.

19. Die Konvention von Tauroggen. Stein und York in Königsberg.

§ 635. Unterdessen waren die Russen, an Zahl der Armee Napoleons nicht gewachsen, tief und tiefer in ihr ödes, unermeßliches Reich zurückgegangen, einer Schlacht ausweichend und den zu sicheren Feind immer weiter sich nachziehend. Diese Kampfesweise ergab sich aus der Landesbeschaffenheit eigentlich von selbst und ward von den einsichtigsten russischen wie deutschen Ratgebern Kaiser Alexanders empfohlen, zunächst ohne rechten Anklang zu finden. Man zog sich vor Napoleon zurück, aber nicht dem „Plane" zu Liebe, sondern weil man mußte. Und als das Murren gegen den Einfluß der Fremden im russischen Hauptquartier Alexander gezwungen hatte, den bisherigen Feldherrn Barclay de Tolly, einen (deutschen) Livländer, mit einem Altrussen, Kutusow, zu vertauschen, lieferte dieser zur Verteidigung der alten Hauptstadt Moskau die furchtbare Schlacht von Borodino. Sie brachte kein günstiges Ergebnis für die Russen, und nun ward System, was man bisher nur gezwungen gethan hatte: auch Kutusow zog sich tiefer ins Innere des Landes zurück. Napoleon zog in Moskau ein (am 14. September 1812). Er glaubte des Siegs und eines vorteilhaften Friedens gewiß zu sein. Aber gerade jetzt begann das Unheil. Die russische Hauptstadt sank durch russische Hände selbst in Asche, und Napoleon, der sich lange mit Friedenshoffnungen täuschte und absichtlich mit Verhandlungen hingehalten wurde, begann erst da den immer notwendiger werdenden Rückzug, als der Winter fast schon hereinbrach (18. Oktober 1812). Dieser brachte der großen Armee und mit ihr den Deutschen, die Napoleon hatten folgen müssen, Tod und Verderben. Bald nach dem fürchterlichen Übergang über die Beresina (26.—29. November) verließ der Kaiser sein Heer und floh, tief in Pelze gehüllt, unerkannt durch Deutschland nach Frankreich. Erst gegen Ende des Jahres schwankten die letzten Reste der großen Armee, Leichen gleich, unglückselige Menschen, bleiche Gestalten, den Tod im Herzen, in Lumpen, in Weiberröcke, in Stroh gehüllt, über die preußische Grenze — so hatte sie „Gott geschlagen mit Mann und Roß und Wagen".

§ 636. Stein war in Petersburg dem Kaiser Alexander nahe gewesen. Daß man hier nicht verzagte, als Napoleon in Moskau einzog, daß man sich von Napoleons Friedensanerbietungen nicht fangen ließ, daß Alexander bei dem Wahlspruche ausharrte: „er oder ich", das war vorzugsweise das Werk von Steins großem Charakter und rastlosem Eifer. Jetzt, gleichzeitig mit den flüchtigen Resten der großen Armee, eilte er mit dem wackeren E. M. Arndt von Petersburg über die Schneefelder Livlands und Litauens der deutschen Grenze zu. Im Namen des russischen Kaisers, meinte er, müsse man jetzt, nötigenfalls mit Drohung und Gewalt, zum Kampfe gegen den Unterdrücker treiben. Aber schon war von Preußen selbst der Anfang der Erhebung gemacht worden.

§ 637. Daß York, der zäh und streng die gesonderte Stellung seines Hilfskorps behauptete, im Grunde seines Herzens ein grimmer Feind der Franzosen war, war den Russen wohlbekannt. Schon vor Riga waren ihm

von dem russischen Befehlshaber Anträge zu heimlichen Unterhandlungen gemacht und er zur Trennung von den Franzosen aufgefordert worden, wozu dann später auch der General Paulucci in sehr zudringlicher Weise ihn zu locken gesucht hatte. York hatte sich gegen die Russen nicht minder klug und zurückhaltend benommen als gegen die Franzosen; er hatte nur eben das Einverständnis nicht ganz abgebrochen. So war er frühzeitig von dem Untergang der großen Armee benachrichtigt worden. Mit Einbruch des harten Winters begann auch Macdonald seinen Rückzug aus Kurland; die Franzosen waren voran, die Preußen folgten in zwei Abteilungen unter Massenbach und York. Schon wurden sie von den siegreichen Russen umschwärmt; die Generale Diebitsch und Wittgenstein erneuerten an York die Anträge, sich von den Franzosen, die doch die eigentlichen Feinde seien, zu trennen. Preußen, die in russischen Diensten standen, unter ihnen Clausewitz (§ 606), waren selbst die Unterhändler. Jetzt entschloß sich York. Aber vorsichtig wie er war, wollte er den Vertrag als durch die Not herbeigeführt erscheinen lassen. Er sah es gern, daß sein Korps durch die Russen abgeschnitten wurde und zürnte, als sich dann wieder die Möglichkeit bot durchzukommen. So ward seine That doch ein Werk des freiesten Entschlusses. Durch eine in der Poscherunschen Mühle nahe bei Tauroggen abgeschlossene Konvention (30. Dezember 1812) trennte er sein Heer von den Franzosen und traf mit den Russen das Abkommen, daß seinen Truppen in Ostpreußen Quartiere angewiesen würden, in denen sie als neutral stehen bleiben sollten, bis der König den Vertrag gebilligt oder verworfen hätte. Jubelnd begrüßten die preußischen Soldaten die nun befreundeten Russen; man fühlte, daß das neue Jahr die große Entscheidung bringen würde.

§ 638. York hatte auf seine eigene Verantwortung gehandelt. Er schrieb an seinen König: „Ew. Maj. lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt habe. — Ich schwöre Ew. Maj., daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde.“ Aber er hatte auch den Mut, die Mahnung hinzuzufügen: „Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen. In dem Ausspruch Ew. Maj. liegt das Schicksal der Welt.“ York hatte gethan, was Millionen wünschten; „der Gedanke der Zeit war durch ihn zur That geworden.“ Seinem ersten Entschlusse mußten bald weitere folgen. Die Russen rückten über die preußische Grenze, dem Namen nach als Feinde des mit Frankreich verbündeten Preußen, der That nach als Befreier begrüßt und als solche auftretend. Das preußische Korps konnte nicht in müßiger Neutralität zuschauen. York trat im vollsten Bewußtsein seiner ungewöhnlichen Lage, in der er „dem Könige den Willen frei machen müsse“, wieder in seine Stelle als Gouverneur von Ostpreußen und folgte den Russen, die schon am 5. Jan. 1813 unter dem unendlichen Jubel des Volkes in Königsberg einrückten, wo einige Tage nachher auch Stein eintraf.

§ 639. Noch war man ohne Befehle und Willensäußerungen vom Könige. Friedrich Wilhelm III. verfolgte mit Hardenberg unablässig und seit der Nachricht von Napoleons Niederlage mit steigender Hoffnung den Gedanken, das französische Joch zu brechen. Aber zu erreichen war dies bei der damaligen Schwäche Preußens nur im Bunde mit Rußland; auch Österreichs Beitritt wünschte der König aufs lebhafteste. Yorks That, die dem Könige den Kern seines Heeres rettete, war deshalb an sich will-

kommen: aber schwere Verlegenheiten bereitete es, daß sie ausgesprochener Weise aus politischen, nicht aus militärischen Gründen geschehen war. Friedrich Wilhelm, in seiner Hauptstadt mitten zwischen den Franzosen und noch unter dem Druck der Napoleonischen Übermacht, mußte die Konvention Yorks verwerfen und ihn selbst für abgesetzt erklären. Denn schon hallten alle französischen Blätter wieder von Yorks „Verrat“, und in Wahrheit war es seine That, die zur Folge hatte, daß Preußen bis zur Oder forthin nicht mehr durch Napoleon zu behaupten war. Es war zu vermuten, daß Napoleon, wenngleich er zunächst noch an sich hielt, den König und ganz Preußen für Yorks That büßen lassen werde. Vorsicht war mithin nach allen Seiten geboten. Während Hardenberg den Kaiser Napoleon zu beruhigen suchte und die Rüstungen, die bereits begannen, durch die Absicht erklärte, die Hilfstruppen für Napoleon, wie dieser selbst gefordert hatte, zu verstärken, ging Major von Natzmer, Flügeladjutant des Königs, zu Murat, um ihm die Entsetzung Yorks anzuzeigen und von diesem mit demselben Auftrage angeblich zu York selbst. Natürlich ließen ihn die Russen nicht durch; da legte er die Uniform ab und vollzog nun seinen geheimen Auftrag: er ging nach Wilna zum Kaiser Alexander, um ihm ein Bündnis für den Fall anzutragen, daß er über die Weichsel vorrücke. — York aber erfuhr seine Absetzung nur durch die Zeitungen und blieb um so mehr in seinem Kommando, als der zu seinem Nachfolger bestimmte General Kleist sich weigerte, es zu übernehmen. Es fragte sich aber, wer in der Provinz Preußen die Dinge leiten sollte.

§ 640. Hier in diesem Lande echtdeutscher Schöpfung (§§ 187. 286), wo ein ritterlicher Adel neben einer freien Bürger- und Bauernbevölkerung stand, war unterdessen die herrliche Begeisterung erwacht, die sich dann mit Feuers Schnelle und Gewalt über ganz Preußen, ganz Deutschland ausbreitete. Die Provinz war durch den Durchmarsch der Truppen im Jahre 1812 ausgesogen, durch eine vorhergegangene Mißernte schwer gedrückt, durch das lange Kriegselend verarmt; doch drängte sich alles zu freiwilligen Gaben, und die streitbare Jugend eilte zu den Waffen. Stein, nur sein großes Ziel vor Augen, wollte als Diktator im Namen Alexanders die Provinz verwalten, Streitkräfte ausheben und die Kassen mit Beschlag belegen. Dagegen empörte sich in den geborenen Preußen mit Recht der heimische Stolz und Unabhängigkeitssinn, und es kam zwischen Stein und York zu den heftigsten Auftritten. Doch standen in dem Oberpräsidenten Schön, in Auerswald, Dohna und anderen Männern wackere Vermittler zwischen ihnen. Und zuletzt wich Stein freiwillig dem edlen Drange der Provinz, die nicht mehr gezwungen zu werden brauchte, und reiste nach Breslau ab. Doch hatte er zuvor die preußischen Stände berufen, die sich in der Not ohne des Königs Geheiß, aber in seinem Namen versammelten (5. bis 8. Februar). Sie beschlossen, alle Kräfte der Provinz zum Kampfe bereit zu machen, das ganze Volk unter die Waffen zu rufen, einen Landsturm und eine Landwehr zu bilden, auf eigene Kosten ein National-Kavallerie-Regiment zu stellen und alle diese Streitmittel in die Hände Yorks, als des General-Gouverneurs der Provinz, zu legen. Nun drängte sich die Jugend zu den Waffen. „Da sagten“, erzählt Arndt, „die sechszehn-, siebzehnjährigen Jünglinge, die für die Waffenlast kaum reifen Jünglinge, beim Abschied aus den Gymnasien, als sie das Roß tummeln und die Büchse laden lernen wollten, Lieder des Tyrtäus und Stücke aus der Klopstockschen Hermannsschlacht her, und Männer und Greise, Väter und

Mütter standen mit gefalteten Händen dabei und beteten still um Sieg und Segen.“ Als York mit kräftiger Ansprache von den Ständen schied, scholl ihm ein begeistertes Hoch nach. „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus“ war seine Antwort.

20. Berlin und Breslau. Des Königs Aufruf und des Volkes Antwort.

§ 641. In Berlin war, als die flüchtenden französischen Intendanten, Generale und Marschälle seit Ende Dezember, tief in Pelze gehüllt und gleichsam verstohlen, die Stadt passierten, die erste Vermutung furchtbarer Unglücksfälle der großen Armee aufgetaucht, bis dann das 29. Bulletin vom 3. Dezember, das der Moniteur am 17. Dezember veröffentlichte, die entsetzliche Wahrheit mit dürren Worten aussprach. Sofort regte sich auch hier aufs gewaltigste die lang unterdrückte Vaterlandsliebe der Bevölkerung, und neue Hoffnung wurde wach. — Vorsichtiger mußten, wie gezeigt ist, der König und Hardenberg verfahren, welche die ganze Lage überschauten. Sie durften nicht allein der Begeisterung folgen; sie hatten besonnen für das Heil von Millionen, für Preußens und Deutschlands Errettung zu sorgen. Noch standen seit dem Durchmarsche von 1812 in Berlin und Spandau französische Besatzungen, und etwas ferner drohten die von Hamburg und Magdeburg. Beängstigende Gerüchte verbreiteten sich: es hieß, die Franzosen beabsichtigten den König gefangen zu nehmen, um in dessen geliebtem Haupte ein Pfand für die Ruhe des Volkes zu besitzen; man erzählte von verzweifelten Maßregeln, die vorbereitet seien, um dies Äußerste abzuwenden.

§ 642. Wie schlugen deshalb auf einmal alle Herzen freier und höher, als es kund ward, der König habe am 22. Januar Potsdam verlassen, um sich nach dem vom Feinde nicht besetzten Breslau zu begeben! Nach schon länger gefaßtem Plane hatte Friedrich Wilhelm III. die treue Stadt erwählt, die vor französischem Überfall sicher, dagegen den befreundeten Mächten Rußland und Österreich nahe war und die ihn mit offenen Armen empfing (25. Januar). Der König, das wußte man, war nun in seinen Entschlüssen frei. Und bald folgte der ewig denkwürdige Aufruf vom 3. Februar. Er forderte in kurzen, einfachen Worten dazu auf, in der gegenwärtigen gefahrvollen Lage des Staates ein Korps freiwilliger Jäger und so eine Pflanzschule von künftigen Offizieren zu bilden. In dem Aufruf war der Feind, gegen den es gehen sollte, nicht genannt. Aber das preußische Volk verstand seinen König. Sofort erhob sich die gebildete Jugend; die Universitäten schlossen die Hörsäle, die oberen Klassen der Gymnasien wurden leer, die Turnplätze wurden Waffenplätze. Zuerst kamen von Berlin auf kecker Turnerfahrt acht Jünglinge zu Fuß nach Breslau, mitten durch Winterkälte und Schneegestöber, mitten durch das vom Feinde besetzte Land. Dann drängte sich alles herbei. In Berlin meldeten sich in 3 Tagen 9000 Freiwillige. Der Jugend folgten die Männer, selbst die höchsten Stellen des Staates drohten zu verwaisen, und bald mußte eine neue Verfügung dem allzu eifrigen Andrange steuern. Es bildeten sich die Freikorps, besonders dazu bestimmt, aus dem nichtpreußischen und rheinbündischen Deutschland vaterlandsliebende, gebildete, kampflustige Jünglinge aufzunehmen. Unter ihnen ist das Lützowsche das berühmteste geworden, das gleich den Helden Braunschweigs von 1809 (§ 626) den Totenkopf und die schwarze Uniform trug.

Noch trauern wir im schwarzen Rächerkleide
Um den gestorbnen Mut:
Doch fragt man euch, was dieses Rot bedeute?
Das deutet Frankenblut! —

sang Theodor Körner, der junge Dichter, durch den die Schar vor allen verherrlicht worden ist. — Thränen tiefster Rührung im Auge sah König Friedrich Wilhelm von seinem Fenster in Breslau aus die unabsehbare Reihe von Wagen aus Berlin anlangen, von denen ihm die Jünglinge, oft noch eher Knaben zu heißen, entgegenjubelten. Dieser Augenblick gab ihm den Glauben an sein Volk wieder, den er in dem schlimmen Jahre 1806 fast eingebüßt hatte. Auch Stein, Blücher, Scharnhorst, Gneisenau kamen damals nach Breslau — die Adler sammelten sich.

§ 643. Und derselbe Kampfesgeist regte sich bis in die tiefsten Volksschichten hinunter. Bürger und Bauern in Preußen hatten so Unsägliches an Bedrückung und Mißhandlung erfahren, daß der Ingrimm nun mit aller Furchtbarkeit losbrach. Die Rekruten in ihren blauen Kitteln zogen mit trotzigem preußischem Soldatengesang an den französischen Regimentern vorüber, denen es in dem überall gärenden Lande unheimlich zu werden anfing. Indessen näherte sich Kutusow und seinem Heere voraus Kaiser Alexander durch das von den Franzosen geräumte Herzogtum Warschau der Provinz Schlesien und der Stadt Breslau. Schon war zwischen den beiden Monarchen der alte Freundschaftsbund erneut und zu Kalisch an der Prosna am 28. Februar ein Vertrag abgeschlossen worden, dessen Ziel Wiederherstellung der Unabhängigkeit Europas war. Preußen sollte wieder auf seinen Machtstand von 1806 gebracht werden. Rußland nahm schon jetzt Polen (auch das ehemals preußische) in Besitz. Die Macht, die Rußland zu Preußens Hilfe herbeiführte, war in der That unbedeutend, denn es hatte in dem Feldzuge von 1812 gleichfalls furchtbar gelitten. Preußen bot Rußland mehr als Rußland Preußen; aber die deutsche Begeisterung rechnete damals nicht. Am 15. März holte Friedrich Wilhelm seinen hohen Gast in Breslau ein, unter dem Schall der Glocken, unter dem Jauchzen und Weinen eines von den heiligsten Gefühlen der Vaterlandsliebe bewegten Volkes. Am 16. März übergab Hardenberg dem französischen Gesandten die Kriegserklärung, und tags darauf, am 17. März 1813, erschien der Aufruf Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk." „So wenig", heißt es darin, „für mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Kriegs, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren geduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten, an den großen Friedrich! — — Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen: erinnert Euch der heldenmütigen Schweizer und Niederländer! — — Es ist der letzte, entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen anderen Ausweg giebt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser Wille werden unserer Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit!"

§ 644. An demselben Tage verkündigte der König seinem Volke die Errichtung der Landwehr (§ 599) für das gesamte Preußen, wenige Tage darauf die des Landsturms. Als Ehrenzeichen für die Tapfern dieses heiligen Krieges war vom Könige schon am 10. März, dem Geburtstage der verewigten Königin Luise, der Orden des Eisernen Kreuzes gestiftet worden. — Ein von einem Deutschen verfaßter Aufruf Kutusows, in Kalisch am 25. März 1813 erlassen, schloß sich der königlichen Ansprache an. Der russische Feldherr, im Begriff, die deutsche Grenze zu überschreiten, redete darin das gesamte deutsche Volk an. Die Russen, hieß es, kämen als Befreier, um die Übermacht eines ehrgeizigen Eroberers zu brechen, damit Völker und Fürsten frei in ihren Grenzen und nach ihren eigenen Gesetzen leben könnten; alle deutschen Männer wurden aufgeboten, sich der heiligen Sache des Vaterlandes und der Menschheit anzuschließen, deutsche Fürsten, die noch ferner der Fahne des Landesfeindes folgen sollten, mit Verlust ihrer Herrschaft bedroht, freie Verfassungen als Frucht der bevorstehenden Kämpfe verheißen.

Mit herzlichen Worten hatte sich — zum erstenmal in der deutschen Geschichte — ein König an sein Volk gewandt und, indem er es zur Mitarbeit an seinem Werke aufforderte, es mündig gesprochen. In unvergleichlich herrlicher Weise antwortete das preußische Volk diesem Vertrauen: das Königreich Preußen, das damals nicht mehr als 5 Millionen Einwohner zählte, stellte bis zum Sommer 1813 ein Heer von 271000 Streitern, also von 18 Seelen einen Mann zu den Waffen: es war der höchsten Bewunderung wert, was hier geleistet wurde.

§ 645. Vier Heere sammelten sich: eins unter Yorck in Ostpreußen, ein zweites unter Bülow in Westpreußen, zwei andere in Pommern und Schlesien. Die Franzosen hielten noch die Festungen, namentlich Danzig, besetzt; an 20000 Mann standen noch in der Hauptstadt. Aber Yorck und Bülow rückten bereits in Verbindung mit dem russischen General Wittgenstein auf Berlin. Schon am 20. Februar 1813 streiften die ersten Kosaken bis in die Straßen hinein. Am 4. März verließen die Franzosen freiwillig die Stadt und zogen sich auf die Elblinie zurück. An demselben Tage rückte die Vorhut Wittgensteins ein. Am 17. März hielt dann Yorck, der durch ein Kriegsgericht vollständig gerechtfertigt und vom König in alle seine Würden wieder eingesetzt war, unter unermeßlichem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug mit 18000 Mann erprobter preußischer Kerntruppen.

Noch fehlte es an Bekleidung, Verpflegung, Bewaffnung. Aber es begann jetzt ein rührender Wetteifer in freiwilligen Gaben. Auch der Ärmste brachte sein Scherflein. Wo in dem ausgesogenen Lande Geld fehlte, griff man zu anderen Mitteln. Eheleute und Verlobte brachten die goldenen Trauringe und erhielten eiserne dafür zurück: „Gold gab ich für Eisen" lautete die schöne Inschrift. Ein armes Fräulein, Ferdinanda von Schmettau, brachte den einzigen Schmuck, den sie besaß: ihr schönes Haupthaar. Das Weib ließ den Gatten, die Verlobte den Bräutigam, die Mutter den Sohn willig ziehen: Schmach hätte den Zurückbleibenden getroffen. An der Spitze der Frauenvereine, die sich zur Unterstützung der Kämpfenden, zur Pflege der Verwundeten, zur Sammlung von Liebesgaben bildeten, stand die edle Prinzeß Wilhelm, Marianne von Hessen-Homburg, nebst acht anderen Prinzessinnen des königlichen Hauses. — Der christliche Sinn, die einst verspottete und vergessene Religion, war mit heiliger Macht in allen Seelen wieder aufgelebt. Unter Glockenklang, mit feierlich-kirchlicher Segnung,

zogen die Scharen aus zum Kampfe, in dem Bewußtsein, dem Theodor Körner Worte lieh:

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!

Solch eine Feier fand in Breslau in Gegenwart Alexanders und Friedrich Wilhelms statt. Zu Rogau am Zobtenberge ward das Lützowsche Freikorps eingesegnet, dem derselbe jugendliche Sänger das kirchliche Weihelied gedichtet hatte:

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen;
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Doch was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht:
Dem Herrn allein die Ehre!

Und in Berlin fand am 27. März vor dem Schlosse unter freiem Himmel die Einsegnung des Yorkschen Korps statt. Über dem Dome brach die Sonne durch das Wintergewölk, als der Prediger den Segen sprach. Dann nahm York selbst das Wort: „Ein unglückliches Vaterland sieht mich nicht wieder!“ war der Schluß der Rede. „Und das soll ein Wort sein!“ scholl's aus den Reihen der Soldaten als Antwort.

§ 646. Die Begeisterung beschränkte sich nicht auf Preußen; schon begann eine deutsche Erhebung. Die deutsche Dichtung, seit Schillers Tode fast verstummt, wurde noch einmal in neuen, frischen Klängen laut. Theodor Körner, geb. 1791, Sohn des würdigen Freundes Schillers, griff kühn in die Saiten. „Leier und Schwert“ durfte er seine Lieder nennen, denn er kämpfte selber mit im heiligen Kampfe und hat freudig sein junges, edles Leben hingegeben. Seine Kunst seufzte, wie er in dem herrlichen Abschiedsbriefe an seinen Vater schrieb, nach ihrem Vaterlande. Der erst 22jährige Jüngling hatte richtig den großen Mangel erkannt, an dem unsere Poesie bisher gekrankt hatte. Seiner Zeit, seinem Volk rief er zu:

Rühmet nicht des Wissens Bronnen,
Nicht der Künste friedensreichen Strand!
Für die Knechte giebt es keine Sonnen,
Und die Kunst verlangt ein Vaterland.

In seinem „Aufruf“, gleichsam der Antwort des deutschen Volkes auf Friedrich Wilhelms Aufruf vom 17. März, wandte er sich an die deutsche Nation:

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif: ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück Dir den Speer ins treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
Dein deutsches Land, mit Deinem Blute rein!
— — — — — — — — — — — — — —
Zerbrich den Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse Deine Höfe, Deine Hallen:
Vor dessen Antlitz Deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn! —
— — — — — — — — — — — — — —

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen,
Drauf, wackres Volk, drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt Dein Herz, hoch wachsen Deine Eichen,
Was kümmern Dich die Hügel Deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!

Er trat selbst in die Lützowsche Freischar, in der neben ihm Jahn, der Meister der deutschen Turnkunst (§ 609), Friesen, der Spiegel und der Stolz der deutschen Jugend dieser Zeit, und mancher andere treffliche Jüngling dienten. Die Todesahnung, die durch seine Lieder klingt, ging in traurige Erfüllung: er wie Friesen fehlten im Siegesheimzug. Körner fiel bei Gadebusch unweit Schwerin in Mecklenburg am 26. August 1813 und Friesen durch welsche Tücke beim Winterfeldzug in Frankreich.

§ 647. Neben Körner, dem jugendlich herrlichen, sang der männliche, tapfere Ernst Moritz Arndt (geb. 1759, † 1860), Steins treuer Begleiter in Rußland. Sein Lied fragte nach des Deutschen Vaterlande und gab die Antwort:

Das ganze Deutschland soll es sein! —

Den Kriegern schrieb er in Luthers markiger Sprache seinen „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“:

Und es sind viele Laster schändlich zu nennen, doch das schändlichste von allen ist ein knechtischer Sinn.

Denn wer die Freiheit verlor, der verlor jede Tugend, und dem zerbrochenen Mut hängen die Schanden sich an.

Jedem deutschen Manne aber sang er:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestünde bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

Friedrich Rückert (geb. 1788, † 1866) dichtete seine von Vaterlandsliebe durchglühten „Geharnischten Sonette“ und mahnte die Preußen, Friedrichs des Großen Degen aus dem Dom der Invaliden zu Paris heim zu holen. Er lieh dem heiligen Schwur, der in aller Kämpfer Herzen lebte, Worte:

Wir schlingen uns're Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir den Blick und schwören!
Ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Toten:
Wir schwören, steh'n zu wollen den Geboten
Des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren,
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken, als vom Feind zerschroten.

Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,
Noch heimgeh'n, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile oder — ihn bestatte.

Endlich ist hier zu nennen der weiche, melodische Schenkendorf (geb. 1783, † 1817), der, obwohl er die rechte Hand nicht gebrauchen konnte,

doch wie Körner mit in den heiligen Kampf zog und in heiliger Begeisterung seine Kriegs- und Freiheitslieder sang:

Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern;
Ha Windsbraut, sei willkommen,
Willkommen, Sturm des Herrn!

Diese Lieder*), Volkslieder im höheren Sinn, gingen gleich den kampffreudigen Gesängen der Reformationszeit zündend durch das ganze deutsche Land. Man besann sich wieder darauf, daß es, was man seit 600 Jahren vergessen zu haben schien, ein unveräußerliches deutsches Reich, ein deutsches Volk gebe. So erklärten schon im Februar 1813 Männer aus den Rheinbundsstaaten, unter ihnen die Träger der edelsten Namen, daß sie Deutsche seien und die gemeinsame Sache des Vaterlandes gegen die Bedrücker verfechten wollten.

21. Beginn des Befreiungskriegs. Groß-Görschen (2. Mai) und Bautzen (20. und 21. Mai).

§ 648. Indessen begannen die kriegerischen Bewegungen in Norddeutschland. Als in Preußen die erste Begeisterung erwachte, regte sich auch Hamburg, die alte deutsche Stadt, die, seit 1810 zum französischen Reich gezogen (§ 630), unglaubliche Bedrückungen erfahren hatte. Die Franzosen versuchten durch den Schrecken die Bewegung niederzuhalten, zogen dann aber, als die gewöhnlichen grausamen Strafmittel nicht mehr anschlagen wollten, ab. Wenige Tage nachher (18. März) rückte mit freudigem Jubel begrüßt eine Kosakenschar unter dem kecken Reiteranführer Tettenborn in die Stadt ein, die sich schon für immer von den fremden Drängern befreit wähnte. Bald setzten russische Truppen unter Dörnberg (§ 623) auch über die Elbe. Am 2. April kam es zu einem Kampfe vor und in Lüneburg, in dem der französische General Morand schwer verwundet in Gefangenschaft geriet und die Stadt genommen wurde. Schöne Thaten der Tapferkeit geschahen hier. So brachte ein Dienstmädchen aus der Stadt, Johanna Stegen, als das heldenmütige preußische Bataillon von Borke, das an dem Treffen teilnahm und zumeist in und vor der Stadt den Sieg entschied, keine Munition mehr hatte, mitten im heftigsten Kugelregen den Kriegern Pulver und Blei.

§ 649. In ganz Norddeutschland, in Mecklenburg, Hannover, Westfalen, Bremen, Oldenburg, Ostfriesland, bis an die Grenzen Hollands glühte der Kampfesmut. Es war ein verhängnisvoller Fehler, daß die Verbündeten versäumten, den Krieg sogleich über die Elbe zu tragen. Von der begeisterten Bevölkerung unterstützt hätten sie Jerome verjagen, die Rheinbundsfürsten einschüchtern und den Krieg am Rheine beginnen können. Aber teils war Preußen noch zu wenig gerüstet, und Rußlands thatsächliche Schwäche begann sich zu offenbaren; teils lag auch ein gewisses Zaudern im Charakter der Herrscher beider Länder. Kurz die Gegenden an der Niederelbe wurden dem Feinde wieder preisgegeben, und die Schergen der Napoleonischen Gewalt, der Marschall Davoust und der fürchterliche

*) Mit ihnen schließt zugleich der kurze Überblick über die Entwickelung unserer Sprache, der im Buche beiläufig mit gegeben ist. Vergl. §§ 25. 89. 90. 183. 184. 307. 309. 313. 314. 320. 338. 345. 422. 423. 425. 426. 437. 530. 538 u. s. w.

Vandamme, rückten heran, um mit den gewohnten Schreckensmaßregeln den Abfall zu züchtigen und ihr wüstes Regiment noch einmal wieder aufzurichten. Auch die Mehrzahl der Rheinbundsfürsten, durch die alte Mitschuld an Napoleon gefesselt, eilten uneingedenk der Pflichten gegen ihre Nation wieder unter seine Fahnen. So begann dann der Krieg in der Mitte Deutschlands statt an der Grenze, und auch in dieser erhebendsten Zeit blieb dem deutschen Vaterlande das Jammerlos nicht erspart, Deutsche gegen Deutsche kämpfen zu sehen.

Besonders traurig gestalteten sich die Verhältnisse im Königreiche Sachsen, wo sich König und Volk bisher willig dem Eroberer hingegeben hatten. Die Aufrufe der Verbündeten, die Gärung der großen Zeit ergriffen auch hier die Gemüter, und der General Thielmann hoffte, durch einen eigenmächtigen Schritt den Übergang zu den Verbündeten durchsetzen und den König mit fortreißen zu können. Aber alle Versuche, Sachsen und seinen Herrscher für die gemeinsame Sache zu gewinnen, scheiterten. Der König Friedrich August (§ 513), in seinem Privatleben edel und von seinem Volke geliebt, doch großen Zeiten und Entschlüssen nicht gewachsen, entfloh aus seiner Hauptstadt nach dem Vogtlande, dann gar nach Regensburg und Prag und suchte Bayern und Österreich zu einem Neutralitätsvertrage mit Sachsen zu gewinnen. Freundschaftlichen Einladungen der verbündeten Monarchen wich er aus. Napoleon stellte ihm dann die Wahl, innerhalb 6 Stunden sich für ihn zu entscheiden, oder auf seine Krone zu verzichten. Noch ehe er dieses drohende Gebot erhielt, auf die bloße Kunde von dem ersten Siege Napoleons bei Groß-Görschen, kehrte er zur Sache „seines großen Alliierten" zurück, der er im Grunde seines Herzens immer angehangen hatte.

§ 650. Äußerst langsam waren die Heere der Verbündeten vorgerückt. Zwar hatte man Ende März Dresden, wo Davoust zurückweichend die schöne Elbbrücke noch gesprengt hatte, besetzt, und am 24. April waren auch die Monarchen von Preußen und Rußland feierlich dort eingezogen, aber nicht einmal die Festungen Torgau und Wittenberg konnten genommen werden. Dagegen gelang es York und Bülow, die mit Blücher noch unter russischem Oberbefehl standen, bei Möckern unweit Magdeburg den Vicekönig von Italien, der von Magdeburg aus auf das rechte Elbufer übergesetzt war, in einem glänzenden Gefechte zu schlagen (5. April). Vor dem Anprall der preußischen Reiter, vor dem Grimm der pommerschen und märkischen Infanteristen zerstoben die französischen Bataillone; der neue Schlachteneifer gab sich hier zum erstenmal kund. Die Sieger gingen nun freilich über die Elbe, und kleine preußische Reiterkorps schweiften bis Thüringen, doch war immer noch zu wenig geschehen, um Napoleon gehörig begegnen zu können. Die preußischen Truppen und Generale glühten vor Ungeduld. Das Zögern lag besonders mit am Oberbefehl, den der Altrusse Kutusow führte: er hielt es für Rußland für genügend, wenn Polen besetzt und erobert werde, und ging nur widerwillig in Deutschland vor. Zum Glück für die deutsche Sache starb er noch im April.

§ 651. Napoleon hatte mit gewohnter Schnelligkeit und Kraft ein neues Heer geschaffen. Aus dem erschöpften Frankreich bewilligte ihm der Senat eine neue Aushebung von 350000 Mann, und als Preußens Kriegserklärung kam, wurde die Zahl noch um 180000 Mann vermehrt. Dazu zog er die Kräfte des Rheinbunds an sich und stand bereits Ende April den Verbündeten an der Saale gegenüber. Freilich hatte er vorerst nur 120

bis 130000 Mann beisammen, darunter kaum 5000 Reiter. Doch hatten die Verbündeten ihm erst etwa 50000 Russen und 40000 Preußen entgegenzustellen. Der Oberbefehl bei ihnen war noch immer russisch; auf Kutusow war **Wittgenstein** gefolgt. Bei **Merseburg** erkämpfte ein Teil des französischen Heeres gegen Truppen Yorks, die unter Oberstleutnant von Lobenthal einen heldenmütigen Widerstand leisteten (29. April), in einem blutigen Treffen den Saale-Uebergang, während andere Heeresmassen von Weißenfels her in die Ebene bei **Lützen** zogen, wo einst Gustav Adolf gefallen war (§ 404). Hier auf weitem, ebenem, zum Teil sumpfigem Boden, der von großen Gräben durchschnitten wird, trafen sich die Heere zu der ersten großen Schlacht dieses Jahres (2. Mai 1813). Napoleons Armee war Korps hinter Korps in ziemlich sorglosem Vormarsch auf Leipzig, wo er den Feind suchte, als die Verbündeten ihm in die rechte Flanke fielen. Die Schlacht, deren Plan Scharnhorst entworfen hatte, stand also günstig, zumal die Verbündeten, wenn sie auch an der Zahl schwächer waren, doch an Kanonen und Reiterei ein großes Übergewicht hatten. Man schlug sich mit äußerster Erbitterung, besonders um das Dorf **Groß-Görschen**, wo sich zuletzt die Preußen siegreich behaupteten. Aber durch Lässigkeit war die russische Reserve nicht herangezogen und die Reiterei fast gar nicht verwandt worden. Die ganze Wucht des Kampfes hatte auf den Preußen gelegen. Und als nun Napoleon von Norden her neue Verstärkungen herangezogen hatte, gelang es ihm, allmählich mit seiner ganzen Übermacht die Stellung der Verbündeten zu umklammern. So schloß der Tag; die Preußen glaubten, am folgenden Tage werde man die Schlacht erneuern. Aber in der Nacht noch weckte Alexander den König Friedrich Wilhelm und überzeugte ihn von der Notwendigkeit des Rückzuges. Eine eigentliche Niederlage hatten die Verbündeten nicht erlitten, denn in der Nacht hatten sich auch die Franzosen zurückgezogen. Überaus herrlich hatte die junge preußische Armee sich bewährt; die schönsten Thaten der Vaterlandsliebe und des Heldenmuts waren geschehen; selbst die Toten lagen da mit verklärtem Angesicht. Napoleon behielt nichts als ein blutiges, schwer erkauftes Schlachtfeld. Doch war schon dies für ihn ein großer Gewinn. Denn nun erst war er des Rheinbundes wieder sicher; stand doch in den Augen seiner Bewunderer seine Unüberwindlichkeit von neuem fest.

§ 652. Sachsen war durch diesen Sieg für Napoleon gewonnen, für die Verbündeten vorläufig verloren. Sie gingen hinter die Elbe zurück, und Napoleon zog in Dresden ein. Die Stimmung des deutschen Heeres war gedrückt, doch nicht entmutigt. Die Führer erkannten die Notwendigkeit einer neuen Schlacht, damit die Hoffnung, die Begeisterung nicht erkalte. Man wählte hinter den steilen Thalrändern der oberen Spree bei **Bautzen** eine feste Stellung, um Napoleons Vordringen aufzuhalten, der an 170000 Mann gegen 90000 Mann der Verbündeten heranführte. Mit äußerster Hartnäckigkeit und Erbitterung ward von beiden Seiten hier am 20. und 21. Mai gekämpft. Napoleon behauptete auch hier das Feld, besonders auch, weil die Gegner ihm infolge falscher Anordnungen Kaiser Alexanders willkommene Blößen boten. Aber wieder hatten die Verbündeten, besonders die schon sehr zusammengeschmolzenen Preußen, mit höchstem Heldenmute gestritten. Den größeren Verlust hatte Napoleon erlitten; keine Gefangenen, keine Fahnen, keine Kanonen waren in seinen Händen. Die Schlacht konnte mit Recht nur für eine abgebrochene, nicht für eine ver-

lorene gelten. Doch blieb das verbündete Heer im Rückzuge, und immer düsterer ward die Stimmung aller Patrioten:

Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her:
Wir woll'n uns die Not nicht verhehlen.

So sang damals Körner*). Schon stand der Feind in Schlesien und näherte sich Liegnitz und Breslau. Dennoch war die Armee der Preußen, nach Gneisenaus Ausdruck, „geschlossen und ungebrochen in ihrem Mut, obgleich unzufrieden mit den rückgängigen Bewegungen“. Ja Napoleon hatte sich wie schon so oft (§§ 551. 569) in eine sehr gefährliche Lage vorgewagt. Das glückliche Reitergefecht Blüchers bei Haynau in Schlesien (26. Mai) brachte den Franzosen bedeutende Verluste. Und nun trafen russische und preußische Verstärkungen ein, und Blücher wie Gneisenau waren überzeugt, man müsse siegen, wenn bei dem frischen Mute der Truppen dem bereits sehr geschwächten Feinde eine neue Schlacht geliefert würde. Österreich, hoffte man, werde sich dann für die Verbündeten erklären. — Die Russen aber dachten entschieden an einen Rückzug über die Oder, ja nach Polen hinein. In diesem Falle wollten die Preußen sich von ihnen trennen und sich gegen das Gebirge und die Grafschaft Glatz hin ziehen. Es fragte sich, was dann aus dem so glorreich begonnenen Kriege werden solle.

§ 653. Da war es Napoleon, der einen Waffenstillstand anbot. Auch er hatte in dem blutigen Kampfe viel gelitten, und auch seine und seiner Verbündeten Rüstungen waren noch unvollendet. Besonders aber hoffte er auf neue Siege seiner Staatsklugheit. Noch am ersten Schlachttage von Bautzen hatte er seinen Botschafter an Alexander gesendet, um an ihm die alten Künste von Tilsit (§ 588) wieder zu versuchen und ihn durch lockende Verheißungen von Preußen loszureißen. Alexander aber war treu geblieben und der Gesandte nicht einmal vorgelassen worden. Auch Napoleons Hoffnungen richteten sich nun auf Österreich, das er möglicherweise gewinnen konnte; dann war der endliche Sieg nicht mehr zweifelhaft. So bot er selbst Alexander Waffenstillstand an, den jedoch dieser nur in Gemeinschaft mit Preußen annahm; am 4. Juni wurde er zu Poischwitz bei Jauer abgeschlossen. Zwei Scheidungslinien und zwischen beiden ein neutraler Strich Landes sollten die feindlichen Heere trennen. Die Dauer des Stillstandes war vorläufig auf 7 Wochen festgesetzt, doch ist er später bis zum 16. August verlängert worden. — So ruhten nun die Waffen wieder, aber wie waren seit dem großen Frühlinge die Hoffnungen gesunken! Dennoch blieb das Gottvertrauen und der Kampfesmut im Volke unerschüttert, und Körner sang:

Herz, laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott:
Gott wird es wohl verwalten,
Er ist der Freiheit Gott!

---

*) Mit Bezug auf das schöne Lied von Lange: „Es heult der Sturm, es braust das Meer“, vom Jahre 1812.

22. Verhandlungen und Rüstungen während des Waffenstillstands. Bildung der fünften Koalition.

§ 654. Das war die einzige Furcht in allen Gemütern, der Waffenstillstand könne den Frieden und der Friede von neuem die Knechtschaft, wenn auch in milderer Form, bringen. „Krieg, Krieg! schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, vom Niemen bis zur Elbe; Krieg rief der Edelmann und der Landbewohner, der verarmt war, Krieg der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Fuhren tot trieb, Krieg der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften, Krieg der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte, Krieg die Witwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte, Krieg die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ" *). Aber indem das Volk so treu und fest aushielt, war auch die Regierung nicht unthätig. Erst jetzt wurde das preußische Heer vollständig, und die Scharnhorstschen Maßregeln (§ 599) trugen nun herrliche Früchte. Aus allen alten Provinzen traten die Landwehren zusammen und bildeten die Verstärkungsmassen für die Linienregimenter. Außerdem ward erst jetzt die vollständige Herbeischaffung des Kriegsmaterials möglich. Auch kamen neue russische Heerhaufen aus der Tiefe des ungeheuren Reiches langsam nachgerückt. Wenn also einerseits Napoleon sich stärkte und sein geschwächtes Heer nach und nach wieder auf 440000 Mann brachte, so wuchs dagegen auch das Heer der Verbündeten. Und gleichzeitig strengte die Diplomatie beider Parteien alle ihre Kräfte an, um Bundesgenossen zu gewinnen.

§ 655. Österreich hatte bis jetzt am Kampfe keinen Anteil genommen; ihm galt er nicht wie Preußen als Kampf der Rettung und Befreiung, nicht als ein heiliger Krieg. Zwar regte sich auch hier im Volke deutscher Sinn und selbst bei den Brüdern des Kaisers eine nationale Gesinnung, doch fehlte diesmal nach den bitteren Enttäuschungen der alte Schwung vom Jahre 1809. Wohl hegte Kaiser Franz I. gegen Napoleon, mochte er auch jetzt sein Schwiegersohn sein, noch die alte Abneigung, aber jener Sturm des freien, starken Geistes, wie er Preußen und Norddeutschland durchbrauste, schreckte seine Seele: er sah in ihm Jakobinertum und Revolution. Metternich war ein persönlicher Bewunderer Napoleons und fürchtete, wenn dieser gestürzt würde, die Übermacht Rußlands. Er sah von Anfang an, daß Österreich im großen Kampfe den Ausschlag geben und deshalb von beiden Seiten umworben werden würde. Aus dieser Zwischenstellung den größtmöglichen Vorteil zu ziehen war von vornherein seine Absicht. So wand sich Österreich bei der Verlegenheit Napoleons zuerst aus dem Bunde von 1812 (§ 631) los, bot sich dann zum Vermittler an und stellte sich endlich drohend als bewaffneter Vermittler neben und über Napoleon. Die Gelegenheit, jetzt nicht bloß die großen Einbußen der früheren Jahre wieder einzubringen, sondern zu höchstem Ansehen emporzusteigen, war sehr günstig. Kaiser Franz kam nach Böhmen, und die verbündeten Monarchen versäumten nicht, ihn zu begrüßen, und versuchten, ihn durch die Aussicht auf vollständige Wiederherstellung seiner alten Macht zu gewinnen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Lützen war Scharnhorst, obwohl selbst verwundet, zu diesem Zweck nach Prag, von Prag in die Nähe von Wien und wieder zurückgeeilt. Anstrengung, Aufregung und

*) E. M. Arndt; bei Häusser, Deutsche Geschichte 2c. IV.

rücksichtslose Thätigkeit hatten seine erst unbedeutende Wunde verschlimmert, und so war der edle Mann am 28. Juni seinen Leiden erlegen: ein heiliges Sühnopfer zur Auslöschung alles alten gegenseitigen Grolls und Neids. In denselben Tagen schickte Franz I. den Grafen Metternich nach Dresden zu Napoleon. Sicherlich forderte dieser damals nicht mehr als für Österreich eine teilweise Wiederherstellung und die Auflösung des Herzogtums Warschau, im übrigen Verzichtleistung Napoleons auf die norddeutschen Gebiete, die er 1810 weggenommen hatte, und die Herstellung Preußens bis zur Elbe. Aber Napoleon gab auch diesen bescheidenen Anforderungen, die Deutschlands Knechtschaft besiegelt hätten, kein Gehör — und konnte es nicht. Denn der Bau seiner Gewaltherrschaft war so unnatürlich und künstlich, daß er fürchten mußte, er werde zusammenbrechen, sobald nur an irgend einer Stelle gerüttelt und geändert würde und er Beweise von Schwäche und Unsicherheit gäbe. Man vereinigte sich nur zu einem Friedenskongreß in Prag, den außer Frankreich und Österreich auch Rußland und Preußen beschickten. Aber bei Napoleons fortgesetztem Trotz war an eine friedliche Einigung nicht zu denken.

§ 656. Schon vor den Prager Verhandlungen fand ein anderer Kongreß zu Reichenbach in Schlesien statt, wo Alexander und Friedrich Wilhelm weilten. Hier trat zunächst England, das ja in ununterbrochenem Kriege gegen Napoleon geblieben war und dessen Heere von Spanien aus bereits den Pyrenäen sich näherten, den Verbündeten bei. Der Unterhändler dieses Staates war Graf Münster, der Hausminister der hannöversch-englischen Königsfamilie. Als Preis des Bundes wurden dieser sehr günstige Bedingungen zugestanden: Hannover sollte nicht nur in seinen alten Grenzen hergestellt, sondern noch vergrößert werden, und zwar durch ehemals preußische Gebiete (Hildesheim, Ostfriesland). Um so teuern Preis mußte eine Hilfe erkauft werden, die für die ungeheuren Rüstungen Preußens — die Truppen, die es aufbrachte, überstiegen die im Vertrage ausgemachte Zahl um das Doppelte — kaum 8 Mill. Gulden zur Unterstützung gewährte! — In Reichenbach erklärte auch Österreich in denselben Tagen, als Metternich in Dresden bei Napoleon verweilte, es werde dem Bunde beitreten, falls dieser die ihm gestellten Vermittlungsvorschläge abweise. Der Kronprinz von Schweden, Bernadotte, dem man das bisher dänische Königreich Norwegen zugesichert hatte, gehörte schon zum Bunde. Sie alle bedachten sich mit kühlem Sinn; nur Preußen, das doch voll der reinsten Begeisterung alles an diesen Krieg gesetzt und die größte Heeresmacht gestellt hatte, dessen Feldherren fast alle späteren Siege erkämpft haben, konnte, damals noch immer nach seinem bisherigen Unglück beurteilt, wenig daran denken, sich im voraus Vorteile zusichern zu lassen. Darum hat es wohl viel Ehre, aber damals keinen entsprechenden Lohn seiner Mühen geerntet. Wohl mochte in dieser bedrängten Zeit Friedrich Wilhelms frommer Seele jenes Wort Trost bringen, das die Inschrift seines Grabes bildet: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott.“ — Endlich kam die Entscheidung: in der Nacht vom 10. zum 11. August verkündeten die Feuerzeichen, die von Prag her über die Berge flammten, daß — zum Heile Deutschlands — Napoleons Stolz Österreichs vermittelnde Hand zurückgewiesen habe und daß nun auch Kaiser Franz mit in das große Bündnis gegen ihn eingetreten sei.

§ 657. So stand vor Ablauf des Waffenstillstandes die fünfte Koalition drohend und geschlossen Napoleon gegenüber, der sie leicht hätte vereiteln können, wenn er rechtzeitig nachzugeben verstanden hätte. Dem mächtigen

Bunde entsprachen die neu aufgestellten gewaltigen Heeresmassen: über 270000 Mann Preußen, 260000 Mann Österreicher, 250000 Mann Russen rückten ins Feld. Doch waren die Massen beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten weder gleich vereint noch auch alle schlagfertig. Die schwedische Hilfe war gering, und England hatte seine Streitkräfte unter Wellington auf spanischem Boden stehen, wo der Sieg leicht ward, seit Napoleon alle nur verfügbaren Streitkräfte nach Deutschland gezogen hatte. Immerhin standen an 500000 Mann gegen Napoleon, der etwa 440000 aufstellen konnte. Dieses Übergewicht der Verbündeten an Truppenzahl ward aber dadurch ausgeglichen, daß bei ihnen die Vielköpfigkeit und Schwerfälligkeit eines Bundeskrieges herrschte, während auf der anderen Seite Napoleon allein gebot. Die Verbündeten hatten drei Armeen gebildet, und zwar:

a) eine Nordarmee unter der Führung des Kronprinzen von Schweden. Das Heer bestand wesentlich aus Preußen, Linientruppen wie Landwehren, und zwei der trefflichsten preußischen Generale, der geniale Bülow (§ 606) und der zähe, feste Tauentzien, waren hier beide gegen Gneisenaus Warnung einem fremden Befehlshaber untergeordnet, der ihnen an militärischer Tüchtigkeit, und vor allem an Eifer und gutem Willen nachstand. Denn Bernadotte war von Anfang an ein Hemmnis der deutschen Sache. Er führte den Krieg nur mit halber Seele, um seine schwedischen Interessen zu sichern. Auch wollte er es mit den Franzosen nicht verderben. Verstieg er sich doch im Laufe des Krieges zu dem kühnen Gedanken, vielleicht an Napoleons Statt Kaiser der Franzosen werden zu können! — Die Nordarmee war 150000 Mann stark.

b) Die schlesische Armee. In ihr bildeten russische Truppen unter den Generalen Sacken und Langeron die Mehrzahl; von den Preußen befand sich Yorks Korps (38000 Mann) hier. Der Befehl aber war preußisch, und zwar war in Blücher (§ 603), dem Gneisenau zur Seite stand, endlich der rechte Mann gefunden. Wenn Yorks starrer Charakter oft auch harte Reibungen mit dem „genialen" Generalstab herbeiführte, so ergänzten sich doch gerade beide Feldherren in glänzender Weise. Dies Heer zählte an 100000 Mann.

c) Die böhmische oder Hauptarmee. Das Oberkommando führte der österreichische Feldmarschall Schwarzenberg, ein edler Mann und geschickter Diplomat, doch als Feldherr nicht von hervorragender Bedeutung; daß die Monarchen hier weilten und vielfach eingriffen, erschwerte ihm noch seine Thätigkeit. Bei der Hauptarmee befanden sich die sämtlichen österreichischen Truppen (etwa 110000 Mann), außerdem aber Preußen unter Kleist und Russen unter Wittgenstein, besonders die Garden beider Mächte. Sie zählte 235000 Mann und hatte ihre Stellung nördlich von Prag gegen die sächsische Grenze, besonders gegen die Pässe des Mittel- und Erzgebirgs hin.

So umgaben die Truppen der Verbündeten in einem weiten Halbkreis, in dessen Peripherie die Städte Berlin, Breslau und Prag lagen, von Norden, Osten und Süden her Napoleon, der in der Mitte, in Dresden, den Angriff erwarten zu wollen schien. Nach dem Kriegsplan, der auf Schloß Trachenberg in Schlesien vereinbart worden war, sollten „alle verbündeten Heere die Offensive ergreifen und das Lager des Feindes ihr Stelldichein sein". Die schlesische Armee sollte sich an die Nordarmee heranziehen; diese und die Hauptarmee sollten sich bei einem Angriff auf die eine von beiden gegenseitig unterstützen.

23. Deutsche Siege.

Großbeeren (23. Aug.), Hagelberg (27. Aug.), Katzbach (26. Aug.), Dresden (26. und 27. Aug.), Kulm (29. und 30. Aug.), Dennewitz (6. Sept.).

§ 658. Kaum war der Waffenstillstand abgelaufen, so begannen die Feindseligkeiten von allen Seiten. Über das Elb- und Erzgebirge begann die Hauptarmee gegen Dresden vorzugehen. Am frühesten aber brach Blücher auf: mit der letzten Stunde der Waffenruhe hatte er schon den neutralen Strich (§ 653), der zwischen beiden Feindesheeren gelassen war, besetzt. Die Nordarmee erwartete den Angriff, den, wie man vermutete, Napoleon mit aller Macht gegen Berlin führen wollte. Hierher wandte sich denn auch wirklich Oudinot mit Reynier und Bertrand und mit Arrighis Reiterei.

Südlich von Berlin bilden die Notte, die zur Spree und dem Müggelsee geht, und die Nuthe, die bei Potsdam in die Havel fällt, nach Osten und Westen hin einen breiten Sumpfgürtel mit sehr schwierigen Übergängen. Diese zu halten und zu schützen war die Absicht der preußischen Generale Bülow und Tauentzien. Der Kronprinz von Schweden aber war der Meinung, es sei besser, die Schlacht auf den Höhen dicht an der Südseite Berlins (Kreuzberg, Hasenheide) anzunehmen; ja später ging er in der Vorsicht noch einen Schritt weiter, indem er eine Brücke unterhalb Berlins, bei Moabit, über die Spree schlagen ließ und Berlin der zügellosen Rache des aufs höchste erbitterten Feindes preisgeben wollte. „Was ist Berlin? eine Stadt", sagte er auf Bülows dringende Vorstellungen dagegen. Aber es war die Hauptstadt Preußens, um die sich's handelte, das Herz der ganzen deutschen Erhebung, und Bülow hatte wohl Recht, wenn er zornig erkärte, seine Knochen sollten vor Berlin bleichen, aber nie würde man ihn über die Brücke bei Moabit bringen. So sah sich der Kronprinz, als die französischen Generale mit etwa 70000 Mann anrückten, doch genötigt, wenigstens die Miene anzunehmen, als wolle er die oben bezeichnete günstige Stellung im Süden der Stadt halten. Aber er zögerte gleichwohl so zweideutig, daß der Feind Zeit gewann, den Sumpfgürtel zu überschreiten; ja er wollte Tauentzien schon mit seinem Korps bis dicht vor Berlin zurücknehmen. Da folgten die preußischen Generale dem Vaterlandsgefühle mehr, als einem Oberbefehlshaber, der ihnen fast verräterisch erschien. Tauentzien blieb stehen, und Bülow, der den Feind vor sich hatte, beschloß ihn anzugreifen. Die Franzosen rückten am 23. August in drei Heerhaufen heran und zogen durch den Wald, an dessen Nordende das Dorf Großbeeren, 2 Meilen von Berlin, lag. War dieses gewonnen, so hatten sie nur noch offene, sandige Ebene bis Berlin vor sich, wo sie unter den günstigsten Bedingungen eine Schlacht liefern konnten. Aber sie hatten sich geteilt: rechts zog Bertrand und traf auf Tauentzien, in der Mitte rückte Reynier auf Großbeeren zu, und links ging Oudinot vor. Die Entscheidung lag bei Großbeeren, das die Sachsen von Reyniers Korps auch wirklich nahmen. Aber nun drang Bülow mit aller Entschlossenheit vor; seine pommersche Landwehr drehte die Gewehre, die bei dem schrecklichen Regenwetter versagten, um und schlug mit den Kolben drein; das Dorf ward nach furchtbarer Blutarbeit genommen und Reyniers Korps zerstreut. Oudinots Hilfe kam zu spät. Der Kronprinz hatte nichts gethan, Bülow zu unterstützen; Preußen allein hatten die Schlacht gewonnen und die Hauptstadt gerettet. Doch verschmähte jener es nicht, sich mit den fremden Lorbeeren zu schmücken.

Oudinot wich zurück, und Bernadotte ließ ihn unverfolgt abziehen. Nun hob sich in der Hauptstadt der gesunkene Mut wieder, und hilfsbereit führten die Einwohner in langen Wagenreihen den Kämpfern Erquickung zu und brachten die Verwundeten zur Pflege in die Stadt.

§ 659. Zur Unterstützung Oudinots hatte Napoleon von Magdeburg her den General Girard mit etwa 9000 Mann gleichfalls gegen Berlin vorgehen lassen. Auf dem Wege erreichte diesen die Kunde der Niederlage von Großbeeren. Als er unschlüssig stehen blieb, warf sich mit etwa gleichen Kräften in seinen Rücken das preußische Korps des Generals von Hirschfeld, das zu der Nordarmee gehörte und fast nur aus kurmärkischer Landwehr bestand. So kam es zum Treffen bei Hagelberg (27. Aug.). Bei der Ungeübtheit der Truppen schwankte zuerst der Sieg, bis dann die preußischen Bataillone kein Kommandowort mehr abwartend, zum Teil mit geschultertem Gewehr, ohne einen Schuß zu thun, die Stellungen des Feindes stürmten, ihn von Tschernitscheffs Kosaken unterstützt in das Dorf warfen, dort ein ganzes Bataillon an der Dorfmauer mit den Kolben zusammenschlugen und dann fast die ganze Division vernichteten, so daß alle Gassen, der Amtshof, der Teich von Leichen erfüllt waren; nur etwa 1700 Mann retteten sich. Nirgends hat der Ingrimm und der persönliche Zorn des gemeinen Mannes in Preußen so furchtbar gewirkt als in diesem Treffen, dessen Erfolge die von Großbeeren noch übertrafen. — Von Hamburg her zog zu derselben Zeit Davoust (§ 649) durch Mecklenburg gegen die Nordarmee heran, von einem Korps unter Wallmoden beobachtet. Als er aber von den Niederlagen von Großbeeren und Hagelberg vernahm, ging er zurück und blieb nun noch länger die Geißel der unglücklichen Stadt. Mit einer kleinen Abteilung seiner Truppen bestand das Lützowsche Freikorps bei Gadebusch ein kurzes Treffen, in dem der Sänger des Krieges, Theodor Körner, den Heldentod starb (§ 646).

§ 660. Drei Tage nach dem Siege von Großbeeren erfocht Blücher mit der schlesischen Armee den Sieg an der Katzbach (26. August). Von dem Kamm des Riesengebirges kommen eine Reihe reißender Bergwasser, die schnellen Laufes und, wenn Regengüsse sie schwellen, mit furchtbarer Wildheit zur Oder hinabstürzen. Zwischen ihnen bleiben als Vorstufe der höheren Gebirge breite Plateaus, die mit schroffen Rändern zu jenen Flüssen abfallen. Über diese Plateaus zog sich die Hauptstraße von Breslau auf Dresden, die Städte Liegnitz, Löwenberg, Görlitz u. a. berührend. Blücher hatte sich bereits in den Besitz des ganzen Strichs bis Liegnitz hin zu setzen gewußt; er schritt dann sogleich mit seiner Armee zum Angriff auf Ney, der ihm gegenüberstand, und drängte ihn bis an den Bober zurück. Napoleon aber, der berechnete, daß er noch einige Tage vor einem Angriffe der böhmischen Armee sicher sei, eilte selbst mit bedeutender Verstärkung hierher, weil er Blücher zu einer Schlacht zu locken hoffte. Er hatte 150 000 Mann beisammen. Dem vorgeschriebenen Plane gemäß aber wich Blücher jetzt einer Schlacht aus und ging bis hinter die Katzbach zurück. Seine Operationen veranlaßten eine Reihe schwieriger Vor- und Rückmärsche, unter denen bei dem fürchterlichen Regenwetter die Soldaten schwer litten. Im Yorkschen Hauptquartier wurde bitter darüber gemurrt, aber der Erfolg rechtfertigte die Maßnahmen Blüchers. Zunächst ging nach zweitägigem Verweilen beim Heer Napoleon mit seiner Garde zurück, weil er nun Dresden decken mußte (§ 661). Es blieben unter Macdonalds (§ 634) Oberbefehl die Korps von Ney, Lauriston, Macdonald nnd die Reiterei von Sebastiani zurück,

etwa 80 000 Mann. Macdonald blieb im Vorrücken, traf aber unerwartet auf den nun gleichfalls wieder vorgehenden Blücher. Dieser erhielt die Nachricht, daß der Feind unvorsichtig über die steilen Einschnitte der Katzbach und Wütenden Neisse vordränge. Alsbald nahmen die Preußen auf dem Plateau östlich von diesen Flüssen eine feste Stellung, und während der strömende Regen kaum für die Feldherrn selbst eine Übersicht der Schlachtentwickelung gestattete, gerieten hier die Armeen Regiment gegen Regiment, ja Mann gegen Mann aneinander. Bald entschied auch hier der Gewehrkolben, der Ingrimm und die körperliche Stärke der preußischen Truppen. In wilder Flucht von den engen Hohlwegen abgedrängt, wälzte sich der feindliche Knäuel von Infanterie, Reiterei und Kanonen durcheinander zu dem steilen Bergabfall längs der Wütenden Neisse, in deren hochgeschwollene Fluten er hinuntergestürzt wurde. Der Sieg (26. August) wurde vollständig, ja er war glänzender und erfolgreicher, als die Sieger selbst anfangs geglaubt hatten. Von den Russen hatte Sacken die Preußen trefflich unterstützt; auf den Befehl zum Angriff hatte er erwidert: „Melden Sie dem General: Hurrah!" Aus Gefälligkeit gegen ihn ward die Schlacht nach der Katzbach genannt, weil er dort gestanden hatte. Langeron, in ungemein fester Stellung, hatte mitzuschlagen kurzab verweigert, aber durch eine besondere Gunst des Schicksals die reichste Siegesbeute eingeheimst. Der Sieg war nahe der alten Walstatt erfochen worden, wo deutsche Tapferkeit einst die Mongolenhorden bestanden hatte (§ 174). Von ihr trägt Blücher seinen Namen Fürst Blücher von Wahlstadt. — Die herrliche Waffenthat stellte zwischen den Feldherren, besonders zwischen Blücher und York, ein besseres Einvernehmen her, und schnell und energisch folgte man dem Feinde gegen die Lausitz und Sachsen hin.

§ 661. Aber hier bei Dresden hatte in denselben Tagen die Hauptarmee nicht mit gleichem Erfolg gerungen. Auf der Südseite Dresdens liegt eine weite Ebene, die einerseits von dem bei Pirna aus dem Gebirge brechenden Strome, andrerseits in großem Halbkreise von den Ausläufern des Erzgebirges umgrenzt wird. Hier münden die Landstraßen, die von Böhmen her das Gebirge übersteigen. Auf ihnen war die böhmische Armee in Sachsen eingerückt, während Napoleon sich noch bei dem schlesischen Heere befand (§ 660), da er den Angriff Schwarzenbergs noch nicht so bald erwartete. Dieser suchte den Feind bei Leipzig, zog also links hinter Dresden aus den Bergen nnd erschwerte und verspätete so seinen Angriff. Doch war auch der Feind überrascht, und bei schneller Entschlossenheit hätte Schwarzenberg vielleicht Dresden nehmen können, noch ehe Napoleon von seinem erfolglosen Vorgehen gegen Blücher zurück war. Aber man ließ ihm zögernd Zeit, herbeizukommen und alle seine Streitkräfte in Dresden zu vereinen. Am 26. August erfolgte, immer noch mit überlegenen Truppen, der Angriff der Verbündeten, der jedoch blutig abgewiesen wurde. Am folgenden Tage schlug dann Napoleon den linken Flügel der Feinde vollständig und drängte den rechten von der Hauptstraße bei Pirna ab. Inzwischen war Vandamme mit einem starken Korps bei Königstein über die Elbe gegangen und schien die Hauptstraße nach Böhmen besetzen zu wollen. So sahen sich die Verbündeten zu einem äußerst schwierigen Rückzuge genötigt und mußten auf schlechten Nebenwegen entweder jene Hauptstraße (von Pirna nach Teplitz) zu gewinnen suchen oder geradeswegs den unwegsamen Gebirgsrücken überschreiten. Die Schlacht hatte verglichen mit den Gefechten bei Großbeeren, Hagelberg und an der Katzbach eine gewaltige Ausdehnung gehabt, und

nun war sie, die Hauptschlacht, verloren worden! Die einzige Tröstung blieben die jetzt eben eintreffenden Nachrichten von jenen Siegen. Doch drohte die Gefahr völliger Vernichtung für die große Armee, wenn Napoleon sie mit gewohnter Schnelligkeit verfolgte. War es doch zweifelhaft, ob nicht der Rückzug für den größten Teil des Heeres bereits abgeschnitten sei.

§ 662. Zum Glück unterblieb diese rasche Verfolgung. Vielleicht drückte den französischen Kaiser körperliches Unwohlsein, vielleicht lähmte hier die Nachricht von den Niederlagen der Marschälle den Mut ebenso, wie sie ihn bei den Verbündeten wieder hob. Er selbst kehrte von Pirna nach Dresden zurück, und zwei bereits zur Verfolgung auf der Hauptstraße beorderte Armeekorps wurden zur Umkehr angewiesen. Nur das dritte und vorderste unter Vandamme blieb im Vorrücken, ohne zu wissen, daß keine Unterstützung folge. So stieß Vandamme, schon im Herabsteigen von den Höhen begriffen, bei Kulm (am 29. August) auf die russischen Generale Ostermann und den Prinzen Eugen von Württemberg. Es kam alles darauf an, daß diese den Ausgang des Passes behaupteten, denn die Hauptarmee war auf ihrem Rückzuge noch tief in den Gebirgen. Dem Könige Friedrich Wilhelm III. gebührt der Ruhm, mit aller Macht zur Verteidigung ermuntert zu haben; 15 000 Russen hielten hier den ganzen Tag den Kampf gegen einen doppelt so starken Feind aus; die Tapferkeit der russischen Garden unter Ostermann, dem in diesem Gefecht der linke Arm durch eine Kanonenkugel weggerissen ward, sowie die Geschicklichkeit und Besonnenheit Eugens von Württemberg ermöglichten die erfolgreiche Verteidigung, bis allmählich die Unterstützungen herannahten, die Kaiser Alexander aufs Schlachtfeld gesandt hatte, namentlich die österreichischen Divisionen Colloredo und Bianchi. — Am folgenden Tage aber (30. August) griff Vandamme wieder an, im Glauben, nun würden die erwarteten französischen Korps ihm folgen; er ahnte nicht, daß er jetzt einen doppelt so starken Feind vor sich hatte. Und nun erschien auch in seinem Rücken unerwartet ein preußisches Korps. General Kleist, der mit seinen Truppen bisher noch zurückgewesen, war schon am 29. August vom König angewiesen worden, in das Teplitzer Thal zu eilen. Da alle Wege dorthin verfahren waren, so warf er sich mit großer Kühnheit auf die Hauptstraße und marschierte nach Nollendorf in den Rücken Vandammes, war aber nun der Meinung, er müsse sich durch das feindliche Korps durchschlagen. Indessen kam ihm das schon von Kulm her entgegengebraust, wo es an diesem zweiten Tage entschieden geworfen worden war, und suchte sich selber den Rückzug und die Rettung zu erkämpfen. So kam es zum verhängnisvollen Zusammenstoß. Zwischen die zwei Heere eingekeilt unterlag Vandamme: fast sein ganzes Korps ward gefangen, er selbst mit. Der verhaßte Peiniger Norddeutschlands (§ 649) war einen Augenblick sogar persönlichen Mißhandlungen ausgesetzt. Kleist aber hatte, zunächst ohne es zu ahnen, den Sieg entschieden, nach dem ihm später sein König den Zunamen von Nollendorf gab.

§ 663. So war Napoleon zwar selbst siegreich, seine Generale aber unglücklich gewesen. Doch hatte sein Sieg bei Dresden den Erfolg gehabt, daß bei der Nordarmee das rasche Vordringen unterblieb und daß das Hauptquartier Schwarzenbergs und der verbündeten Monarchen einigermaßen entmutigt wurde. Von hier aus verlangte man sogar, als Napoleon sich gegen Böhmen wenden zu wollen schien, daß sich Blücher, der in siegreichem Vorgehen gegen die Elbe hin war, mit dem größten Teile der schlesischen Armee über das Gebirge zur böhmischen ziehen und diese ver-

stärken solle. Bei Blücher aber wußte man, wie verkehrt solch eine Maßregel sein würde; hatte man doch Napoleon wie in einer Zwickmühle: wenn er sich gegen eine der drei Armeen wendete, brauchten die anderen beiden nur beharrlich gegen ihn vorzugehen, um seinen Rücken zu bedrohen und seinen Plan zu hindern. Blücher, ebenso schlau als tapfer, wußte dem Befehl auszuweichen, indem er sich auf den Sieg von Dennewitz, der den Monarchen wahrscheinlich noch nicht bekannt sei, und auf die damit gänzlich veränderte Lage berief.

§ 664. Denn ein neuer herrlicher Sieg war von den Preußen erfochten worden. Die Nordarmee hatte seit dem Siege von Großbeeren fast müßig gestanden. Die preußischen Generale waren aufs äußerste entrüstet über das zweideutige Zögern Bernadottes, unter dessen Befehl sie sich beide gebannt sahen. In vierzehn Tagen waren sie nur so weit vorgerückt, wie ein rüstiger Fußgänger in einem starken Tagemarsch wandert, als ein neues französisches Heer von dem festen Lager bei Wittenberg her ihnen unvermutet entgegenkam. Diesmal hatte Napoleon mit der Lösung der Aufgabe, „die Kosakenschwärme und die ganze Masse schlechter Infanterie, die Landwehren“ zu schlagen und darnach Berlin zu nehmen, seinen Marschall Ney, den „Tapfersten der Tapferen“, betraut. Unter ihm standen wieder Oudinot, Reynier, Bertrand und Arrighi mit etwa 70000 Mann. Am 6. September ward zuerst Tauentzien bei Jüterbogk in einen gefährlichen Kampf gegen die Übermacht verwickelt: er behauptete sich in den Weinbergen und längs der alten Stadtmauer mit Mut und Beharrlichkeit. Umsonst ließ Bülow den Kronprinzen, der nur zwei Stunden entfernt stand, zum Vorrücken drängen: dieser zögerte wie gewöhnlich. Bülow selbst aber brach von der rechten Seite, wo er stand, mit seinem Korps zur Hilfe auf und trug nun die ganze Hitze der Schlacht, die sich in den Dörfern südlich von Jüterbogk, deren Mittelpunkt das Dorf Dennewitz war, entwickelte. Die Preußen nahmen die Dörfer mit stürmender Hand: am Abend war der schöne Sieg enschieden, kaum daß Bernadotte eine Hand dazu gerührt hatte. Ja die preußische Brigade Borstell war gegen den Befehl des Kronprinzen im letzten, entscheidenden Augenblick als Reserve ihren Landsleuten zugezogen und hatte den noch einmal gefährdeten Sieg behauptet. Nur Preußen, etwa 50000 Mann, hatten ihn gegen eine entschiedene Übermacht erfochten, voran Bülow, der deshalb den Namen von Dennewitz trägt. Ney selbst bekannte seinem Herrn, daß er vollständig geschlagen sei. Napoleon ließ unklugerweise die Sachsen, die hier (zum letztenmal) unter seinen Fahnen und zwar mit aller Tapferkeit gekämpft hatten, die Schuld der Niederlage entgelten und entfremdete sich damit auch diesen Staat völlig, der nun einsehen lernte, wie des Fremden Freundschaft lohnt.

§ 665. Fünf Siege waren in 14 Tagen erfochten worden: die Verluste von Dresden waren durch sie in glänzender Weise ausgeglichen. Der Weg zur Elbe lag der Nordarmee offen; aber auch jetzt bewegte sich Bernadotte mit der möglichsten Langsamkeit. Schon traten Bülow und Tauentzien mit Blücher in Verbindung, in der ernsten Absicht, sich von dem Verräter, wie sie ihn unverhohlen bezeichneten, zu trennen. Blücher näherte sich von Schlesien durch die Lausitz der Elbe; eine Vereinigung beider Armeen und danach der Übergang über diesen Fluß war leicht zu bewerkstelligen; alsdann aber war der Rücken Napoleons bedroht, und seine Stellung in Dresden mußte unhaltbar werden. Umsonst wandte dieser sich erst gegen Blücher nach Bautzen — Blücher vermied wie vor dem Siege an der Katzbach

vorsichtig eine Schlacht; dann gegen die böhmische Armee — diese stand zu überlegen im Teplitzer Thal, und er durfte, die Gebirge in seinem Rücken, keinen Angriff gegen sie wagen; dann noch einmal gegen Blücher — die gewünschte Schlacht ward ihm nicht zu teil.

24. Die Leipziger Schlacht.

§ 666. Bereits begann sich der Kreis um Napoleon immer enger zu schließen; auch rückten durch Schlesien nach Böhmen eben die russischen Reserven unter Bennigsen, an 57000 Mann stark, herbei. Blüchers Marsch nach Böhmen (§ 663) ward also unnötig; dagegen betrieb er nun mit aller Macht den Übergang über die Elbe. Sein Heer zog sich deshalb rechts die Schwarze Elster entlang, die zwischen Torgau und Wittenberg mündet. Dieser Stelle gegenüber auf dem linken Elbufer, an einem toten Arm des Flusses, liegt das Dörfchen Wartenburg, das durch einen langen Damm, der hier die Sehne des im starken Knie sich beugenden Stromes bildet, mit dem südlicher gelegenen Dorfe Bleddin verbunden ist. Gerade an diesem Flußknie hatte Blücher ungehindert zwei Schiffsbrücken schlagen können, und das Yorksche Korps ging hier über (am 3. Oktober). Aber auf der Westseite, in den Weidendickichten und Sumpfstrecken vor den Dörfern, entspann sich dann ein mörderischer Kampf; neben und hinter dem Dorfe standen unter Bertrand Italiener, Franzosen und Rheinbundstruppen, besonders Württemberger, die den Übergang teuer verkauften. Nur Yorks zähe Beharrlichkeit, seine Kunst, vorsichtig ein Treffen zu nähren bis zum letzten entscheidenden Stoß, brachte auch hier den Sieg und dem Feldherrn später die Ehre des Namens York von Wartenburg. Der Übergang aber nötigte nun auch den noch immer widerstrebenden Bernadotte, über die Elbe zu gehen. Er that dies der Mündung der Mulde gegenüber bei Roslau und Aken. Die schlesische und die Nordarmee waren somit vereinigt und standen im Rücken Napoleons.

§ 667. Auch im Hauptquartier hatte man erkannt, wie ungemein günstig sich durch die Siege dieser beiden Armeen die Lage der Verbündeten gestaltet hatte, und es war auch hier beschlossen worden, wieder angriffsweise vorzugehen. Als Zielpunkt sämtlicher Armeen ward Leipzig ausersehen. Napoleon konnte deshalb seine Stellung in Dresden nicht länger behaupten, wenn er nicht durch die überlegensten Streitkräfte von Frankreich abgeschnitten werden wollte. Denn schon kamen die Nachrichten, daß auch Bayern mit Österreich unterhandle und im Begriff sei, ins feindliche Lager überzugehen. Schon begannen die Streifzüge der Verbündeten immer kühner zu werden, und Tschernitscheff jagte Jerome aus seiner Residenz Kassel (28. Sept.). Mit einer Handvoll Kosaken war das Königreich Westfalen umgestürzt worden, und mochte immerhin der Bruder Napoleons noch einmal zurückkehren: seines Bleibens war nicht lange mehr. Am 7. Oktober brach Napoleon von Dresden auf und zog der Mulde zu. Es galt dem Heere Blüchers, der zu beiden Seiten dieses Flusses von Düben abwärts stand. Der aber wich, sobald er die Absicht Napoleons erkannte, ihn mit überlegener Kraft anzugreifen und zu schlagen, mit derselben Vorsicht und Geschicklichkeit aus wie früher und wandte sich westlich der Saale zu, um durch diesen Marsch auch Bernadotte und die Nordarmee sich nachzuziehen. Sein Plan gelang, und beide vereinigte Armeen nahmen hinter der Saale von Merseburg bis Alsleben hin ihre Stellung,

der Kronprinz am weitesten nördlich und der Elbe am nächsten. Der Gegner war Napoleon entschlüpft. Nun gab sich dieser den Anschein, als wolle er über die Elbe gehen und Berlin selbst bedrohen. Und Bernadotte, der, als Berlin wirklich in Gefahr gewesen war, es hatte preisgeben wollen (§ 658), nahm dies als Vorwand, über die Elbe zurückzuweichen; ja er würde sich nach den Marken aufgemacht haben, hätte Blücher ihn nicht wider Willen gehalten. Napoleon aber, getäuscht durch den Abzug eines kleinen Korps unter Tauentzien, wandte sich nun dem böhmischen Heere nach Leipzig hin entgegen, um hier rasch die Österreicher, die aus dem Erzgebirge hervorrückten, zu schlagen.

§ 668. In der weiten, von Dörfern dicht bedeckten Ebene um Leipzig sammelten sich nun von allen Seiten die Heere zum großen Entscheidungskampfe. Westlich von der Stadt fließt die Pleiße, die dann bald im Nordosten in die Elster fällt. Beide Flüsse bilden vor ihrer Vereinigung auf eine geraume Strecke hin die Schenkel eines spitzen Winkels und schließen einen sumpfigen Landstrich ein. Von Leipzig aus führt über die Elster die große Straße nach Lindenau und dann weiter nach Lützen und Weißenfels. Südlich von der Stadt und östlich vor der Pleiße liegen eine Menge Dörfer, unter denen Wachau, Liebertwolkwitz und das etwas näher an Leipzig gelegene Probstheyda für die Schlacht von besonderer Wichtigkeit wurden. Von Osten her kommt im Bogen die Parthe an die Stadt heran und fällt auf deren Nordseite südlich von Gohlis in die Elster. Napoleon hielt in einem engen Kreise die Dörfer nördlich, östlich und südlich von Leipzig besetzt. Die verbündeten Oberbefehlshaber suchten eilig die schlesische und die Nordarmee heranzuziehen. Jene stand noch in und bei Halle; unverweilt kam sie herbei, während der Kronprinz mit der Nordarmee unter vielen Ausflüchten zögerte.

§ 669. Am 16. Oktober stand vom Blücherschen Heere York mit etwa 21000 Mann um Mittag nahe vor dem vom Feinde besetzten Dorfe Möckern an der Nordwestseite der Stadt, während sich Schwarzenberg stark genug glaubte, von Süden her anzugreifen. Noch war die große Lücke im Osten, in die Bennigsens Reserven und Bernadottes Armee einrücken sollten, nicht geschlossen und die österreichischen Generale Colloredo und Bubna nicht heran, noch hatte Napoleon die Möglichkeit, mit dicht zusammengezogenen und deshalb überlegenen Truppen im Süden der Stadt an diesem Tage einen Sieg zu gewinnen, denn hier standen seinen 121000 Mann nur etwa 113000 Mann Verbündete gegenüber. Um so mehr wuchs diese Möglichkeit, als Schwarzenberg ein sehr starkes österreichisches Korps in den Winkel zwischen Elster und Pleiße geworfen hatte, wo es in einer überaus ungünstigen Stellung gegen das Dorf Connewitz, das von Poniatowski tapfer verteidigt wurde, nichts ausrichten und auch den Haupttruppen nur schwer zu Hilfe ziehen konnte. Seit dem Morgen begann ein so furchtbarer Kanonendonner der gegeneinander ringenden Heere, wie ihn die ältesten Krieger nie zuvor gehört hatten. Von Österreichern, Preußen und Russen ward bei Wachau und Liebertwolkwitz mit äußerstem, wetteiferndem Heldenmute gestritten. Der erstere Ort ward dreimal erobert und wieder verloren. Gegen Mittag schien sich der Sieg für Napoleon zu entscheiden. Um den letzten Schlag zu führen, ballte er zum Angriff eine furchtbare Reitermasse von fast 9000 Mann zusammen: die Erde erbebte, als sie heranritten. Aber gerade dieser Schlag mißlang; tapfer hielten die Verbündeten stand, und jetzt eben kamen ihnen die ersten Verstärkungen. Napoleon da-

gegen erwartete vergebens seine Marschälle Marmont und Ney, die von der schlesischen Armee bei Möckern festgehalten wurden. Auch ein späterer Infanterie-Angriff scheiterte an den immer mehr anwachsenden Truppenmassen der Verbündeten. So endigte dies Gefecht von Wachau ohne entscheidenden Sieg für Napoleon.

§ 670. Zur gleichen Stunde aber wurden seine Marschälle bei Möckern von York geschlagen, der eben dadurch von den bei Wachau Kämpfenden drohendes Unheil abwandte. Napoleon hatte die schlesische Armee so bald nicht erwartet. Doch war Blücher bereits von Halle herangezogen, und während er selbst mit Sacken und Langeron sich mehr links gewandt hatte, war York mit seinen Preußen auf der geraden Straße über Schkeuditz auf Leipzig zu gerückt. Im Dorfe Möckern, unweit der Stadt, traf er auf Marmonts Korps, das eben von Napoleon Befehl erhalten hatte, gegen Wachau vorzugehen; es zählte fast 20000 Mann. York, nur an Reiterei überlegen, griff es an, und es entspann sich nun um Möckern eines der heftigsten Dorfgefechte dieses Kriegs: jedes Haus und jede Mauer ward zur Burg sowohl für die Stürmenden wie für die Verteidiger; lange schwankte der Kampf: endlich entschied ihn ein Reiterangriff Yorks auf die Anhöhen links vom Dorf. Zwar war das wackere preußische Korps fast auf die Hälfte zusammengeschmolzen, aber es hatte durch seinen Sieg bei Möckern eine Niederlage bei Wachau verhindert; ja wäre Bernadotte nicht zurückgeblieben, so wäre vielleicht schon an diesem Tage Leipzig von der Nordseite her genommen worden.

§ 671. Am 17. Oktober — es war ein Sonntag — ruhte fast überall die Kriegsarbeit. Napoleon mußte eigentlich erkennen, daß die Schlacht schon gegen ihn entschieden sei; denn jede Stunde führte neue Truppen der Verbündeten in den furchtbaren Kreis, der sich dicht und dichter um ihn und die Stadt Leipzig schloß. Hatte er am 16. mit gleichen, an manchen Stellen — wie bei Wachau — mit stärkeren Kräften nicht Herr werden können, wie sollte er es jetzt gegen so überlegene? Aber er hatte sich schon manchmal in seinem Leben durch dreiste Unterhandlungen aus drohender Gefahr gerettet (§§ 551. 570. 588): er hoffte auch jetzt auf ein ähnliches Glück. Er sandte den gefangenen österreichischen General Merveldt an seinen Schwiegervater und bot nun die Zugeständnisse, die er in Dresden und Prag trotzig verschmäht hatte (§ 655). Er hoffte den Kaiser Franz durch Erinnerung an die Verwandtschaft und durch andere Lockungen von seinen Verbündeten zu trennen — umsonst; man würdigte ihn jetzt nicht einmal mehr einer Antwort. So ging der kostbare Tag für ihn verloren, und inzwischen war Blücher, der auch an diesem Tage nicht ruhen konnte, vom Nordosten her kämpfend bis hart an die Thore Leipzigs vorgedrungen; auch Bennigsens Heer war nun eingetroffen, und selbst Bernadotte war im Anmarsch.

§ 672. Napoleon hatte am 18. Oktober, dem entscheidenden Tage der Völkerschlacht von Leipzig, noch über 160000 Mann gegen einen Feind, der jetzt mehr als 250000 Mann stark war. Schon abends vorher, als die Antwort aus dem Lager Österreichs ausblieb, hatte er die ersten leisen Anordnungen zum Rückzuge getroffen. Aber Verblendung oder Trotz gestattete dem eisernen Manne nicht rechtzeitig zu weichen. Indes hatte er seine Streitmacht näher an Leipzig herangezogen. Seine Stellung ging jetzt von der Pleiße auf Probstheyda, das in der Spitze des von seinen Truppen hier gebildeten Winkels lag, und im Bogen von da an das Nord-

ende von Leipzig zurück. Gegen ihn drangen nun die Verbündeten von allen Seiten an: ununterbrochen rollte seit dem frühen Morgen der Donner der schweren Geschütze. Wie einst auf den catalaunischen Gefilden (§ 32) standen sich gewaltige Völkerscharen zum furchtbaren Entscheidungskampfe gegenüber. Während längs der Pleiße abermals ein österreichisches Armeekorps unter dem Prinzen von Hessen-Homburg ohne besondere Erfolge gegen Poniatowski andrang, wütete der Hauptkampf weiter rechts um Probstheyda und Liebertwolkwitz. Österreicher, Russen und Preußen, an Tapferkeit unter sich wie mit dem gleichfalls heldenmütig ringenden Feinde wetteifernd, stürmten hier unter den Augen der Monarchen, geführt von den Generalen Barclay, Kleist und Wittgenstein, gegen die Spitze von Napoleons Stellung, der selbst von einer nahen Anhöhe aus, der oft dicht bei ihm einschlagenden Geschosse nicht achtend, die Schlacht leitete. Bei dem wiederholten Vordringen und Zurückweichen häuften sich hier die Leichen wie zu Wällen auf. Brach die große Armee hier durch, so war Napoleon verloren; aber eben deshalb kämpften auch hier seine Garden der schönsten Tage ihres Ruhmes würdig, und Probstheyda ward von ihnen behauptet. Inzwischen drang etwa seit Mittag Bennigsen über die Dörfer Holzhausen, Zuckelhausen und Baalsdorf gegen Leipzig vor. Noch etwas später kamen Teile der Nordarmee unter Bülow über Taucha und Paunsdorf heran. In diesem Augenblicke ging ein Teil der sächsischen Artillerie und Infanterie (etwa 3500 Mann) aus der Schlachtlinie des Feindes zu den Österreichern über: von Napoleon mit schlechtem Dank für ihren Kampf unter seinen Fahnen belohnt (§ 664) suchten sie nun ihre deutschen Brüder auf, um sich mit ihnen zu vereinen. Etwa 600 Württemberger unter Normann waren schon etwas früher übergetreten. Bernadotte, der von Norden her eingreifen sollte, hatte nicht bloß selbst so lange wie möglich gezögert, sondern sogar noch preußische und russische Generale zurückzuhalten versucht. Von den Verbündeten endlich aufs ernsteste gedrängt erklärte er, nicht vorgehen zu können, wenn ihm nicht von der schlesischen Armee 30000 Mann abgegeben würden. Und nun gab Blücher ein Beispiel schöner Entsagung: er, der älteste und siegreichste General der verbündeten Armee, verzichtete, um die große allgemeine Sache zu fördern, auf die Aussicht, selbst die Entscheidung herbeizuführen. Um dem schwedischen Kronprinzen auch den letzten Vorwand für sein Zögern zu nehmen, trat er ihm das geforderte Korps ab, ließ es aber, um das rechtzeitige Eingreifen zu sichern, nicht auf dem Umwege über die Brücke von Taucha, wie der Kronprinz vorgeschrieben hatte, sondern quer durch die Parthe auf den Feind gehen, obschon das Fußvolk dabei bis an den Gürtel ins Wasser sank. Marmont in Schönfeld hatte diesen Angriff abzuwehren. Hier wie in den brennenden Dörfern rechts und links wütete der fürchterlichste Kampf bis zum Abend. Zur Seite Blüchers ging Bülow von Paunsdorf her vor, und hier im Nordosten kam man bis dicht an Leipzig heran. Nur mit Mühe erreichte es Napoleon, daß sein nun von Nord und Süd eingedrücktes Dreieck nicht durchbrochen wurde: sonst wäre ihm von Probstheyda her der Rückzug abgeschnitten worden. Als der Abend auf das Schlachtfeld herabsank, auf dem viele Tausende tot oder verwundet lagen, furchtbare Opfer des Ehrgeizes eines einzigen, war der Sturz eben dieses Gewaltigen entschieden. Da sanken, wird erzählt, bei der Siegeskunde, die Schwarzenberg überbrachte, die Monarchen auf ihrem Hügel auf die Knie, dem Herrn zu danken, der den Tag der Befreiung geschenkt hatte.

Und wohl mochten sie danken: denn hätte er nicht das Herz des Gewaltigen verstockt und seine Augen verblendet und auf der anderen Seite die Herzen der Völker mit seinem Geist geweckt, wie hätten sie diesen Tag gesehen! — Das Dunkel brach herein. Da saß der gestürzte Kaiser „in seinem Biwak auf einem hölzernen Stuhle in Schlaf versunken. Seine Hände ruhten nachlässig gefaltet im Schoß; er glich in diesem Augenblicke jedem andern unter der Bürde des Mißgeschicks erliegenden Menschenkinde. Die Generale standen verdüstert und verstummt um das Feuer, und die zurückziehenden Truppen rauschten in einiger Entfernung vorüber." *) Es war später Abend, als er nach Leipzig zurückkehrte. Der Rückzug hatte bereits begonnen und ward durch die mondhelle Nacht fortgesetzt.

§ 673. Am Morgen des 19. Oktober aber begann von allen Seiten der Angriff der Verbündeten auf Leipzig. Napoleon kämpfte nur noch um seinen Abzug. Aber immer näher klangen die Hörner der Bülowschen Jäger, und am Grimmaischen Thore erkämpfte das Königsberger Landwehr-Bataillon unter Major Friccius zuerst den Eingang. Noch wand sich durch die Straßen, in denen Geschütze und Fuhrwerke aller Art das Vorwärtskommen hinderten, langsam, in peinlichem Drängen, der Rückzug des Feindes; und als nun die Eindringenden ihm in die Flanke feuerten, mehrte sich die Verwirrung aufs entsetzlichste. Kaum bahnte man für den Kaiser selbst noch einen Weg. Dann ward aus Furcht und Irrtum die Elsterbrücke zu früh in die Luft gesprengt und so der letzte Rest der Zurückgebliebenen in Feindeshand geliefert. Selbst einige Marschälle fehlten: zwar Macdonald rettete sich, indem er durch die Elster schwamm, aber unglücklicher als er fand der Pole Poniatowski, der erst auf dem Schlachtfelde von Napoleon zum Marschall ernannt worden war, beim Durchreiten des Flusses von Kugeln durchbohrt in den Fluten seinen Tod; Reynier und Lauriston wurden gefangen. Mittags war die Stadt in den Händen der Verbündeten, und Alexander zog mit Friedrich Wilhelm ein, empfangen vom Jubel der Einwohner. Der König von Sachsen, durch Napoleon fast bis zuletzt mit Siegeshoffnungen getröstet, ward als Gefangener der Monarchen nach Berlin geführt. Der Jubel über den großen Sieg erfüllte ganz Deutschland. Aber teuer war die Schlacht erkauft. Die vielen Tausende, die in der Schlacht verwundet worden waren, sie zehrte das Lazarettfieber, Hunger und Elend und schlechte Pflege — denn wo waren die helfenden Hände für so unermeßliche Not? — langsam und jammervoll auf. Und doch durfte Arndt mit Recht von der Siegeskunde singen:

Das war ein Klang, der das Herz erfreut,
Das klang wie himmlische Cymbeln hell:
Habe Dank der Mähr von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräute die Toten klagen,
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
Die Leipziger Schlacht!

25. Bis zum Rhein.

§ 674. Napoleon setzte mit dem Reste seines Heeres (ungefähr 100000 Mann) seine Flucht gegen den Rhein hin ziemlich unbelästigt fort, denn die verbündete Armee folgte nur langsam. Nur das Yorksche Korps ward über Merseburg dem Feinde zur Verfolgung in die Flanken geworfen und ereilte ihn zum erstenmal bei Freyburg beim Unstrut-Übergange, dann

*) Häusser, nach Odeleben.

am Hörselberge nahe bei Eisenach, doch ohne ihn zu hemmen oder ihm großen Abbruch zu thun. Erst am Main trat ihm ein bedeutenderes Hindernis entgegen. Bayern war, als Napoleons Stern in Deutschland im Erbleichen war, mit Österreich in Unterhandlungen getreten und hatte schon am 8. Oktober mit ihm den Vertrag von Ried (südlich von Passau) geschlossen, demzufolge es sich von Napoleon und dem Rheinbund trennte und der Sache der Verbündeten beitrat: dafür gewährleistete ihm Österreich außer voller Unabhängigkeit den durch Napoleon geschaffenen Besitzstand seiner Gebiete — natürlich mit Ausnahme Tirols, wofür es aber eine Entschädigung erhalten sollte. Jetzt bemühte sich die bayrische Regierung, den Schimpf der lange Jahre willig getragenen Fremdherrschaft durch einen letzten Streich gegen den früheren Herrn und Verbündeten auszulöschen. Bei Hanau suchte General Wrede ihn aufzuhalten. Aber mit letzter Kraft brach Napoleon durch den Feind, wenngleich mit schwerem Verlust (30. und 31. Oktober). So kam er glücklich über den Rhein. Langsam und auf verschiedenen Wegen folgte bis an dessen rechtes Ufer die verbündete Armee. Wäre sie jetzt, wie Gneisenau riet, unverweilt nach Frankreich hineingezogen — Napoleon, der wie im Jahre zuvor ohne Armee heimgekommen war, hätte ihnen keine Truppen entgegenzustellen gehabt, und sie hätten bis Paris hin ihre Quartiere im voraus bestimmen können.

§ 675. Gleich nach der Leipziger Schlacht war Bülow gegen Norddeutschland aufgebrochen, um die ehemals preußischen Lande westlich von der Elbe wieder zu besetzen. Das Königreich Westfalen brach nun in Stücke, denn schon am 26. Oktober war König Jerome zum zweitenmal, nun auf Nimmerwiedersehen, von Kassel entwichen. Noch im Laufe desselben Jahres kehrten der Kurfürst von Hessen, der Herzog von Oldenburg und der Herzog von Braunschweig, Friedrich Wilhelm, der Held vom Jahre 1809, unter dem Jubel ihrer Unterthanen in ihre Hauptstädte zurück. Bülow eroberte jetzt das Mindensche, Münsterländische, ja auch das treue Ostfriesland wieder. Dagegen hielten sich noch einige von den Franzosen besetzte Festungen: Danzig ward von dem französischen General Rapp bis zum 1. Januar 1814 verteidigt, und in Hamburg blieb Davoust, der, Napoleons harte Befehle streng befolgend, um im Winter keine Not zu leiden, 25000 arme Einwohner in Hunger nnd Kälte hinausgetrieben hatte. Er pflanzte später nach Napoleons Sturz die Fahne der Bourbonen auf und kam glimpflich davon (31. Mai 1814). Die anderen Festungen fielen sämtlich im Frühling 1814. Bernadotte wandte sich gleich nach der Leipziger Schlacht gegen den dänischen König, besetzte Holstein und Schleswig und erzwang den Frieden von Kiel (14. Januar 1814), durch den ihm Norwegen gegen Vorpommern und Rügen abgetreten wurde (§ 256 Anm.).

• **§ 676.** Der Rhein trennte für jetzt Frankreich von seinen Feinden. So tief erloschen war im Bewußtsein der Deutschen die Erinnerung an ihre alten Reichsgrenzen, daß man kaum weiter als bis zum Rhein gedacht hatte, wenn von der Befreiung Deutschlands die Rede gewesen war. Erst Ernst Moritz Arndt belehrte damals wieder nachdrücklich die Deutschen, daß „der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ sei. Auch im Innern gestalteten sich die Verhältnisse nicht nach dem Wunsch der Vaterlandsfreunde. Männer wie Stein, Blücher, Gneisenau hatten gewünscht, daß die ehemaligen Rheinbundsfürsten mitnichten im bequemen Genusse alles dessen blieben, was sie von dem Unterdrücker als schlimmen Sold erhalten hatten. Am wenigsten erkannten sie ihnen ein Recht zu auf die volle Souveränität, die sie weder

im alten Reiche noch thatsächlich Napoleon gegenüber je besessen hatten. Stein dachte an eine Verteilung Deutschlands unter Österreichs und Preußens Oberhoheit, wobei der Main die Scheidelinie bilden sollte. War schon dieser Gedanke kein glücklicher, so hingen vollends andere voll Unklarheit und Schwärmerei hohlen, mittelalterlichen Träumen nach. Wahre politische Einsicht war überhaupt noch selten. Wie aber auch Gedanken, Hoffnungen und Wünsche hin und wieder schwankten: ein deutsches Reich war schon durch die Regierung, durch den Kaiser, der es einst kleinmütig aufgelöst hatte, unmöglich gemacht. Österreich hatte bereits allen ehemaligen Rheinbundsfürsten die breiten Flügel zum Schutz geöffnet, hatte allen die Souveränität, die sie Napoleon verdankten, gewährleistet; und so blieben Bayern, Württemberg, Baden, Nassau, Darmstadt ꝛc. im uneingeschränkten Besitze des Erworbenen. Zwar wurde für die gesamten Länder eine Central-Verwaltung hergestellt, um auch ihre Kräfte zum Kampf, zur Ausrüstung und Verpflegung der Heere in Anspruch zu nehmen; aber nur zu oft traf Stein, der an der Spitze stand, auf Unlust und Abneigung gegen die allgemeine Sache.

§ 677. Also waren die Früchte des Siegs noch fern. Frankfurt a. M., die alte Wahl- und Krönungsstadt unserer Kaiser, ward jetzt für einige Zeit das Hauptquartier der drei siegreichen Monarchen. Viele Fürsten eilten dorthin, das Ihrige zu sichern, viele Generale, die damals mit gutem Rechte im Bewußtsein ihrer Thaten gegen ehedem vaterlandsverräterische Fürsten eine Sprache führten, die diese sonst zu hören nicht gewohnt waren; vor allen aber fanden sich dort die Diplomaten ein, die nun den weiteren Gang der Angelegenheiten bestimmen sollten. Durch Napoleons Unterhändler St. Aignan bot man ihm auch jetzt noch sehr günstige, für Deutschland verderbliche Bedingungen: Frankreich, hieß es, sollte in seinen natürlichen Grenzen, den Pyrenäen, Alpen und dem Rhein (!), stark, groß und seiner würdig bestehen bleiben: Deutschlands Recht ward also trotz so vieler mit deutschem Blut erkauften Siege preisgegeben. Glücklicherweise verharrte Napoleon in seiner Verblendung, indem er noch Holland und Italien zu behaupten wünschte. Da überwogen denn endlich die Stimmen der Patrioten, vor allem Steins und Blüchers, die auf Fortführung des Krieges drangen. Durch Stein ward Alexander gewonnen, durch diesen Friedrich Wilhelm III. Österreich, das erreicht hatte, was es wollte, war zwar am wenigsten zu weiterem Kriege willig, fügte sich aber, und so stand am Ende des Jahres 1813 der Plan fest, den Rhein zu überschreiten und den Krieg nach Frankreich selbst hineinzutragen.

26. Bis Paris.

§ 678. Zum erstenmal seit langen, langen Jahren wieder erhob sich das gesamte Deutschland zu einer einigen That: zum Angriff auf Frankreich. Aber die glorreiche Zeit der Befreiungskriege war schon jetzt zu Ende, und die Gesamtthat Deutschlands entsprach wenig den wirklichen Kräften einer so großen Nation. Statt bestimmend in die Verhältnisse einzugreifen, blieben Deutschlands Kräfte im Schlepptau der russischen Politik. Die Mängel jeder Macht, die nicht durch eine feste Verfassung geeinigt ist, traten erschreckend hervor; neben der erhebenden, neu erwachten Hingebung und Vaterlandsliebe herrschten Kleinlichkeit, Selbstsucht, Ränke aller Art in der Leitung. Wenn dann doch endlich Napoleon gestürzt und ein dauernder Friede erfochten worden ist, so war es einerseits die ungeheure Übermacht

(obwohl sie durch die Zersplitterung aller Interessen oft so gut wie aufgehoben wurde), andererseits die Tüchtigkeit einiger Heerführer, vor allen Blüchers, die zu diesem Ziele hingeführt hat: ein deutliches Zeugnis, wie viel dem deutschen Volke noch fehlte, um sich mächtig nach außen hin geltend zu machen.

§ 679. Mehr als 500000 Mann standen bereit, in Frankreich einzurücken, das seit der Revolution so viel Unheil über Europa gebracht hatte. Gleichwohl erklärten die verbündeten Monarchen, sie führten nicht Krieg gegen das französische Volk, sondern allein gegen das Übergewicht, das Napoleon zu Europas und Frankreichs Schaden außerhalb seines Reiches geltend gemacht habe: sie übten damit eine Schonung, die Frankreich nicht verdiente, da es sich aller Napoleonischen Sünden in vollstem Maße mitschuldig gemacht hatte. Von Deutschland, von seinem guten Rechte, das schändlich entrissene Elsaß und Lothringen zurückzunehmen, redete niemand. — Doch durfte wenigstens die Kriegslust wieder frei aufatmen. In der Neujahrsnacht 1814 überschritt Blücher bei Kaub den Rhein. Schon seit Ende Dezember drang Schwarzenberg durch die Schweiz gegen Frankreich vor, und Bülow begann die Festungen der Niederlande nacheinander zu belagern und zu erobern. Rasch ging das Heer Blüchers (84000 Mann, die ehemalige schlesische Armee) mit den Generalen York, Sacken und Langeron über den Hunsrück die Mosel hinauf und durch Lothringen gegen die Champagne bis zur Marne und Aube vor. Die große Armee unter Schwarzenberg, die wieder aus den prächtigsten Truppen der drei Mächte zusammengesetzt war, der sich auch die Kontingente von Bayern, Württemberg, Baden &c. anschlossen und bei der sich die Monarchen wie die Diplomaten befanden, im ganzen 190000 Mann stark, war langsam bis auf das Plateau von Langres vorgerückt, von dem die Flüsse Seine, Aube und Marne ihren Lauf gegen die Ebene hin, die sich um Paris ausdehnt, beginnen und von wo ebensoviele Hauptstraßen die Flüsse gegen die Hauptstadt Frankreichs hin begleiten. Hier hatte sie die Verbindung mit der von Nordosten kommenden Blücherschen Armee bereits bewerkstelligt, und diese setzte sich nun an die Spitze des vorrückenden Heeres. So weit war man Ende Januar; Napoleon, der einen Einmarsch nach Frankreich erst im Frühling erwartet hatte, war vollständig überrascht und noch ungerüstet gewesen. Man konnte in wenigen Wochen in Paris stehen.

§ 680. Bei der Schnelligkeit des Vorrückens, bei der Notwendigkeit, verschiedene Festungen blockiert zu halten, hatten die Alliierten jetzt etwa 130000 Mann beisammen. Napoleon hatte ihnen dem Namen nach noch etwa 200000 Mann, der That nach kaum die Hälfte entgegenzustellen. Ohnehin bestanden seine Truppen meist aus jungen Soldaten, die zum Teil nur auf den ersten Stoß warteten, um den erzwungenen, als bitterste Last betrachteten Fahnendienst zu verlassen. Die nationale Begeisterung des französischen Volks aufzurufen, die von den einrückenden Verbündeten noch immer wie ein Gespenst gefürchtet wurde, wagte Napoleon nicht, er, der jede Freiheit im Innern gebrochen hatte. Er begann also den Kampf mit äußerst schwachen Kräften. Gleichwohl verhandelte man auch jetzt im Hauptquartier zu Langres weitläufig, ob man im Angriffe weiter fortschreiten solle. Viele Stimmen waren für Frieden. Aber Alexander drängte zur Fortsetzung des Kriegs. Indes verging eine kostbare Zeit, und Napoleon war imstande, mit einer neugebildeten Armee den Verbündeten entgegenzutreten.

§ 681. Ende Januar war er in Chalons an der Spitze seiner Truppen, um sich mit ihnen zwischen Blücher und Schwarzenberg zu werfen und sie

so zu trennen. Am 29. Januar traf er auf Blücher bei Brienne (an der Aube). Der Kampf, in dem durch ein eignes Spiel des Zufalls beide Feldherren in Gefahr kamen gefangen genommen zu werden, blieb unentschieden; doch wich Blücher ein wenig gegen Bar sur Aube rückwärts. Von der großen Armee trat ihm dann auf Kaiser Alexanders Verlangen Schwarzenberg das eine Drittel seiner Truppen ab. Unter diesen waren Bayern unter Wrede und Württemberger unter ihrem deutsch gesinnten, heldenmütigen Kronprinzen. Napoleon sah sich bei La Rothière (1. Februar) mit etwa 40000 Mann von einem fast doppelt so starken Feinde angegriffen. Nach hartnäckigem Gefecht ward er geschlagen; sein Heer war in völliger Auflösung, und in Frankreich fehlten die Hilfsmittel zum weiteren Kriege. Drangen die Verbündeten jetzt den Sieg benutzend rasch vor, so war der Krieg ohne Zweifel zu Ende. Aber wieder ergriff die Leiter des Kampfes Zaudern und Bedenken. Während Schwarzenberg und das Hauptquartier stehen blieb, marschierte nur der rastlos vorwärts drängende Blücher allzu verwegen mit seinem Heere die Marne hinab über Chalons auf Paris los.

§ 682. Er ließ York mit seinem Korps auf der großen Straße über Epernay und Château Thierry längs der Marne hin vorgehen, während links Sacken auf der sogenannten kleinen Straße, die wie eine Sehne jenen größeren Bogen abschneidet, über Etoges und Montmirail zog; hinter Sacken folgte Olsuwieff, hinter diesem Blücher selbst; noch weiter zurück stand Kleist, der ihm beigegeben war. Blücher setzte irrigerweise voraus, daß die große Armee von Troyes aus die Seine hinab seinen Vormarsch in gleicher Höhe begleitete (während sie von den österreichischen Diplomaten geflissentlich zurückgehalten wurde), und die Korps gingen deshalb ziemlich sorglos staffelförmig hintereinander. Napoleon aber hatte die gerade jetzt ankommenden Truppen (14000 Mann) von seiner spanischen Armee an sich gezogen, traf von der linken, ungedeckten Flanke her in den Blücherschen Aufmarsch, vernichtete bei Champaubert (10. Februar) die schwachen Truppen Olsuwieffs und schob sich zwischen Sacken und Blücher. Dann warf er sich auf Sacken, der bereits Montmirail erreicht hatte (11. Februar). Als dieser in der äußersten Gefahr war, gleichfalls aufgerieben zu werden, kam ihm York zu Hilfe und nahm statt seiner die Gewaltstöße Napoleons auf sich. Auf einer schlechten Querstraße erreichten beide Korps Château Thierry an der Marne (12. Februar), nicht ohne die schwersten Verluste, die besonders der Marne-Übergang, dessen Deckung wieder York übernahm, veranlaßte. Napoleon glaubte alle diese Abteilungen unschädlich gemacht zu haben und warf sich nun eben so schnell gegen Blücher herum, der bei Etoges und Vauxchamps (14. Februar) gleichfalls eine Niederlage erlitt. Diese Schlag auf Schlag aufeinander folgenden Siege gaben Napoleon sein stolzes Selbstvertrauen zurück; auch seine Nation begeisterte sich wieder für ihn; der Volkskrieg, zu dem er jetzt aufrief, schien beginnen zu wollen. Doch überschätzte er prahlerisch seine Erfolge und schadete sich selbst, indem er auch jetzt noch die günstige Gelegenheit, den Frieden zu schließen, versäumte.

§ 683. Napoleon hielt das schlesische Heer, das tüchtigste und thätigste, für gesprengt. Darum beging er den Fehler, es nicht erst vollständig zu vernichten, sondern sich jetzt schon auf die Hauptarmee, deren am weitesten vorgeschobene Truppen unter dem Kronprinzen von Württemberg bei Montereau am Zusammenflusse der Seine und Yonne standen, zu werfen. Hier erfocht er abermals einen Sieg (18. Februar), so daß die Hauptarmee wieder ganz auf Troyes zurückwich. Hierher zog sich auf Schwarzenbergs

Wunsch auch Blücher, der bereits seine Truppen trotz aller Verluste in bewunderungswürdiger Haltung wieder gesammelt hatte, so daß schon jetzt wieder eine Übermacht beisammen war. Gleichwohl blieb Schwarzenberg im Rückzuge, der, wie er wünschte, bis zum Rhein hin gehen sollte. Dringender als je mahnte die österreichische Staatskunst, mahnten bei den Preußen und Russen die Schwachmütigen zum Frieden. Schon am 5. Februar war zu Chatillon an der Seine ein Friedenskongreß zusammengetreten, auf dem auch Napoleon seinen Bevollmächtigten hatte. Noch jetzt konnte er Kaiser der Franzosen bleiben, wenn er sich mit den Grenzen von 1792 begnügen wollte. Aber zum Glück für die gute Sache spannte er sofort mit dem wiederkehrenden Kriegsglück seine Forderungen höher. Auch die Kurzsichtigen sahen, daß ein Friede mit ihm unmöglich sei, und so ward zu Chaumont nördlich von Langres (1. März) auf Andringen Alexanders und Friedrich Wilhelms die kräftige Fortführung des Kriegs beschlossen. Blücher sollte sich gegen Norden wenden, das russische Korps von Wintzingerode an sich ziehen und sich mit dem von Holland kommenden Bülow vereinigen: die Hauptarmee sollte auf den Straßen an der Marne und Seine vorgehen; die Losung lautete jetzt entschieden: Paris. Blücher und Bülow vereinigt und von starken russischen Abteilungen unterstützt hatten allein schon an 100000 Mann und also eine Übermacht gegen Napoleon. Die Kriegführung war von nun an in Blüchers Hände gelegt, der ohne Säumen seinem Ziele zueilte.

§ 684. Indessen hatte der fortgesetzte Rückzug der großen Armee die Truppen auf tiefste entmutigt. Die Monarchen von Rußland und Preußen drangen deshalb entschieden auf eine Schlacht. Napoleon hatte schon am 25. Februar die überraschende Nachricht bekommen, Blücher ziehe auf die Marne zu und gegen Paris. Er mußte erkennen, daß der Krieg eine ihm gefährliche Wendung genommen habe, und eilte jenem nach. Der von ihm zurückgelassene Marschall Oudinot sah sich am 27. Februar bei Bar sur Aube von einem doppelt so starken Feinde angegriffen und ward mit leichter Mühe zurückgedrängt. Blücher war indessen an der Marne hinabgegangen und hatte durch diesen plötzlichen Marsch, der Napoleons Siegesberichte Lügen strafte, überallhin Bestürzung verbreitet. In aller Eile wichen die Marschälle Marmont und Mortier bis auf Meaux, fünf Meilen von Paris, zurück. Doch wollte Blücher, ehe er die Hauptstadt angriff, sich mit Bülow vereinigen und zog deshalb von der Marne der Aisne zu. Umsonst eilte Napoleon, ihn noch vor jener Verbindung einzuholen: am 4. März reichten sich Bülow und Blücher in Soissons die Hände. Die besten Truppen dieses großen Kriegs, an ihrer Spitze die Sieger von der Katzbach und von Dennewitz, waren nun bei einander: die Scharen Blüchers in dem harten Winterfeldzuge abgerissen, verwildert, aber an Mut die alten; die andern aus dem reichen Holland kommend, das sie eben dem Oranier zurückerobert hatten, glatt, wohl gekleidet und wohl genährt, doch nicht minder vor Begierde brennend, den Kampf schnell zu enden. Aber auch Napoleon eilte rasch herbei, rückte über Reims nach Laon und ließ den Verbündeten kaum noch die Zeit, diese Stadt vor ihm zu besetzen. Leider war Blücher jetzt eben schwer erkrankt, so daß in der sonst so entschlossenen Leitung eine Stockung eintrat. So erfocht Napoleon bei Craonne noch einmal, freilich mit furchtbaren Verlusten, einen Sieg über die heldenmütig streitenden Russen (7. März); wandte sich dann auf Laon und stieß mit aller Gewalt auf Bülow (9. März), ohne doch die schwer zu nehmende Stadt gewinnen zu können. Und am Abend des Tags ward Marmonts Korps, das von Reims

gegen Laon in die linke Flanke des Feindes gezogen war, durch einen nächtlichen Überfall Yorks beim Dorfe Athis, der zu den glänzendsten Waffenthaten dieses Feldherrn zählt, vollständig zersprengt. Napoleon war auch jetzt noch mit der blinden Leidenschaft eines abenteuerlichen Spielers taub für die Notwendigkeit, Frieden zu schließen; er vernichtete noch das russische Korps von St. Priest vor Reims; dann eilte er an die Aube und warf sich bei Arcis sur Aube (20. und 21. März) mit etwa noch 30000 Mann auf Schwarzenberg und die Hauptarmee, die dem Vorgehen der schlesischen Armee bisher unthätig zugeschaut hatte. Aber hier scheiterte sein Angriff an der Übermacht des Feindes völlig; nur daß man ihn nicht verfolgte, rettete ihn.

§ 685. Nun rückten beide, Schwarzenberg wie Blücher, der wieder zur Marne und Aube gezogen war, auf Paris los. Der Friedenskongreß zu Chatillon, den Napoleon noch immer hinzuhalten gesucht hatte, ward abgebrochen. Hinfort war kein Verhandeln mehr mit ihm: sein Sturz war beschlossen. Da versuchte er ein Äußerstes. Er warf sich in den Rücken der verbündeten Armeen, um ihre Verbindung mit Deutschland zu bedrohen und hinter ihnen das französische Volk zu einem Vernichtungskrieg aufzubieten. Er hoffte, jene würden sich von Paris ab- und ihm zuwenden. Aber sie blieben unbeirrt im Marsche auf Paris. Bei La Fère Champenoise, auf dem Wege von Vitry nach La Ferté, leisteten Marmont und Mortier noch einmal einen vergeblichen Widerstand. Dann war die Straße bis Paris hin frei. Ohne Hindernis erreichten die Verbündeten die Hauptstadt. Aber vor den Mauern wartete ihrer ein letzter Kampf (30. März), in dem noch mancher Wackere sank. Am Abend jedoch erklärte sich die Stadt zur Übergabe bereit. Von dem mit Windmühlen bedeckten Montmartre, der von der Nordseite her Paris überschaut, blickte jetzt ein Teil des Heeres voll Siegesfreude auf die ungeheure Stadt, von der so gewaltige Erschütterungen über ganz Europa ausgegangen waren: man war am Ende der Mühen angekommen, und der glorreiche Kampf, der für die Preußen und Deutschen im fernen Königsberg begonnen, hatte nun seinen schönen Abschluß gefunden. Es war Blüchers, Yorks und Bülows Degen, Steins thatkräftiger Wille, Gneisenaus und Grolmanns Feldherrngeist, von dem Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm sich leiten ließen, es war die Heldenkühnheit und Entschlossenheit der schlesischen Armee, die vorzugsweise das Werk vollbracht hatten.

§ 686. Am 31. März 1814 hielten Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm III. ihren Einzug in Paris. Nicht bloß sie, auch Offiziere wie Gemeine, verfuhren edel und menschlich und rächten die unzähligen Drangsale nicht, die man zu Hause so lange hatte erleiden müssen. Napoleon aber hatte zu spät erkannt, daß ihm die verbündete Armee auf seinem Zuge nach Osten hin nicht folgte. Eilig war er nach seinem mißlungenen Unternehmen nach Fontainebleau gegangen, aber zu spät gekommen, um sich noch nach Paris zu werfen. Jetzt erklärte er sich bereit, der Krone zu Gunsten seines Sohns zu entsagen. Aber man wies jede Unterhandlung mit ihm zurück, und von den letzten seiner Anhänger verlassen mußte er zufrieden sein, daß die Monarchen ihm die Insel Elba als Zufluchtsort anwiesen. Die Sieger hatten sich entschlossen, die Bourbonen wieder auf den Thron Frankreichs zurückzuführen. Die wankelmütige Stimmung der Pariser schien sich gleichfalls für das alte Herrscherhaus zu erklären, und

so zog Ludwig XVIII., der Bruder des hingerichteten Ludwig XVI., wieder in die Tuilerien ein. Am 30. Mai ward dann der erste Pariser Friede geschlossen. Man gab Frankreich die Grenze von 1792, ja überließ ihm noch „zur besseren Abrundung“ Nizza, Savoyen und Avignon, ferner die deutschen Grenzorte Saarbrücken, Saarlouis und Landau, zusammen einen Zuwachs von etwa 150 □Meilen mit über 500000 Einwohnern; man gab dem Volke eine Verfassung (Charte), die die wesentlichsten konstitutionellen Rechte enthielt; man erhob keine Kriegssteuer und nahm nicht einmal die geraubten Kunstschätze wieder heim (nur die Viktoria wanderte nach Berlin zurück). Frankreich verdankte so viel unverdiente Schonung vor allem dem Kaiser Alexander, der sich in der Rolle des Edelmütigen gefiel, in der ihn die Pariser schlau genug zu bestärken wußten. Die Monarchen folgten dann der Einladung des Prinz-Regenten von England und begaben sich nach London, wo ihnen und besonders dem alten Blücher begeisterte Huldigungen dargebracht wurden.

27. Belle-Alliance.

§ 687. Mit dem Herbst des Jahres 1814 reisten Fürsten, Diplomaten und Feldherrn nach Wien, um hier auf dem Wiener Kongreß (seit dem 1. November) über die Wiederherstellung eines neuen europäischen Rechtszustands zu beraten. Es wird später über die Ergebnisse dieser Versammlung berichtet werden, und es sei nur im voraus bemerkt, daß die Uneinigkeit und Eifersucht, die schon den Feldzug von 1814 so vielfach gelähmt hatte, hier in noch höherem Maße hervortraten, sobald es sich um die Ansprüche handelte, welche die einzelnen Mächte erhoben. Napoleon verfolgte von seinem nicht fernen Aufenthalte auf Elba aus gespannt die zunehmende Uneinigkeit der Herrscher, die einst vereint gegen ihn gestanden hatten, und es entging ihm nicht, daß auch die Unzufriedenheit mit der Regierung Ludwigs XVIII., die sich in Frankreich bald genug zeigte, ihm eine Rückkehr möglich zu machen schien. Daß die Uneinigkeit in Wien bereits in den wesentlichsten Punkten ausgeglichen war, wußte er freilich nicht, als er am 26. Februar 1815 den entscheidenden Wurf wagte, Elba heimlich verließ und an der Küste Frankreichs landete (1. März). Schnell fiel ihm, dem ruhmvollen Beherrscher, Volk und Heer wieder zu. Marschall Ney, der gegen ihn geschickt wurde, ging bei Lyon zu ihm über, und schon am 20. März stand er in Paris, das die Bourbonen zum zweitenmal flüchtend verlassen hatten.

§ 688. Die Nachricht von diesem Ereignis, die mit Windeseile durch Europa ging, brachte den Wiener Kongreß zum vorläufigen Schluß. Gegen den alten Feind erklärte sich rasch Europa einig, und ein förmlicher Bann ward von den verbündeten Mächten über ihn ausgesprochen. Zwar trat Napoleon nach allen Seiten hin mit beruhigenden Versicherungen auf: seine Absicht sei nicht zu erobern, sondern Frankreich in den nun festgestellten Grenzen im Frieden zu regieren. Aber keiner glaubte dem Worte des Mannes, der so oft mit Eid und Treue gespielt hatte. Der Wiener Kongreß stob auseinander, und von allen Seiten rüsteten sich die Heere. Am schnellsten war das benachbarte England auf dem Platze, das von dem durch englische Regimenter besetzten Antwerpen aus seine Truppen in das neugebildete Königreich der Niederlande (Holland und Belgien) warf. Sie führte Wellington, der einst Napoleons Armeen in Spanien bekämpft hatte. Sein Heer bestand zur kleineren Hälfte aus Engländern und Schotten; die

andere bildeten Niederländer, Hannoveraner, Nassauer und Braunschweiger. Auch deren Herzog Friedrich Wilhelm, der Held von 1809 (§ 625), der auch jetzt wieder mit ungestümer Tapferkeit in das Feld geeilt war, stand bei dem Heere. Aus seinem kleinen Ländchen (67 □M.) hatte er allein 6000 Mann gestellt, die wie bei jenem glorreichen Zuge durch die schwarze Uniform und den Totenkopf gekennzeichnet waren.

§ 689. Unter den Festlandsmächten war wieder Preußen zuerst auf dem Kampfplatze. Es sah sich in seiner neugeschaffenen Rheinprovinz zunächst bedroht und warf zu den geringen Streitkräften, die auf dem linken Ufer standen, in aller Eile Verstärkungen über den Rhein. Blücher war wieder der Führer des Heeres. „So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein", sang mit Recht von ihm der Dichter; mit Jünglingsfeuer eilte er zum Kampfe, ihm zur Seite sein Gneisenau. Unter Blücher standen vier Armeekorps, geführt von Zieten, Borstell (später Pirch), Thielmann und Bülow. Es waren an 150000 Mann, die Preußen an der Maas und Sambre sammelte, meist junge Truppen, neu organisiert und in dem nicht freundlich gesinnten Lande schlecht verpflegt. Hinter und neben diesen beiden Armeen bildeten sich die größeren Angriffsmassen der deutschen Staaten und Rußlands, um nach und nach gegen den Rhein vorzugehen. Zugleich zog ein österreichisches Heer in Italien gegen Murat, der sich wieder für Napoleon erhoben hatte.

§ 690. Gegen so überlegene Streitkräfte konnte Napoleon nur bestehen, wenn er durch rasche Siege über die einzelnen den Zauber seiner Unüberwindlichkeit wiederherstellte. Mit Recht mochte er dann auf ein schnelles Zerfallen des Bundes seiner Gegner rechnen. So rasch und unbemerkt wie möglich sammelte er deshalb hinter der schützenden Linie seiner nördlichen Festungen ein Angriffsheer, in das er besonders auch die aus den Festungen Deutschlands heimgekehrten Leute (§ 675) einstellte; seine Garden wurden zu Wagen von Paris an die Grenze befördert, und so stand er mit ungefähr 130 000 Mann, meist altgedienten, gut ausgerüsteten Soldaten, zum Kampfe schon bereit, als man ihn noch in Paris mit den Vorbereitungen zum Feldzug beschäftigt glaubte. Wellington hatte ziemlich ausgebreitete Quartiere in und um Brüssel, rechnete aber darauf (wenngleich, wie sich bald zeigte, mit Unrecht) seine Truppen in 22 Stunden zusammenziehen zu können. Seine Vorposten standen in Quatrebras, wo sich die Straße, die von Charleroi auf Brüssel führt, mit der von Nivelles nach Namur gehenden schneidet. Blücher hatte bereits südlich von diesem Punkt Charleroi besetzt, und seine Patrouillen schweiften bis Sollre sur Sambre; doch war Bülows Korps noch zurück, in der Gegend von Lüttich und Namur. Schon am 14. Juni erkannten die preußischen Patrouillen aus dem Scheine der Biwakfeuer die Nähe des Lagers einer bedeutenden Armee, und Blücher benachrichtigte Wellington davon; der aber bezweifelte auch jetzt noch die Nähe des Feindes. Am 15. begannen die Franzosen mit voller Kraft den Angriff: sie drängten die Preußen die Sambre hinab bis Charleroi, das nach blutigem Kampf genommen ward. Nun teilte Napoleon sein Heer. Mit der größeren Abteilung, etwa 70 000 Mann, rückte er selbst rechts gegen Blücher, den er am Mittag des 16. Juni bei den Dörfern St. Amand und Ligny zur Schlacht aufgestellt fand und der den Kampf annahm, um Wellington Zeit zu lassen, seine Truppen zusammenzuziehen. Die preußische Macht war, da Bülow noch entfernt stand, Napoleon an Zahl nur wenig überlegen. Die anderen französischen Korps folgten unter Neys Führung

der Straße von Charleroi auf Brüssel und trafen zu derselben Zeit bei Quatrebras auf Wellingtons Truppen. Hier hielten sich englische, schottische und hannöversche Regimenter, die von Wellington in aller Eile nacheinander auf den Kampfplatz geworfen wurden, mit Kaltblütigkeit und Heldenmut. Auch Friedrich Wilhelm von Braunschweig eilte hier mit seinen Schwarzen ins Gefecht und fiel, als er eine plötzlich entstandene Verwirrung unter seinen jungen Truppen beseitigen wollte, von einer Kugel durchbohrt auf dem Felde der Ehre. Quatrebras, wo er gekämpft hatte, ward behauptet.

§ 691. Bei Ligny und St. Amand wütete seit Mittag die Schlacht mit äußerster Heftigkeit. Es handelte sich für die Franzosen um den Besitz dieser Dörfer, und Bataillon auf Bataillon stürmte an. Zuletzt täuschte Napoleon durch einen Scheinangriff auf St. Amand selbst Gneisenaus Scharfblick. Auf der preußischen Seite rückten nun auch die Reserven ins Feuer: schnell waren sie bis auf wenige Bataillone verbraucht. Das benutzte Napoleon — es war schon spät am Abend — um bei Ligny das Centrum Blüchers zu durchbrechen. Die Schlacht, in der der greise Feldherr selbst in Lebensgefahr gewesen und nur wie durch ein Wunder der Gefangenschaft entronnnen war, ging für die Preußen verloren, wenngleich mit Ehren.

§ 692. Napoleon aber hielt den Sieg für vollständiger, als er war. Erst am Mittag des folgenden Tages (17. Juni) befahl er dem Marschall Grouchy mit 33 000 Mann dem Feinde ostwärts in der Richtung nach Gembloux und der Maas zu, wohin er ihn abgezogen wähnte, zu folgen. Er selbst wandte sich wieder mit seinem Heere auf Quatrebras und die Brüsseler Hauptstraße, auf der Wellington infolge des Rückzuges der Preußen gleichfalls eine rückgängige Bewegung gemacht hatte. So verging der 17., und erst am Abend dieses Tags nahmen die beiden feindlichen Heere vor dem Walde von Soignies, nahe dem Pachthofe Belle-Alliance Stellung zu einer Hauptschlacht. Wellingtons Truppen, etwa 68 000 Mann, waren an Zahl ein wenig geringer als die Truppen Napoleons, der über 72 000 zählte und besonders an Reiterei und Artillerie weit überlegen war. Wellington aber hoffte auf Blüchers Eintreffen, der sein Wort gegeben hatte, sich mit dem frischen Korps Bülows und auch den drei andern zur Schlacht einzustellen. Blücher nämlich hatte das in der Kriegsgeschichte Unerhörte gewagt: mit einer geschlagenen Armee wollte er am dritten Tage schon von neuem in der Schlacht stehen. Nur bei so braven Truppen, wie die Preußen waren, die ihrem Feldherrn mit so hingebendem Vertrauen folgten, war es überhaupt möglich, solch einen Gedanken zu fassen. Blücher hatte sich deshalb nicht in östlicher Richtung, gegen Namur zu gerettet, wie Napoleon wähnte; sondern er zog auf schlechten Feldwegen nördlich und vereinigte alle seine Korps, auch das Bülows, am Abend des 17. in Wavre. Am folgenden Morgen (18. Juni) zog er mit allen Truppen westlich, um gemeinsam mit Wellington die verabredete Schlacht zu schlagen. Es kam alles darauf an, rechtzeitig auf dem Platze zu sein. In dem von Regengüssen aufgeweichten Boden sanken Kanonen, Pferde und Leute ein, aber überall war der Feldherr zugegen und mahnte „seine Kinder“ zur Eile: er habe es ja Wellington versprochen, sie würden doch sein Wort nicht zu Schanden werden lassen. Immer näher kam man dem Kanonendonner, der von Abend herübertönte.

§ 693. Auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance rangen indessen seit Mittag die beiden gewaltigen Gegner mit äußerster Erbitterung. Napoleons Anordnungen für die Schlacht waren glänzender, die Stöße seiner Kolonnen und

geharnischten Kavalleriemassen furchtbarer denn je. Dagegen trotzte die englische Kaltblütigkeit in geschlossenen Schlachtvierecken, die aber immer mehr durch die Kartätschen des Feindes gelichtet wurden. Auf der äußersten rechten Seite hielt sich noch das von Engländern, Nassauern und Braunschweigern aufs tapferste gegen die wiederholten Angriffe des Feindes verteidigte Schloß Goumont. Hinter den Gräben der kleineren Heerstraße, die von Westen nach Osten die große Brüsseler Chaussee schnitt, stand noch die englisch-hannöversche Infanterie, aber schon so geschwächt, daß kaum die Hälfte der am Morgen ausgerückten Truppen noch kampffähig war. Schon war vor ihrer Front trotz der wackeren Verteidigung der deutschen Legion das Vorwerk La Haye-Sainte verloren worden; auch der linke Flügel geriet schon ins Wanken. Immer schwerer ward Wellington bedrängt, und noch hatte Napoleon seine Garden in Reserve. Da zeigten sich östlich, jenseits des Lasnethales, neue Truppen: es waren die Preußen, Bülows Korps. Napoleon wußte es; schon um 1 Uhr hatte er durch einen aufgefangenen Brief das Anrücken Bülows auf seine rechte Flanke erfahren, aber um alles durfte er das seine Truppen nicht merken lassen, wenn er ihnen nicht die Siegeszuversicht rauben wollte. Ihnen sagte er, es sei Grouchy, der zur Unterstützung heranziehe. Aber freilich lange ließ sich diese Täuschung nicht aufrecht erhalten. Bald sausten die Kugeln der preußischen Jäger bis in die Nähe Napoleons, und die wohlbekannten Flügelhörner von Leipzig tönten in das Schlachtgetös. Die hellleuchtenden Häuser des Pachthofes La Belle-Alliance, der bisher Napoleons Centrum gewesen, waren das Ziel, dem alle Regimenter unaufhaltsam zudrangen. Da ließ Napoleon, seine rechte Flanke zu sichern, mit seinen Reserven vor allem das Dorf Plancenoit besetzen, um das sich nun ein wütender Kampf entspann. Er selbst zog die noch verfügbaren Truppen zu einem furchtbaren Keil zusammen, um, ehe die Preußen sich entwickelt hatten, das Centrum der Engländer noch zu durchbrechen. Aber Wellington war es dadurch, daß die Preußen in seinen erschütterten linken Flügel eingerückt waren, möglich geworden, von diesem aus neue Verstärkungen ins Centrum zu ziehen: und so brach sich der französische Ansturm abermals an den englischen Quarrés. Und nun ging Wellingtons Reiterei ihrerseits vor. Um dieselbe Zeit nahmen Bülows Truppen das Dorf Plancenoit. Da löste sich das französische Heer zu wilder Flucht; immer breiter und mächtiger drang der Strom der Preußen in seine Flanke; von der Straße abgedrängt, ergossen sich die verwirrten, verzweifelten Massen regellos über das Schlachtfeld; mitten unter ihnen jagte Napoleon, der seinen Wagen verlassen hatte, zu Pferde davon. Die Preußen, die noch frischer waren, übernahmen die Verfolgung: „bis zum letzten Hauche von Roß und Mann", lautete Gneisenaus Befehl. Bei Belle-Alliance aber trafen sich im letzten Dämmerlichte des Tages Blücher und Wellington, und der Handschlag sagte es ohne Worte, was sie in diesem Augenblicke empfanden.

§ 694. Die eine Schlacht von Belle-Alliance (Wellington nannte sie nach seinem letzten Hauptquartier Waterloo, obschon hier gar nicht gefochten worden war) hatte Napoleons Hoffnung für immer gebrochen. Er konnte kein Heer wieder sammeln, und schon elf Tage nach der Schlacht standen Preußen und Engländer zum zweitenmal vor Paris. Abermals erklärte der französische Senat Napoleon für abgesetzt. Die übrigen Heere der Verbündeten rückten noch zum Teil nach Frankreich nach; noch einmal zogen die Monarchen in Paris ein, und ein zweiter Pariser Friede (20. November 1815)

endete den kurzen, aber glorreichen Krieg. Damals drangen einmütig unsere Fürsten, Staatsmänner und Generale auf Rückgabe Lothringens und des Elsaß, damit Deutschland feste Grenzen nach Westen hin gewinne: aber seine Verbündeten waren gegen die gerechte Forderung: es war offenbar, daß England und Rußland keine festere Gestaltung Deutschlands wünschten. Zwar gab jetzt Frankreich Savoyen und Nizza an das Königreich Sardinien ab: Deutschland aber sollte nur die Grenzen von 1790 statt der von 1792 erhalten, und auch das ward nicht einmal erreicht: in Wahrheit wurde nur Saarlouis und Saarbrücken, die zu Preußen kamen, und Landau, das Bayern erhielt, gewonnen. Doch ward nun wenigstens der Raub der früheren Kriege aus den Pariser Museen und Bibliotheken den alten Eigentümern meist zurückgestellt.

§ 695. Napoleon endete als Gefangener der verbündeten Mächte auf St. Helena (5. Mai 1821). Kein fremder Herrscher, nicht Attila, nicht Gustav Adolf, nicht Ludwig XIV., hat wie er in die deutschen Geschicke eingegriffen. Unendliches Unheil hat er über unser Vaterland heraufbeschworen, und furchtbar haben damals Fürsten und Volk für ihre Sünden gebüßt, aber im Kampfe gegen ihn kam unsere Nation wieder zum Gefühl ihrer Kraft und zum Bewußtsein dessen, was ihr fehlte; sie ward erst wieder ein Volk mit dem unaustilgbaren Bewußtsein der Einheit und Zusammengehörigkeit. Darum, so wenig der Deutsche Grund hat, sich für Napoleon zu begeistern, der mit Eiden nicht minder wie mit Menschenleben spielte, mit gemeinem Hohn alles Höchste und Edelste der Menschheit verachtete oder es mit heuchlerischen Phrasen in den Dienst seiner Selbstsucht zog: er wird doch die gewaltige Kraft anerkennen, die nach dem Willen dessen, der die Geschicke der Völker lenkt, auch uns, ohne sein Verdienst, so viel Gutes hat schaffen müssen.

28. Der Wiener Kongreß.

§ 696. Längst ehe dieser letzte Kampf begonnen hatte, schon im Herbst 1814, war zu Wien eine glänzende Versammlung von Fürsten, Feldherren und Diplomaten zusammengetreten, um die politischen Verhältnisse Europas neu zu ordnen. Dieser Wiener Kongreß, dessen Schlußakte, die Wiener Bundesakte, am 10. Juni 1815 unterzeichnet wurde*), ward wie einst der westfälische Friede (§§ 412 ff.) die Grundlage eines neuen Rechtszustands in Europa. Unserem Zwecke entspricht es, hier nur einen Überblick der Regelung der deutschen Angelegenheiten zu geben.

Österreich nahm von Bayern Tirol und Salzburg und von dem aufgelösten Königreich Italien Welsch-Tirol zurück. Dagegen trat es seine vorderen Lande, die am Bodensee und Oberrhein gelegenen alten Erbbesitzungen, an Baden und Württemberg ab, denen sie schon von Napoleon (1805) zugewiesen waren. Seine übrigen Entschädigungen empfing es außerhalb Deutschlands, besonders in Italien. In diesem Lande erhielt es seitdem teils durch die Verwandtschaft mit den meisten der wiederhergestellten Fürstenhäuser, teils durch unmittelbaren Landerwerb (Lombardei und Venetien) und durch seine überlegene Waffengewalt eine herrschende Stellung, die über 40 Jahre gedauert hat. Österreich hatte also sein Staatsgebiet fest abgerundet und stand machtvoll unter den Staaten da. Sein erster Minister, Fürst Metternich, war die folgenden Jahrzehnte hindurch der einflußreichste Mann in Europa. Doch gehörte nur ungefähr der

*) Sie wurde dann zurückdatiert auf den letzten Verhandlungstag, den 8. Juni.

dritte Teil von Österreichs Ländern zum deutschen Bunde, und so blieb seine Stellung, wie sie sich schon seit drei Jahrhunderten gestaltet hatte, mehr eine europäische als eine deutsche. Außerdem waren wie zuvor (§ 445) Völker der verschiedensten Nationalität in dem großen Kaiserstaate zusammengemischt. Es drohte ihm seitdem die Gefahr, daß diese einst zum Streben nach Selbständigkeit erwachen und versuchen würden, sich dem herrschenden deutschen Einflusse zu entziehen.

§ 697. Preußen ging äußerlich betrachtet mit geringeren Vorteilen aus dem großen Kriege hervor, dessen Schwere es vor allen getragen und dessen Entscheidung es zumeist herbeigeführt hatte; es hatte in den Tagen der Begeisterung nicht genug daran gedacht, sich künftige Erwerbungen und Entschädigungen im voraus sichern zu lassen, und büßte nun diesen Fehler. Seine Staatsmänner, selbst Hardenberg, zeigten sich weniger befähigt, als die Kriegsmänner es waren. So gingen Preußens alte Besitzungen Ansbach und Bayreuth an Bayern über, an Hannover Ostfriesland nebst Hildesheim, Goslar (§ 560) und dem altpreußischen Lingen (§ 465 Anm.). Das aus den polnischen Ländern der zweiten und dritten Teilung gebildete Herzogtum Warschau verlangte Rußland für seine Dienste und Opfer. Damit ging für ganz Deutschland eine wichtige Verteidigungslinie, die Weichsel, verloren, und der stets wachsende russische Staat drängte sich weit zwischen die Zweige des Deutschtums, die sich längs der Ostsee nach Norden und die Oder aufwärts nach Südosten hin schon seit Jahrhunderten entwickelt hatten. Welchen Gewinn, welchen Ersatz sollte nun Preußen haben? Es verlangte das ganze Königreich Sachsen, dessen Erwerbung schon Friedrich der Große für Preußen ins Auge gefaßt hatte. Nun hatte freilich der König von Sachsen bis nach der Leipziger Schlacht bei Napoleon ausgeharrt, aber keineswegs schien er schuldiger als die anderen Rheinbundsfürsten, die den günstigen Augenblick zum Abfall von dem Sieger nur etwas früher hatten wahrnehmen können und so von ihren Ländern nichts eingebüßt hatten. Es lag also in dem Verfahren gegen ihn allerdings eine unverkennbare Härte. Dennoch hätte, noch als der erste Pariser Friede abgeschlossen ward (§ 686), vielleicht keine der Großmächte gegen die Einverleibung Sachsens in Preußen ernstliche Einwendungen gemacht, wenn Hardenberg zeitig und bestimmt seine Forderung erhoben hätte. Da er dies aber versäumte, so wurden allmählich immer mehr Stimmen für die Erhaltung Sachsens laut; sein bedrohter König fand Unterstützung nicht nur bei den Mittelstaaten, sondern bald auch bei Österreich, bei England und selbst bei Frankreich, dessen geschickter Vertreter Talleyrand eine bedeutende Rolle zu spielen wußte. Nur der Zar begünstigte Preußens Ansprüche, weil dieses ihm Polen zugestehen wollte, womit die andern Mächte nicht einverstanden waren. So wurden die sächsische und die polnische Frage eng miteinander verknüpft. Die Spannung ward so groß, daß schon ein Bund zwischen Österreich, England und Frankreich einerseits gegen Preußen und Rußland andrerseits geschlossen und laut vom Kriege gesprochen ward. Am gehässigsten schürten die deutsche Zwietracht und den Haß gegen Preußen Männer wie Wrede (§ 674), die noch eben Napoleons Schildknappen und eifrige Rheinbündner gewesen waren. Diese Vorgänge waren es auch, die Napoleon bewogen, Elba so schnell wieder zu verlassen (1815). Aber schon war ein Ausgleich gefunden: Preußen erhielt die größere, aber dünner bevölkerte Hälfte Sachsens; die andere blieb als selbständiges Königreich bestehen. Vom Herzogtum Warschau bekam Preußen die heutige Provinz

Posen, von Dänemark Neuvorpommern (§ 469), das erst 1814 aus schwedischem in dänischen Besitz übergegangen war*); vor allem aber erlangte es am Rhein die früher so sehr erstrebten (§ 470) Herzogtümer Jülich und Berg, dazu das Siegener Land, dann die ehemals geistlichen Gebiete von Köln und Trier nebst einigen kleineren Territorien, mit denen es seine alten Gebiete Kleve, Mörs, Geldern wieder verband; so entstand eine neue Provinz, die Rheinprovinz. Zu seinen altererbten Besitzungen in Westfalen erhielt es zurück, was es schon im Jahre 1802 (§ 560) einmal erworben hatte. So bekam Preußen eine Grenze, die quer durch Deutschland reichte, von Tilsit bis Saarbrücken. Dabei war es in zwei große Hälften geteilt, eine westliche und eine östliche, und sein Gebiet erreichte an Quadratmeilenzahl nicht das Preußen von 1795, geschweige das von 1806. In allen diesen Stücken schien es im Nachteil. Dagegen war Preußen, in dem nach den polnischen Teilungen das slavische Volkselement bedenklich gewachsen war, wieder ein rein deutscher Staat geworden, der seine Sache nie von Deutschland wie Deutschland die seine nie mehr von Preußen trennen konnte; es stand auf der Wacht am Rhein wie an der Weichsel; die Flügel des preußischen Adlers spannten sich über Deutschland schirmend vom Osten bis zum Westen.

§ 698. Bayern, das sich von Österreich durch den Vertrag von Ried (§ 674) seinen ganzen Länderbesitz hatte sichern lassen, erhielt außer Ansbach und Bayreuth (§ 697) für das an Österreich zurückgegebene Tirol die Rheinpfalz auf dem linken Rheinufer, die zum Teil aus alten wittelsbachschen Erblanden bestand, dazu das bisher rheinbündische Großherzogtum Würzburg. Es trat als Königreich und als dritte Macht in den deutschen Bund. Württemberg blieb in den Grenzen, wie sie ihm Napoleon geschaffen hatte, ebenso Baden, Nassau, Darmstadt. — Hannover besaß einen eifrigen diplomatischen Fürsprecher in dem Grafen Münster, einem Manne, der, mit Stein und Gneisenau befreundet, in den Befreiungskriegen für die gemeinsame Sache in London mit Erfolg gewirkt hatte. Aber er konnte sich über die engen Gesichtspunkte seines Staates zur Höhe deutscher Interessen nicht erheben. Münster träumte statt von Wiederherstellung eines starken Preußen, das Stein und jeder Verständige zu Deutschlands Schutze für nötig hielt, von der Gründung einer welfischen Macht zwischen Elbe und Rhein, wie sie einst zu Heinrichs des Löwen Zeiten (§ 156) bestanden hatte. Und wirklich gelang es seinem und englischem Einflusse, ein fünftes Königreich im Norden herzustellen, indem zu den alten hannöverschen (§ 257) Erblanden noch das Hildesheimische, Goslar, Lingen und Ostfriesland hinzugethan und so ein Staat geschaffen wurde, der an der Elbe-, Weser- und Ems-Mündung einen äußerst günstigen Zugang zum Meere hatte, auf dem mit Erfolg aufzutreten ihm freilich Macht und Größe fehlte. Außerdem lag dies neue Königreich, zum Teil auf Preußens Kosten geschaffen, gerade Preußens Interessen hindernd im Wege, und drohende Gefahren waren ihm damit als unvermeidliches Geschick mitgegeben. Wie Münster dachte auch ein anderer Freund Steins, der Freiherr von Gagern, mehr an sein Herrscherhaus (§ 250 Anm.) als an Deutschlands Vorteil: mit großer Verblendung sorgte er dafür, daß dem neugegründeten Königreiche der Niederlande auch noch das ehemalige Erzstift Lüttich zugewendet wurde,

*) Dagegen erhielt Dänemark von Preußen das ihm zu diesem Zweck von Hannover abgetretene Lauenburg.

das noch bis 1794 Reichsland gewesen war. Auch das Großherzogtum Luxemburg ward an diesen außerdeutschen Staat geknüpft.

§ 699. Die sonstigen Veränderungen waren unbedeutend. Die freien Städte wurden bis auf vier, Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt a. M., nicht wiederhergestellt, ebenso nicht die reichsunmittelbaren kleineren fürstlichen, gräflichen und ritterschaftlichen Gebiete.

Es blieben im ganzen 39 deutsche Staaten, von denen freilich zwei, die beiden Großmächte Österreich und Preußen, da sie auch außerdeutsche Länder mit umfaßten, sich ihre europäische Stellung ausdrücklich vorbehielten, und drei, Hannover, Luxemburg und Holstein, gar nur Nebenländer der fremden Kronen England, Holland und Dänemark waren. Die Volksstimme verlangte Herstellung einer deutschen Reichsverfassung, die stark sei zu Schutz und Trutz, und Preußen, dessen Interessen eins waren mit den deutschen, suchte mit Ernst eine Form zu finden, die den gerechten Forderungen des Volks, das sich eben seine Freiheit heldenmütig erkämpft hatte, genügte. Aber wenn auch die kleinsten Staaten, schutzbedürftig wie sie waren, der preußischen Vorlage meist zustimmten: Österreich und die Mittelstaaten waren mit einer straffen Reichsgewalt und einem starken Reichsregimente wenig einverstanden. Die Mittelstaaten wollten vor allem die schöne Souveränität der Rheinbundszeit nicht wieder verlieren, und Österreich wollte wohl seinen Einfluß in Deutschland wahren, aber keine Opfer für Deutschlands Wohl bringen, am wenigsten sich einer andern Macht unterordnen. Metternich hatte eine Zeit lang wirklich daran gedacht, jede Einigung der deutschen Staaten als unnütz abzuweisen, Kaiser Franz aber war anderer Meinung, und so fand denn auch Metternich, daß „in der Mitte des Kontinents keine Leere, vielmehr eine Fülle sein müsse." Dank seiner diplomatischen Überlegenheit und der kräftigen Unterstützung der Mittelstaaten wurde anstatt des preußischen Entwurfs ein österreichischer durchgesetzt, der einen völkerrechtlichen Bund unabhängiger und gleichberechtigter Herrscher unter Österreichs Vorsitz schuf. Der deutsche Bund, der so an die Stelle des ehemaligen Reichs trat, umfaßte außer den beiden Großmächten Österreich und Preußen 4 Königreiche, 1 Kurfürstentum, 7 Großherzogtümer, 10 Herzogtümer, 10 Fürstentümer, 1 Landgrafschaft und 4 freie Städte. Alle verbundenen Staaten waren souverän. Nur selbständige Kriegsführung und Schließung von Bündnissen gegen die Interessen des deutschen Bundes und seiner Glieder sollten untersagt sein, innere Streitigkeiten der Bundesstaaten von einem Austrags- (Austrägal-) Gericht geschlichtet werden. Landständische Verfassungen in allen Staaten, Freizügigkeit der Unterthanen, Gleichberechtigung der Bekenntnisse waren in besonderen Artikeln der Wiener Bundesakte (§ 696) in Aussicht gestellt.

§ 700. Wenn schon die Mehrzahl der deutschen Regierungen mit dem geschaffenen Bunde unzufrieden war, so konnte das deutsche Volk die Bundesakte erst recht nicht als die Grundlage des neuen Zustands, den es für Deutschland herbeigesehnt hatte, ansehen. Selbst hinter dem alten Reiche blieb der deutsche Bund weit zurück. Ein Bundesgericht, eine oberste Kriegsleitung, eine gemeinsame Vertretung beim Auslande, einheitliche Maße, Gewichte und Münzen blieben den deutschen Staaten versagt. Der Trost, daß der Bundestag die Verfassung ausbauen werde, sah bei der Gestaltung dieser Bundesversammlung, von der wir noch unten reden werden, fast wie Hohn aus. Wahrlich, die vaterlandsliebenden Männer Deutschlands hatten ein Recht entrüstet zu sein, denn „niemals ist einem

großen, mit frischem Siegeslorbeer gekrönten Volke eine kümmerlichere Unverfassung auferlegt worden, als es damals dem deutschen Volke durch die Bundesakte geschah". Wenn das deutsche Volk nach den Freiheitskriegen nicht wieder zurücksank in den alten, jammervollen Zustand, so verdankte es dies wahrlich nicht seiner Bundesverfassung, sondern nur dem in den Zeiten schwerer Not erwachten, im heiligen Kampfe gegen den fremden Unterdrücker erstarkten Gefühle der Vaterlandsliebe und der untrennbaren brüderlichen Zusammengehörigkeit. Was es getragen und was es geleistet hatte, das band die Herzen der Deutschen zusammen, und das deutsche Volk begann trotz der Zersplitterung sich als eine Nation und zwar als eine einige, noch zu großen Thaten und Ehren berufene Nation zu fühlen. Die edleren unter seinen Fürsten griffen selbst begeistert diesen Gedanken auf. Was Fürsten den Völkern schulden, hatten die drei verbündeten Herrscher, Friedrich Wilhelm III., Franz I. und Alexander, offen kund gethan, indem sie die heilige Allianz schlossen (26. September 1815), durch die sie sich verpflichteten, ihre Völker nach den Vorschriften der christlichen Religion zu regieren. Es waren drei Fürsten verschiedenen Bekenntnisses, die sich so die Bruderhand reichten. Und wenn auch dieser Bund später nicht so rein blieb, wie seine Stifter ihn gedacht hatten, so war er doch eine schöne Vorbedeutung für ein kommendes Zeitalter des Friedens, der Gerechtigkeit, der Treue unter Fürsten und Völkern.

D. Deutschland bis zur Aufrichtung des Kaisertums. 1815—1871. Überblick.

1. Deutschland bis zum Jahre 1840.

§ 701. Der Pariser Friede und der Wiener Kongreß hatten, wie es zunächst schien, auf lange Zeit hinaus die Ruhe Europas und einen geordneten Zustand begründet. Aber gerade Deutschland war in seinen innersten nationalen Bedürfnissen am wenigsten befriedigt worden. Das einzige Gesamtorgan des Bundes war der in Frankfurt am Main tagende Bundestag. Er sollte über allgemeine deutsche Angelegenheiten beraten und beschließen. Aber was durfte man von einer Behörde erwarten, von der für alle Beschlüsse über wichtigere Angelegenheiten, z. B. Verfassungsänderungen, Einstimmigkeit gefordert wurde? Und wie wenig entsprach das Stimmrecht der Macht der einzelnen Staaten! In pleno, d. h. im weiteren Rate, hatte jeder der 39 Staaten (die allmählich bis auf 33 zusammenschmolzen), auch die kleinsten, wenigstens eine Stimme, Österreich und die fünf Königreiche je 4, und so abnehmend bis zu den letzten hinunter. Im engeren Rate, der meist der entscheidende war, führten die größeren Staaten je eine (Viril-) Stimme, von den kleineren immer mehrere zusammen eine (Kuriat-) Stimme. Es galt also Österreich oder Preußen bei der Abstimmung nicht mehr als Württemberg oder Sachsen, ja nicht mehr als zusammengenommen die beiden Hohenzollern, Liechtenstein, Waldeck, die beiden Reuß, Schaumburg und Lippe (die XVI. Kurie), und es konnte vorkommen, daß eine Großmacht wie Preußen, dessen Einwohnerzahl nach und nach bis auf 18 Millionen stieg, von Staaten überstimmt (majorisiert) ward, die zusammen noch nicht so viel Einwohner wie eine preußische Provinz, ja wie ein Regierungsbezirk hatten.

§ 702. Zunächst freilich trat dieses Mißverhältnis noch wenig hervor, da die beiden Großmächte, durch die heilige Allianz (§ 700) verknüpft, unter sich befreundet und vor allen Dingen zur festen Erhaltung der Ordnung entschlossen, ein so starkes Übergewicht hatten, daß die Mittel- und Kleinstaaten ihnen unbedingt folgten. Aber gerade, daß beide Großmächte, Österreich und Preußen, neben den vielen andern Staaten im Bunde standen, machte ihn auf die Dauer unmöglich. So lange Preußen sich dem österreichischen Einflusse willig hingab, ging es leidlich; sobald es sich aber zu fühlen begann und bei seiner überwiegend deutschen Stellung nicht mehr bloß Diener und Werkzeug fremder Zwecke sein wollte, zeigte es sich, daß die Bundesverfassung auf die Dauer unhaltbar war. Die alte Uneinigkeit Deutschlands war so durch die Bundesverfassung nicht beseitigt, sondern erneuert. Nach außen hin aber zeigte sich der Bund, da ihm sowohl die gemeinsame diplomatische Vertretung wie im Kriegsfalle der gemeinsame Oberbefehl abging, als dieselbe ohnmächtige, schwerfällige Masse wie zuvor das deutsche Reich.

§ 703. Freilich trat jetzt eine lange, an zeitlichen wie geistigen Gütern reichgesegnete Friedenszeit ein, die mit geringer Unterbrechung die fünfzig Jahre hindurch, die der Bund bestanden hat, dauerte. Aber es fehlte doch der deutschen Nation zu ihrem gesunden Gedeihen die frische, ungehemmte Entfaltung des politischen Lebens nach außen wie nach innen, und vor allem fehlte dem stets mehr erstarkenden Nationalgefühl die Einheit und die Kraft, die nur aus dieser kommt. Österreich, das der Staatskanzler Fürst Metternich nach dem Frieden noch dreiunddreißig Jahre regiert hat, suchte die alte Ordnung in Europa und Deutschland, wie sie die Verträge von 1815 geschaffen hatten, um jeden Preis zu erhalten — natürlich, denn Österreichs Herrschaft über Italien nicht bloß, auch die über alte Erblande wie Ungarn und Galizien schien davon abhängig. Deshalb würdigte Metternich die heilige Allianz zu einem Werkzeuge herab, die Entwickelung aller freien Staatsformen, von denen man einen Umsturz des Bestehenden fürchtete, zu hemmen und die unnatürlichen Herrschaftsverhältnisse Österreichs aufrecht zu erhalten. Gerade indem er überall drohende Revolutionen sah, zerstörte er das Band des Vertrauens, das besonders in Deutschland und Preußen durch die Befreiungskriege um Fürsten und Völker von neuem geschlungen war. Und Kaiser Franz I. teilte mit seinem Minister die Abneigung gegen jede Freiheit und Selbständigkeit. Ein Staatsleben, an dem das Volk einen freudigen Anteil genommen hätte, entwickelte sich deshalb nicht in Österreich; auch die geistigen Anregungen, die aus Deutschland herüberkamen, fanden nur schwer und gleichsam verstohlen Eingang. Die Folge war, daß hier ein erschlaffendes Genußleben unter Vornehmen und Geringen weiter und weiter um sich griff und daß die herrlichen geistigen wie materiellen Kräfte des Reiches fruchtlos und brach lagen. So blieb es unter der Regierung des Kaisers Franz I., der 1835 starb, und auch unter der seines äußerst schwachen Nachfolgers Ferdinand I. (1835—1848).

§ 704. Auf ganz Deutschland wirkte der entnervende Druck, der von Österreich ausging, unheilvoll. Die große Menge der Bevölkerung sehnte sich nach fünfundzwanzigjährigen Kriegen und Verwirrungen zuerst und vor allem nach Frieden und einer festen Ordnung. Man wollte in Ruhe arbeiten und sein bescheidenes Glück genießen können. Es waren deshalb nur vereinzelte Stimmen, zum Teil von Männern, die einst die Erhebung von 1813 mit gefördert hatten, wie Arndt, Görres, Jahn u. a., die mahnten, daß die

Nation nicht in Schlaffheit versinken dürfe und daß sie ein Anrecht auf Erfüllung der Verheißungen habe, die ihr bei der großen Erhebung, besonders durch den Aufruf von Kalisch (§ 644), gegeben worden waren. Am meisten wirkten diese Stimmen auf die Jugend, besonders auf die der Universitäten und der Turnplätze. Was den Staatsmännern nicht gelungen war, die studierende Jugend traute sich zu, es erreichen zu können. Nachdem 1815 in Jena die erste deutsche Burschenschaft gegründet worden war, folgten bald fast alle protestantischen Universitäten dem gegebenen Beispiel, und 1818 traten alle diese Verbindungen in Jena zusammen zur allgemeinen deutschen Burschenschaft. Das Verhältnis der deutschen Jugend zur „werdenden Einheit des deutschen Vaterlandes" sollte die Grundlage des Verbandes sein. Gewiß, es war Selbstüberhebung, dieser Anlauf der studierenden Jugend zur Einigung Deutschlands, aber viele von denen, die jetzt „deutsche Burschen" waren, hatten ihr Schwert mit zur Befreiung Deutschlands geschwungen, hatten ihr Blut für das Vaterland vergossen. Sie glaubten berechtigt zu sein, zur Vollendung dessen mitzuwirken, was ihnen der Friede und die Bundesakte so unvollkommen gebracht hatte. Verhängnisvoll war, daß die trotz mancher Verirrungen im Grunde doch harmlose und rein ideal auf die Erziehung des kommenden Geschlechts gerichtete Bewegung einzelne schlimme Auswüchse hervorbrachte. Schon das Wartburgfest im Jahre 1817 hatte, so gut es gemeint war, Anstoß erregt. Bald machten sich radikale Strömungen geltend, und es entstand, freilich nur von wenigen angenommen, die Lehre der „Unbedingten", aus deren Mitte Sand, der Mörder Kotzebues (1819), hervorging. Ein gleichzeitiger zweiter Mordversuch, der aus denselben Kreisen herrührte, erregte allenthalben, besonders in Preußen, solche Entrüstung, daß es Metternich leicht wurde, den König von Preußen zu Maßregeln zu bewegen, zu denen er sich sonst schwerlich würde haben bereit finden lassen. Preußen geriet ganz unter Österreichs Einfluß. Das Ergebnis dieser Metternichschen Vorherrschaft waren die von Österreich und Preußen im Verein mit einigen gleichgesinnten Regierungen gefaßten Karlsbader Beschlüsse (1819). Sie hoben die Freiheit der Presse in ganz Deutschland auf, setzten eine Bundes-Untersuchungskommission in Mainz ein zur Bekämpfung der „demagogischen Umtriebe" — so nannte man die noch sehr unklaren nationalen und freiheitlichen Bestrebungen besonders der studierenden Jugend — stellten die Universitäten unter strenge Bevormundung und schufen endlich eine Bundes-Exekutionsordnung, welche die in der Bundesakte so peinlich gewahrte Souveränität der Einzelstaaten einfach über den Haufen zu werfen drohte. Durch Überrumpelung und Einschüchterung wurden diese Beschlüsse zwar beim Bundestage in Frankfurt durchgesetzt, aber Dauer hatte der Sieg Österreichs nicht. Preußen sah bald, welche Gefahr für seine weitere Entwickelung diese Beschlüsse bargen; die Mittel- und Kleinstaaten fanden ihren Mut wieder, und die Wiener Schlußakte 1820 brachte keine Stärkung der Bundesgewalt, sondern nur eine weitere Festigung der Einzelgewalten, wie sie durch die Wiener Bundesakte vorbereitet war. Das deutsche Volk hatte für Einheit und Freiheit mit der Wiener Schlußakte nichts gewonnen. Kühl wandten sich die Geister von den deutschen Dingen ab und überall dahin, wo man um wahre oder vermeintliche Freiheit kämpfte. Eine ernste Erregung ging durch die deutschen Gemüter, als seit 1820 die romanischen Nationen Südeuropas, die Spanier und die italienischen Völker, gegen ihre despotischen Fürsten zu den Waffen griffen, und

als dann die Griechen gegen die türkischen Dränger sich zum Freiheitskampfe erhoben (1821), brach diese Teilnahme in helle Begeisterung aus. Man schien in der fremden Freiheit die eigene zu lieben. Aber wie Metternich die Stimmen der freigesinnten Männer in Deutschland verstummen machte, so war es sein Einfluß, der überall in Europa dem Freiheitsdrange der Völker entgegentrat. In Spanien schlugen französische, in Italien österreichische Truppen die Aufstände nieder, und die Kongresse zu Aachen (1818), Troppau (1820), Laibach (1821) und Verona (1822), die Fürsten und Diplomaten zu glänzenden Zusammenkünften vereinigten und gegen die revolutionären Ereignisse in Europa gemeinsame Maßregeln trafen, ließen dann die heilige Allianz, die sich allmählich fast auf alle größeren Mächte Europas ausgedehnt hatte, immer mehr als nur zur Unterdrückung jeder freiheitlichen Bewegung bestimmt erscheinen.

§ 705. Ernster als der Widerstand schwankender, unklarer Stimmungen war in Deutschland derjenige, der gegen das Metternichsche System allmählich in den Klein- und Mittelstaaten heranwuchs. Die Wiener Bundesakte hatte verheißen, daß in allen deutschen Ländern ständische Verfassungen eingeführt werden sollten. Während beide Großmächte mit der Erfüllung dieses Versprechens zögerten, gingen die übrigen Staaten damit vor. Am frühesten (schon 1814) that es Nassau, dann folgte Weimar, noch immer unter dem trefflichen Karl August (§ 532), Württemberg, Bayern, Baden (1818); später die meisten anderen. Zugleich kamen in einzelnen dieser Staaten nicht unbegabte, volksfreundliche Herrscher auf den Thron, so in Württemberg König Wilhelm I. (1816—1864) und in Bayern König Ludwig I. (1825—1848). Diese wie auch manche Fürsten kleinerer Länder zeigten sich der konstitutionellen Entwicklung weniger abgeneigt als die beiden Großmächte, und so kam es, daß die kleineren Staaten als die freieren erschienen, die größeren als die, welche durch den Bundestag jene zu allem, was Verhaßtes geschah, gegen deren Willen zwangen. Einst Rheinbundsmächte, hatten diese zumeist süddeutschen Staaten auch jetzt noch eine Vorliebe für das Andenken Napoleons, für Frankreich, für die Kämpfe der dortigen Volksvertreter gegen die Bourbonen. So entwickelte sich, auf die konstitutionellen Bestrebungen der eigenen Volksvertretung gestützt und aufmerksam auf alle derartigen Kämpfe, die in den größeren Reichen Europas, besonders in England und Frankreich, stattfanden, jene allgemein freisinnige Richtung, die an gewissen Idealen freiheitlicher Verfassung festhielt, mit den bestehenden Verhältnissen und der historischen Begründung des wirklichen politischen Lebens ungern rechnete und im ganzen einen mehr weltbürgerlichen als nationalen Charakter trug. Dieser sogenannte Liberalismus beherrschte besonders das südliche und westliche Deutschland.

§ 706. Bei solchen Stimmungen war es erklärlich, daß die Julirevolution in Frankreich (1830), durch welche die Bourbonen entthront wurden und der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, König der Franzosen ward, die Geister auch in Deutschland in Aufregung versetzte. Wieder (§ 539) geschah dies mehr in den kleineren Ländern als in den großen: Österreich und Preußen blieben von der Revolution unberührt. Besonders in den rheinischen Staaten, in Baden, Darmstadt, Rheinbayern, gab sich eine revolutionäre Aufregung kund, die in dem sogenannten Hambacher Fest (1832) und in dem unsinnigen, bald darauf gegen die Bundesversammlung unternommenen sogenannten Frankfurter Attentat (3. April 1833) ihren Gipfel erreichte. Auch in Braunschweig, Hessen und Sachsen kam es

zu Unruhen. Alle diese Bewegungen suchte Metternich durch neue Bundesbeschlüsse niederzuhalten, und äußerlich kehrte wirklich bald die Ruhe überall zurück. Ja es konnte sogar 1837 in Hannover, als hier der König Ernst August die Regierung übernahm, die bisherige Verfassung umgestürzt werden, ohne daß der Bundesrat es für nötig hielt, die Beschwerde der hannöverschen Stände über diesen Gewaltakt als berechtigt anzuerkennen.

Metternich war seiner Sache in Deutschland sicher: eine Revolution schien völlig ausgeschlossen zu sein. Hatten sich doch sämtliche deutsche Regierungen verpflichtet, selbst im Widerspruch mit den Gesetzen ihrer Staaten die Maßregeln gegen die revolutionären Bestrebungen, über die sich Österreich, Preußen und Rußland nach dem Frankfurter Attentat geeinigt hatten, zur Durchführung zu bringen. Und doch, wie bitter täuschte man sich! Die Presse freilich war mundtot gemacht, und die liberalen Elemente in den Kammern der Verfassungsstaaten hielten sich sehr still, aber die Stimmung war überall aufgeregt, und der Groll über die Vergewaltigungen wuchs immer mehr. Und diese Stimmung war um so gefährlicher, als politische Erfahrung dem deutschen Volke ganz fehlte. Wenn jetzt ein neuer Anstoß von dem ewig unruhigen Frankreich her kam, dann war Schlimmeres zu befürchten, als was die Julirevolution 1830 gebracht hatte.

2. Preußen unter Friedrich Wilhelm III. und in den ersten Jahren Friedrich Wilhelms IV. Von 1815—1848.

§ 707. Preußen hatte in der Rheinprovinz und in einem großen Teile Westfalens und der ihm abgetretenen sächsischen Hälfte Gebiete gewonnen, die ihm noch fremd waren und deren Bewohner sich erst in den neuen, strengen, wenig beliebten Staat einleben mußten. Es bedurfte deshalb vor allem des Friedens und der inneren Ordnung. König Friedrich Wilhelm III. (1797—1840), durch das Unglück erprobt und durch die gemeinsamen Leiden wie durch die gemeinsame Erhebung aufs engste mit seinem Volke verbunden, war in seiner schlichten, wohlwollenden Art der rechte Mann, um diese Friedensaufgabe zu erfüllen. Seine schönste Zeit brach erst nach 1815 an; er glich in der knappen, praktischen, sparsamen Weise, mit der er im Innern alles zu ordnen wußte, in manchen Beziehungen Friedrich Wilhelm I., und die Bevölkerung der alten Provinzen traute durchaus der väterlichen Regierung und blieb von den revolutionären wie den liberalen Strömungen, die durch die Zeit gingen, lange unberührt. Aber auch darin tritt die oben bezeichnete Ähnlichkeit hervor, daß Friedrich Wilhelm III. in seiner äußeren Politik nicht zu einer rechten Selbständigkeit kommen konnte. Mit vollem Vertrauen der heiligen Allianz und besonders seinen beiden Verbündeten von 1813, Österreich und Rußland, zugeneigt ließ er sowohl die Einflüsse Metternichs wie die des Kaisers Alexander und seines Nachfolgers Nikolaus hemmend auf Preußen wirken. So kam es, daß Männer wie Stein, Schön, Gneisenau, Humboldt, die auch nach dem Befreiungskampfe noch Großes und Gutes für Preußen hätten wirken können, mehr in das Dunkel des Privatlebens zurücktraten, ja patriotische Männer wie Arndt, Schleiermacher u. a. von Unwürdigen verleumdet und verfolgt werden konnten. Schlimm war, daß Metternichs Richtung auch auf die innere staatliche Entwicklung Preußens entscheidenden Einfluß gewann. Der König hatte am 22. Mai 1815 eine reichsständische Verfassung, die schon Stein beabsichtigt hatte (§ 596), in Aussicht gestellt. Die Reichsstände sollten zwar nicht vom Volke gewählt werden, sondern aus den umgestalteten Provinzial-

ständen hervorgehen; auch sollten sie nur beraten, nicht beschließen. Aber so gering auch immer diese Befugnis manchem Eifrigen erschien, Preußen wäre doch damit in die Reihe der Verfassungsstaaten getreten und hätte nicht als das Land der starren Reaktion in dem liberalen Süddeutschland ausgeschrieen werden können. Es war neben dem Widerspruch der hohen Beamten, die eine Störung der straffen Ordnung fürchteten, und der adligen Heißsporne, die am liebsten die alten Stände aus der Vorzeit des Großen Kurfürsten (§ 456) wiedergehabt hätten, vor allem Metternichs Einfluß, der den König mit den schlimmen Erfahrungen in Süddeutschland, mit der Gefahr, die in jeder Verfassung liege, so weit schreckte, daß Friedrich Wilhelm III. die Berufung von Reichsständen vertagte und nur **Provinzialstände** zugestand. Ihre Gestaltung, die das königliche Gesetz vom 5. Juni 1823 ordnete, gab der Ritterschaft bei den Abstimmungen ein entschiedenes Übergewicht, aber freilich waren die Befugnisse der Stände überhaupt nur sehr gering. Nur für die Verwaltung der eigenen Provinz war ihnen eine gewisse Mitwirkung eingeräumt, jede Veröffentlichung der Verhandlungen streng untersagt. Wer für Preußen in der Gewährung einer Verfassung große Gefahren sah, der konnte zufrieden sein mit dem, was geschehen war, und Metternich konnte sich sagen, daß wieder einmal Österreich der Gefahr entgangen war, von Preußen in Deutschland überholt zu werden; aber die Preußen und Deutschen, die von dem preußischen Staate das Heil für Deutschland erhofften oder auch nur an Preußens Stellung im Befreiungskriege dachten, die waren schwer enttäuscht. Es war damals (1824), als der zweite Sohn des Königs, der spätere Kaiser Wilhelm I., schrieb: „Hätte die Nation (gemeint ist Preußen, wie das Folgende zeigt) 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl **alles** aufgeopfert, solchen Resultates halber?"

§ 708. Blieb so die nationale Aufgabe Preußens noch unerfüllt, so pflegte es doch sonst den Fortschritt auf allen Gebieten, und dadurch gelang es ihm, rasch und dauernd die so verschiedenen Stämme, die ihm einverleibt waren, zu einem Ganzen zu verschmelzen. Handel und Industrie, Ackerbau und Gewerbe wurden begünstigt. Daneben freilich bedurfte Preußen, um seine Stellung unter den europäischen Mächten zu bewahren, einer sehr gesteigerten Kraftanspannung und deshalb eines großen stehenden Heeres, dessen Kriegstüchtigkeit mit allem Eifer auch im Frieden erhalten werden mußte. Es mußten deshalb die militärischen Einrichtungen des Befreiungskriegs, die **allgemeine Wehrpflicht** und die **Landwehr**, geradezu Gesetz werden. Aber auch für die **geistige Bildung** ward rastlos gearbeitet. Erst jetzt konnte für den Volksunterricht in umfassender Weise Sorge getragen werden: Preußens Schulwesen ward damals mustergültig fast für alle gebildeten Völker. Ebenso ward der höhere Unterricht gefördert; zu den alten Universitäten ward am Rhein Bonn neu gegründet, und die Berliner Universität erfreute sich fortwährend einer hohen Blüte. Die Residenz schmückte sich mit neuen schönen Bauten und Bildsäulen. Im Geiste edler Versöhnlichkeit auf religiösem Gebiet ward auf des Königs eigensten Betrieb beim dritten Reformationsjubiläum die **evangelische Union** zwischen Lutheranern und Reformierten gestiftet (1817). —

§ 709. 1. Von größerer Wichtigkeit aber war es, daß Preußens Regierung zunächst für den Handel und Verkehr eine Einheit in dem ganzen Deutsch-

land außer Österreich, das seiner besonderen Verhältnisse wegen nicht beitreten konnte, herzustellen begann. Preußen hatte schon 1818 im eigenen Lande alle Binnenzölle aufgehoben, dagegen seine bisher offene Landesgrenze zu einer Zollinie gemacht. Bei der Zerrissenheit der preußischen Landesteile mußten darunter die umschlossenen und angrenzenden kleineren Staaten schwer leiden, wenn sie sich nicht dem preußischen Zollsysteme anschlossen. Schwer genug ward das den vom Gefühle ihrer Souveränität durchdrungenen Kleinstaaten, aber der Versuch, den Bund gegen Preußens Vorgehen anzurufen, schlug fehl; die Wiener Schlußakte erkannte an, daß an Bundesstaaten von einem anderen Souveränitätsrechte ohne weiteres abgetreten werden könnten, und nach langem Sträuben und Sperren bequemten sich seit 1828 die einzelnen Staaten dazu, mit Preußen in Berlin Sonderverträge zu schließen. Nachdem es dem feurigen preußischen Finanzminister Motz gelungen war, durch freie Handelsstraßen durch die sächsischen Herzogtümer die zollverbündeten Staaten Bayern und Württemberg mit Preußen in Verbindung zu bringen, schlossen sich auch die meisten anderen Staaten an. 1834 war das außerösterreichische Deutschland zum größten Teil zu einem Wirtschaftsgebiete in dem Zollvereine geeint. Preußen war das ausgesprochene Haupt dieser Zolleinigung. Es war die erste, äußerlich unscheinbare, innerlich aber höchst wichtige That des selbständiger werdenden Preußen. Österreich war auf diesem Gebiete vollkommen überholt; voll Eifersucht und nicht ohne geheime Angst erblickte es in dem Geschehenen „den ersten Riß in dem Werke von 1815". Die preußischen Staatsmänner, namentlich Motz, hatten ihr großes Verdienst an diesem Erfolge, aber er war doch auch in den Verhältnissen begründet. Preußen war eben deutsch, seine Interessen deutsche Interessen. Der eigene Vorteil zog die kleineren Staaten zu Preußen, sie mochten wollen oder nicht, und der eigene Vorteil hielt sie bei Preußen fest, je länger desto mehr.

2. Überraschend schnell zeigten sich die Vorteile des Zollvereins für Handel und Verkehr. Deutschland war nun ein Handelsgebiet geworden, das zu verknüpfen die Regierungen sich ernstlich angelegen sein ließen. Kunststraßen wurden allenthalben gebaut, die Wasserläufe reguliert, die Zölle, namentlich auf dem Rhein und der Elbe, geordnet und ermäßigt, und als seit der Mitte der 30er Jahre Dampfwagen und Dampfschiffe sich als die recht eigentlichen Beförderungsmittel unserer Zeit erwiesen, da entstanden Eisenbahnen zwischen allen größeren und bedeutenderen Orten, da füllten sich die Flüsse mit Dampfern, und der Aufschwung des Verkehrs übertraf die kühnsten Erwartungen. Und mit dem Verkehr hob sich die Industrie in ungeahnter Weise. Allenthalben entstanden große Fabriken, namentlich der Maschinenbau (Borsig in Berlin, Krupp in Essen, Hartmann in Chemnitz) begann damals emporzublühen. Erfolgreich wetteiferte Deutschlands Gewerbefleiß mit dem Auslande. Deutschlands Handelsflotte hob sich so, daß sie bald den ersten Platz nach der englischen und amerikanischen einnahm. Überraschend war der Aufschwung von Orten wie Köln, Breslau, Magdeburg, Stettin, Nürnberg, München, Stuttgart, Berlin. Es waren nicht mehr bloß die Residenzen (§ 428), die Glanz und Wohlhabenheit genossen. Besonders die Eisenbahnen entlang und an ihren Knotenpunkten hoben sich oft früher ganz unscheinbare Orte zu Bedeutung und Ansehen. — Und mit dem Aufschwung bürgerlicher Lebensthätigkeit wetteiferte der der Landwirtschaft. Der Bauer begann seines nun entlasteten Eigentums froh zu werden, und mit der Wohlhabenheit gewann er auch höhere Bildung.

Männer wie Thaer und Liebig machten die neuerblühende Wissenschaft auch für diesen Stand fruchtbar. „Rationell" zu wirtschaften ward jetzt die allgemeine Forderung, die an jeden Landmann gestellt wurde.

3. Für die Dichtkunst freilich schien die goldene Zeit in dieser Periode des neu sich bildenden Staats- und Verkehrslebens dahin. Der Altmeister Goethe (§ 609) hatte in seinem zweiten Teile des Faust auch für diese Arbeiten seines Volkes den dichterisch verklärenden Ausdruck gesucht und gefunden, aber die ihn überlebten, waren keine Geistesriesen wie er. Rückert und Uhland schenkten dem deutschen Volke noch manche schöne Blüte der Lyrik, Immermann schuf seinen Münchhausen, dem Grafen Platen, dem eifrigsten Bekämpfer der Romantiker (§ 609), gelang manches meisterhaft gebaute Gedicht, einzelne Lieder Heinrich Heines entzückten die deutschen Herzen — aber es war doch alles mehr ein Ausklingen alter Weisen, als daß neue Bahnen gefunden worden wären. Dagegen entfalteten sich glänzend die bildenden Künste. Für Norddeutschland ward Berlin, wo König Friedrich Wilhelm III. und besonders Friedrich Wilhelm IV. sie in großartiger Weise begünstigten, besonders ihre Pflegestätte. Hier schuf Rauch das köstliche Grabdenkmal der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg, hier baute Schinkel, der Erwecker des griechischen Stiles, das erhabene Alte Museum, hier wirkte später der in seiner Erfindung so großartige, geniale Cornelius. In Süddeutschland war es vornehmlich München, wo die bildende Kunst blühte: König Ludwig I. von Bayern und nach ihm sein Sohn Maximilian II. (1848—1864) waren ihre Schützer, und Männer wie Klenze und Schwanthaler schufen hier ihre großartigen Werke.

4. Neben der Kunst entfalteten sich die Wissenschaften mächtig, besonders die Geschichte und alle Zweige der Naturwissenschaften blühten empor, aber auch in der Philosophie und Theologie, in den Altertums- und Sprachwissenschaften herrschte reges, zu neuer Erkenntnis sich durcharbeitendes Leben. Es war die Zeit, wo auf eine Anregung Steins der Anfang gemacht wurde mit einer allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Sammlung deutscher Geschichtsquellen, den Monumenta Germaniae historica, wo in Raumers „Geschichte der Hohenstaufen" das erste bedeutende Werk über die ruhmvolle Zeit jener Herrscher erschien, wo Schlosser die Geschichte des vergangenen Jahrhunderts mit umfassender Benutzung der Litteratur, nur leider in allzu splitterrichterlicher Weise behandelte, wo Ranke die Archive erschloß und vorsichtig abwägend aus dem Geiste der Zeiten heraus die Geschichte vergangener Epochen zu erfassen sich bemühte. Alexander von Humboldt versuchte in seinem Kosmos alles, was die neue Naturwissenschaft erforscht und gefunden hatte, zu einem Gesamtbilde für die Gebildeten der Nation zu gestalten; Hegel baute sein großartiges philosophisches System auf, August Boeckh und Gottfried Hermann führten ihre Schüler in die Tiefen des Lebens und die Schriftwerke der Alten, und durch die vergleichende Sprachwissenschaft, die Franz Bopp begründete, erstand eine ganz neue Auffassung von der Zusammengehörigkeit der Sprachen der Kulturvölker und von dem Zusammenleben dieser selbst. Überall, auf den Universitäten wie auf den höheren Schulen, die im Norden, wie im Süden Deutschlands den neuen Auffassungen gemäß umgestaltet wurden, lebte und webte wissenschaftlicher Sinn. Deutschland war nur ein geographischer Begriff, aber der deutschen Wissenschaft ward in Europa willig der erste Preis zuerkannt.

GEBIETSENTWICKELU

Dar Müller Deutsche Gesch.

Entworfen u. gezeichnet von Th. Manning 1889

Verlag von Franz

Digitized by Google

ahlen in Berlin.

Geograph. Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

Digitized by Google

§ 710. Am 7. Juni 1840 starb Friedrich Wilhelm III., tief betrauert von seinem ganzen Volke, das in Freude und Leid mit ihm verwachsen ihn wie einen Vater geehrt hatte. Ihm folgte sein Sohn **Friedrich Wilhelm IV.** (1840—1861), ein reichbegabter, hochgebildeter, kunstsinniger Fürst. Gelehrte Männer hatten ihn erzogen, die Kunstschätze in Paris (1814) und Rom hatten seinen edlen Geschmack gebildet, und Künstler und Gelehrte staunten über die Sicherheit und Schärfe seines Urteils, über sein umfassendes Wissen; in außerordentlicher Weise besaß er die Gabe des treffenden Worts und der begeisternden Rede. Soldatisches und Kriegerisches war wenig an ihm; auch er war ein Friedenskönig und wollte einer sein. Doch war er darum nicht der Meinung, daß alles bleiben sollte, wie es war; vielmehr war er durchaus für eine lebensvolle Weiterentwicklung der Dinge sowohl in Preußen wie in Deutschland, dem er mit voller vaterländischer Liebe anhing. Aber freilich waren seine Ziele weit entfernt von denen, denen damals die öffentliche Meinung, die ganze Volksströmung in Preußen und in Deutschland zustrebte. Gewiß wollte er seinen Unterthanen „einzelne persönliche Rechte" gewähren, aber er wollte auch den adeligen Herren in ihren Kreisen ein gewisses fürstliches Walten nach Art der alten Stände sichern und vor allem das Königtum in seiner „von Gott verordneten Unumschränktheit erhalten". In diesem Sinne war er bei der Schaffung der Provinzialstände (§ 707) unter der Regierung seines Vaters thätig gewesen, in diesem Sinne dachte er jetzt weiter zu gehen. Seine ersten Regierungsthaten wurden vom Volke mit Freuden begrüßt; politisch Verfolgte kehrten wieder aus den Kerkern in ihre Ämter zurück, eine großherzige Versöhnungspolitik gewann ihm die Herzen aller in seinem Reiche, und als damals Kriegsgeschrei von Frankreich her entstand, war er es, der die Abwehr durch Gesamtdeutschland in großartigem Sinne ins Auge faßte. Aber seine Versuche, eine Reform der deutschen Bundesverfassung im Anschluß an dieses Aufflammen des nationalen Gefühls anzubahnen, scheiterten an dem Widerstande Metternichs, der jedem derartigen Schritte entgegentrat, da Österreich dabei nur verlieren konnte, Preußen gewinnen mußte. Und in Preußen folgte der ersten begeisterten Hoffnung bald Ernüchterung, als der König zwar die Provinzialstände anerkannte, aber Reichsstände bestimmt ablehnte. Daß der König der Presse größere Freiheiten gegeben hatte, bot indes die Möglichkeit, immer lauter und allgemeiner den Ruf nach der 1815 versprochenen Verfassung zu wiederholen. Die Erregung drang in alle Schichten der Bevölkerung, und besondere Veranlassungen wie die Frage der Nachfolge in Schleswig-Holstein, ein Polenaufstand in Krakau, religiöse Bewegungen ließen die Wogen nur immer höher gehen — da erschien am 2. Februar 1847 ein Erlaß, durch den die acht Provinziallandtage als **vereinigter Landtag**, der in zwei Kurien (Herren- und Dreiständekurie) beraten sollte, für den April des Jahres einberufen wurden. **Preußen war nun ein Verfassungsstaat**, aber die öffentliche Meinung war mit dieser Verfassung wenig zufrieden, die Zusammensetzung des Landtages wurde vielfach angegriffen, und die Rechte, die der Volksvertretung eingeräumt waren, wurden allgemein nicht für ausreichend erachtet. Vor allem erregte es Anstoß, daß der Landtag nur nach freiem königlichem Ermessen, nicht alljährlich berufen werden sollte, daß er nur über neue Steuern beschließen, dagegen über die Ausgaben des Staates und über die Gesetzgebung nur beraten sollte. Die Presse wie die Litteratur des „jungen Deutschland" nährten die Unzufriedenheit. Der lange thatenlose Friede

erzeugte in den Geistern eine ähnliche Stimmung und Haltung, wie sie Preußen vor seinem Fall 1806 erlebt hatte (§§ 573 ff.). So begann der sichere Grund des Vertrauens und der Treue wankend zu werden.

3. Deutschland in den Revolutionsjahren. 1848—1850.

§ 711. Im Februar 1848 gab eine Revolution in Paris, durch die der König Louis Philipp gestürzt und die Republik wieder erklärt ward, dem schon gärenden Deutschland einen stürmischen Anstoß. Im März begannen, vom Westen her vordringend, in allen Klein- und Mittelstaaten die Forderungen nach freieren Verfassungen, Preßfreiheit, Bürgerbewaffnung ꝛc. laut zu werden, und ihre Befriedigung wurde auf mehr oder minder gewaltsamem Wege den Regierungen abgerungen. Überall aber gesellte sich zu diesen Forderungen das Verlangen nach einer Volksvertretung am Bunde und einer obersten Gewalt im Sinne deutscher Einheit. Dies war der wichtigste und am meisten berechtigte Kern in der ganzen Bewegung. Und diesmal blieb sie nicht wie früher an der Schwelle der deutschen Großstaaten stehen: am 13. März 1848 ward durch einen Volksaufstand in Wien Metternich gestürzt und vertrieben; am 18. März brach ein gleicher Aufstand in Berlin aus, der auch König Friedrich Wilhelm IV. zwang, den Wünschen der Zeit nachzugeben.

§ 712. Es war ein schweres Unglück für Deutschland und für Preußen, daß auch dieses dem Sturm der Revolution nicht standhielt. Es rächte sich furchtbar, daß Preußen nach den Befreiungskriegen die Wege Steins (§ 596) verlassen und statt dessen die Metternichs eingeschlagen hatte, sowie daß die Pläne Friedrich Wilhelms IV. zur Umgestaltung des Bundes keine Zeit gefunden hatten zu reifen. Das deutsche Volk aber erhoffte nun alles Heil von der in Frankfurt zusammentretenden, nach allgemeinem gleichem Stimmrecht vom ganzen deutschen Volke gewählten deutschen Nationalversammlung, während doch eine immer wilder um sich greifende Revolutionspartei jede ruhige Entwicklung unmöglich machte. In Wien beherrschten Studenten und Arbeiter eine Zeit lang den Kaiserstaat, während in dem damals zusammengetretenen österreichischen Reichstage die Nationalitäten feindlich aufeinander stießen und das Reich selbst, besonders durch den Abfall Italiens und Ungarns und durch die unruhige Gärung unter den slavischen Völkern, auseinander brechen zu müssen schien. In Berlin herrschte während des ganzen Sommers eine Straßendemokratie der unverständigsten und frechsten Art. Die zur Ausarbeitung einer Verfassung berufene preußische konstituierende Nationalversammlung lehnte den Entwurf der Regierung ab, brachte aber keinen eigenen zustande und geriet je länger desto mehr unter die Herrschaft der Schreier der Gasse. Auch in Frankfurt, unter den Augen der deutschen Nationalversammlung, geschahen in dem republikanischen Septemberaufstande Greuelthaten, die zur Wiederholung der französischen Schreckenszeiten (§ 536) führen zu wollen schienen.

§ 713. Aber die herrschende Demokratie hatte berauscht von ihrem augenblicklichen Siege vergessen, daß die Grundfesten der alten Staaten, besonders die Heere, noch standen. Während die wahnsinnigen und blutigen Ausschweifungen der Revolution alle klar und besonnen Denkenden mit Ekel und Entrüstung erfüllten und alle Besitzenden um ihr Eigentum besorgt machten, sammelten die Regierungen im stillen ihre Kräfte wieder. In Österreich bezwang Feldmarschall Radetzky zuerst die italienische Revolution und Fürst Windischgrätz die immer bedenklicher angewachsene Wiener De-

mokratie, nachdem er zuerst Prag, dann die Hauptstadt nach blutigem Kampfe wieder gewonnen hatte (31. Oktober). Bald nachher, am 2. Dezember 1848, dankte Kaiser Ferdinand ab, und sein 18jähriger Neffe Franz Joseph I. übernahm mit frischer Kraft die Regierung. Ungarn ward erst im Herbste des Jahres 1849 mit russischer Hilfe unterworfen. Durch die von der Regierung einseitig gegebene (octroyierte) Verfassung vom 4. März 1849 ward dann Österreich in die Reihe der konstitutionellen Staaten eingeführt. Auch in Preußen ermannte sich die Krone wieder zu scharfem Vorgehen. Im November 1848 wurde die Hauptstadt vom General Wrangel ohne Kampf wieder besetzt, die Nationalversammlung erst nach Brandenburg verlegt, dann aufgelöst und unter dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel ebenfalls eine Verfassung octroyiert (5. Dezember 1848), die von den beiden nach dem zugleich erlassenen Wahlgesetze gewählten Kammern Anfang 1849 geprüft und genehmigt werden sollte. Damit war die Ruhe im Lande wie in der Hauptstadt wiederhergestellt. Sie ward auch nicht gestört, als die zweite Kammer im April 1849 aufgelöst, darauf das jetzt noch bestehende Dreiklassenwahlgesetz für die zweite Kammer erlassen ward und die danach gewählte Kammer noch 1849 dem Wunsche des Königs entsprechend eine Reihe von Rechten der Verfassung vom 5. Dezember 1848 aufgab. Nach der neuen Verfassungsurkunde, die am 31. Januar 1850 veröffentlicht wurde und im wesentlichen heute noch besteht, ist der unverletzliche und unverantwortliche König unumschränkter Kriegsherr und hat allein die vollziehende Gewalt. Die Minister, die er frei beruft und entläßt, sind verantwortlich. Ihre Gegenzeichnung ist für jeden Regierungsakt notwendig. Die vor dem Gesetze gleichen Staatsbürger finden ihre Vertretung in dem aus zwei Kammern bestehenden Landtag. Die erste Kammer, seit 1855 Herrenhaus genannt, besteht aus den Prinzen, dem erblich berechtigten hohen Adel, den auf Lebenszeit von der Krone Berufenen und aus Mitgliedern, die auf Präsentation berufen sind. Die zweite Kammer, das Abgeordnetenhaus, besteht aus 433 Mitgliedern, deren auf fünf Jahre erfolgende Wahl in Urwahlen gekorene Wahlmänner vollziehen. Beide Häuser sind gleichberechtigt und beraten gesondert. Sie können Anträge stellen und Petitionen entgegennehmen; vor allem aber unterliegt die Staats-Einnahme und Ausgabe ihrer Bewilligung.

In der deutschen Nationalversammlung hatte eine gemäßigte Partei, geleitet von Männern wie Gagern und Dahlmann, mühsam gegen eine republikanische gerungen, bis sie zuletzt erreicht hatte, daß, während bis dahin Erzherzog Johann von Österreich (§ 614) als provisorisch erkorener Reichsverweser seit 1848 an der Spitze Deutschlands gestanden hatte, König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum deutschen Kaiser erwählt ward. Aber dieser wies die Kaiserkrone, die ihm von einer feierlichen Deputation angeboten wurde, am 3. April 1849 zurück, indem er erklärte, er könne nicht „ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und der freien Städte Deutschlands eine Entschließung fassen, welche für sie und die von ihnen regierten deutschen Stämme die entschiedensten Folgen haben müsse“. Wohl ging damals ein Bedauern über diesen Entschluß gerade durch den Teil der Nation, der es ernst mit Deutschlands Zukunft meinte aber die Folge hat gezeigt, wie richtig er war. Die Revolutionspartei aber fand in der Ablehnung der Reichsverfassung durch die Regierungen neuen Anlaß zu Aufständen, die im Frühling 1849 besonders in Dresden, in Baden und in der Pfalz einen bedenklichen Charakter an-

nahmen, bis preußische Truppen unter dem Prinzen von Preußen (dem späteren Kaiser Wilhelm I.) auch hier die mit der ganzen europäischen Revolution zusammenhängenden Bewegungen bezwangen. Die deutsche Nationalversammlung, zu einem Rumpf zusammengeschwunden, endete in Stuttgart (18. Juni 1849).

§ 714. Einen sehr traurigen Abschnitt in der Geschichte dieser verhängnisvollen Jahre bildet der Kampf in Schleswig-Holstein. Die beiden Herzogtümer, seit lange an die dänische Krone geknüpft (§ 256), hatten bei dem in Aussicht stehenden Erlöschen des älteren dänischen Königsstammes gehofft, sich unter einem eigenen Herrscher aus der jüngeren augustenburgischen Linie (§ 254 Anm.) enger an das deutsche Gesamtvaterland anschließen zu können. Im Jahre 1846 hatte aber der sogenannte offene Brief König Christians VIII. auch in diesem Falle ein Fortbestehen der Vereinigung mit Dänemark angekündigt. Die sich deshalb erhebende Unzufriedenheit konnte dadurch nicht beseitigt werden, daß Christians Nachfolger Friedrich VII. am 23. Januar 1848 den Herzogtümern eine gemeinsame Verfassung mit Dänemark gab. Als die Aufstände des Jahres 1848 begannen, erhob sich auch Schleswig-Holstein und bildete eine provisorische Landesregierung, die gegen Dänemark den Unabhängigkeitskampf begann. Dieser war anfangs, da die schleswig-holsteinische Armee, in der viele deutsche Freiwillige kämpften, nur zum Teil aus geschulten Leuten bestand, unglücklich; dann aber rückten deutsche Bundestruppen ins Land, und die Preußen schlugen bei Schleswig die Dänen (23. April 1848) und trieben sie aus dem Lande. Nun trat aber der Mangel einer Kriegsflotte hervor, der es unmöglich machte, den Sieg zu vervollständigen, und als man zum Ersatz des Schadens, den die Dänen zur See dem deutschen Handel zufügten, Jütland besetzte, nahmen England und besonders Rußland eine drohende Haltung an. Deshalb schloß Preußen, das den Krieg, der vielen, vor allem dem König selbst, nur eine besondere Gestaltung der allgemeinen Revolution zu sein schien, ohnehin nur mit halber Seele führte, den Waffenstillstand von Malmö ab (26. August 1848). Im Frühling 1849 aber begann der Kampf von neuem, und die männlich ausharrende Bevölkerung der Herzogtümer ward noch einmal unterstützt von den deutschen Bundestruppen, die hier in Eintracht rühmlich nebeneinander fochten. Als aber die unter dem preußischen General Bonin gebildete junge schleswig-holsteinische Armee die jütische Grenze überschritt, den Feind bei Kolding schlug und bis unter die Wälle von Fridericia verfolgte, zögerten die Preußen und übrigen Deutschen, durch diplomatische Rücksichten gebunden, zu folgen; dann rückten sie zwar in Jütland ein, führten aber den Krieg nur lau, und auch die schwere Niederlage, die die Schleswig-Holsteiner vor Fridericia durch einen Ausfall der Dänen erlitten, änderte daran nichts. Der dann in Berlin geschlossene neue Waffenstillstand trennte Schleswig von Holstein und stellte jenes unter eine Statthalterschaft, deren Vorsitzender ein parteiischer Engländer war. Noch einmal begannen 1850 die Holsteiner, die den von Preußen im Namen des deutschen Bundes geschlossenen Frieden verwarfen, nur noch eignen Kräften vertrauend den Kampf gegen das überlegene Dänemark. Selbst als sie bei Idstedt unweit Schleswig am 24. und 25. Juli nach tapferem Kampfe überwunden worden waren, verloren sie den Mut nicht und führten den Krieg weiter — bis die deutschen Großmächte selbst die Einstellung der Feindseligkeiten geboten und österreichische wie preußische Truppen über die von Preußen zu diesem Zwecke überbrückte

Elbe zogen, um die Herzogtümer zu entwaffnen, die so durch Deutsche dem Feinde überantwortet wurden. Das Londoner Protokoll vom Jahre 1852 vernichtete dann mit einem Federzuge die Hoffnung der Schleswig-Holsteiner, mit dem bevorstehenden Aussterben des Mannesstammes der dänischen Königsfamilie von der den Deutschen so verhaßten dänischen Herrschaft los zu kommen; vielmehr sollten nach dem Tode Friedrichs VII. die von ihm regierten Lande von der Elbe bis zur äußersten Nordspitze ungeteilt auf den Prinzen Christian von Glücksburg übergehen. Den braven Schleswig-Holsteinern blieb seitdem nichts als männliches Dulden gegenüber den tausend rachsüchtigen Bedrückungen des kleinlichen Feindes, dem sie wieder preisgegeben waren, den deutschen Patrioten aber das brennende Gefühl der Schande, die sich von neuem an den deutschen Namen heftete.

4. Friedrich Wilhelms IV. Bestrebungen für eine Neugestaltung des deutschen Bundes.

§ 715. Friedrich Wilhelm IV. hatte seinen Plan einer Umgestaltung des deutschen Bundes auch mitten in den Stürmen der Revolution festgehalten. Noch vor derem blutigen Ausbruch in Berlin (18. März 1848) hatte er erklärt, Deutschland müsse aus einem Staatenbunde in einen Bundesstaat verwandelt werden, und eine nur allzu überschwengliche Proklamation vom 21. März desselben Jahres enthielt die Worte: „Rettung aus unsern Gefahren kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr .... Preußen geht fortan in Deutschland auf". Gleichwohl hatte er, wie oben (§ 713) gezeigt ist, die deutsche Kaiserkrone nicht angenommen. Als im Frühling 1849 die preußischen Truppen Sachsen aus dem Brande des Aufruhrs gerissen und ganz Norddeutschland vor dem Umsichgreifen der Revolution geschützt hatten, ward vorläufig mit Sachsen und Hannover ein Bund unter Preußens Leitung geschlossen (der sogenannte Dreikönigsbund), der den Kern zu einem engeren deutschen Bundesstaate mit Ausschluß Österreichs bilden sollte. Aber den Fürsten war es mit diesem Bunde, in dem sie der Einheit zu Gefallen einen Teil ihrer so hoch gehaltenen Souveränität opfern sollten, kein rechter Ernst. Und bald fand das Widerstreben gegen Preußens Führung einen Rückhalt in dem wiedererstarkten Österreich, das, jetzt siegreich gegen die Revolution, von dem klugen und verwegenen Fürsten Schwarzenberg geleitet wurde. So zogen sich bei der nun günstiger werdenden Lage die Mittelstaaten von Preußen zurück. Dieses beharrte auch jetzt noch in dem Bestreben, eine festere Reichseinheit, eine Union, wenngleich nur mit den kleineren Staaten herzustellen, und berief unter Radowitzens Leitung im März 1850 ein aus einem Volks- und einem Staatenhaus bestehendes Unionsparlament nach Erfurt, von dem eine neue Reichsverfassung angenommen wurde. Aber die Unentschlossenheit des Königs und seine beständige Rücksichtnahme auf Österreich, das seinerseits von Rücksichten auf Preußen ganz frei war, hinderten ihn, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. Kein Wunder, daß einzelne Fürsten, die sich nur widerwillig für die Union erklärt hatten, nun zurücktraten, namentlich der Kurfürst von Hessen. Von Österreich aber wurden nun die deutschen Regierungen außer Preußen aufgefordert, den Bundestag wiederherzustellen. Es trat eine Spaltung ein, indem sich ein Teil der deutschen Fürsten, das sogenannte

Fürstenkollegium, an Preußen, ein anderer Teil, besonders die Könige von Bayern und Württemberg und auch die von Preußen wieder abgefallenen Staaten Hannover und Sachsen, an Österreich anschlossen. Hier war nach der Besiegung der Revolution das Selbstgefühl dermaßen erstarkt, daß man daran dachte, mit den gesamten Ländern Österreichs in den deutschen Bund zu treten, wodurch dann Deutschland völlig an das Schicksal des Kaiserstaats geknüpft gewesen wäre. Vor allem aber kam es Schwarzenberg darauf an, Preußen zu demütigen, denn der rechte österreichische Staatsmann mußte nach seiner Ansicht das Ziel verfolgen, Preußen erst zu erniedrigen und dann zu vernichten. In Kurhessen, wo Volk und Volksvertretung in ganz ruhiger und gesetzmäßiger Weise gegen verfassungswidrige Schritte des Kurfürsten und seines Ministers Hassenpflug auftraten, schien der Widerstreit beider deutschen Mächte und ihrer Bestrebungen zum offenen Kampfe führen zu sollen. Österreich und die ihm anhangenden Regierungen erklärten sich im Namen des wiederhergestellten Bundes, unter dessen Macht sich der Kurfürst geflüchtet hatte, zu dessen Schutz bereit, und bayrische und österreichische Truppen rückten in Hessen ein (November 1850). Diesem Einmarsch schien Preußen, das bereits Kassel besetzt hatte, Widerstand leisten zu wollen. Der Kampf, einmal begonnen, mußte zum Entscheidungskampf mit Österreich um die Oberleitung Deutschlands führen. Schon drangen fremdzüngige Heeresmassen tief aus den fernsten Erbländern Österreichs heran und sammelten sich in Böhmen, während mit ihnen Bayern gegen Hessen rückten; schon wurde auch in Preußen die Armee auf den Kriegsfuß gesetzt, die Landwehr einberufen. Da schreckten die drohenden Erklärungen des russischen Kaisers Nikolaus, den der preußische Minister Graf Brandenburg zu Warschau vergeblich für Preußens deutsche Bestrebungen zu gewinnen gesucht hatte, dieses von entscheidenden Schritten zurück. Brandenburg starb unmittelbar nach seiner Warschauer Reise, und der fügsamere Manteuffel ging nach Olmütz, um dort dem Minister Schwarzenberg in allen Punkten nachzugeben. So war zwar ein drohender Bürgerkrieg vermieden, aber auch Preußens Einfluß vorläufig dem Österreichs geopfert. Nun wälzte sich die Schmach der Unterdrückung Kurhessens, der Auslieferung Schleswig-Holsteins über Deutschland. Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte seine deutschen Pläne aufgegeben; gegenüber den Forderungen, die Schwarzenberg in den Dresdner Konferenzen gestellt und mit Hilfe der preußenfeindlichen Mittelstaaten durchzusetzen gehofft hatte, mußte es noch als ein Sieg Preußens erscheinen, daß der alte Bundestag einfach wiederhergestellt wurde (1851).

§ 716. Österreich hatte wieder den vorwaltenden Einfluß in Deutschland gewonnen. Es folgte nun rückhaltlos jenen Bestrebungen, die an die Zeiten Ferdinands II. (§§ 387 ff.) erinnerten. Die eigene Verfassung hob es auf, und wo in irgend einem deutschen Staate, wie in Mecklenburg und Anhalt-Dessau, Ähnliches betrieben wurde, da gewährten Österreich und der Bund ihre Unterstützung. In kirchlicher Beziehung gab sich Österreich wieder ganz der römischen und jesuitischen Einwirkung hin. Zu gleicher Zeit aber behielt das Wiener Kabinett gegen Preußen seinen übermütigen und feindseligen Ton. Es suchte mit Eifer die Mittel- und Kleinstaaten an sich zu fesseln, ja es versuchte das letzte Band deutscher Einheit, das Preußen noch in der Hand hielt, den Zollverein, zu lockern und durch den Widerspruch der Einzelnen zu lösen. — In ganz Deutschland herrschte die Ruhe der Ermattung. An dem Kriege der Westmächte, Frankreichs und Englands,

gegen Rußland (Krim-Krieg, 1853—1856) nahm Preußen, das keinen Grund zur Feindseligkeit gegen Rußland hatte, keinen Teil. Österreich schloß sich zuletzt den Westmächten an und führte durch diese drohende Bewegung die Nachgiebigkeit Rußlands und den Frieden herbei. — Preußen aber war in seinem Aufschwunge gelähmt. Zwar blieb die hier einmal gegebene Verfassung formell unverletzt; aber Mißtrauen und Unbehagen drangen in alle Kreise der Bevölkerung. Schwer ertrug man die Schmach von Olmütz, die man wie ein zweites Jena empfand, und vielen schwand der Glaube an Preußens Bestimmung: schon aber stand ein Umschwung nahe bevor.

5. Preußen in den ersten Regierungsjahren König Wilhelms I. (Regent vom 7. Okt. 1858 an; König seit dem 2. Jan. 1861).

§ 717. Im Oktober des Jahres 1857 erkrankte König Friedrich Wilhelm IV., dessen mehr künstlerischer als politischer, feiner und reizbarer Geist in den stürmischen Kämpfen der letzten zehn Jahre oft und schwer erschüttert worden war, an einem unheilbaren Gehirnleiden. Zuerst als Stellvertreter des erkrankten Königs auf kürzere Zeit, dann dauernd als Regent übernahm sein Bruder Wilhelm, Prinz von Preußen, die Regierung (am 7. Okt. 1858). Er war geboren am 22. März 1797; seine früheste Kindheit hatte noch den Glanz des alten Preußen gesehen, wie es Friedrich der Große hinterlassen hatte, sein beginnendes Knabenalter den Fall und das unermeßliche Leiden der Monarchie, seine erste Jünglingszeit die Erhebung des Vaterlands und die herrlichen Befreiungskriege. Da er ursprünglich schwächlicher Gesundheit war, so gestattete sein Vater, König Friedrich Wilhelm III., dem 16jährigen Jüngling erst nach der Schlacht bei Leipzig, den Feldzug mitzumachen. Bei Bar sur Aube (§ 684) erwarb er sich das eiserne Kreuz; beim Einzug in Paris begleitete er die Monarchen. Erst nachdem der Krieg beendet war, konnte an seine letzte Jugendausbildung und an seine Konfirmation gedacht werden. Damals schrieb er in dem von ihm selbst aufgesetzten Glaubensbekenntnisse: „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande; ich will daher unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht.“ In diesem altpreußischen Sinne strenger Pflichterfüllung reifte er heran; besonders widmete er sich mit ganzer Seele dem Dienst im Heere, dessen Oberbefehl ihm schließlich vom Bruder übertragen wurde. Das Jahr 1848 reichte auch ihm den Kelch bitterer Erfahrungen; aber schon 1849 stand er wieder an der Spitze des Heeres und dämpfte den Aufstand in Baden (§ 713); dann lebte er in fürstlicher Stille zu Koblenz.

§ 718. Sobald er die Regentschaft angetreten hatte, entließ er das Ministerium Manteuffel und berief ein neues unter dem Fürsten von Hohenzollern und dem Herrn von Auerswald. Frische Hoffnung erfüllte die Gemüter, und die Wahlen zum Abgeordnetenhause zeigten die freudige Zustimmung des preußischen Volkes zu den Maßregeln der neuen Regierung. Der neue Herrscher erklärte: „Preußen ist überall bereit, das Recht zu schützen.“ Das preußische wie das deutsche Volk verstand, daß damit auch das Recht der bisher verlassenen Völker, insbesondere Schleswig-Holsteins und Hessens, gemeint sei. Bald kam auch die Gelegenheit zum Handeln. In Italien bereitete sich ein Zerwürfnis zwischen dem Könige Viktor Emanuel von Sardinien und Österreich vor (1859). Die

Stimmungen in Deutschland waren geteilt: man gönnte dem zerrissenen, unterdrückten Italien, das wie ein Abbild Deutschlands erschien, seine Einheit wie seine Unabhängigkeit. Als aber der Minister Viktor Emanuels, Cavour, sich mit Louis Napoleon III. (Kaiser der Franzosen seit dem 2. Dezember 1852) verband und die französischen Heere über die Alpen rückten, gedachte man der Gefahren des gallischen Ehrgeizes und der nahen Zugehörigkeit Österreichs zu Deutschland. Österreich aber dachte in seiner gewohnten Überhebung Preußen wie einen Vasallenstaat mit fortreißen zu können und begann den Krieg. Die Niederlagen bei Magenta am linken Ufer des Tessin (4. Juni 1859) und bei Solferino südlich vom Gardasee (24. Juni) waren die Folgen dieser Überstürzung. Preußen war aber bereits nicht mehr das Preußen von Olmütz. Zwar hatte sich der Prinz-Regent zur thätigen Hilfe für Österreich bereit erklärt und das preußische Heer mobil gemacht, aber er verlangte für den Fall, daß es wirklich zum Kampfe kam, den unumschränkten Oberbefehl. Ehe Österreich das zugab, opferte es lieber die Lombardei: sie wurde im Vorfrieden von Villafranca, der dann in Zürich (Nov. 1859) bestätigt wurde, an Napoleon abgetreten, der sie Sardinien überließ. Gegen Preußen aber ward die Beschuldigung geschleudert, es habe Österreich im Stich gelassen, und so sei dieses zum Frieden genötigt worden.

§ 719. So hatte Österreich selbst im Unglück gezeigt, daß es Preußen stets von der Führerschaft in Deutschland fern halten wolle. Preußen mußte, wenn es zu der ihm gebührenden Stellung gelangen wollte, auf einen Krieg gerüstet sein. Der Prinz-Regent begann deshalb eine gründliche Reorganisation des Heeres, die er selbst als sein eigenstes Werk bezeichnete. Das Heer sollte „das Volk in Waffen", das es sein wollte, auch wirklich werden. Um das zu ermöglichen, mußte vor allem die Zahl der Regimenter vermehrt werden. Die vorhandenen Formationen, die schon 1814, als das noch bestehende Wehrgesetz erlassen ward, kaum alle Wehrfähigen hatten aufnehmen können, genügten jetzt, da die Einwohnerzahl von 11 auf 18 Millionen gewachsen war, natürlich auch nicht annähernd mehr. Dadurch wurde nicht bloß die Wehrkraft des Staates beeinträchtigt, sondern es folgte daraus auch eine schwere Ungerechtigkeit. Denn während die Ausgehobenen der Einberufung lange Jahre hindurch gewärtig sein mußten, auch nachdem sie ihre Dienstzeit in der Linie längst hinter sich hatten, konnten alljährlich Tausende nicht eingestellt, also auch nicht ausgebildet werden: sie kamen um ihr Recht, das Vaterland mit zu beschirmen, und luden ihre Pflichten ohne ihr Verschulden den andern auf, die gedient hatten. Es wurde also geplant, die Zahl der Regimenter soweit zu vermehren, daß statt 40000 nun 63000 Mann eingestellt werden konnten; ferner sollte die Reservepflicht von 2 Jahren auf 5 ausgedehnt werden, damit nicht bei jeder Mobilmachung die meist verheirateten Landwehrleute mit einberufen werden müßten. Dagegen aber erhob sich der Widerspruch des Abgeordnetenhauses. Da Preußen so lange keinen großen Krieg geführt hatte und vor der Entscheidung von 1850 zurückgewichen war (§ 715), so zweifelte man, ob eine Vermehrung des Heeres nötig sei, da es ja doch nicht zu Thaten käme; man fand die durch die Reorganisation entstehenden Geldlasten zu hoch; andere fürchteten eine Beeinträchtigung der altbewährten Landwehr. Und so bewilligte die Kammer im Jahre 1860 nur auf ein Jahr 9 Millionen Thaler zur vorläufigen Unterhaltung der neuen Regimenter. Ehe dieses Jahr abgelaufen war, am 2. Januar 1861, starb Friedrich Wilhelm IV., und es begann die Königsregierung Wil-

helms I. Aus den kraft- und würdevollen Worten des Erlasses, den der Herrscher am 7. Januar veröffentlichte, klang die bestimmte Absicht heraus, durch die Stärkung seiner Wehrkraft Preußen und durch dieses ganz Deutschland zu größerer Macht empor zu heben („Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen"). Die Heeresreorganisation durchzuführen, war sein bestimmter Wille. Aber die Kosten für die neuen Regimenter, die doch schlechterdings nicht wieder aufgelöst werden konnten wurden 1861 nur für ein weiteres Jahr bewilligt, und das 1862 neu zusammentretende, in seiner Mehrheit der „Fortschrittspartei" angehörende Haus der Abgeordneten war den Plänen der Regierung durchaus abgeneigt. Es wurde aufgelöst — aber die Neuwahlen ergaben noch einen Zuwachs der fortschrittlichen Abgeordneten. Mit überwältigender Mehrheit wurden die von der Regierung geforderten Summen abgelehnt, und so entstand, da die Regierung nicht nachgeben konnte, der sogenannte Verfassungskonflikt, der sich von Jahr zu Jahr mehr verschärfte.

§ 720. Da berief der König den bisherigen Gesandten in Paris, Otto von Bismarck, an die Spitze des Ministeriums, dem als Nachfolger des Fürsten von Hohenzollern seit dem Frühling 1862 Fürst Hohenlohe vorgestanden hatte. Otto von Bismarck-Schönhausen (geb. den 1. April 1815) hatte in den beiden vereinigten Landtagen von 1847 und 1848, dann in der zweiten Kammer von 1849 und im Erfurter Parlament von 1850 als einer der hervorragendsten Führer der sogenannten konservativen, damals Österreich wie dem Minister von Manteuffel zugeneigten Partei gegolten. Er war dann Bundestagsgesandter in Frankfurt geworden (1851) und hatte hier das wahre Österreich, das unter Schwarzenberg und seinen Nachfolgern Preußen mit empörendem Übermut behandelte, kennen gelernt. Von da an stand es in seinem energischen Willen fest, so viel an ihm liege, Preußen dieser unwürdigen Stellung zu entziehen. Als Gesandter in Petersburg und Paris hatte er noch tieferen Einblick in die große Politik gewonnen. Man schätzte hier seine Gaben hoch, ebenso wie man sie in Wien fürchtete. Er hätte, zum Minister berufen, sich gern mit den Abgeordneten in Einklang gesetzt. Aber er wurde mit großem Mißtrauen begrüßt, und da er nach seines Königs Willen wie nach seiner eigenen Überzeugung die Armee-Reorganisation durchaus durchführen mußte, so wuchs die Verbitterung in den Jahren 1862—1864 immer mehr. Österreich schien jetzt die Führung Deutschlands ganz und gar übernehmen zu wollen. Es veranlaßte den deutschen Fürstenkongreß in Frankfurt a. M. (Aug. 1863) zur Neugestaltung des deutschen Bundes, und als infolge der ablehnenden Haltung König Wilhelms dieser im österreichischen Interesse unternommene Versuch ohne wirkliche Ergebnisse blieb, so konnte Österreich mit einigem Scheine des Rechts Preußen die Schuld zuschieben, daß eine Besserung der deutschen Zustände nicht zustande gekommen sei. Unablässig reizte es die Mittelstaaten gegen Preußen. Ein feindlicher Zusammenstoß schien nahe, als ein äußeres Ereignis unerwartet noch einmal ein Zusammengehen beider Mächte herbeiführte.

6. Der schleswig-holsteinische Krieg. 1864.

§ 721. Am 15. November 1863 starb der König Friedrich VII. von Dänemark, und nach dem Londoner Protokoll von 1852 (§ 714) folgte ihm Prinz Christian von Glücksburg als König Christian IX. Noch Friedrich VII. hatte eine sogenannte Gesamtstaatsverfassung vorbereiten lassen, durch die

Schleswig völlig in die dänische Monarchie einverleibt werden sollte. Christian IX. trug Bedenken, ihr seine Unterschrift zu geben. Aber geschreckt durch die revolutionären Drohungen seiner Hauptstadt that er es, um nicht seine Krone einzubüßen. Die meisten deutschen Klein- und Mittelstaaten hatten das Londoner Protokoll nicht anerkannt und beriefen sich nun auf die gesetzlich feststehende Erbfolge (§ 254 Anm.; § 714); der Bund erklärte sich gegen die Einverleibung und beschloß die Bundesexekution: 12000 Mann Sachsen und Hannoveraner rückten noch im Dezember 1863 in Holstein ein. Stürmisch verlangte jetzt durch ganz Deutschland das Nationalgefühl die endliche Befreiung der Herzogtümer und die Sühnung der alten Schmach. Beide Großmächte aber, ohne die doch nichts geschehen konnte, waren in eigener Lage. Preußen war entschlossen zu handeln und zu helfen. Aber gebunden durch das Londoner Protokoll konnte es sich nicht gegen die dänische Erbfolge und (wie man verlangte) ohne weiteres für den Prinzen Friedrich von Augustenburg erklären, ohne das gesamte Europa zum Kampfe herauszufordern. Österreich hatte kein Interesse an Schleswig-Holstein, das es einst selbst entwaffnet hatte, und wollte vor allem nicht, daß Preußen durch eine nähere Verbindung mit diesem Lande an Macht gewinne. Auf der andern Seite wollte es doch die Volksgunst besonders in Süddeutschland auch nicht einbüßen, was unfehlbar geschehen mußte, wenn es die Schleswig-Holsteiner im Stiche ließ. Unter diesen Umständen folgte es lieber dem Vorgehen Preußens, um dieses dabei zugleich überwachen zu können.

§ 722. Gegen die Erbfolge konnte sich Preußen nicht erklären, wohl aber gegen die Einverleibung Schleswigs als einen Rechtsbruch Dänemarks; der erste Kanonenschuß aber, so erklärte Bismarck ganz offen, zerreiße das Londoner Protokoll. Die Forderung Preußens und Österreichs an Dänemark, die Verfassung von 1863 wieder aufzuheben, ward abgelehnt und Preußen und Österreicher (an 50000 Mann) rückten nun gleichzeitig in Holstein ein, jene unter dem Prinzen Friedrich Karl, diese unter Feldmarschall-Leutnant v. Gablenz; der Oberbefehl lag in der Hand des greisen Feldmarschalls von Wrangel. Die Dänen wurden aufgefordert, Schleswig zu räumen. Als sie dies verweigerten, rückten die Verbündeten auch in das Herzogtum ein (1. Februar 1864); die Österreicher drangen gegen das Danewerk (eine Befestigung, die auf etwa elf Stunden Länge von der Stadt Schleswig am Ende des Schlei-Busens nach Osten bis Eckernförde, nach Westen bis zu den das südwestliche Schleswig erfüllenden Sümpfen hinüberführte und so gleichsam die ganze Halbinsel absperrte) vor, die Preußen aber wandten sich östlich und schickten sich nach dem erfolglosen Gefecht bei Missunde (2. Febr.) an, weiter östlich bei Arnis die Schlei zu überschreiten. Der dänische Obergeneral de Meza erkannte, daß er die weit ausgedehnte Stellung nicht zu halten vermochte. Am Abend des 5. Febr. begann der Abmarsch der Dänen; ohne Schwertschlag räumten sie die erste ihrer Verteidigungsstellungen, um sich über Flensburg auf die stärkeren Düppeler Schanzen zurückzuziehen. Österreicher und Preußen setzten den Dänen nach; bei Oversee ereilten die ersteren den Feind und lieferten ihm ein blutiges, aber siegreiches Gefecht (6. Februar). Tags darauf rückten die Verbündeten in Flensburg ein.

§ 723. Die Düppeler Schanzen, denen der nächste Angriff galt, erheben sich im sogenannten Sundewitt auf der stumpfen Halbinsel, die nach einer Seite, nach Süden hin, der Flensburger Meerbusen, nach der anderen

im Osten, der Alsensund umgürtet. Der Übergang über diesen Sund nach der Insel Alsen und der Stadt Sonderburg wird durch die Schanzen gedeckt. Sie waren durch Natur und Kunst aufs höchste befestigt und wohl imstande, durch ihre Stärke den Dänen zu ersetzen, was ihnen an Truppenzahl den Preußen gegenüber, denen die Aufgabe zufiel, die Schanzen zu nehmen, abging. Unter dem Prinzen Friedrich Karl begann nun eine ordnungsmäßige Belagerung. Endlich, am 18. April, war alles zum Sturm bereit. In unaufhaltsamem Andrang nahmen die kühnen Truppen die Schanzen, das sogenannte Retranchement dahinter und sogar die beiden diesseits des Sundes gelegenen Brückenköpfe von Alsen. Der Sturm kostete 1200 Mann, darunter 70 Offiziere, Zierden der Armee; aber reich war auch die Siegesbeute, und der König eilte persönlich nach dem Sundewitt, seinem Heere, das nach so langem Frieden sich doch so kriegstüchtig gezeigt hatte, seine Anerkennung auszusprechen.

§ 724. Unterdessen waren die Österreicher und die preußischen Garden nach Jütland eingerückt. Hier begannen sie die Beschießung von Fridericia (§ 714), das aber die Dänen nach dem Fall der Düppeler Schanzen freiwillig räumten. Zugleich bestand die junge preußische Marine bei Rügen gegen eine dänische Übermacht rühmlich die Feuerprobe. Unterdessen versuchte England eine friedliche Vermittlung, indem es die fünf Großmächte zu einer Konferenz nach London einlud. Es kam zu einem Waffenstillstande (vom 12. Mai bis 26. Juni). Da aber die Dänen jedes Zugeständnis ablehnten — selbst der Vorschlag, die Herzogtümer Schleswig-Holstein durch Personalunion mit der Krone Dänemark zu vereinen, schien ihnen unannehmbar — so begann der Krieg wieder. Früh am Morgen des 29. Juni setzten die Preußen unter Herwarth von Bittenfeld durch ein meisterhaftes Manöver nach Alsen über und nahmen die Insel. Weit über den Lymfjord drangen nun die verbündeten Truppen bis in die äußerste Spitze von Jütland. Da bequemte sich endlich Dänemark zum Frieden, dessen Vorbedingungen am 1. August in Wien festgestellt wurden und der am 30. Oktober 1864 unterzeichnet ward. In ihm entsagte der König von Dänemark allen seinen Rechten auf die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Gunsten des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen.

7. Das Jahr 1866.

§ 725. Was bei anderen Völkern Freude und Glück gewesen wäre, ein siegreicher Krieg, der die Grenzen erweiterte und edle Stämme dem Muttervolke wieder zuführte — das ward bei der Zerrissenheit Deutschlands in den armseligen Bundesverhältnissen der Grund erst zu widerlichem Wortgezänk, dann zu blutiger Waffenentscheidung. Gleich bei dem Beginn des dänischen Krieges war der Prinz Friedrich von Augustenburg nach Holstein gekommen. Der Minister von Bismarck hatte auch auf der Londoner Konferenz erklärt, Deutschland halte den Prinzen für den erbberechtigten Nachfolger in den Herzogtümern, und er trug kein Bedenken, die Vereinigung der Herzogtümer unter seiner Regierung zu empfehlen. Aber Preußen wollte Schleswig-Holstein nicht befreit haben, um einen neuen völlig selbständigen Mittelstaat in seinem Rücken entstehen zu sehen, zu schwach, um — trotz seiner herrlichen Lage an zwei Meeren — Deutschland zu nützen, wohl aber stark genug, um an Österreich angelehnt Preußen zu hemmen und ihm zu schaden. Es forderte deshalb, was es später von allen,

wenigstens den norddeutschen Bundesstaaten im Interesse Deutschlands zu fordern willens war: Einverleibung des Heeres in das preußische und Überlassung der äußeren Politik (der diplomatischen Vertretung) an Preußen; ferner die Einräumung der Bundesfestung Rendsburg, des Kieler Hafens und des noch zu bauenden Nordostseekanals. Der Prinz suchte sich diesen Bedingungen zu entziehen. Dieselben Anforderungen aber sprach Preußen am 22. Februar 1865 offen auch Österreich gegenüber aus, das Mitbesitzer von Schleswig-Holstein war und bereits darauf drang, man solle die Herzogtümer „vorläufig" an den Prinzen Friedrich abgeben. Am 5. März lehnte Österreich die preußischen Anträge ab, und der Prinz that nun dasselbe. Von Kiel aus, wo er sich mit seinem kleinen, im stillen wirkenden Hofe aufhielt, bereitete dann sein aufregendes Treiben Preußen immer neue Schwierigkeiten. Gegen dies Verfahren schritt Preußen ein. Die deutschen Bundesmächte nahmen sich dagegen des Prinzen an. Da Preußen nicht weichen wollte und konnte, so schien es schon im Laufe des Sommers zu einem feindseligen Zusammenstoße in Deutschland selbst kommen zu müssen.

§ 726. Noch einmal ward der drohende Sturm beschworen. Die Gasteiner Konvention vom 14. August 1865, bei einer persönlichen Zusammenkunft zu Salzburg und Ischl von dem Kaiser Franz Joseph und dem König Wilhelm bestätigt, wies Schleswig an Preußen und Holstein an Österreich zur Verwaltung (doch so, daß das gemeinsame Anrecht fortdauerte), und Lauenburg ging gegen eine an Österreich zu zahlende Geldentschädigung vollständig in die Souveränität des Königs von Preußen über. Bismarck, der bisher alle äußeren Verhandlungen so erfolgreich geleitet hatte, ward von seinem Könige in den Grafenstand erhoben. Aber der Gasteiner Vertrag war nur einem Waffenstillstand zu vergleichen. Die geheimen Aufreizungen der augustenburgischen Partei, die von Österreich unterstützt wurde, dauerten fort, während Preußen entschlossen war, bei einer endgültigen Ordnung in den Herzogtümern von seinen Forderungen nicht abzugehen. Da drohte Österreich die schleswig-holsteinische Sache ganz an den Bund abzugeben, wo eine Entscheidung gegen Preußen vorauszusehen war. Österreich forderte die ihm ergebenen Höfe auf, sich ungesäumt in Kriegsbereitschaft zu setzen (16. März 1866). Seinerseits war Preußen nun vollständig gerüstet und nahm mit aller Kraft die Umgestaltung des ganzen deutschen Bundes in Aussicht. In einem Rundschreiben vom 24. März erklärte Graf Bismarck, Preußen sei durch seine Stellung, seinen deutschen Charakter und durch die deutsche Gesinnung seiner Fürsten zunächst darauf angewiesen, seine Sicherheit in Deutschland selbst zu suchen. Dazu sei eine Reform des ganzen Bundes notwendig. Preußen sei, wenn es Deutschlands nicht sicher wäre, gerade seiner geographischen Lage wegen gefährdeter als andere europäische Staaten; Preußens Schicksal aber werde immer das Schicksal der anderen deutschen Staaten nach sich ziehen; der deutsche Bund aber, in seiner gegenwärtigen Gestalt den Gefahren Europas gegenüber gestellt, werde seiner Aufgabe unterliegen, und nichts werde dann Deutschland vor dem Schicksale Polens schützen. — Deshalb verlangte Graf Bismarck die Berufung eines aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen deutschen Parlaments.

§ 727. Aber diese großen Pläne, die durchaus im Sinne der seit 25 Jahren getriebenen preußischen Politik und des königlichen Monarchen Preußens waren, stießen auf den erbittertsten Widerstand. Österreich rüstete mit aller

Macht zum Kriege; die deutschen Mittelstaaten, nun auch Hannover und Kurhessen inbegriffen, sahen ihre Souveränität gefährdet; ja im eigenen Lande, wo auch die Erfolge von 1864 und 1865 den Streit nicht zu beenden, das Mißtrauen nicht zu überwinden vermocht hatten, zeigte sich Widerstreben an allen Orten, im Abgeordnetenhause, in zahlreichen Versammlungen, in fast allen Tagesblättern. Gleichwohl ging die preußische Regierung jetzt entschlossen vor. Mit Italien, das der Krieg von 1859 noch nicht „bis zur Adria“ frei gemacht hatte, ward ein Bündnis gegen Österreich geschlossen. Als Österreich die schleswig-holsteinische Sache dem Bunde übergab, erklärte Preußen die Gasteiner Konvention für gebrochen, und seine Truppen rückten in Holstein ein; als sich dann die holsteinischen Stände von Österreich berufen versammeln wollten, löste Preußen die bisherige holsteinische Regierung auf und verhinderte durch Festnahme des kaiserlichen Kommissars, der mit der Eröffnung der Versammlung betraut war, ihr Zusammentreten: als Österreich den Bund anrief, legte Preußen die Grundzüge seiner neuen Bundesverfassung vor (10. Juni), die Österreich aus Deutschland ausschloß, sonst aber dieselben Grundzüge eines festeren Bundesstaates vorzeichnete, wie sie später im norddeutschen Bunde ausgeführt wurden. Unterdessen wütete besonders in Süddeutschland die verhetzte Stimmung gegen Preußen bis zum wahnsinnigsten Haß, während das preußische Volk ernst und schweigend dem Kriege, der doch immerhin ein deutscher Bruderkrieg werden mußte, entgegensah.

§ 728. Der 14. Juni des Jahres 1866 endete den deutschen Bund. Österreich hatte den Antrag auf Mobilmachung des Bundesheeres gegen Preußen gestellt. Mit 9 Stimmen gegen 6 ward er auf nicht ganz einwandfreie Art zum Beschluß erhoben. Da erklärte der Gesandte Preußens, der schon vor der Abstimmung Protest gegen den Antrag eingelegt hatte, daß mit dessen Annahme Preußen den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen ansehe. Preußen und die ihm folgenden Staaten (beide Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig, Weimar, Koburg-Gotha, Altenburg, Bremen &c.) traten vom Bunde zurück, während Bayern, Württemberg, Sachsen, Hannover, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Baden (dieses unfreiwillig) Nassau, Meiningen und Reuß ä. L. Österreich folgten. Man hatte sich in der Thatkraft Preußens, die so oft in Zweifel gezogen worden war, und auch in der Volksstimmung stark verrechnet. Als die preußischen Adler flogen, die Trommeln des siebenjährigen Kriegs und der Befreiungskriege klangen und das Heer, geführt von den Prinzen aus dem Hohenzollern-Blut und bald vom Könige selbst, gebildet aus jeglichem Stande des Volkes, dieses „Volk in Waffen“ selber, ins Feld rückte: da war der innere Hader vergessen; wie 1813 strömten die freiwilligen Gaben zusammen, und es wurde immer klarer, daß auf Preußen die Hoffnung Deutschlands beruhte.

§ 729. Schon am 15. Juni ergingen an die nächsten Nachbarn, Hannover, Sachsen, Kurhessen, die Forderungen Preußens. Auch jetzt noch ward ihnen ihre Souveränität gewährleistet, wenn sie augenblicklich abrüsteten und sich dem neuen Bundesstaate anschlössen. Der König Georg V. von Hannover, stolz auf seine welfische Abkunft und sein Königtum, schwankte längere Zeit hin und her, erklärte sich aber zuletzt nach seines Herzens Zuge für Österreich und wies die Forderung zurück, ebenso der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen in eingewurzelter Abneigung gegen Preußen; Sachsen, das in seinem Minister Beust den eifrigsten Schürer zum Kriege gegen Preußen besaß, gleichfalls. — Sofort rückten die Preußen in alle drei Länder ein; mit betäubender Schnelligkeit fielen die Schläge. Über

die Elbe aus Holstein, das die Österreicher bereits vor dem 14. Juni geräumt hatten, kam General Manteuffel, von Westfalen her Vogel von Falckenstein, und schon am 17. Juni stand die Division Goeben in der Hauptstadt Hannover. Ebenso schnell rückte von der Rheinprovinz her General Beyer in Kurhessen ein, besetzte Kassel am 19. Juni und nahm den Kurfürsten, der auch in der letzten Stunde noch jede Versöhnung verwarf, gefangen, während es den kurhessischen Truppen gelang, nach Süden zu entkommen und sich mit dem 8. Bundesarmeekorps zu vereinigen. König Georg sammelte in der Eile bei Göttingen sein Heer, versäumte aber hier die Zeit, wo er sich noch südwärts durch Hessen einen Ausweg hätte bahnen können. Erst als wie im Sturm die Preußen sein Hannover besetzt hatten und ihm auf dem Fuße folgten und General Beyer ihm auch bereits die nächsten Wege des Abzuges über Kassel oder Eschwege sperrte, traf er Anstalt, mit seiner Armee südöstlich auf Thüringen gewandt zur bayrischen Armee zu entkommen. Er zog mit seinen 50000 Mann über Heiligenstadt nach Mühlhausen, aber auch jetzt noch in zögerndem und unsicherem Vormarsch, so daß General Falckenstein, der die preußischen Heereskräfte auf dem westlichen Kriegsschauplatze befehligte, ihm von Kassel aus Truppen in den Weg werfen konnte. Dem General v. Flies fiel die Aufgabe zu, mit 8150 Mann Infanterie und 225 Mann Kavallerie von Süden her den anrückenden Hannoveranern einen Riegel vorzuschieben.

§ 730. Diese waren bereits am 22. Juni in Mühlhausen gewesen, von wo aus ihnen damals ein Durchbruch bei Eisenach noch leicht geworden wäre. Auf die unbestimmte Nachricht aber, daß die Pässe dahin schon besetzt seien, beschloß man im hannöverschen Hauptquartier, den Weg über Gotha einzuschlagen. So zog man auf Langensalza. Aber hier angekommen (23. Juni), ward man wiederum unschlüssig. König Georg und die Seinen rechneten mit Zuversicht darauf, die Bayern würden ihnen über Eisenach her entgegenrücken. Es galt Zeit zu gewinnen, und so wurden die Unterhandlungen, die von Berlin aus noch einmal angeknüpft worden waren, gern angenommen, ja sogar am 25. Juni ein 24stündiger Waffenstillstand geschlossen. Und noch einmal bot König Wilhelm am 26. nicht bloß ehrenvolle Kapitulation, sondern auch ein ehrliches Bundesverhältnis auf Grund der preußischen Vorschläge vom 10. Juni (§ 727); er verbürgte sich, wenn Hannover darauf einginge, für seinen unversehrten Bestand und seine Selbständigkeit. Aber auch jetzt antwortete König Georg mit nein — und dieses Nein kostete ihm seine Krone. Die Hannoveraner zogen sich wieder auf Langensalza zurück, über das sie schon hinausgegangen waren, und nahmen am 26. hinter der Unstrut auf den Höhen bei Merxleben ihre Stellung. Unweit davon, auf dem rechten Ufer des Flusses, lag jenes alte Kloster Homburg (Hohenburg), bei dem einst ihre Vorfahren, die Sachsen, gegen den König Heinrich IV. gekämpft hatten (§ 137). Den preußischen Truppen unter General v. Flies hatte Falckenstein den ausdrücklichen Befehl zugesandt, dem Feinde „an der Klinge zu bleiben", ihn aber nicht anzugreifen. Indessen war dieser Befehl dem General v. Flies nicht zugegangen; dagegen hatte er Nachrichten über Bewegungen der Hannoveraner und über das Anrücken der Bayern erhalten, die ihm einen Angriff auf die ersteren geboten erscheinen ließen. Am Morgen des 27. Juni ging er mit seiner geringen Streitmacht auf Langensalza vor. Da machten die Hannoveraner Front und nahmen die Schlacht an. Wohl drangen nun die Preußen über die Unstrut vor: aber Tapferkeit stritt gegen Tapferkeit, und als

General Arentschild, der Oberbefehlshaber der Hannoveraner, die Schwäche des Gegners erkannte, der bereits alle seine Bataillone in den Kampf gezogen hatte, ging er zum Angriff über, durchschritt an zwei Stellen die Unstrut und nötigte Flies, den Rückzug anzutreten. Nun brach die stattliche hannöversche Kavallerie über die Unstrutbrücke vor, und die noch zerstreuten Haufen preußischer und gothaischer Infanterie mußten sich unter fortwährendem Feuer den Rückweg erkämpfen. Am Abend standen beide Teile wieder in der Stellung, die sie am Morgen inne gehabt hatten. — Nach diesem Siege hätten die Hannoveraner noch immer über Gotha durchbrechen können. Aber schon in der Nacht vom 27. zum 28. Juni verlegte Falckenstein ihnen auch diesen Ausweg. In ihrem Rücken, bei Heiligenstadt, erschien Manteuffel. Sie sahen sich rings von anwachsenden Truppenmassen umstellt, und die Hoffnung auf die Bayern erwies sich als eitel. Das Blut des beklagenswerten Kampfes von Langensalza war umsonst geflossen: am 29. Juni kapitulierte König Georg V. mit seinem Heer. Die Truppen erhielten nach Ablegung der Waffen freien Abzug und wurden in ihre Heimat gesandt; der König begab sich mit dem Kronprinzen durch Thüringen nach Wien.

§ 731. Ebenso rasch wie in Hannover und Hessen waren die Preußen in Sachsen eingerückt. Am 18. Juni ward Dresden, am 19. Leipzig besetzt. Die sächsischen Truppen hatten ihr Land geräumt und waren in Böhmen zu den Österreichern gestoßen. Hier in Böhmen, gedeckt durch die Gebirge, die einst Friedrich dem Großen so manche Schwierigkeiten gemacht, hatten sich seit dem März die österreichischen Heermassen, gemischt aus Deutschen, Magyaren, Slaven und selbst widerwillig fechtenden Italienern — denn noch gehörte der Nordosten Italiens zu Österreich — unter dem Oberbefehl des General-Feldzeugmeisters Benedek gesammelt. Sie bestanden aus 7 Armeekorps, von denen zwei durch Erzherzöge (Ernst und Leopold), vier andere durch Feldmarschall-Leutnants, unter denen Gablenz (§ 722) war, befehligt wurden. Man schätzte sie auf 247000 Mann, zu denen noch 24000 Sachsen kamen. Aber es zeigte sich, daß sie trotz der langen Vorbereitung nicht so kampffertig waren, wie man gedacht hatte. Jedermann hatte geglaubt, *sie* würden angreifen, Schlesien mit Übermacht überschwemmen, Sachsen besetzen und auf Berlin dringen: statt dessen rückten nun die Preußen in Böhmen ein. Sie hatten hier im Osten, wo ihre Hauptmacht stand (etwa 250000 Mann), drei Armeen gebildet, von denen die *erste* (Pommern, Brandenburger und Sachsen) unter dem Prinzen Friedrich Karl über Sachsen und aus der Görlitzer und Reichenbacher Gegend her, die *zweite* (Garde, Preußen, Posener und Schlesier) unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Schlesien und der Grafschaft Glatz aus vorrückte. Dazu kam dann auf dem rechten Flügel die *dritte*, die sog. Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld (§ 724), die von dem rheinländischen und dem halben westfälischen Armeekorps gebildet wurde. In viele Heersäulen auseinander gerissen mußten die Preußen steile Gebirgsrücken übersteigen und sich aus langen, engen Thälern herauswinden. Aber hier trafen sie keinen Feind: erst beim Austritt in die Ebene erwartete sie Benedek.

§ 732. Am 27. Juni, einem Mittwoch, war nach des Königs Befehl im ganzen Lande ein Buß- und Bettag festgesetzt, um des Himmels Segen auf die Verteidigung Preußens herabzuflehen. Überall stiegen die Gesänge und Gebete der den Kirchen zuströmenden Menge zu Gott empor. Draußen

aber im Felde hatte eben die blutige Entscheidung begonnen. An demselben Tag, an dem im Westen bei Langensalza (§ 730) gefochten ward, fanden hier im Osten die Kämpfe bei Trautenau und Nachod statt. Am Fuße der Glatzer Gebirge, versuchten die Österreicher das Hervorbrechen der Preußen zu hindern und sie vernichtend in die Gebirgsengen zurückzuwerfen. Von der II. Armee drang Bonins Armeekorps (Preußen) durch Trautenau glücklich gegen das Gablenzsche Korps vor, das auf den steilen Höhen südlich und östlich der Stadt eine ungemein feste Stellung eingenommen hatte; als aber die Österreicher ihre ganze Stärke entfalteten, ging General Bonin sogar über die Grenze bis Liebau und Schömberg zurück. Bei Nachod dagegen hatte das posensche Armeekorps, das von Glatz her über Reinerz die Engen des Gebirges überwunden hatte, unter der Führung des Kronprinzen und des Generals von Steinmetz in einem glänzenden Gefecht die Österreicher geworfen und so die Siegesbahn eröffnet. Am 28. drangen die Sieger auf Skalitz weiter, das ebenfalls nach blutigem Kampfe genommen ward. Die Ehre des Tages gebührte dem „alten Löwen" Steinmetz, den man wohl mit dem eisernen York verglichen hat. Am 29. ging es über die Aupa nicht ohne Kampf (Miskoles, Schweinschädel), doch immer im Siegesschritt gegen Westen vorwärts, bis man Gradlitz im Elbthale erreichte. Am 30. ward hier abermals gekämpft: überall gingen die Österreicher unter dem Schutz ihrer Festung Josephstadt zurück. — Indessen hatten die preußischen Garden den Tag von Trautenau wieder gut gemacht. Am 28. hatten sie das Gablenzsche Korps, das sich bereits auf dem Rückzuge befand, bei Soor (§ 480) angefallen und vollständig geschlagen. Die Verbindung der Garden und des Steinmetzschen Korps war nach diesen Siegen nicht mehr zu hindern. Bonin rückte nun ebenfalls wieder vor. Unter neuen Gefechten ward am 29. Juni Königinhof an der Elbe von der Garde besetzt. Laut jubelte das Volk, besonders in der Residenz vor dem Palais des Königs, als die Kunde von den erfochtenen schönen Siegen eintraf; auch Graf Bismarck, so lange verkannt und angefeindet, erhielt nun den freudigen öffentlichen Dank; der König aber brach am Morgen des 30. Juni zum Heere auf.

§ 733. Die erste Armee unter Prinz Friedrich Karl war von Zittau her über Reichenberg nach Böhmen eingerückt; noch weiter westlich zog, wie erwähnt, die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld. Diese bestand schon am 26. Juni bei Hühnerwasser das erste Gefecht; an demselben Tage traf auch die I. Armee bei Liebenau auf den Feind und schlug ihn am Abend in einem heftigen Gefecht bei Podol a. d. Iser. Durch diese Gefechte wurde die Vereinigung beider Armeen hergestellt. Am 28. kämpften sie siegreich bei Münchengrätz, und der blutige Tag von Gitschin (29. Juni) brachte die unaufhaltsam nach Südosten vordringenden Armeen in die gesuchte Verbindung auch mit der II. Armee (Kronprinz, Steinmetz). Am folgenden Tage traf der König bei seinen Truppen ein, die nun in einer Stellung, die ein Zusammenwirken jeden Augenblick möglich machte, dem überraschten, erschütterten Feinde, der sich gegen die Festung Königgrätz hin zusammenzog, gegenüberstanden. Die furchtbare Wirkung des Zündnadelgewehrs*) war es nicht allein gewesen, durch die alle diese Siege erfochten wurden, sondern vor allem auch die hohe Bildung, Hingebung und Selbständigkeit des durch die allgemeine Wehrpflicht aus allen

*) Sein Erfinder war Dreyse in Sömmerda.

Ständen hier vereinten preußischen Volks. Die so lange angefochtene Neubildung des Heeres, des Königs eigenstes Werk, hatte sich trefflich bewährt. Der Kriegsminister von Roon und der Chef des großen Generalstabs, Freiherr von Moltke, teilten die Ehre mit dem Könige, dem Heere, den Prinzen, den Generalen; mit ihnen stand auch Graf Bismarck im Felde, der erprobte politische Berater seines Königs: das Herz des ganzen Landes schlug im Augenblick dem böhmischen Dorfe Sadowa gegenüber, wohin voll Spannung die Augen von ganz Europa gerichtet waren.

§ 734. Mit der Elbe, die, hier schon stark und bedeutend, an der Festung Königgrätz vorüber nach Süden strömt, fließt einige Meilen westlich die später sich mit ihr vereinende Bistritz fast parallel. An dieser zieht sich östlich eine Reihe von wellenförmigen Anhöhen hin, meist mit kleinen Dörfern gekrönt; das Gelände ist von kleinen Gründen vielfach durchschnitten, hie und da mit Wäldchen durchsetzt. Hierher war die österreichische Armee unter Benedek schon am 1. Juli zurückgegangen. Bedeutendere Gefechte hatten weder an diesem noch an dem folgenden Tage stattgefunden, so daß die Österreicher Zeit gehabt hatten, die Stellung auf jede mögliche Art zu befestigen. Nur für einen etwaigen Rückzug war sie, da man die Elbe hinter sich hatte, höchst gefährlich gewählt. Prinz Friedrich Karl, dessen Heersäulen den Österreichern gegenüber westlich von der Bistritz standen — sein Hauptquartier war Kamenitz — glaubte deshalb am Abend des 2. aus verschiedenen Anzeichen schließen zu müssen, Benedek wolle am folgenden Tage zum Angriff auf die erste Armee übergehen, um sie womöglich zu schlagen, ehe noch die zweite Armee unter dem Kronprinzen, der bei Königinhof (§ 732) noch auf dem linken Ufer der Elbe stand, herankommen könnte. Noch kurz vor Mitternacht brachte der Generalstabschef der ersten Armee die Meldung davon nach Gitschin zum König, der sich eben zur Ruhe begeben wollte. Schnell ward ein Kriegsrat abgehalten und der Beschluß gefaßt, mit einem eigenen Angriff dem des Feindes zuvorzukommen. Zum Gelingen war es notwendig, daß der Kronprinz, der noch mehrere Meilen entfernt stand, rechtzeitig von der Linken her eingriff. Ein Adjutant trug durch die dunkle Regennacht die Aufforderung dazu hinüber. Auf dem rechten Flügel sollte Herwarth mit der Elbarmee in der Richtung auf Nechanitz und Problus vorgehen; das Centrum, die erste Armee, sollte Sadowa gegenüber den Feind fassen und beschäftigen, bis der Kronprinz käme, dessen Eingreifen vor Mittag kaum zu erwarten war. So stellte sich die Schlacht ähnlich, wie vor 51 Jahren die von Belle-Alliance; aber zugleich rangen hier so starke Massen gegeneinander im höchsten Entscheidungskampfe wie einst bei Leipzig. Dort aber hatte es drei Tage gewährt, bis der Sieg erkämpft war: hier brachte ein Tag die gewaltige Entscheidung. — Es war am Dienstag den 3. Juli. Auf die erdrückende Hitze der letzten Junitage waren Regengüsse gefolgt, die den Boden aufgeweicht und das Herankommen der Heeresmassen schwierig gemacht hatten. Seit 8 Uhr war der König zu Roß auf dem Schlachtfeld; um dieselbe Zeit hatte auf der ganzen Linie von Nechanitz bis gegen Bürglitz hin der Angriff der Preußen begonnen. Mit übermenschlichen Anstrengungen rangen die Truppen gegen die verschanzten Dörfer und Wälder; immer größer wurden die Verluste, namentlich im Walde von Benatek, den die Division Fransecki gleich anfangs besetzt hatte und trotz aller Angriffe unerschütterlich festhielt. Der Mittag war herangekommen; schon hatte sich an manchen Stellen die Artillerie verschossen und mußte auf die Reservemunition zurückgreifen, und

noch war seit den ersten Erfolgen am Morgen kein Boden gewonnen. Sorgenvoll richteten sich die Blicke nach Westen, von wo wie bei Waterloo die Rettung kommen sollte. Und sie kam: sogar früher noch als man erwarten durfte, traf die zweite Armee ein, die wie einst Blüchers Truppen nur mit der größten Anstrengung die schwierigen Wege zurückgelegt hatte. Es war zwei Uhr. Überall begann nun unaufhaltsam das Vordringen; wie ein Sturm brauste von Nordosten her der frische Angriff der Garden, der Schlesier, Posener, Preußen; von Dorf zu Dorf, besonders auf Chlum, den Schlüssel der Stellung, wälzte er sich vorwärts. Hier fiel der General Hiller von Gärtringen, und Prinz Anton von Hohenzollern ward tödlich verwundet. Nun begann die Auflösung des österreichischen Heeres: in wirrem, entsetzlichem Knäuel strömte alles gegen die Elbe rückwärts, wo die durch das Gewölk brechende Abendsonne im fernen Glanze Königgrätz („dem König gerät's", sagten die Soldaten), das Ziel der Flucht, zeigte. Erst spät am Abend trafen sich in der Nähe von Problus der König und der Kronprinz; sie sanken sich in die Arme, und der König schmückte die Brust seines Sohnes mit dem Orden pour le mérite. Den ganzen Tag im Sattel, nur mit einem Stück Brot aus der Tasche eines Soldaten erquickt, mehrmals selbst im Feuer, so hatte der König alle Mühsale und Gefahren des Tages mit den Seinen geteilt, die Kämpfenden ermuntert, die Verwundeten getröstet und für ihre Pflege gesorgt. Jetzt drängten sich jubelnd die Soldaten um ihn her, küßten und drückten ihm die Hand, jauchzten und weinten vor Lust — und das alte „Nun danket alle Gott" klang wie einst bei Leuthen (§ 493) über das Siegesfeld.

§ 735. Die Niederlage war von furchtbarer Wirkung für Österreich. In einem siebentägigen Feldzuge war die Entscheidung gefallen. Am Tage nach der Schlacht kam Gablenz (§§ 731. 732), den der König Wilhelm persönlich kannte und vom schleswigschen Feldzuge her (§ 722) achtete, ins preußische Hauptquartier, um wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln; später wiederholte er seine Bemühung; aber eine Waffenruhe wurde um so weniger gewährt, als bereits am 4. Juli die Nachricht eintraf, der Kaiser von Österreich habe Venetien dem Kaiser der Franzosen abgetreten. — Um Venetien nämlich rang Italien in Bundesgenossenschaft mit Preußen gegen Österreich. Dieses hatte schon vor dem Beginne des Kriegs von Frankreich den Rat bekommen, diese italienische Provinz an Viktor Emanuel freiwillig abzutreten, um so den zweiten Feind in seinem Rücken zu vermeiden. Der Stolz des Kaiserhofes hatte diesen Vorschlag verworfen und lieber den doppelten Krieg aufgenommen. Auch waren die Österreicher gegen die Italiener siegreich gewesen. Weder war es den Freischaren unter Garibaldi gelungen, in Tirol Fortschritte zu machen, noch dem Heere in dem sogenannten Festungsviereck; ja dieses hatte bei Custozza durch den Erzherzog Albrecht eine Niederlage erlitten. Nicht glücklicher war später die italienische Flotte gegen die österreichische bei Lissa. Durch die Niederlage von Königgrätz aber kam man in der Hofburg zu dem raschen, verzweifelten Entschluß, Venedig an Napoleon abzutreten. Man hoffte entweder geradezu, Napoleon werde mit den Waffen zu Gunsten Österreichs einschreiten oder doch wenigstens den Italienern, denen er Venetien nicht vorenthalten konnte, Stillstand gebieten, so daß die österreichischen Truppen schnell zum Schutze Wiens herangezogen werden könnten. Aber auch diese Hoffnung täuschte. Zwar erklärte sich Napoleon mit der Abtretung Venetiens einverstanden, so daß die Österreicher die Festungen räumen und ihre Truppen zum Teil nach Wien hin-

überziehen konnten. Aber Italien blieb seinem Bündnis und seinen Verpflichtungen gegen Preußen treu, und Napoleon wagte nicht anders als vermittelnd für Österreich einzutreten.

§ 736. Indessen waren die Preußen fast ohne Widerstand bis vor Wien vorgerückt. Dem Kronprinzen, der mit der II. Armee auf Olmütz ging, war es gelungen, durch das siegreiche Gefecht von Tobitschau (15. Juli) einem Teil der Österreicher den geraden Weg auf Wien abzuschneiden. Prinz Friedrich Karl ging mit der I. Armee, bei der sich der König befand, über Brünn, die Elbarmee auf seinem rechten Flügel über Iglau und Znaim auf Wien los. Hier, nördlich von Wien, das nur noch durch die Donau und die in der Eile angelegten Floridsdorfer Schanzen geschützt war, den Stephansturm und das Häusermeer der feindlichen Hauptstadt vor Augen, vereinigten sich die preußischen Heeresteile wieder. Man erwartete täglich den Angriff auf Wien und dessen Eroberung; das Hauptquartier des Königs war nach Nikolsburg nachgerückt. Hier gelang es der Vermittelung Frankreichs, eine Waffenruhe herbeizuführen (22. Juli). Als sie bekannt wurde, hatte eben der äußerste linke Flügel der Preußen die kleinen Karpathen überstiegen und einen Teil der Österreicher auf ungarischem Boden bei Blumenau dicht vor Preßburg abgeschnitten; er wäre somit Herr dieser zweiten Hauptstadt Ungarns und damit des Donauüberganges gewesen, sodaß man dann in den Rücken Wiens gelangen konnte. Der Waffenruhe folgte der Vorfriede von Nikolsburg (26. Juli). Als Hauptpunkte setzte er fest: Österreich scheidet aus dem deutschen Bunde aus, giebt seine Zustimmung zu den Umgestaltungen, die Preußen im Norden der Mainlinie vornehmen wird, und tritt seinen Mitbesitz von Schleswig-Holstein an Preußen ab. Weiter zahlt es an Kriegskosten 40 Millionen Thaler, von denen jedoch 20 Millionen auf Österreichs Auslagen für den schleswig-holsteinischen Feldzug und für die Verpflegung der preußischen Armee bis zum Frieden in Abzug kommen.

§ 737. Auf dem westlichen Kriegsschauplatze hatte die Mainarmee erst unter Vogel von Falckenstein, dann unter General von Manteuffel eine nicht minder glänzende Siegesbahn durchlaufen, obschon hier die Preußen, anfangs nur 45 000 Mann aus allen Teilen der Monarchie, einer doppelten Übermacht entgegenstanden. Diese bestand aus dem 8. Bundes-Armeekorps (Württemberger, Badener, Kurhessen und Hessen-Darmstädter, Nassauer, Frankfurter), im ganzen etwa 45 000 Mann unter dem kriegerisch nicht unerfahrenen Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt, buntgemischten, an den Kampf in größerer Gemeinschaft nicht gewöhnten, von den verschiedenartigsten Interessen beeinflußten Truppen, und den Bayern, ebenfalls etwa 45 000 Mann, geführt von dem greisen Prinzen Karl, dem Großoheim des jungen Königs, der zugleich der oberste Befehlshaber auch für das 8. Korps war. Dieses Heer hatte schon, als die Hannoveraner von ihm Entsatz hofften (§ 730), die unsichere Führung verraten, unter der es stand. Es sollte von Bamberg aus westlich am Thüringer Walde hin auf Eisenach gehen, hatte aber kaum die Gegenden von Hildburghausen und Meiningen erreicht, als jene bereits kapituliert hatten. Auf diese Nachricht hin griff das bayrische Oberkommando wieder den ursprünglichen Plan auf, sich mit dem 8. Bundesarmeekorps zu vereinigen und so mit Übermacht den Preußen entgegenzutreten. Bei Hersfeld sollte die Vereinigung stattfinden. Aber es kam nicht dazu. Die Bayern gingen nach der Schlappe, die ihnen die Division Goeben (Westfalen) am 4. Juli bei Dermbach beibrachte,

gegen die fränkische Saale zurück, und Prinz Alexander glaubte nach der Niederlage von Königgrätz vor allem Frankfurt schützen zu müssen. So konnte die Division Goeben nach einem kühnen Marsche über das Rhöngebirge zuerst die Bayern bei Kissingen an der fränkischen Saale (10. Juli) schlagen und dann auf dem Zuge gegen Frankfurt dem Bundeskorps bei Laufach (13. Juli) und bei Aschaffenburg (14. Juli) harte Schläge beibringen. Prinz Alexander gab Frankfurt preis. Am 16. Juli rückte Falckenstein in die alte Bundeshauptstadt ein und konnte seinem Könige melden: „Die Länder nördlich vom Main liegen Ew. Majestät zu Füßen."

§ 738. Hier in Frankfurt wurde General Falckenstein, dessen eigenwillige Kriegsführung gegen die Hannoveraner unnötige Verlegenheiten bereitet hatte, aus dem Felde abberufen und ihm die zwar ehrenvolle, aber weniger wirksame Stellung eines Gouverneurs von Böhmen übertragen: den Oberbefehl übernahm an seiner Statt General von Manteuffel. Inzwischen vollzog das 8. Bundeskorps wirklich seine Verbindung mit den Bayern: aber statt nun mit vereinten und überlegenen Kräften wieder zum Angriff vorzugehen, hielt Prinz Karl die Bayern in geschützter Stellung bei Würzburg und ließ das 8. Korps hinter der Tauber Stellung nehmen, wo sich die wichtigsten Länder, denen diese Truppen angehörten, nahe berühren. Verbunden waren jetzt beide Heere nach Heranziehung von Verstärkungen noch über 80 000 Mann stark; doch hatte auch die Mainarmee durch weiteren Zuzug (Oldenburger, preußische Regimenter 2c.) eine Stärke von etwa 50000 Mann gewonnen. Und dazu rückte der Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin mit einer Reservearmee von 21 000 Mann von Sachsen her in Bayern ein. Nicht mehr um die Entscheidung konnte gerungen werden: schon hatte Österreich Waffenstillstand geschlossen, und für Preußen handelte es sich mithin nur darum, einzelne Gebiete der feindlichen Bundesmächte zu besetzen, um daran ein Pfand für einen günstigen Friedensabschluß zu haben. — Am 21. Juli brach Manteuffel von Frankfurt auf; in den folgenden Kämpfen, die vom 23.—26. Juli bei Hundsheim, Tauberbischofsheim, Helmstadt und Roßbrunn ausgefochten wurden, zeigte sich überall bei tapferem Widerstande der Süddeutschen doch Mangel an Einheitlichkeit und Zusammenhang, dem sie es zuzuschreiben hatten, daß sie einzeln angegriffen und geschlagen wurden. Bei Würzburg, in der Spitze des hier vom Main gebildeten Dreiecks, stand nun die süddeutsche Armee in der schwierigsten Lage. Denn vor ihrer Front stand Manteuffel, der am 27. das Feuer auf die Citadelle der Stadt (den Marienberg) eröffnete, und in ihrem Rücken nahte, nur etwa fünf Tagemärsche entfernt, der Großherzog von Mecklenburg.

§ 739. Da trat am 2. August der schon am 28. Juli abgeschlossene Waffenstillstand in Kraft: die Stadt Würzburg wurde von den Preußen besetzt und der Marienberg für die Dauer der Besetzung für neutral erklärt; das 8. Bundeskorps löste sich auf, da die einzelnen Truppenteile von ihren Fürsten zurückgerufen wurden. — Der Krieg war somit auch auf dem westlichen Schauplatz zu Ende. Obwohl traurig an sich, weil hier nur Deutsche gegen Deutsche kämpften, ist er doch zum Heile des Vaterlandes geworden. Einmal haben sich die Kämpfenden gegenseitig neidlos das Lob gleicher Tapferkeit gespendet; dann aber haben die Truppen der kleineren Staaten gerade hier einsehen lernen, daß auch die größte persönliche Tüchtigkeit nichts vermag ohne die große, alle umfassende Einheit. Nun folgten rasch, zum Teil noch ehe Österreich zu Prag am 23. August seinen endgültigen

Frieden geschlossen hatte, die Friedensschlüsse mit den übrigen Staaten (in Berlin). Es wurden ihnen nur geringe Opfer auferlegt. Sachsen trat in den unter Preußens Führung zu bildenden norddeutschen Bund, Hessen-Darmstadt mit seinem nördlich vom Main belegenen Gebiete ebenfalls. Unmittelbar an Preußen kamen: Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau und die freie Stadt Frankfurt. Am 16. August verkündete dies eine königliche Botschaft an den Landtag der Monarchie; am 3. Oktober erschien der königliche Erlaß, der die Einverleibung vollzog. So hatte Preußen eine gewaltige Stellung gewonnen: die früher getrennten Teile waren vereint; es grenzte nun an beide deutsche Meere, und im Süden hatte es die Maingrenze erreicht, deren Hauptpunkt die von ihm besetzte Festung Mainz war. Und auch im Innern trat nun ein erfreulicher Umschwung ein. Dem wieder um den Thron versammelten Landtage bot der Monarch großherzig Versöhnung, indem seine Regierung, nachdem der Erfolg die Heeresreorganisation so glänzend gerechtfertigt hatte, für die Überschreitung der bewilligten Mittel Indemnität nachsuchte und das Abgeordnetenhaus, seinen alten Kampf aufgebend, mit sehr großer Mehrheit die so gebotene Friedenshand ergriff: es war von allen Friedensschlüssen der schönste und segensreichste. Und als nun, am 20. und 21. September, die siegreichen Scharen in Preußens Hauptstadt einzogen, durch das festlich geschmückte Brandenburger Thor, die Linden hinab durch die Hunderte von Geschützen und anderen Siegestrophäen, vor das Königsschloß, wo das Riesenbild der Borussia den Siegeskranz bot und die unvergleichliche Reihe der Regenten aus dem Hohenzollernstamme in rasch geschaffenen Bildsäulen auf die Krieger herabschaute, als dann zum Schluß der Feier das erhebende Tedeum an derselben Stelle vor dem Dome erklang, wo es einst 1814 erklungen war: da wußte jedes Herz, daß der Tag deutscher Einheit, der so lang ersehnte, nahe sei.

§ 740. Die Schöpfung, die den Kämpfen des Jahres 1866 entsprang, war der norddeutsche Bund, geschlossen unter der obersten Leitung Preußens von sämtlichen deutschen Staaten nördlich des Mains (18. und 21. August). Um nach dem vorgelegten Entwurfe der vereinigten Regierungen die Verfassung des Bundes zu beraten und zu vereinbaren, trat am 24. Februar 1867 der aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgegangene norddeutsche Reichstag zusammen. Durch den patriotischen Ernst, mit dem die in ihm versammelten Männer ihre Aufgabe ergriffen, wie durch das bereitwillige Opfer von Ansichten und Wünschen seitens der Volksvertretung wie der Regierungen konnte schon am 17. April desselben Jahres die Vollendung des wichtigen Werkes im Reichstag feierlich verkündigt werden. Das erbliche Haupt des neugeschlossenen Bundes war der Träger der preußischen Krone. Er hatte das Recht, Krieg zu erklären, Frieden und Verträge zu schließen und den Bund nach außen zu vertreten; er ernannte den obersten Leiter der Bundesangelegenheiten, den Bundeskanzler, und war der Bundesfeldherr der gesamten norddeutschen Wehrkraft zu Wasser und zu Lande. Von ihm wurden der Bundesrat und der Reichstag berufen. Jener, dem das Recht zustand, alle Gesetze vorzuberaten und zu genehmigen, bestand aus den Bevollmächtigten der verbündeten Staaten und zählte 43 Stimmen, von denen Preußen allein 17 hatte. Der Reichstag, aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgegangen (auf 100000 Seelen sollte ein Abgeordneter kommen), hatte die Rechte der Volksvertretung in einem konstitutionellen Staate (§ 713). Der Bundesgesetzgebung unterlag

das Münz- und Zollwesen, das gesamte Verkehrswesen, vor allem Post- und Telegraphie, dazu Heimats-, Handels- und Strafrecht. So war eine Einheit in wesentlichen Punkten des Volkslebens hergestellt; im übrigen waltete jeder Staat frei über seine inneren Angelegenheiten. — Während der Reichstag noch tagte, wurden auch die Verträge der Schutz- und Trutzbündnisse veröffentlicht, die Württemberg, Baden und Bayern (schon am 13., 17. und 22. August 1866) mit Preußen abgeschlossen hatten, sowie eine am 17. März 1867 mit dem Großherzogtum Hessen-Darmstadt abgeschlossene Militärkonvention. Und so war die Zeit herbeigekommen, „wo unser deutsches Vaterland durch seine Gesamtkraft seinen Frieden, sein Recht und seine Würde zu vertreten imstande war“*).

8. Die Zeit des norddeutschen Bundes. 1866—1871.

§ 741. Der norddeutsche Bund zeigte bald auf dem Gebiete der Gesetzgebung, der Verwaltung, des Handels und Verkehrs seine segensreichen Wirkungen. Mit Anerkennung blickten die fremden Mächte, selbst das ferne Nordamerika, in dem so viele deutsche Brüder ihre Heimat gefunden hatten, auf das frisch emporblühende Gemeinwesen, auf das in und mit Preußen sich verjüngende Deutschland. Die Bevölkerungen der Staaten, die durch die Siege des Jahres 1866 unmittelbar in Preußen aufgegangen waren, begannen sich allmählich mit dem großen, ruhmvollen Ganzen eins zu fühlen. Die Staaten, die Preußen feindlich gegenüber gestanden hatten, vergaßen bald die alte Feindschaft, und nur ein Bedauern ging durch Deutschland, nämlich das, daß die Mainlinie einstweilen noch Süd- und Norddeutschland scheide. Aber die geschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse, sowie der auf festerer Grundlage als zuvor wieder aufgerichtete Zollverein, der im Frühling 1868 und 1869 schon Abgeordnete Süddeutschlands zu einem Zollparlament nach Berlin führte, gaben das Unterpfand, daß beide Teile des deutschen Vaterlandes nicht dauernd getrennt bleiben würden. Zwar blieb im Süden Deutschlands eine Partei, welche die Wünsche und Vorteile der eigenen Landesgebiete den großen vaterländischen Interessen voransetzte (die partikularistische); aber nur vorübergehende Stimmungen gaben ihr größere Bedeutung, meist war ihr Einfluß verschwindend gering, und vergebens lehnte sie sich gegen das kräftig fortschreitende Gemeingefühl auf. Auch im Innern Preußens und des norddeutschen Bundes waren die Stimmen der Verbitterung und Unzufriedenheit fast ganz verstummt. Selbst Österreich, dessen Herrscher anfänglich, wie die Berufung des bisherigen sächsischen Premier-Ministers v. Beust zum Reichskanzler zeigte, die feindliche Richtung gegen Preußen und den norddeutschen Bund noch beibehalten hatte, schien mehr und mehr in versöhnliche Bahnen einzulenken.

§ 742. Deutschland war, wie es aus dem Kriege von 1866 herausgetreten war, nicht mehr das schlummernde und gelähmte Land, das es unter dem alten Bundestage gewesen war. Zunächst stand, wenn auch noch nicht als Kaiser des Ganzen, doch als Schutzherr des norddeutschen Bundes, in König Wilhelm ein Oberhaupt da, dessen ruhige Majestät und sichere Herrschergröße sich auch darin zeigte, daß er unter Tausenden die rechten Männer um die Stufen seines Thrones zu sammeln wußte, ihrem Talent und ihrem Charakter hochsinnig die Bahnen öffnete und sie neidlos als die gefeierten Lieblinge

*) Worte der Thronrede beim Schluß des norddeutschen Reichstages am 17. April 1867.

der Nation neben sich sah, ebenso wie er sie zu schützen gewußt hatte, als Haß, Verkennung und Vorurteil gegen sie anstürmten. Ihm zur Seite hatte sich auch der künftige Thronfolger, der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, bereits herrlich bewährt. Geboren den 18. Okt. 1831, der einzige Sohn des Prinzen und späteren Königs Wilhelm von Preußen und seiner Gemahlin Augusta, hatte er vom Vater den straffen militärischen Geist und die altpreußische Pflichttreue in seinem hohen Berufe, von der Mutter, der Enkelin Karl Augusts von Weimar (§ 513), jenes rege Interesse an jedem Fortschritt der Wissenschaft und Kunst geerbt, das ihn so hervorragend auszeichnete. Was sich an reichen Bildungsmitteln dem auf der Menschheit Höhen Geborenen bereitwillig zu Gebote stellt: vorzüglicher Unterricht, Reisen, früher Einblick in die mannigfachen Gebiete des staatlichen Lebens — das war ihm zu teil geworden. Mit dem 17. Jahre hatte er die Universität in Bonn besucht, dann als Offizier, vom Vater ausdrücklich wie ein Gleicher neben Gleiche gestellt, die Stufen militärischer Bildung und Ehren durchlaufen. Aus dem allen erwuchs ihm Vielseitigkeit und freie geistige Beherrschung der mannigfachsten Lebensgebiete, heitere Klarheit und echte Humanität, die ihn jedem Stande seines Volkes gegenüber mit gleicher Sicherheit auftreten ließen. Im Jahre 1858 vermählte er sich mit der Prinzeß Royal von Groß-Britannien, Viktoria. Eine unmittelbar thätige Wirksamkeit erschloß sich ihm, als er Kommandeur des 2. Armeekorps und Gouverneur der Provinz Pommern wurde, dann als er 1864 seinen ersten Feldzug in Schleswig-Holstein mitmachte. Aber erst das Jahr 1866 reichte ihm, dem Führer der II. Armee, den Kranz kriegerischer Ehren, und die Tage von Nachod, Skalitz, Soor, Königgrätz und Tobitschau bewährten seine Feldherrngabe aufs glänzendste. Man konnte überzeugt sein, daß auch die Folgezeit seinen Ruhm, dessen er sich in seiner schlichten Hoheit kaum bewußt zu sein schien, aufrecht erhalten würde.

§ 743. Neben dem Herrscher und seinem Sohne stand eine Reihe edler Fürsten und Fürstensöhne, wie sie Deutschland nur in seinen herrlichsten Zeiten gesehen hatte. Wie viele ruhmvolle Namen könnte hier unsere Geschichte nennen! Es muß genügen, die herauszuheben, deren Träger sich auf militärischem Gebiete besonders auszeichneten. Zu ihnen gehört in erster Linie Prinz Friedrich Karl aus dem hohenzollernschen Königshause, seit 1866 der Liebling des preußischen Heeres. Geboren am 20. März 1828, von Kindheit an Soldat mit der vollen Neigung seines altpreußischen Herzens und diesem einen Ziele jede Richtung seines Geistes unterordnend, war er schon als 20jähriger Jüngling 1848 nach Schleswig-Holstein geeilt, wo er später seine ersten Siege erfocht, und hatte dann 1849 an den Kämpfen gegen die Aufständischen in Baden teilgenommen, wo er im Gefecht bei Waghäusel eine Wunde davon trug. Später dann zu höheren Kommandos berufen erwies er sich noch unter König Friedrich Wilhelm IV. als einsichtiger und scharfer Beurteiler des preußischen Kriegswesens und führte, seitdem unter der Regentschaft die Heeresreorganisation ins Leben gerufen war, das 3. Armeekorps, an dessen Spitze er in Schleswig-Holstein 1864 Gelegenheit fand, sich bei Arnis, Düppel und Alsen in hervorragender Weise auszuzeichnen. Diese kühnen Sturmangriffe, die in einer echt deutschen Sache den ehrenvollen Ausgang gaben, trugen seinen Namen damals durch ganz Deutschland, und als er im Jahre 1866 an der Spitze der I. Armee stand, bewiesen die Tage von Gitschin und Sadowa, daß mit der größeren Aufgabe in gleichem Schritt auch die Kraft des fürstlichen Helden wuchs.

In seiner straffen, steten Zucht, die dem gemeinen Mann neben dem Respekt doch die Liebe nicht benahm, in seiner schneidigen Thatkraft, die von dem einmal gesteckten Ziele nicht abließ, und in seiner raschen Entschlossenheit lebten Züge des alten Blücherschen Wesens wieder auf.

§ 744. Nicht minder eigentümlich und doch in seinem Wesen von ihm sehr verschieden, einst der ehrenwerte Gegner in den Reihen des Feindes, nun ein treuer Verbündeter der norddeutschen Sache, stand der Kronprinz Albert von Sachsen da, gleichen Alters mit Prinz Friedrich Karl und durch einen ähnlichen militärischen Entwicklungsgang ausgezeichnet. Auch er hatte 1849 zuerst in Schleswig-Holstein gekämpft, hatte bei Gitschin und Königgrätz die sächsische Kriegsehre unbefleckt bewahrt und in der allgemeinen Auflösung das Korps seiner Sachsen in geschlossenen Reihen zurückgeführt. Hochgebildet wie sein greiser königlicher Vater und doch wieder Mann der kraftvollen That, war er ein lebendiger, thatkräftiger Zeuge der nun vollendeten deutschen Einheit. — Auf der preußischen Seite hatten sich der Herzog von Koburg-Gotha, der Großherzog von Oldenburg und, wie gezeigt ist (§ 738), der Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin persönlich am Feldzuge beteiligt. Namentlich dieser, geb. 1823, fast bürgerlich in einer berühmten Schule Dresdens erzogen und schon im 19. Jahre seines Alters zur Regentschaft seines Landes berufen, war einer der frühesten, opferwilligsten Anhänger der neugestalteten deutschen Verhältnisse; ebenso Prinz Wilhelm von Baden, geb. 1829; im preußischen Heerdienste gebildet, aus dem er 1863 als Generalleutnant ausschied, patriotisch, hochsinnig, auch durch edles politisches Wirken in der Heimat ausgezeichnet, unternahm er es gleich nach dem Kriege von 1866, die badische Division ganz nach preußischem Muster zu organisieren, während Prinz August von Württemberg, der seit 1831 bereits dem preußischen Heer angehörte, in seinem treuen Ausharren auf der Seite, auf die sein Amt als Kommandeur der Garde ihn stellte, zeigte, wie er den Gedanken des Familieninteresses allgemeinen Zielen unterzuordnen verstand. So waren diese beiden süddeutschen Prinzen die ersten Vorgänger auf der Bahn der Vereinigung des Südens mit dem Norden.

§ 745. Aber das große Werk der deutschen Erneuerung trugen neben den fürstlichen Persönlichkeiten noch andere Männer auf ihren starken Schultern. Graf Otto von Bismarck, nunmehr zum Kanzler des norddeutschen Bundes ernannt, erntete jetzt, was er mit eiserner Beharrlichkeit einst ausgesäet hatte; nun kamen die Zeiten, in denen das deutsche Volk ihn mit Fug und Recht dem großen Staatsmann der Befreiungskriege, dem Freiherrn von Stein, zur Seite, ja voran stellte. Die Züge, die wir als hervorragend deutsch gern an diesem hervorheben: Tiefe des Gemüts und Charakters, kühne, mächtige Phantasie, offene, männliche Geradheit und — im höchsten staatsmännischen Sinne gefaßt — ernste Sittlichkeit: sie gesellten sich in Bismarck den im engeren Sinn preußischen Zügen, der strengen Disciplin und opferwilligen Unterordnung unter seinen Monarchen, dem praktischen Talent, der blitzschnellen Geistesgegenwart, der durchdringenden Schärfe des Verstandes, wie sie an Preußens größten Politiker, der zugleich sein größter König war, erinnern. Einer der gewaltigsten Redner unserer Nation im Abgeordnetenhause, einer der liebenswürdigsten Charaktere im Privatleben, in seinen Familienbriefen und Gesprächen sprudelnd von der Fülle der Lebendigkeit und des Humors — so hat diesen reich ausgestatteten Geist unser Volk in hundert Geschichten,

Anekdoten und geflügelten Worten rasch seinen großen Lieblingen zugesellt. — Was er dem Staatswesen war, das war dem Heere Hellmuth Freiherr v. Moltke. Wie Stein, Scharnhorst und Gneisenau hat ihn das weitere deutsche Vaterland dem engeren Kreise Preußens zugebracht. Geboren am 26. Oktober 1800 in der mecklenburgischen Stadt Parchim, hatte er zu Kopenhagen im Kadettenhause seine Jugendbildung empfangen, war aber dann (wie einst Blücher aus dem schwedischen Dienst) 1822 aus dem dänischen in den preußischen Kriegsdienst übergetreten, hatte die Kriegsakademie in Berlin besucht und war als Leutnant in das 8. Infanterie-Regiment eingetreten. In der langen Friedenszeit war die Laufbahn des jungen Offiziers nicht ohne Schwierigkeiten und harte Prüfungen: desto eingezogener lebte er und benutzte rastlos jedes Mittel, sein kriegerisches Genie zu bilden. Die Thätigkeit im großen Generalstabe, in den er 1832 berufen ward, eröffnete ihm weitere Bahnen. So konnte er 1835—1839 die europäische und asiatische Türkei bereisen und seine hier gesammelten Erfahrungen in kriegswissenschaftlichen Arbeiten niederlegen. Von einer bedeutenden Stellung nun zur anderen steigend ward er 1858 oberster Chef des großen Generalstabs. Als Napoleon kurz darauf seinen Krieg gegen Österreich führte, entwarf Moltke bereits Pläne zu einem Feldzuge in Frankreich; als dann aber Österreich ohne Preußen vorging, fand er persönlich wenigstens Gelegenheit, den Feldzug im österreichischen Hauptquartier mitzumachen, und beleuchtete ihn dann in einem klassischen Werke („Der italienische Feldzug von 1859"). Bis dahin war Moltke nur wenig über militärische Kreise hinaus genannt worden; bald aber bot ihm der dänische Krieg von 1864, während dessen er Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl war, und noch mehr der große Krieg von 1866 die Gelegenheit, seine Meisterschaft in der Entwerfung von Feldzugsplänen zu entfalten. Hier war das genaue Ineinandergreifen aller Teile der großen Maschine, mit der man eine gewaltige Heereskraft vergleichen kann, das einheitliche Zusammenwirken aller Kräfte bei dem Streben nach dem herrlichen Ziele sein Werk. Seitdem dehnte er seine organisierende Thätigkeit auf den ganzen norddeutschen Bund aus. Seine kühle, ruhige Besonnenheit, seine Fähigkeit, das Große und Notwendige in einfachen Grundzügen mitten in der verwirrenden Menge der Einzelerscheinungen zu ergreifen, die sonnenklare Ruhe, die Feinheit, Hoheit und Gelassenheit seines Wesens, das ernste Wägen vor dem kühnen Wagen ließen ihn mit Recht als den geistigen Erben Scharnhorsts und Gneisenaus erscheinen. — Gleich ihm durch eine lange, ernste Lebensschule zu den höchsten Aufgaben vorbereitet war der dritte in diesem Bunde, der Kriegsminister Albert von Roon. Fast gleichen Alters mit Moltke war er zumeist an den höheren militärischen Lehranstalten thätig gewesen; in der Beschäftigung mit den Wissenschaften, namentlich der geographischen, hatte er Nahrung für seinen strebenden Geist gesucht; endlich hatte ihn seines Königs Blick aus vielen als den Berufensten herauserkannt, seinen Gedanken, die Heeresreorganisation, durchzuführen. Sie war das Werk, das ihn bewährte. Tief religiös, ohne Haschen nach glänzendem Außenschein, immer auf den Kern der Sache gerichtet, kannte er, wo Ehre und Pflicht gebot, keine Unmöglichkeit, und feindseliger Widerstand schreckte ihn so wenig, als später Lob und Lohn ihn reizten.

§ 746. Unter den Generalen selbständig auftretender Armeen hatten sich ferner vor allen zwei bewährt, welche die in Preußen alte Erfahrung, daß auch Greise noch mit Jünglingsfeuer Heere führen können, bestätigt haben: von Steinmetz und Vogel von Falckenstein. Steinmetz, geboren am 27. De-

zember 1796 zu Eisenach, stammte aus einer altpreußischen Soldatenfamilie und war im Kadettenhause zu Kulm erzogen worden; Falckenstein, geboren am 5. Januar 1795 in Schlesien, war früh verwaist von seinem Oheim, dem Fürstbischof von Breslau, für den geistlichen Stand bestimmt worden, hatte dann aber doch nach seines Herzens freiem Zuge die Soldatenlaufbahn gewählt. Beide hatten, fast noch Knaben, in der großen Zeit des Befreiungskriegs unter York und Blücher gedient und waren dann erst nach früh bewährter Tapferkeit in die langsame, gründliche Schulung militärwissenschaftlicher Ausbildung eingetreten. An die Spitze von Armeen traten sie erst im Alter, in dem andre müde ihre Thätigkeit ruhen lassen: von ihren Leistungen und ihrem Verhalten im Feldzuge des Jahres 1866 ist oben die Rede gewesen.

§ 747. Nur kurz kann hier erwähnt werden, welch ein reicher Nachwuchs jüngerer Generale, die später (1870 und 1871) fast sämtlich an der Spitze von Armeekorps geglänzt haben, bereits damals der Stolz der Armee war: so v. Fransecki (geb. 1807), der unerschütterliche Verteidiger des Waldes von Benatek in der Schlacht von Sadowa; v. Kirchbach (geb. 1809), der an der Spitze der 10. Division den Siegeslauf der II. Armee bei Nachod, Skalitz und Schweinschädel eröffnete; der Freiherr v. Manteuffel, Gouverneur Schleswigs seit 1865, dann Kommandeur der Mainarmee nach Falckensteins Abberufung; v. Goeben (geb. 1816) schon bei Düppel und Alsen ausgezeichnet, dann der kühne, unermüdliche Vorkämpfer der Mainarmee; A. v. Werder, geb. 1808, wie Moltke sowohl in der Schule des preußischen Generalstabes wie auf fremden Kriegsschauplätzen (in den Feldzügen der Russen im Kaukasus) durchgebildet und in Schleswig-Holstein wie bei Gitschin und Königgrätz bewährt; ferner die Chefs der verschiedenen Generalstäbe: v. Voigts-Rhetz (geb. 1809) bei der I. und v. Blumenthal (geb. 1810) bei der II. Armee, v. Sperling, v. Stiehle u. a. In der bayrischen Armee hatten Generale wie v. d. Tann (geb. 1815), der altadeligem, fränkischem Geschlecht entsprossen, schon 1848 und 1849 als Führer eines Freikorps in Schleswig-Holstein die Aufmerksamkeit des ganzen Deutschland auf sich gezogen hatte, trotz der Ungunst der Verhältnisse, in denen sie standen, gezeigt, was sie leisten würden, wenn das Gefühl, für das große Gesamtvaterland zu streiten, sie tragen würde. — So stand Deutschland stark da, bereit, was es errungen hatte, zu verteidigen und das Werk seiner Einigung im Notfall mit Waffengewalt zu vollenden, wenn es ihm nicht vergönnt sein sollte, es im Frieden zu thun. Und daß dies nicht geschah, dafür sorgte die Eifersucht des neidischen, eitlen Nachbars im Westen.

9. Frankreichs Angriff auf Deutschland.

§ 748. Frankreich war seit fast einem Jahrhundert immer von neuem durch Revolutionen heimgesucht worden, und seit 1789 hatte keine geordnete Regierung je dauernd festen Grund fassen können. Napoleon III. hatte durch den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 unter Strömen freventlich vergossenen Blutes die höchste Gewalt in Frankreich an sich gerissen und sich darauf durch allgemeine Volksabstimmung zum Kaiser der Franzosen erwählen lassen. Länger als ein Jahrzehnt hatte er, wenngleich mit den gewissenlosesten Mitteln und unter einer stets wachsenden Steuerlast, die Ruhe und Ordnung in Frankreich aufrecht erhalten. Handel und Gewerbe waren aufgeblüht, und für die mangelnde Freiheit entschädigte

sich das französische Volk durch um so zügelloseren Lebensgenuß und um so rastloseres Jagen nach den Schätzen dieser Welt. Auch für Ruhm (gloire und prestige), den jenes Volk nicht zu entbehren vermag, war unter der Napoleonischen Regierung gesorgt worden. Der Krimkrieg, in Verbindung mit England gegen Rußland unternommen (§ 716), und der italienische Krieg, in Verbindung mit Italien gegen Österreich geführt (§ 718), waren siegreich ausgefochten worden und hatten Frankreich den Glauben verliehen, daß es an der Spitze Europas stehe. Aber seit der Mitte der sechziger Jahre hatte Napoleons Glück Rückschläge erfahren. Aus Mexiko, wo er während des amerikanischen Bürgerkrieges ein von ihm abhängiges Kaiserreich unter Kaiser Franz Josephs unglücklichem Bruder Maximilian hatte herstellen wollen, hatte er, nachdem er vergeblich Unsummen Geldes und Tausende von Menschenleben geopfert hatte, weichen müssen, und der blutige Schatten des von Napoleons Heer verlassenen und darauf von den dortigen Republikanern hingerichteten Maximilian (19. Juni 1867) stand wie ein Ankläger gegen seinen Ehrgeiz da. Im Innern Frankreichs erhob sich immer lauter die Stimme der Republikaner gegen ihn. Nun kamen die ebenso unerwarteten wie betäubenden Siege der Preußen über die Österreicher. Napoleon hatte gehofft, Preußen würde besiegt werden, oder es würde sich doch in Deutschland ein langer Bürgerkrieg entzünden: in beiden Fällen hatte er dann als Vermittler einschreiten wollen, um dabei Eroberungen am Rhein und in Belgien zu machen, namentlich aber um die Rolle des Schiedsrichters in Europa und des Schutzherrn Deutschlands spielen zu können. Aber es war ganz anders gekommen. Preußen hatte einen kriegerischen Ruhm erworben, vor dem selbst der des ersten Napoleon erblich, und Deutschland stand, statt schwach und zerrüttet zu sein, einiger und stärker da als je zuvor. Und war auch Napoleon selbst zu klug, um sofort gewaltsam gegen die Erfolge Preußens aufzutreten: das französische Volk und namentlich das französische Heer ertrug es nicht, sich in der Waffenehre von einem anderen Volke übertroffen zu sehen, und Staatsmänner wie Thiers machten es dem Kaiser zum Vorwurfe, daß er es zugegeben habe, daß eine deutsche Einheit geschaffen sei. „Rache für Sadowa" war deshalb der Ruf der „großen" Nation. Von der französischen Regierung waren, wenngleich sehr behutsam, Kompensationsforderungen, d. h. Zumutungen, die auf Abtretung deutschen Grenzgebietes zur Befriedigung und Versöhnung Frankreichs zielten, gemacht, aber von Preußen abgewiesen worden. Unter diesen Umständen mußte Preußen jeden Augenblick eines Angriffs gewärtig sein. Napoleon sah sich dabei noch mehr von den Franzosen vorwärts gedrängt, als er selber nach einem Kampfe dürstete, dessen Gefahren er besser ermessen konnte als die Mehrzahl seines Volks.

§ 749. Schon im Jahre 1867 wäre der Krieg beinahe ausgebrochen, und zwar wegen der Luxemburger Frage. Luxemburg war seit 1815 ein Großherzogtum und durch Personalunion mit dem Königreich der Niederlande verknüpft (§ 698). Gleichwohl gehörte es auch dem deutschen Bunde an. Nachdem sich dieser 1866 aufgelöst hatte, stand es nur insofern noch in Beziehung zu Deutschland, als es dem Zollverein angehörte. Auch hielt Preußen die Stadt Luxemburg, eine wichtige Festung und die Hauptstadt des seinem Kerne nach deutschen, doch sonst vielfach verwelschten Ländchens, noch immer wie zu den Zeiten des Bundes besetzt. Schon 1866 hatte Napoleon den Versuch gemacht, die Zustimmung Preußens zur Erwerbung Luxemburgs für Frankreich zu erhalten. Das war ihm nicht gelungen. Da er aber durchaus eine

Entschädigung für die Vermehrung der Macht Preußens haben wollte, so begann er jetzt mit dem geldbedürftigen König der Niederlande über die Abtretung des Großherzogtums zu verhandeln, und dieser erklärte sich dazu bereit, falls Preußen einverstanden sei. Die öffentlichen Blätter und auch die Landesvertretungen beider großen Reiche nahmen sich der Angelegenheit an, und immer heftiger wurde der Streit. Da zeigte Preußen seine Friedensliebe, indem es zugestand, daß eine europäische Konferenz zur Beilegung des Zwistes zu London zusammenträte. Hier wurde der Vorschlag angenommen, daß die Festung Luxemburg von den Preußen geräumt und dann geschleift werde, das gesamte Land bei dem oranisch-niederländischen Herrscherhause verbleibe, für neutral erklärt und diese Neutralität unter die Gewähr der europäischen Mächte gestellt werde (11. Mai 1867). Doch blieb es im Zollverein und dadurch mit Deutschland wie früher verknüpft.

§ 750. So war der Sturm noch einmal beschworen und die Gefahr vorübergegangen, doch weniger durch die Friedensliebe Frankreichs, als weil die Umbildung des französischen Heeres, dem nach dem Vorbilde der preußischen Heerverfassung noch eine Reserve und eine Mobilgarde (die der Landwehr entsprechen sollte) zur Seite gestellt wurde, und die Bewaffnung des Heeres mit dem Chassepot-Gewehre, das man dem Zündnadelgewehre bei weitem überlegen wußte, und mit den neu erfundenen Mitrailleusen noch nicht fertig war. In den Jahren 1867 bis 1869 aber wurde die französische Armeereorganisation durch den Kriegsminister Niel vollständig durchgeführt, und nun glaubte sich Frankreich Preußen und dem Nordbunde mehr als gewachsen. Von der republikanischen Partei im Innern bedrängt hatte sich Napoleon einem parlamentarischen Systeme zugewandt, das unter dem Ministerium Ollivier ins Leben trat, und hatte durch eine allgemeine Volksabstimmung (Plebiszit) diese Veränderungen, in Wahrheit dadurch seine eigene Stellung in Frankreich, bestätigen lassen. Und obwohl die Zahl der ihm feindseligen republikanischen Stimmen selbst im Heere nicht gering gewesen war, so war ihm doch durch eine stattliche Mehrheit seine Gewalt aufs neue verbürgt worden. Er schien fortan nur noch im Sinne einer gemäßigten Freiheit regieren zu wollen.

§ 751. Das Jahr 1870 schien sich mithin friedlicher anzulassen als die vorhergehenden, und Preußens König Wilhelm weilte im Juni seiner Gesundheit wegen im Bade zu Ems, als sich die Kunde verbreitete, die Spanier, die im Jahre 1868 ihre Königin Isabella vertrieben hatten und seitdem ohne monarchisches Oberhaupt gewesen waren, hätten durch ihren Ministerpräsidenten Prim dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern (aus der fürstlichen Nebenlinie § 274) die Krone ihres Landes angetragen. In Frankreich wollte man darin einen ehrgeizigen Übergriff Preußens sehen, und der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Gramont, gab in der Kammer die Erklärung ab, Frankreich werde eine solche Vergrößerung der preußischen Macht nimmermehr dulden. Auch jetzt bethätigte König Wilhelm wieder seine Friedensliebe. Zwar lehnte er es ab, dem Prinzen als Haupt der Familie die Annahme der spanischen Krone zu verbieten, wie von Frankreich her gefordert wurde. Doch geschah dies ohne jede schroffe Form, und als gleich darauf Leopold auf die ihm angetragene Krone verzichtete, schien jeder Grund einer Entzweiung der beiden großen Mächte geschwunden. Nun aber zeigte es sich, daß man in Frankreich nur einen Vorwand gesucht hatte für den schon lange beabsichtigten Krieg, zu dem man sich Österreichs und Italiens Hilfe gesichert zu haben glaubte.

Gramont wagte es, dem preußischen Gesandten in Paris anzudeuten, daß ein entschuldigender Brief des Königs an den Kaiser am besten das beleidigte Nationalgefühl in Frankreich beschwichtigen werde, und durch den französischen Botschafter Graf Benedetti ließ er in Ems dem Könige das Versprechen abverlangen, daß er auch in Zukunft nie seine Zustimmung zu einer etwa wieder auftauchenden hohenzollernschen Kandidatur geben würde. Der König wies diese von Benedetti in zudringlicher Art gestellte Forderung „zuletzt etwas ernst“ *) zurück und ließ sich auf weitere Verhandlungen nicht ein. Inzwischen hatte er Bismarck telegraphisch von dem Geschehenen in Kenntnis setzen lassen und ihm die Ermächtigung erteilt, „die Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl den Gesandten als in der Presse“ mitzuteilen. Der gewaltige Kanzler, aufs tiefste entrüstet über das Ansinnen der französischen Regierung, machte sofort von der gegebenen Erlaubnis Gebrauch und veröffentlichte das Telegramm in der folgenden verkürzten Fassung: „Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe.“ Auf Frankreich machte diese Veröffentlichung „den Eindruck des roten Tuchs auf den gallischen Stier“ **). Das deutsche Volk aber, das von der dem greisen Herrscher angesonnenen Demütigung mit schmerzlicher Empörung vernommen hatte, jubelte auf: hatte Frankreich Krieg gewollt — Deutschland hatte ihn nicht gesucht — so mochte es auch Krieg haben. König Wilhelms rasche Rückkehr von Ems am 15. Juli gestaltete sich zu einem feierlich-ernsten Triumphzuge. Auf dem Bahnhofe in Berlin erhielt der König, dem der Kronprinz, Graf Bismarck, die Generale von Moltke und von Roon entgegengereist waren, um im Drange der Zeit keine Stunde zu verlieren, auf telegraphischem Wege die Nachricht, daß in Frankreich, wo man durch die Abweisung Benedettis und ihre Veröffentlichung die Nationalehre als tief beleidigt darstellte, der Befehl der Mobilmachung des Heeres soeben ergangen sei und daß der Senat mit rasendem Beifall die kriegerischen Erklärungen Gramonts aufgenommen habe. Als König Wilhelm, den Kronprinzen an seiner Seite, abends durch die Straßen seiner Hauptstadt fuhr, ward er von seinem mutig und entschlossen ihm zujauchzenden Volke mit Begeisterung begrüßt. Aus allen Gauen des Vaterlandes, aus allen seinen blühenden, fleißigen, sonst so friedliebenden Städten kamen freudige Zustimmungen zu dem königlichen Entschlusse. Schon am 19. trat der Reichstag des norddeutschen Bundes zusammen und stellte in begeistertem Anschluß an die Schritte der Regierung alle Mittel zum Kriege zu ihrer Verfügung, die sie forderte. An demselben Tage wurde auch die französische Kriegserklärung in Berlin übergeben. König Wilhelm aber erneuerte angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung

*) Aus der Emser Depesche; ebenso die bald folgenden Worte.
**) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Bd. II., S. 91.

an die Heldenthaten der Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege an eben diesem 19. Juli, dem Todestage seiner Mutter, der Königin Luise, den Orden des eisernen Kreuzes, das zur Belohnung für jedes Verdienst verliehen werden sollte, das in diesem Kriege, sei es unmittelbar im Kampf mit dem Feinde, sei es daheim durch aufopfernde Mitwirkung erworben würde.

10. Beginn des deutsch-französischen Krieges.

§ 752. „Frankreich ist vollbereit (archiprêt)", hatte der Kriegsminister Marschall Le Boeuf erklärt, und auf dieses Wort hin hatte Napoleon sich in den von seinem Staatsministerium so mutwillig heraufbeschworenen Krieg eingelassen. Aber er verfügte nur über etwa 300000 Mann, die er bei schlecht geordneten Transportmitteln nicht einmal sogleich an der Grenze hatte. Napoleon wußte, daß Preußen allein ihm sofort 350000 Mann entgegenstellen konnte, mit dem übrigen Deutschland vereint 550000. Aber er dachte doch früher fertig zu sein als der Feind; bei Maxau (unweit Karlsruhe) wollte er mit 250000 Mann den Rhein überschreiten und die süddeutschen Staaten zur Neutralität oder zum Abfall bringen; dann hoffte er nach dem ersten glücklichen Schlage, den er gegen Preußen führen würde, außer Österreich und Italien, deren Hilfe ihm in sichere Aussicht gestellt war, auch Dänemark auf seine Seite zu ziehen, ja er meinte auch auf den Abfall Sachsens von Preußen und selbst auf eine Erhebung der Hannoveraner, Hessen und Schleswig-Holsteiner rechnen zu dürfen. Im Hinblick auf diesen Plan sammelte er unter Marschall Mac Mahon ein Heer von 100000 Mann im Elsaß bei Straßburg, die Hauptarmee, die den stolzen Namen „Rheinarmee" erhielt und die er selber führen wollte, 150000 Mann stark, in Lothringen bei Metz und die Reserve, 50000 Mann unter Canrobert, in dem befestigten Lager von Chalons. Die Armee von Metz sollte sich dann an die des Elsaß heranziehen und so den Rheinübergang bewerkstelligen. Am 28. Juli war der Kaiser, der die Regentschaft Frankreichs seiner Gemahlin übertragen hatte, mit seinem vierzehnjährigen Sohne in Metz eingetroffen. Es fehlte aber viel, daß er, wie er gehofft hatte, schon alles zum Angriff bereit fand. Vielmehr waren es die Deutschen, die im Vorsprung waren.

§ 753. Auf deutscher Seite waren schon seit Jahren die Schritte vorausbedacht worden, die ein französischer Angriff nötig machen würde. Schon im Winter 1868/69 hatte der General von Moltke in einer Denkschrift dargelegt, daß Napoleon in diesem Falle seinen Feldzugsplan voraussichtlich auf einen Einfall in Süddeutschland stützen werde, und die Maßregeln genau entwickelt und berechnet, die dann ergriffen werden müßten. Es war vorgesehen, daß zur Abwehr des feindlichen Vorstoßes die deutschen Truppen in der Pfalz zusammengezogen werden sollten, von wo aus sie vermöge ihrer besseren Organisation dem Feinde durch einen Flankenangriff zuvorkommen konnten. Nach diesen Vorausberechnungen handelte man nun jetzt. Es wurden drei Armeen aufgestellt: die erste unter General Steinmetzens Führung, bestehend aus zwei Korps (Westfalen und Rheinländern), sollte als rechter Flügel der gesamten deutschen Heeresmacht ihre Richtung vom Niederrhein her gegen die Mosel nehmen. Die zweite Armee, die Prinz Friedrich Karl befehligte, hatte die Aufgabe, den Feind einstweilen zu beobachten und sich je nach Bedürfnis süd- oder westwärts zu wenden; die sechs Korps, aus denen sie

sich zusammensetzte — es waren außer der preußischen Garde die Söhne der Mark Brandenburg, der Provinzen Sachsen, Schleswig-Holstein, Hannover, des Königreichs Sachsen, dazu Braunschweiger, Oldenburger und Hessen-Darmstädter — sammelten sich in der Pfalz zwischen Rhein und Nahe. Es war das Centrum der deutschen Aufstellung. Südlich daran schloß sich als linker Flügel die dritte Armee unter dem Befehle des Kronprinzen von Preußen. Gebildet aus den Truppen der süddeutschen Staaten, aus den Bayern, Württembergern und Badenern, sollte sie, verstärkt durch zwei norddeutsche Korps (Posener und Schlesier, Hessen, Nassauer und Thüringer), den direkten Angriff nach Süden unternehmen, um den Vormarsch des Feindes zu hindern. So standen bereits am 2. August 1870 an 450000 Mann auf dem engen Raume zwischen Trier und Landau kampfbereit da, und weitere 100000, die Korps der Preußen, Pommern und Schlesier, damals noch in der Beförderung von den äußersten Grenzen der Monarchie her begriffen, folgten. Zur Sicherung der Küsten, die die französische Flotte prahlerisch mit einem Angriffe und der Ausschiffung eines Heeres bedrohte, hatte General Vogel von Falckenstein den Oberbefehl in den an der Nord- und Ostsee gelegenen Provinzen bekommen: die dort stehenden geringen Kräfte, unterstützt von der patriotischen Thätigkeit der Bevölkerung, schienen ausreichend, jede Landung abzuwehren.

§ 754. Der gewaltig sich entfaltenden deutschen Schlagfertigkeit gegenüber trat im französischen Hauptquartier gleich anfangs Unschlüssigkeit hervor. Um aber doch den Parisern einen ersten Triumph berichten zu können, ließ Napoleon am 2. August einen Angriff auf Saarbrücken machen, das vom Oberstleutnant v. Pestel mit 3 Eskadrons und 1 Bataillon bis dahin so geschickt behauptet worden war, daß es den Anschein geboten hatte, als sei es von starken Truppenabteilungen besetzt. Natürlich zog sich diese Abteilung jetzt vor der anrückenden Übermacht zurück, und so konnte denn Napoleon wirklich von einer „Schlacht", in der sein Sohn die Feuertaufe erhalten habe, mit Pomp nach Paris und an die Kaiserin berichten. In der That aber war man unschlüssig, ob man Mac Mahon an die Armee von Metz oder diese umgekehrt noch gegen den Rhein ziehen sollte. Als aber die Truppen in letzterer Richtung vorzugehen begannen, erkannte man auf deutscher Seite, daß der Augenblick des lange voraus berechneten Angriffs in der Richtung rheinaufwärts gekommen sei.

§ 755. Am 4. August 1870 überschritt der Kronprinz von Preußen mit der III. Armee von Landau und Germersheim her die Grenze und griff die zu Mac Mahons Armee (§ 752) gehörende Division Abel Douay bei Weißenburg an. Es entspann sich um die noch mit alten Mauern umgebene Stadt und namentlich um den dahinter liegenden Geißberg ein äußerst erbitterter Kampf, in dem die Franzosen zum Weichen, zum Teil zur Ergebung in dem festen Gehöfte genötigt wurden. Schon dieser erste Zusammenstoß, in dem auch der französische Führer fiel, hatte blutige Opfer gekostet; aber im Heere und in ganz Deutschland herrschte frohe Zuversicht auf das Gelingen der guten Sache; Bayern und Preußen hatten mit gleichem Eifer und Erfolg gerungen und ihre Waffengemeinschaft mit Blut besiegelt.

§ 756. Mac Mahon sammelte nun in Eile sein Korps und was er sonst von französischen Truppen heranzuziehen vermochte. Mit etwa 45000 Mann nahm er $2^1/_2$ Meilen südlich von Weißenburg, bei Wörth, westlich von der großen Straße auf Straßburg, der das deutsche Heer

folgte, Stellung. Die Armee des Kronprinzen aber ließ ihm nicht die Zeit, seine Kräfte alle zu vereinen. Durch den Kampfeseifer der Truppen kam es schon am 6. August zur Schlacht, die von der obersten Heeresleitung erst für den folgenden Tag geplant war. Das Vorgehen der preußischen Vortruppen veranlaßte einen Kampf, der bald nicht mehr ohne große Nachteile abzubrechen war, und nun griff die ganze Armee des Kronprinzen den Feind an. Schnell besetzten die Schlesier und Posener den Flecken Wörth; ihre Waffenbrüder überschritten das tief eingeschnittene Thal und den Bach und begannen den Sturm auf die französische Schlachtlinie, die sich über die Dörfer Fröschweiler und Elsaßhausen auf Morsbrunn zog. Der Sturm auf die Höhen, namentlich auf die von Turkos und Zuaven dicht besetzten Weinberge, war ein heißes und blutiges Werk; als aber zuletzt von der linken Seite her die Thüringer, Hessen und Nassauer, dann die Württemberger und Badener, von rechts her die Bayern die Schlachtlinie des Feindes fast überflügelt hatten, entschloß sich Mac Mahon zum Rückzuge. Dieser artete bald in wilde Flucht aus. Ein Teil der französischen Armee war nach Süden abgesprengt und kam abends voller Schreck und Verwirrung auf Eisenbahnzügen in Straßburg an; die anderen Massen drängten sich über Reichshofen und Niederbronn durch die Pässe des Wasgenwaldes, ohne daß Mac Mahon instande war, sie diesseits des Gebirges in militärischer Ordnung wieder zu sammeln.

§ 757. An demselben Tage, an dem bei Wörth so blutig gerungen wurde (6. August), ging die an der Spitze der I. Armee marschierende Division von Kameke gegen die steilen, mit allen Truppenabteilungen des französischen Korps Frossard besetzten Höhen von Spicheren (unweit Saarbrücken) vor. Dieser Sturm forderte noch blutigere Opfer als die Kämpfe im Elsaß. Der Kanonendonner lockte andere preußische Divisionen (Westfalen, Rheinländer und Brandenburger) herbei, die zum Teil, wie sie aus den Eisenbahnwagen sprangen, sofort in den Sturm und in den Kugelregen geworfen wurden. Endlich erklomm sogar Artillerie und Reiterei die furchtbaren Höhen, auf denen zuerst nicht einmal der Infanterist festen Fuß hatte fassen können. Frossard, von den in der Nähe stehenden Divisionen Bazaines im entscheidenden Augenblicke nicht unterstützt und durch die Fortschritte der Preußen bei Forbach von seiner natürlichen Rückzugslinie auf St. Avold abgeschnitten, wich nun nach Süden auf Saargemünd zurück. — Während Mac Mahon nicht einmal imstande war, sein aufgelöstes Heer an die französische Hauptarmee in Lothringen heranzuführen, erkannten nun auch deren Führer, daß eine Rückwärts-Konzentrierung ihrer Kräfte unvermeidlich sei, und wichen gegen die Mosel westwärts. Der Krieg der Deutschen hatte glückverheißend begonnen, und dem Feinde war der festgehoffte Einfall auf deutschen Boden unmöglich gemacht; noch aber hatten die besten Korps der Franzosen nicht gefochten, und die Entscheidung stand noch bevor.

§ 758. In Paris hatten die ersten falschen Siegesnachrichten einen Taumel fieberhafter Begeisterung erregt: um so niederschmetternder wirkte nun die Kunde von den furchtbaren Niederlagen. In Deutschland dagegen herrschte überall, vom Rhein bis zur Memel, helle Begeisterung und Siegesfreude: das Volk war stolz auf seine tapferen Kämpfer. Schon diese Anfangstage des Krieges führten die ersten Söhne Frankreichs und Afrikas nach Berlin — aber als Gefangene. Auch die helfende Liebe fand nun volle Arbeit in der Pflege Tausender von Verwundeten: so schon in den nächsten Tagen in der Pfalz und in Baden, dann bald bis zur Donau, Elbe und Oder hin.

11. Metz (14.—18. August) und Sedan (1. und 2. September).

§ 759. Inzwischen hatte der gemeinsame Vormarsch der drei deutschen Armeen weiter nach Frankreich hinein begonnen. Der größten Anstrengungen bedurfte dazu die rechts einschwenkende III. Armee, die in mehrere Heeressäulen auseinandergerissen die schwierigsten Pässe des Wasgenwaldes zu überschreiten hatte, bis sie etwa am 12. August in gleicher Höhe mit der II. Armee stand und Fühlung mit ihr gewann. Sie fand vor ihrer Front Nancy unbesetzt und verfolgte ihren Weg weiter auf Chalons, während die I. und II. Armee gegen die französische, nun unter Bazaines Oberbefehl gestellte Hauptarmee auf Metz hin vorrückte. Schon jetzt war es der Plan der Franzosen, den Osten ihres Landes bis auf die beiden gewaltigen, einen festen Halt gewährenden Festungen Metz und Straßburg preis zu geben, bei Chalons ihre sämtlichen Armeen zu vereinigen und auf Paris zurückzugehen, um unter den Mauern der Hauptstadt die Entscheidung zu suchen. Zu diesem Zwecke aber mußte auch Bazaine bei Metz so schnell als möglich die Mosel überschreiten und über Verdun weiter Chalons zu gewinnen suchen. Die Ausführung dieses Planes aber vereitelten die drei Schlachten vor Metz vom 14.—18. August 1870.

§ 760. Ehe es nämlich Bazaine gelang, seine Armee durch Metz hindurch auf das linke Moselufer zu ziehen, erreichte die deutsche I. Armee östlich von dieser Stadt am 14. August bei Colombey (Courcelles, Borny), seine Nachhut und griff sie so nachdrücklich an, daß Bazaine sich gezwungen sah, einen Teil seines Heeres Kehrt machen zu lassen, um seine gefährdeten Truppen zu unterstützen. Die Preußen drangen mit Ungestüm bis unter die Mauern von Metz vor. Durch diese Schlacht wurde es Bazaine, der ohnehin durch Unschlüssigkeit und Zaudern schon mehrere Tage verloren hatte, unmöglich gemacht, ungehindert von Flankenangriffen der Unsrigen auf den Straßen über Verdun hin nach Westen hin zu entkommen.

§ 761. Denn inzwischen gewann die II. Armee Zeit, mit ihren vordersten Armeekorps die Mosel zu überschreiten und von Süden her Metz zu umgehen. Als deshalb Bazaine, durch die Wiederordnung seiner Truppen noch weiter aufgehalten, erst am 16. August seinen Abmarsch auf Verdun wieder aufnahm, ward er durch das brandenburgische Armeekorps unter General von Alvensleben, eine Brigade vom hannöverschen Korps und zwei Kavallerie-Divisionen mit solcher Heftigkeit angegriffen, daß er die ganze II. Armee der Deutschen sich gegenüber glaubte und mit allen seinen Korps gegen sie Front machte. Gleich im ersten Vorgehen wurde das am weitesten westlich auf der Heerstraße nach Verdun gelegene Dorf St. Hilaire, die Dörfer Mars la Tour und Vionville von den Unsrigen besetzt und ausdauernd festgehalten, so sehr auch später der Kampf schwankte. Bazaine glaubte vor allem seinen linken Flügel und damit seine Verbindung mit Metz bedroht; er sammelte hier alle Kraft der Verteidigung und suchte dann allmählich die Angreifer, besonders die unerschütterlich ausharrende Division Buddenbrock, von Westen her zu umklammern. Aber die wackeren Brandenburger, die Kinder der Provinz, von der schon Friedrich der Große gesagt hat, wenn ihm alles genommen wäre, Hab und Gut, Land und Leute, und er nur seine brandenburgischen Regimenter noch hätte, so wolle er nichts verloren geben, waren nicht zu bewältigen: 33000 Mann hatten hier ein Heer von zwei- bis dreifacher Stärke angegriffen und ihm den Schlüssel seiner Stellung gleich anfangs entrissen; nach dreistündigem Kampfe erst zog ihnen die erste Hilfe — 5000 Mann — zu: dafür verstärkten sich die Gegner um

57 000 Mann; als das Verhältnis, etwa um 2 Uhr auf der Höhe des Kampfes, am ungleichsten war, stritten 150 000 Franzosen gegen 38 000 der Unseren. Alles, was diesen dann noch durch das Herankommen der übrigen Teile des hannöverschen Armeekorps und vereinzelter Truppenkörper zugeführt wurde, überstieg nicht 38 000 Mann. Daß sie dennoch das Schlachtfeld behaupteten, das ist allein dem heldenhaften Opfermute zu verdanken, in dem sich die einzelnen Truppengattungen überboten. Denn neben der Infanterie und Artillerie errang hier auch die Kavallerie unverwelkliche Lorbeeren. In dem furchtbarsten Augenblicke der Entscheidung hatte General von Alvensleben zwei Kavallerie-Regimenter, Kürassiere und Ulanen, zum Angriff auf den Feind geworfen: sie stürzten sich den Tod vor Augen auf die vor ihnen stehenden Batterien, überritten sie, brausten weiter auf Infanteriekolonnen, die sie sprengten und drangen in eine Mitrailleusen-Batterie, bis die feindliche Reiterei die Atemlosen faßte und zum Rückzug nötigte, den sie sich dann durch die eben durchbrochenen Linien von neuem bahnen mußten:

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt:
Wohl wichen sie unseren Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben!

Und gleich todesmutig gingen später die zwei Garde-Dragoner-Regimenter vor. Und diese heldenmütigen Vorstöße hatten Erfolg: sie schreckten den übermächtigen Feind und hielten ihn von einem letzten entscheidenden Angriff ab. Und endlich kamen Verstärkungen, und die gleich anfangs eingenommenen Stellungen wurden behauptet.

§ 762. In diesem Kampfe von Vionville (16. August) lag bis zu einem gewissen Grade schon die Entscheidung der gleich folgenden Schlacht vom 18. August, ja die Entscheidung des ganzen Krieges. Bazaine gab den Gedanken auf, am 16. nach Verdun abzuziehen: er wagte es auch am folgenden Tage nicht, obwohl ihm noch die nördlichen Straßen über Etain und Briey offen standen. Er nahm vielmehr, nachdem er seinen Truppen Erholung gewährt hatte, eine Defensivschlacht an. Am 17. August waren alle Korps der I. und II. deutschen Armee auf das linke Moselufer gezogen worden; nur das erste war auf dem rechten Ufer zur Beobachtung von Metz zurückgeblieben. Über 200 000 Deutsche rückten am 18. August unter der eigenen Führung des Königs, dem zur Seite sich Prinz Friedrich Karl, Steinmetz, Moltke, Roon und Bismarck befanden, zum großen Entscheidungskampfe, zur Schlacht von Gravelotte (Verneville, St. Privat), aus. Da man nicht wußte, ob nicht Bazaine seinen Abzug nach Westen, auf Etain zu, bereits angetreten habe, so mußte der linke Flügel der deutschen Armee weit ausgreifen, um ihn zu erreichen: alsdann mußte der rechte Flügel als Reserve nachrücken. Traf man ihn aber in fester Stellung auf dem Thalrande näher gegen Metz hin, so mußte der linke Flügel dann einschwenken, um ihn in seiner rechten Flanke zu umgehen. Dies war der Fall: beide Heere schlugen in umgekehrter Front, die Franzosen gegen Westen, die Deutschen gegen Osten blickend; um so furchtbarer wurde den Unterliegenden der Ausgang, um so entschlossener mußte das Äußerste abgewehrt werden. In der That fochten die Franzosen in diesen Tagen von Metz ihres alten Soldatenruhms würdig. Sie standen auf den Hochrändern des steilen Plateaus westwärts vor den Metzer Forts St. Quentin und Plappeville. Von Bois de Vaux im Süden dehnte sich die französische Schlachtlinie über Amanvillers nach Norden bis

St. Privat, das Canrobert besetzt hielt. Die Reserve bildeten die Garden, die hinter dem linken Flügel und dem Centrum, aber zu entfernt, um dem rechten Flügel rechtzeitig Hilfe bringen zu können, aufgestellt waren. Die Franzosen hatten, da sie nur eine Defensivschlacht liefern wollten, ihre von Natur schon sehr festen Stellungen noch auf alle Weise verstärkt; ihre Geschütze bestrichen die in breiter Fläche vor den tiefen Einschnitten aufsteigenden Plateaus, über welche die Deutschen herannahen mußten; etagenförmig übereinanderliegende Schützenreihen fanden für ihr Chassepotfeuer einen weiten Spielraum. Von den Unsrigen waren am weitesten rechts (südlich) hinter der engen Schlucht von Mance die Truppen der I. Armee (General von Steinmetz) aufgestellt. Dann folgten unter der Führung des Prinzen Friedrich Karl die Korps der II. Armee, die noch nicht im Feuer gewesen waren, während die am 16. so schwer mitgenommenen als Reserve dienten; doch waren die beiden Korps des äußersten linken Flügels, die Garden und Sachsen, noch weit zurück und erst damit beschäftigt, durch eine Rechtsschwenkung vor den Feind zu gelangen. — Um 12 Uhr begann das 9. Korps (Schleswig-Holsteiner und Hessen aus dem Großherzogtum) das Geschützfeuer auf die Linie des französischen Centrums bei Amanvillers: da gleichzeitig die Infanterie sich im Walde von la Cusse festsetzte und trotz aller Verluste sich nicht wieder daraus vertreiben ließ, gewann die Schlacht eine gewisse Ähnlichkeit mit der von Königgrätz. Auch darin glich sie ihr, daß ein Thalrand genommen werden mußte, hinter dem eine durch Befestigungen fast unangreifbare Verteidigungslinie stand; ebenso darin, daß die Entscheidung vom Norden her kam. Denn die I. Armee konnte jenseits der Manceschlucht nur wenig Boden gewinnen. Erst als kurz vor vier Uhr die Garden und die Sachsen das Dorf St. Marie aux Chênes genommen hatten und die ersteren von hier aus um $5^1/_4$ Uhr den Sturm auf den Schlüssel der feindlichen Stellung, auf St. Privat, begannen, kam es zur Entscheidung. So furchtbar aber waren die Verluste der über das offene Feld gegen das festungsähnliche Dorf anstürmenden Truppen, daß sie einhalten mußten, bis in weitem Bogen nun vom Norden her auch die Umgehungstruppen, die Sachsen, eintrafen und mit den Garden gemeinsam in der Dunkelheit das Dorf stürmten und Canroberts Korps in vollständiger Flucht zurücktrieben. Gleichzeitig ging mit einem Teil der Garde das 9. Armeekorps siegreich gegen Amanvillers vor, und eben kam, gerade als die Franzosen gegen die von dem langen Kampfe ermattete I. Armee einen Vorstoß unternahmen, von Pont à Mousson über Gorze das pommersche Armeekorps an, das, kurz zuvor erst aus Deutschland eingetroffen, hier zum erstenmal in diesem Feldzuge vor dem Feinde stand. Mit Hurrah gingen die Leute, die zum Teil einen 16—18stündigen Tagesmarsch bis auf das Schlachtfeld zurückgelegt hatten, durch die tiefe Schlucht von Mance vor, und es gelang ihnen, freilich nur unter gewaltigen Anstrengungen und unter großen Opfern, drüben festen Fuß zu fassen und sich die Nacht hindurch in der genommenen Stellung zu behaupten. — An 20000 Verwundete und Tote hatte der schwere Tag gekostet; die Franzosen, die in ihren gedeckten Stellungen gestanden hatten, berechneten gleichwohl auch ihren Verlust auf mehr als 12000. — Der große Erfolg des Tages war, daß die beste Heereskraft des Feindes nun besiegt und gelähmt war.

§ 763. Bazaine ließ während der Nacht seine Truppen unter die Mauern von Metz zurückgehen, und der Plan, nach Westen zu entkommen, mußte aufgegeben werden. Napoleon selbst hatte am Morgen des 16. noch

rechtzeitig die Rheinarmee verlassen und sich zu Mac Mahon begeben. Bei der deutschen Armee wurden sofort Anstalten getroffen, Metz mit dem darin eingeschlossenen Heere von nahezu 200000 Mann zu belagern. Es blieb der größte Teil der II. samt der I. Armee, dazu einige neugebildete Truppenteile unter dem Befehle des Prinzen Friedrich Karl zu dieser Aufgabe vor Metz zurück, etwa 160000 Mann. Die übrigen Truppen sollten kühn geradeswegs gegen die feindliche Hauptstadt geführt werden; die ihnen in den Weg tretenden Feinde sollten sie niederwerfen. Aus den vor Metz nicht zur Verwendung kommenden drei Korps der II. Armee, der Garde und den Sachsen (aus dem Königreich und der Provinz), wurde eine neue, die IV. oder die Maasarmee, gebildet und unter die Führung des Kronprinzen Albert von Sachsen gestellt; sie sollte in Verbindung mit der III. Armee, der des Kronprinzen von Preußen, auf Paris weiter marschieren. Schon reichten sich beide Armeen die Hand, als im Hauptquartier der III. Armee von den Vortruppen die Nachricht einging, daß man das Lager der Franzosen in Chalons, wo man auf starken Widerstand gerechnet hatte, verlassen vorgefunden habe und daß Mac Mahon auf Reims abgezogen sei. So hatte der Feind den Weg auf Paris freigegeben, um einen kühnen Plan auszuführen, den in Paris der neue Kriegsminister Graf Palikao ersonnen und die Kaiserin Eugenie lebhaft ihrem Gemahl empfohlen hatte. Kaiser Napoleon nämlich hatte, da das Schlachtenglück ihn verlassen hatte, nur noch Hohn und Verachtung bei seinem Volke erfahren: den man als Sieger, als Eroberer des Rheins vergöttert haben würde, ihn verdammte jetzt die Stimme seines eigenen Volks. Nach Paris, wo bereits aus Furcht vor einer Volkserhebung der Belagerungszustand erklärt worden war, wo das Ministerium Ollivier und Gramont zurückgetreten und die Regierung in die Hände des Grafen Palikao gelegt worden war, wagte er nicht zurückzukehren, und so nahm er, gebrochen und willenlos, trotz Mac Mahons Abmahnung den gewagten Plan an, diesen mit dem noch vorhandenen, notdürftig wieder organisierten Heere längs der belgischen Grenze südöstlich gegen Metz vorgehen zu lassen, damit er die Armee Bazaines entsetze und sich dann mit ihr verbunden gegen die Deutschen wende.

§ 764. Sowie man im Hauptquartier der III. Armee, zu der sich nun auch der König mit seinem Generalstabe begeben hatte, diese Absicht erkannte, ward der kaum minder gewagte, aber besser überlegte Plan gefaßt, rechts nach Norden einzuschwenken und diese Verbindung zu hindern. Da hierbei die III. Armee die größere Entfernung zu überwinden hatte, so ward die IV. dazu ersehen, zuerst dem Feinde entgegenzutreten. Und weil Mac Mahon mit seinem Heere, dessen Disciplin schon bedenklich gelockert war, nur langsam vorrückte, so ereilte ihn die IV. Armee noch an der Maas, ehe er sich Metz noch mehr nähern konnte. Bei ihm befand sich der Kaiser Napoleon, befanden sich alle noch kampffähigen Korps. Über Reims und Rethel war er herangezogen, aber in weitem Bogen eines Kreises, auf dessen kürzerem Radius, im allgemeinen der Maas folgend, sich die beiden deutschen Armeen bewegten. Schon am 29. August traf bei Nouart die IV. Armee auf den Feind; am 30. warf der Kronprinz von Sachsen die Franzosen in der Schlacht bei Beaumont zurück und nötigte sie, hinter der Maas, die er verfolgend bald selbst überschritt, Sicherheit zu suchen. Nun nahte auch die III. Armee, die sich auf dem linken Ufer der Maas hielt und dem Feinde den Rückweg nach Paris verlegte, während die IV. sein Vorrücken auf Metz hinderte; im Rücken der Franzosen lag die belgische

Grenze. So von allen Seiten bedrängt wagte Mac Mahon einen letzten Kampf bei der kleinen Festung Sedan an der Maas. Doch schon galt es für die Deutschen nicht bloß den Sieg zu erringen, sondern auch den Franzosen die Möglichkeit eines Entkommens nach Westen oder auf den neutralen Boden Belgiens abzuschneiden.

§ 765. Und nun ward unter der Oberleitung des Königs am 1. September 1870 die Schlacht von Sedan geschlagen, eine Schlacht, so ruhm- und erfolgreich, wie die deutsche Geschichte keine andere aufzuweisen hat. Ein Teil der III. Armee war schon am 31. August oberhalb Sedan über die Maas gegangen und schloß sich im Vorrücken der IV. Armee an. Die beiden bayrischen Korps faßten den Feind im Südosten bei dem dicht vor Sedan belegenen Dorfe Bazeilles, das durch die Wut der Kämpfenden in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde; rechts von ihnen umfaßte die IV. Armee, gleichsam der rechte Arm des Heeres, den Feind von Osten her, und den linken Flügel bildeten die noch übrigen Korps der III. Armee, die bei Donchery über die Maas gegangen waren und sich von Westen her allmählich im Bogen gegen Norden herumzogen, bis sie den Garden die Hand reichten. Innerhalb dieses Ringes, den Rücken gegen Sedan gelehnt, fochten die Franzosen noch einmal mit rühmlicher Tapferkeit. Aber immer dichter umfaßte sie die deutsche Macht, und die Wälle des engen Sedan blieben endlich die letzte Zuflucht der überall, wo sie auch noch den Durchbruch versuchten, zurückgeworfenen Truppen. Unter ihnen war Napoleon. Und nun fielen in die furchtbar zusammengepreßten, verzweifelnden, meuternden oder stumpf in ihr Schicksal starrenden Massen die ersten Granaten des die Stadt immer enger umzingelnden Feindes. Die Stunde kam, wo Napoleons III. stolze Macht brach. Stadt und Heer kapitulierte, der Kaiser selbst schrieb an König Wilhelm und bot ihm seinen Degen*). Wie verschwand der Tag von Ulm (§ 568), auf den Deutschland so lange mit Scham gesehen hatte, vor diesem alles tilgenden Tage von Sedan! Am 2. September verließ Napoleon fast vor seinen eigenen Truppen flüchtend Sedan und ward zuerst von Bismarck, dann auf dem kleinen Schloß Bellevue vom König Wilhelm selbst empfangen, der tief ergriffen vom Wechsel menschlicher Größe den einst so mächtigen Kaiser als seinen Gefangenen vor sich sah. Er wies ihm bis zum Friedensschlusse eins der schönsten Schlösser Deutschlands, Wilhelmshöhe bei Kassel, zum Wohnsitz an. — Für den verwundeten Mac Mahon hatte General Wimpffen die Kapitulation unterzeichnet, durch die sich 83000 Mann, darunter 1 Marschall, 40 Generale, 230 Stabs- und 2595 andere Offiziere mit 419 Feldgeschützen und Mitrailleusen, 6000 Pferden rc. den Deutschen ergaben. — Unterrichtet vom Herannahen der Mac Mahonschen Armee, hatte Bazaine versucht, am 31. August und 1. September bei Noisseville die Belagerungslinie der Deutschen vor Metz in nördlicher Richtung zu durchbrechen, um der Entsatzarmee über Thionville die Hand zu reichen, war aber durch General Manteuffel genötigt worden, sich wieder hinter die Befestigungen von Metz zurückzuziehen.

---

*) Der Brief enthielt die kurzen Worte: Monsieur, mon frère. N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté. Je suis de V. M. le bon frère Napoléon.

12. Die Belagerungen. Die Deutschen vor Paris.

§ 766. Voll der Hoffnung auf einen glorreichen Frieden begrüßte das deutsche Volk mit Jubel und Dankesfreude den über alle Erwartungen herrlichen Abschluß des bisherigen Feldzugs. Und gewiß wäre in jedem auf uraltem, geheiligtem Recht beruhenden Staate der Krieg nach solchen Entscheidungen zu Ende gewesen. Nicht so beim Volke der Revolution, das in dem Wahne lebte, jeden Augenblick einen neuen Staat herstellen zu können. Nur durch schlechte Führung und Verrat — wie konnte ein Franzose anders denken? — war man von den Deutschen besiegt worden. Das mußte anders werden, wenn die Republik, von der die Thoren alles Heil als selbstverständlich erhofften, eintrat. Nun wälzte sich der Fluch der greuelvollen Revolution von 1792 und der Fluch der Lüge, der die französische Geschichtsdarstellung so lange beherrscht hatte, als gerechte Heimsuchung auf die nicht unschuldigen Enkel. So lange war erzählt worden, daß damals die Erklärung der Republik, das allgemeine Aufgebot des Volks, die Freiheitsbegeisterung Frankreich von den Horden „der fremden Sklaven" befreit habe — sollte das nicht wieder so kommen müssen? So glaubte man und vergaß, daß Recht, Gesittung, Zucht, wahre Freiheit und Begeisterung in den Reihen der Deutschen und darum mit ihnen der Sieg gewesen sei. Kaum kam die Kunde des gewaltigen Schlages von Sedan nach Paris, so verkündigten die Volksvertreter der äußersten Linken unterstützt von der neuerungssüchtigen Bevölkerung der Stadt die Republik (4. September). Es wurde eine Regierung gebildet, deren wichtigste Mitglieder der General Trochu, die Advokaten Jules Favre und Gambetta, der giftige Schriftsteller Rochefort und der greise Crémieux waren, der dann bald in Tours an die Spitze einer Zweigregierung trat. Die Kaiserin Eugenie entfloh und fand mit ihrem Sohne in England Sicherheit — und Zeit zur Reue darüber, daß sie das Kriegsfeuer hatte schüren helfen. Von Paris aus war auch diesmal das Geschick Frankreichs entschieden worden. Von dem ersehnten Frieden aber konnte um so weniger die Rede sein, als bei den ersten Unterhandlungen, welche die neue republikanische Regierung anknüpfte, Jules Favre der Forderung Deutschlands auf das Elsaß und den deutsch redenden Teil von Lothringen mit den stolzen Worten entgegentrat: „Keinen Schritt unseres Bodens, keinen Stein unserer Festungen!"

§ 767. Man hatte sich im deutschen Hauptquartier keinen falschen Hoffnungen hingegeben, sondern den Krieg rastlos fortgesetzt. Kaum war Sedan gefallen, als auch schon die III. und IV. Armee ihren Marsch gegen Paris wieder aufnahmen. Jene rückte über die Seine in die Gegend südlich und südöstlich von Paris, diese zog von Norden und Nordwesten heran. Je näher die verbündeten Armeen ihrem Ziele kamen, um so mehr fanden sie das blühende Land, das hier mit Ortschaften und Lusthäusern besäet ist, verlassen und verödet. Die Straßen waren zerstört oder gesperrt, die Einwohner in die Hauptstadt oder in die Ferne geflohen. Seit dem Beginne des Septembers hatte die republikanische Regierung Paris verproviantieren und alles auf den Widerstand gegen eine regelmäßige Belagerung einrichten lassen. So fanden die Deutschen die Lage, als sie sich am 19. September von der Südseite her zuerst Paris näherten. Ein Widerstand, der Teilen der III. Armee entgegentrat, wurde rasch bewältigt, und die in der Verfolgung vordringenden Deutschen sahen von den südlichen Höhen zuerst die ungeheure Stadt, die Kuppeln ihrer Kirchen, ihre

Triumphbögen, ihre aufragenden Giebel bis zum fernen, mit Häusern besäeten Montmartre vor sich.

§ 768. Es begann nun ein neuer Abschnitt des Kriegs, der der Belagerungen. Drei große Festungen waren es, welche die Armeen der Deutschen vor sich festhielten. Die erste war Straßburg. Die III. Armee hatte gleich nach der Schlacht bei Wörth auf ihrem Marsche nach Westen die badische Division zur Beobachtung, dann zur Belagerung von Straßburg zurückgelassen. Sie war später durch die preußische Garde-Landwehr und eine Reserve-Division verstärkt worden und hatte am 13. August ihre Aufgabe begonnen. Den Oberbefehl über die Belagerungstruppen führte General v. Werder. Nachdem seit dem 24. August bereits das Bombardement auf die Stadt eröffnet worden war und die deutsche Armee sich ihr so genähert hatte, daß der Sturm in naher Aussicht stand, ergab sie sich mit mehr als 17000 Mann und 1200 Kanonen am 27. September — fast an demselben Tage, an dem sie vor 189 Jahren durch verräterischen Überfall in die Hände der Franzosen gekommen war (§ 437). So war die alte Stadt als erstes Pfand der Wiedereroberung des Elsaß in die deutschen Hände zurückgekommen.

§ 769. Die zweite große Festung, Metz, hielt sich nach dem verunglückten Ausfalle bei Noisseville lange ganz still. Da General Steinmetz als Generalgouverneur nach Posen versetzt worden war, übernahm Prinz Friedrich Karl das Kommando beider Belagerungsheere. Auf dem großen Leichenfelde war das Kampieren in schlechten Quartieren, hart an den gefährdeten Vorposten, unter den herbstlichen Regengüssen ein ungemein schwieriges Werk. Geringeren Beschwerden und Gefahren war einst Kaiser Karl V. hier gewichen (§ 369) und hatte der Stadt den Ruhm der Uneinnehmbarkeit lassen müssen. Krankheiten mehrten sich bei den Belagerern in der bedenklichsten Weise; dazu erforderte die Abweisung eines neuen Ausfalls Bazaines am 7. Oktober gegen Nordosten blutige Opfer. Endlich erlahmte der Widerstand der mächtigen Feste, nachdem die Nahrungsmittel auf die Neige gegangen waren: am 27. Oktober, einen Monat nach dem Falle Straßburgs, kapitulierte Metz mit 170000 Mann, 3 Marschällen (Bazaine, Le Boeuf, Canrobert), 6000 Offizieren, mit 53 Adlern und allem Kriegsmaterial. So war auch die Schutzwehr Lothringens in unserer Hand. Die Thaten aber der beiden Prinzen des hohenzollernschen Hauses ehrte König Wilhelm, indem er den Kronprinzen wie den Prinzen Friedrich Karl zu General-Feldmarschällen ernannte. Dieselbe Auszeichnung ward später dem Kronprinzen Albert von Sachsen zu teil, dem Führer der IV. Armee, der auch mit dem Großkreuz des eisernen Kreuzes geschmückt wurde. Noch aber blieb die schwerste und gewaltigste Aufgabe zu lösen, die Belagerung von Paris.

§ 770. Im Südosten von Paris vereinigen sich Seine und Marne inmitten einer weiten, von schönen und malerischen Bergen umschlossenen Ebene, die vom Häusermeere der Riesenstadt überdeckt ist. Die Seine durchfließt im Bogen deren südlichen Teil, tritt dann im Südwesten unweit des durch seine Porzellanfabriken berühmten Ortes Sèvres aus der Stadt heraus, zieht sich in starker Windung an deren Westseite nach Norden und wendet sich wieder in entgegengesetzter Richtung gegen Südwesten, bis sie in neuen Windungen sich gegen Nordwesten hin entfernt. Auf der ersten der so gebildeten Halbinseln liegt die steile Höhe des Mont Valérien auf der linken Seite des Flusses, weiter südlich das Schloß St.

Cloud (das bald von den Franzosen selbst in Brand geschossen wurde) und weit ab gegen Westen Versailles. Die ungemein günstige Lage von Paris und die Erinnerung, daß es sich trotzdem 1814 und 1815 ohne jeden Widerstand dem Feind ergeben, hatte einst in dem Geschichtschreiber Napoleons I., Thiers, als er Minister Louis Philipps war, den Gedanken erweckt, die Weltstadt zu befestigen, was dann seit dem Jahre 1841 ausgeführt worden war. So zog sich vom Mont Valérien, dem gewaltigen Eckpfeiler dieser Befestigung, der die ganze Westseite zwischen den oben bezeichneten Seinewindungen deckte, eine Kette von Forts um Paris. Um diesen Festungsgürtel schlang nun die deutsche Armee ihren eisernen Ring. Der König nahm zu Versailles sein Hauptquartier im Präfekturgebäude, und im Palaste Ludwigs XIV., von dem einst die Eroberungspläne Frankreichs auf den Rhein ausgegangen waren und wo in den Galerien à toutes les gloires de la nation alle Siegesthaten der Franzosen auch über die Deutschen prahlerisch in Gemälden dargestellt waren, wurden bald die Betten deutscher Kranken und Verwundeten aufgeschlagen. In der Villa Lesombrages residierte der Kronprinz von Preußen.

§ 771. Die Belagerung von Paris, die bald noch durch den früh beginnenden, rauhen Winter erschwert wurde, war eine Riesenunternehmung. Nur in den Belagerungen gewaltiger Städte des Altertums, von Ninive und Babylon, Karthago und Jerusalem, findet sie ihre Gegenstücke. Wie sollte man das Werk beginnen? Der panische Schrecken, den die Erstürmung der Höhen von Meudon (§ 767) gleich in der ersten Zeit der Belagerung unter den französischen Truppen hervorrief, ließ es fast möglich erscheinen, zum sofortigen Sturm auf die südlichen Forts, dann zur Beschießung und so zur schnellen Einnahme der Stadt zu gelangen. Aber die ruhige Überlegung ließ die Sachlage in einem ganz anderen Lichte erscheinen. In der Stadt von 2 Millionen Einwohnern standen an 400000 Mann, teils alte Linien- und Seesoldaten, teils sogenannte Mobile (Volksaufgebot) unter den Waffen; die Belagerungsarmee hatte damals nur 120000 Mann Infanterie und 24000 Mann Kavallerie. Sie war, da ihre Zahl durch anlangende Verstärkungen nur allmählich (nie viel über 200000 Mann) wuchs, zu einem plötzlichen Angriff nimmermehr stark genug. Es blieb mithin nur eine regelmäßige Belagerung übrig: aber auch diese war ein ungeheures Werk. Es mußte eine Cernierungslinie von 11 Meilen in der Runde gebildet werden; die Verpflegung der Belagerer mußte meist von der Heimat aus und zwar mit Benutzung einer einzigen Bahnlinie durchgeführt werden*). Seit der Errichtung der Republik aber zeigten sich überall im Osten freiwillig gebildete, rasch auftauchende und wieder verschwindende Franctireurbanden, die abgesehen von der einzigen, wohlbedeckten Hauptstraße alle Wege gefährdeten und so einen Teil der deutschen Armee in fortwährender Beunruhigung hielten. Die Franzosen geboten außerdem über alle Eisenbahnlinien des Südens und damals auch noch des Nordens, dazu über die See, die die Gelegenheit bot, von Westen und Norden her Truppen, Kriegsmaterial und Proviant an jede beliebige Stelle zu schaffen, wo es ihren Zwecken am nützlichsten war. So boten sich den Belagernden die gewaltigsten Schwierigkeiten, und nur Geduld und eiserne Beharrlichkeit konnten

*) Bis zur Eroberung von Toul war sie noch dazu unterbrochen und ging nur bis Nanteuil, 8 Meilen von der Cernierungslinie, wo durch Zerstörung zweier Tunnel die Bahn unbrauchbar geworden war. Später führte eine neu angelegte Bahn um diese Stelle herum.

zum Ziele führen. Die Belagerten hielten sich indessen im allgemeinen ruhig, nur daß sie gelegentlich ihre noch unerfahrenen Truppen in Ausfallsgefechten zu üben suchten. Als sie sich aber kühner geworden in dem von den Garden besetzten Dorfe Le Bourget im Nordosten von Paris einnisten wollten, wurden sie am 30. Oktober wieder hinausgetrieben und so vollständig geschlagen, daß sich allgemeine Bestürzung in Paris verbreitete und die Ausfälle einstweilen unterblieben.

§ 772. Bald aber mußten die Belagerer auch ihren Rücken vor Angriffen und Entsatzversuchen schützen. Bereits wußte man im Hauptquartier, daß Gambetta, der im Luftballon Paris verlassen, sich zu der Zweigregierung unter Crémieux nach Tours begeben und das Kriegsministerium übernommen hatte, mit bewundernswerter Thatkraft daran arbeitete, den Volkskrieg zu organisieren und immer neue republikanische Heere aus dem Boden zu stampfen; man wußte, daß zunächst eine Armee hinter der Loire im Entstehen war. Deshalb ward General v. d. Tann mit seinem bayrischen Korps, dem eine Infanterie-Division (22.) nebst mehreren Kavallerie-Divisionen beigegeben waren, nach Süden vorgesandt, mit dem Auftrage, über Etampes bis Orléans die Gegend zu klären. Er traf nördlich von Orléans auf starke Truppenanhäufungen, die er aber mutig angriff und in den Gefechten bei Artenay und Orléans am 10. und 11. Oktober zerstreute, so daß er Orléans besetzen konnte. Eine weitere Verfolgung nach Süden schien bei der sich mehrenden Zahl der Gegner und bei der Stimmung des Landes nicht ratsam. V. d. Tann erhielt deshalb Befehl, mit seinem bayrischen Korps nur Orléans zu behaupten; in seinem Rücken besetzte inzwischen die 22. Division nach erbittertem Straßenkampfe das nordwestlich von Orléans gelegene Chateaudun, zog dann weiter nach Chartres, wo sich kein Widerstand zeigte, und machte diese Stadt zu einem der Stützpunkte für die Deutschen. Noch hielt man im Westen den Kreis bis zur Eure, im Süden bis zur Loire, im Norden das Land bis Beauvais, Compiègne und Soissons vom Feinde frei.

§ 773. Um diese Zeit fiel Metz (§ 769). Noch einmal schien es, als ob sich die Franzosen durch besonnene Männer wie Thiers und Jules Favre zu ernstlichen Unterhandlungen mit der deutschen Regierung bestimmen lassen würden. Aber Gambetta hetzte unermüdlich zum Kriege weiter; Bazaine ward als Verräter ausgeschrieen und von Paris und dem Lande der Widerstand fortgesetzt. Schon ehe Metz gefallen war, hatten die vor ihm liegenden deutschen Korps ihre weitere Bestimmung empfangen. Die I. Armee, die nunmehr unter den Oberbefehl des Generals Manteuffel gestellt wurde — sie bestand aus zwei Korps und einer Kavallerie-Division und zählte im ganzen 38000 Mann Infanterie, 4400 Mann Kavallerie, dazu 180 Geschütze — bekam die Aufgabe, die Belagerungsarmee von Paris gegen Norden zu decken. Die II. Armee unter Prinz Friedrich Karl erhielt die Richtung gegen die Loire hin, um den Schutz gegen Süden hin zu übernehmen. Sie zog in der Stärke von drei Korps in breiter Front südwestlich durch Frankreich; ein Korps war teils zur Bedeckung der Gefangenen und zur Besetzung von Metz bei dieser Festung zurückgelassen, teils wurde ihm die Belagerung von Thionville, Montmédy (Verdun war schon am 9. November in deutsche Hände gefallen) übertragen; das pommersche Korps wurde nach Paris gezogen. — Es war hohe Zeit gewesen, daß Metz fiel und die deutschen Truppen von hier aus ihren Brüdern zu Hilfe eilten. Denn schon regte sich von allen Seiten der Feind. Ungeheure Massen, eben

von ihren Friedensgeschäften weggerufen, zusammengeballt und von englischen und amerikanischen Händlern mit Waffen versehen, begannen sich zu sammeln und erhielten einen militärischen Kern in den Resten der noch vorhandenen geordneten Truppen, Seesoldaten, Förster, Gendarmen, Feuerwehren rc. So begann in Frankreich das Land seinen Krieg zum Schutze der Hauptstadt.

13. Erste Entsatzversuche durch die französischen Heere.

§ 774. Der erste Versuch einer Entsetzung von Paris durch die in den Provinzen gebildeten Heere begann. Im Norden zeigte sich eine Armee unter General Bourbaki und trat über die untere Seine mit einer Westarmee, die sich auch bei Chartres bemerkbar machte, in Verbindung. An diese schloß sich die Loirearmee unter General d'Aurelle de Paladines, während im Osten der alte italienische Schwärmer Garibaldi auftauchte, der vom Namen der Republik bethört herbeigeeilt war, um in Frankreich die Sache der Freiheit zu verteidigen. Ihm trat General v. Werder entgegen (§ 768). Er hatte nach der Einnahme von Straßburg den Oberbefehl über das aus verschiedenen Truppenteilen neu gebildete 14. Armeekorps und den Auftrag bekommen, das südliche Elsaß mit den Festungen Schlettstadt, Neubreisach und Belfort zu erobern und die Vogesen von den Mobilgarden und Freischärlern zu säubern, die dort ihr Wesen trieben. Schon hatte er in aufreibenden Kämpfen Großes geleistet, und Schlettstadt und Neubreisach waren von einer der beiden ihm ebenfalls unterstellten Reservedivisionen unter General v. Schmeling zur Übergabe gezwungen worden. Während nun Werder die starke Festung Belfort, die die Pässe zum Elsaß beherrscht, durch die andere Reservedivision unter General v. Tresckow belagern ließ, ging er selbst mit den ihm zur Verfügung bleibenden Truppen weiter gegen Süden bis nach Dijon vor, schlug Garibaldis Truppen bei Pasques am 26. und 27. November und trieb ihn bis Autun zurück.

§ 775. Die deutsche Heeresleitung kannte die Stärke der zum Entsatze von Paris bestimmten Heere nicht genau und wußte auch nicht, von wo der Hauptangriff erfolgen würde; doch schien die Westseite von Paris am meisten bedroht, da bekannt war, daß von Osten her die deutsche Verstärkung nahte. General v. d. Tann war angewiesen worden, Orléans so lange als möglich zu halten, bis sich die Pläne des Feindes enthüllten. Und von dieser Seite her begann der Ansturm: am 8. November erhielt v. d. Tann in Orléans durch seine Kavallerie Meldung von dem Vormarsch bedeutender feindlicher Massen auf Coulmiers. Um nicht von Paris abgedrängt zu werden, zog er noch in der Nacht sein Korps auf Coulmiers zurück, bestand hier am 9. Nov. einen 7stündigen, heftigen Kampf, während dessen er Orléans räumte, und nahm dann auf der Straße von Orléans nach Paris Aufstellung. Zu seiner Unterstützung wurden schnell alle Truppen, die verfügbar waren, abgesandt und die so gebildete Armee bis zur Ankunft des Prinzen Friedrich Karl unter den Oberbefehl des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin gestellt. Sie übernahm den Schutz gegen Süden und Westen. Die Kämpfe, welche die Armee bei Dreux und Chateauneuf am 17. und 18. Nov. zu bestehen hatte, zeigten, wie nahe sich der Feind von dieser Seite an Paris herangewagt hatte, aber auch, da er überall gewichen war, daß der entscheidende Angriff nicht hier, sondern von der Loirearmee erfolgen würde. Die Aufgabe aber, dieses Heer zu bekämpfen, konnte bei seiner Stärke von der Armee des Groß-

herzogs nicht allein gelöst werden; sie fiel vielmehr der herannahenden II. Armee unter Prinz Friedrich Karl zu, dessen Vortrab bereits auf der Straße nach Orléans angelangt war und der nunmehr auch den Oberbefehl über die Truppen des Großherzogs mit übernahm.

§ 776. Prinz Friedrich Karl führte im Ganzen etwa 60 000 Mann heran gegen eine Armee, die 150 000 Mann zählte und unter einem der tüchtigsten der republikanischen Führer stand. Dieser, d'Aurelle de Paladines, hatte aber seiner noch wenig geübten Armee nur eine Defensivstellung zu geben gewagt, und zwar nördlich von Orléans, wo der Wald von Orléans eine natürliche Befestigung bildete und der schwere, zähe Boden der Beauce bei feuchtem Winterwetter dem Vorrücken einer Armee fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legte. Um so kühner war der Entschluß des Prinzen Friedrich Karl anzugreifen. Er zog die Truppen des Großherzogs, etwa 45 000 Mann, die bisher in ermüdenden Märschen den Feind gegen Westen hin verfolgt und aufgesucht hatten, an seinen rechten Flügel heran und begann so seinen konzentrischen Vormarsch auf Orléans. Daß sich jetzt auch die Loirearmee nach Norden hin in Bewegung setzte und nach Paris vordringen zu wollen schien, führte am 28. November zur Schlacht bei Beaune la Rolande, welche die Kämpfe von Orléans eröffnet. General v. Voigts-Rhetz wies in achtstündiger, heißer Schlacht den Feind zurück, und nun ging seit dem 1. Dezember die ganze II. Armee zum Angriffe vor. Am 2. Dezember warf der Großherzog die Franzosen westlich der Straße von Orléans zurück; am 3. nahmen die Korps der II. Armee, unterstützt von den Bayern und den Truppen des Großherzogs, die Dörfer nördlich von Orléans: am 4. abends standen die Deutschen in den Vorstädten und am Bahnhofe der Stadt. In der Nacht ergab sich Orléans; der Rest der Feinde erhielt unter der Bedingung, die Brücke über die Loire zu schonen, freien Abzug. Am 5. schweiften die deutschen Reiter schon auf dem linken Loireufer und folgten den weichenden und zum Teil in Auflösung begriffenen Truppen des Feindes bis auf Gien, Vierzon und Tours hin.

§ 777. In denselben Tagen gewann die I. Armee unter Manteuffel Fühlung mit einer unterdessen gebildeten französischen Nordarmee. Die I. Armee war von Metz in nordwestlicher Richtung vorgegangen, dann auf Befehl des Königs gegen Amiens und Rouen. Bei Amiens traf Manteuffel auf eine starke Armee, die statt der erwarteten 18 000 Mann an 30000 Mann zählte und das Vordringen der Unseren zuerst durch kraftvollen Angriff zu hemmen suchte und dann hinter starken Verschanzungen tapferen Widerstand leistete, so daß der bei Amiens am 27. November erfochtene Sieg schwere Opfer kostete. Aber der Feind zog sich nun weit auf Arras rückwärts und ließ Rouen fast ohne alle Verteidigung in Manteuffels Hände fallen (5. Dezember), der nun von hier aus seine Truppen bis an die Küsten des Kanals und südwärts bis über die Seine hinaus schweifen ließ, so daß er die Pariser Belagerungsarmee nach Norden und Westen hin sicherte. So war durch die Kämpfe der II. Armee um Orléans, durch die Werders bei Dijon und die der I. Armee bei Amiens ein großer Erfolg erreicht: die in der Bildung begriffenen Entsatzarmeen der Franzosen waren auf allen Seiten zurückgeworfen worden.

§ 778. In Paris selbst hatte, namentlich seitdem Thiers, der Herold des Ruhmes des ersten Napoleon, aber auch der einzige bedeutende Staatsmann, den Frankreich noch hatte, von einer vergeblichen diplomatischen Reise an

die Höfe von Wien, Petersburg und London zurückgekehrt war, Ruhe, ja augenscheinlich Mutlosigkeit und Lust zum Friedensschlusse geherrscht. Diese Stimmung hatte die Arbeiterbevölkerung zu einem Versuche benutzt, die „Kommune" zu proklamieren, der für einen Tag (31. Oktober) Erfolg hatte und Zeugnis davon gab, wie stark die Kräfte, welche die Zustände von 1792 und 93 erneuen wollten, in der Tiefe gärten, aber auch wie unentschlossen die militärische und bürgerliche Gewalt war. Gegen Ende November aber hob sich die Stimmung durch die Hoffnung auf den Entsatz der Stadt. Man stand durch alle Hilfsmittel der erfindungsreichen Neuzeit, Luftballons, Telegraphie, photographisch verkleinerte Korrespondenzen, die durch Brieftauben hin- und hergebracht wurden rc., in fortwährendem Austausch mit dem übrigen Frankreich und wußte genau, was draußen geschah. Und so wurde denn Ende November ein Ausfall unternommen der zum Schein nach allen Seiten gerichtet doch seine Hauptkraft gegen Südosten wandte, von wo man die Loirearmee erwartete, die aber gerade in diesen Tagen vom Prinzen Friedrich Karl bei Beaune la Rolande geschlagen wurde (§ 776). Solche Ausfälle kündigten sich stets durch vorausgehende heftige Kanonaden von allen Forts an; unter diesem Feuer konzentrierte sich das Ausfallsheer, das sich diesmal (30. November — 4. Dezember) unter General Ducrot auf Villiers (Brie und Champigny) an der Marne richtete, wo die Württemberger standen, die aber von der IV. und III. Armee durch Sachsen und Pommern verstärkt waren. Nach hartnäckigen, für die Franzosen wie die Deutschen sehr verlustreichen Kämpfen — Ehrentagen namentlich der Württemberger und Sachsen — gaben die Franzosen ihren Gedanken hier durchzubrechen auf, um so mehr, als inzwischen die Kunde von der Niederlage der Loirearmee eingetroffen war.

§ 779. So trat eine gewisse Ruhe ein; doch suchte die II. Armee von Orléans aus den Feind noch bis zur völligen Zerstreuung zu verfolgen und einen möglichst weiten Kreis um Orléans her zu klären. Südlich und östlich traf sie auf keinen Feind; nur die Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg, welche die Loire hinab auf Tours rückte, stieß auf überlegene Kräfte, da zu den von Orléans hierher zurückgegangenen Korps frische Truppen unter General Chanzy herangezogen worden waren. So entspann sich hier die viertägige Schlacht von Beaugency (Meung, Marchenoir), 7.—10. Dezember, die erst am 11. Dezember durch das Eingreifen zweier Korps der II. Armee entschieden ward. Chanzy, den der Diktator Gambetta an die Stelle von d'Aurelle de Paladines gesetzt hatte, wich auf Le Mans zurück. Um die Mitte des Dezember trat deshalb auch auf diesem am meisten gefährdeten Kriegsschauplatz eine kurze Ruhe ein. Es ward klar, daß sich die bisherige Loirearmee geteilt hatte und daß der eine Teil mit der Westarmee verbunden unter Chanzys Befehl bei Le Mans sich wiederherzustellen suchte, der andere unter Bourbaki eine neue Armee bildete, deren Ziel sich bis dahin noch nicht klar herausstellte. Da es nicht im Plane der deutschen Heerführung liegen konnte, möglichst viele Städte und Provinzen des Feindes zu besetzen und so die Kräfte zu zersplittern, sondern nur für die Belagerungsarmee vor Paris ein möglichst freier Kreis geschaffen und jeder Versuch eines Entsatzes zurückgewiesen werden sollte, so erging vom Hauptquartier des Königs der Befehl, daß sich die I. Armee im Norden bei Beauvais sammeln und Rouen, Amiens und St. Quentin besetzt halten, die II. Armee bei Orléans und die Armeeabteilung des Großherzogs bei Chartres und Dreux stehen bleiben sollte. Zur Verbindung mit dem

Werderschen Korps diente das in Metz zurückgelassene (§ 773) des Generals v. Zastrow, das dort bald durch andere Truppen ersetzt und in die Gegend der oberen Seine und Yonne gesandt worden war.

§ 780. Werder stand Anfang Dezember noch in Dijon, das er gleich bei seinem ersten Vormarsche vom Elsaß aus besetzt hatte; seine Aufgabe war, Belfort zu belagern, vor allem aber die im Südosten Frankreichs sich bildenden Heereskräfte zu beobachten. Als diese vorzugehen versuchten, sandte er ihnen den General v. Glümer mit der badischen Division entgegen, die den General Crémer bei Nuits schlug (18. Dezember). Da man aber hörte, daß Garibaldi in Autun an 20000 Mann sammle und Crémer eine ungefähr eben so starke Zahl kommandiere, und da das Gerücht sich erhielt, daß die ganze Armee Bourbakis (die damals freilich noch bei Bourges und Nevers in der Reorganisation begriffen war) sich nach Osten wenden werde, so hielt es Werder im Einverständnis mit dem Oberkommando in Versailles für geraten, seine sehr vorgeschobene Stellung bei Dijon aufzugeben und in die Gegend von Vesoul am Südfuße des Wasgenwaldes zurückzugehen, weil er von hier aus die ihm zugewiesenen Aufgaben eher erfüllen konnte.

14. Letzte Anstrengungen des französischen Volkes. Sieg der Deutschen.

§ 781. Bereits gegen Ende des Jahres begann es sich an der Peripherie des Kreises, den die Deutschen mühsam um sich her geschaffen hatten, wieder zu regen. Die auf Gambettas Machtwort zusammengetriebenen Massen, bei denen freilich wie 1793 und 94 mehr die Furcht vor den republikanischen Schreckensmännern als die Begeisterung herrschte, gaben bald deutliche Zeichen ihres Daseins. So rückte die französische Nordarmee unter Faidherbe um die Mitte des Dezember gegen Amiens vor. General Manteuffel, der mit seiner schwachen I. Armee sowohl die Okkupation von Rouen und die Sicherung des rechten unteren Seineufers als auch die Deckung von Amiens und des Nordens zu leisten hatte, zog alle verwendbaren Truppen nebst geringen Unterstützungen aus der Cernierungsarmee an sich heran. Da um diese Zeit die Festungen an der belgischen Grenze, Thionville, Montmédy, Mézières, eine nach der andern fielen, so ward die Behauptung von Amiens für die Deutschen um so wichtiger, als es die neu sich aufthuende Eisenbahnstraße durch den Norden Frankreichs (Mézières, Reims, Soissons) sicherte. Manteuffel traf aber, als er hier seine Truppen zusammenzog, bereits auf bedeutende feindliche Massen (50000 Mann) die er nördlich von Amiens hinter der Hallue, einem zur Somme von Norden nach Süden fließenden Bache, in einer Reihe von Dörfern verschanzt fand. Hier ließ sie Manteuffel durch Goeben angreifen, und es gelang diesem nach blutigem Kampfe, mit seinen Rheinländern die Dörfer an der Hallue zu nehmen (Schlacht an der Hallue, 23. Dezember). Die Franzosen behaupteten aber die steilen Thalränder, ja erneuten von dort aus am Abend des 23. noch einmal den Angriff auf die Dörfer, der aber blutig abgewiesen wurde. Am 24. stand das deutsche Heer eines neuen Angriffs gewärtig: abends aber begann im feindlichen Lager eine noch unklare Bewegung, und am Christmorgen zeigte es sich, daß der Feind wieder auf Arras zurückgegangen sei. Sofort trat Goeben die Verfolgung an, die sich bis über Bapaume ausdehnte, und ließ die Belagerung von Péronne eröffnen.

§ 782. Diesem Vorgehen der Nordarmee entsprechen neue lebhafte Ausfälle aus Paris, die am 21. Dezember besonders wieder gegen das von

den Garden besetzte Dorf Le Bourget im Nordosten und gegen die Sachsen an der Marne unternommen wurden. Da indes die Unsrigen auf der Hut waren, scheiterten die Angriffe vollständig. Dagegen gingen nun gerade von dieser eben noch bedrohten Ostseite aus die deutschen Belagerer zum Artillerie-Angriff auf die Pariser Befestigungen über, indem sie plötzlich am 27. Dezember das Feuer aus 76 schweren Geschützen auf den von dem Feinde mit Schanzwerken versehenen Mont Avron und die ihm naheliegenden Forts von Noisy, Rosny und Nogent eröffneten. So unerwartet und zugleich so furchtbar und vernichtend traf das Feuer der deutschen Geschütze den Mont Avron und die hinter ihm kampierenden Truppen, daß der Überraschung bald wilde Flucht folgte und die vorrückenden Sachsen den wichtigen Punkt, den Schlüssel von Paris, verlassen und mit Leichen und Trümmern bedeckt fanden (29. Dezember). Dieser erste artilleristische Angriff war nur die Ankündigung des sich vorbereitenden größeren allgemeinen. So unendlich mühsam die Herbeischaffung der gewaltigen Vorräte, der Munition und der Geschütze auch bisher gewesen war, so hatte man doch endlich, namentlich seitdem gegen Ende des Jahres eine zweite Bahnlinie und einzelne Zweigbahnen frei geworden waren, das Material zur Beschießung von Paris nun bereit. Im Südwesten der Riesenstadt, gegenüber den Forts Issy, Vanves und Montrouge, standen auf den Höhen 275 schwere Geschütze, von denen jedes mit der ersten Munitionsrate, 500 Schuß, versehen war. Zur Leitung des artilleristischen Angriffs ward General-Leutnant von Kameke bestimmt. Der lang erwartete Augenblick war nah, wo diese Geschütze mitreden sollten.

§ 783. Um das Schicksal von Paris drehte sich die ganze Handlung der mächtigen Tragödie. Man hatte geglaubt — selbst Trochu, der Kommandant von Paris, war dieser Meinung — daß die Stadt auf höchstens 60 Tage verproviantiert sei. Nun hielt sich die gewaltige Stadt schon ein Vierteljahr, ihre Verteidigungsarmee war auf 450000 Mann gebracht, und obwohl ihre Mittel knapp wurden, dachte sie noch nicht an Ergebung. Die Unsrigen wußten, daß mit dem Falle von Paris der Friede eintreten müsse. Aber auch die Franzosen wußten, daß an dem Schicksal ihrer Hauptstadt Frankreichs Schicksal hing. Gambetta und seine Genossen riefen das französische Volk zum Krieg bis zum äußersten (à outrance), zur höchsten Anstrengung (suprême effort) auf und täuschten und entflammten es immer aufs neue durch erlogene Siegesberichte und falsche Hoffnungen. In der That, waren Massen auch sogleich Heere, so mußte durch die von allen Seiten dem Boden entwachsenden Scharen nun endlich die Vernichtung der verhaßten Deutschen, der „Prussiens", eintreten. Nicht nur sammelte im Norden Faidherbe um Arras wieder seine Truppen und brachte sie auf 50—60000 Mann, sondern auch an der untern Seine zeigten sich einzelne Abteilungen; im Lager von Conlie hinter Le Mans reorganisierte sich die Loire- und Westarmee unter Chanzy in einer Stärke von 150000 Mann, und bei Bourges sammelte Bourbaki drei Armeekorps, sowie weiter östlich Garibaldi ein Korps, das auf 10—20000 Mann geschätzt wurde, und der junge Emporkömmling General Crémer ein anderes in etwa gleicher Stärke. Mit den im Osten Frankreichs streifenden, in den Hinterhalten lauernden Franctireursbanden mochte Frankreich wirklich eine Million Leute unter den Waffen haben.

§ 784. Welchen Plan die feindlichen Massen befolgen würden, wußte man am Schlusse des Jahres im Hauptquartier des Königs zu Versailles noch nicht. Am gefährlichsten und deshalb am nächstliegenden schien es, daß

die Armeen Chancys und Bourbakis in gemeinsamem Wirken mit weit überlegenen Kräften noch einmal auf Paris vorzudringen suchen würden. Dem gegenüber schien es am sichersten und entsprach am meisten der bisherigen Weise des deutschen Oberkommandos, nicht abzuwarten, bis der Feind seinen Plan ins Werk setzte, sondern ihm im Angriffe zuvorzukommen. Am 1. Januar 1871 erhielt Prinz Friedrich Karl den telegraphischen Befehl des Königs, mit der II. Armee die Offensive gegen das von Westen her wieder vorgehende Heer Chanzys zu ergreifen. Von seinen Stellungen in und bei Vendôme ging er nun mit drei Korps gegen Le Mans vor, während von rechts her aus der Gegend von Chartres der Großherzog von Mecklenburg mit seinem Korps ebendahin vordrang. Am 6. Januar trafen die vorrückenden Abteilungen in dem schwierigen, von Hecken und Gräben vielfach durchzogenen Gelände zuerst auf den gleichfalls im Vorrücken begriffenen Feind, warfen ihn aber an diesem und den folgenden Tagen unter fortwährenden Gefechten von Dorf zu Dorf, von Thalabschnitt zu Thalabschnitt rückwärts auf Le Mans. Daß die Kälte, die vorher geherrscht hatte, in Tauwetter übergegangen war und abwechselnd Regen und Schneegestöber herrschte, machte das Vordringen nur noch schwieriger, und als dann wieder Frost eintrat, boten die spiegelglatten Wege der Kavallerie und Artillerie fast unüberwindliche Hindernisse. So gegen die Schwierigkeiten des Geländes und gegen einen doppelt überlegenen Feind zugleich kämpfend rückten die bereits durch die früheren Kämpfe sehr zusammengeschmolzenen Armeekorps, im ganzen wenig über 70000 Mann stark, in konzentrischen Märschen auf Le Mans. Hier und in den vorliegenden Dörfern wurde am 11. und 12. Januar die Entscheidungsschlacht geschlagen; die Flügel des deutschen Heeres umfaßten von beiden Seiten die Stellung der Feinde und wandelten deren Niederlage in vollständige, regellose Flucht: an 18000 Gefangene, 20 Geschütze und 2 Fahnen waren die Siegesbeute des 7tägigen erbitterten Kampfes. Der Feind floh in westlicher und nördlicher Richtung nach Laval und Alençon zu; die nachfolgenden Deutschen nahmen ohne Gegenwehr das befestigte Lager von Conlie; das Korps des Großherzogs von Mecklenburg rückte von Süden her auf Rouen, wo es die erste Armee ablöste; andere Truppenteile besetzten Tours. Die Westarmee war zersprengt, unsere Truppen standen in der Bretagne und Normandie: auf Befreiung von dieser Seite her konnte Paris daher nicht mehr hoffen.

§ 785. In denselben Tagen entschied sich auch das Schicksal der französischen Ostarmee, die, über 150000 Mann stark, unter Bourbakis Führung (§ 783) neugebildet und von dem Diktator Frankreichs nach dem Osten geworfen worden war mit dem Auftrage, Belfort zu entsetzen, Werders Korps zu schlagen und zu durchbrechen, Elsaß und Lothringen zu befreien, die Verbindungslinie zwischen Paris und Deutschland zu zerschneiden und durch einen Rheinübergang alle Schrecken des Kriegs nach Süddeutschland zu tragen. Dieser Plan eines großsprecherischen Advokaten, der sich plötzlich als genialen Feldherr aufspielte (gleich als sei die Kriegführung keine Wissenschaft, sondern Sache jedes Volksführers), traf auf deutsche Tapferkeit und Disciplin und auf Moltkes klare und weitblickende militärische Anordnungen. Wir haben gesehen (§ 780), wie Werder bereits seine Armee zwischen der oberen Saône und dem Doubs um Vesoul vereinigt hatte: zwischen ihm und den südöstlich vorgeschobenen Posten der II. Armee erhielt das Korps des Generals v. Zastrow (§ 779) in weit ausgedehnten Stellungen die Verbindung. Zur Unterstützung dieses Korps und zur Mitwirkung auf dem östlichen

Kriegsschauplatze ward nun aus dem Verbande der Pariser Belagerungsarmee das pommersche Armeekorps gelöst und vom bayrischen Korps v. d. Tann ersetzt, dem nach der schweren Arbeit Ruhe nötig war. Zum Feldherrn der so aus drei Korps gebildeten Südarmee ward General v. Manteuffel ernannt und nach Versailles zu mündlicher Besprechung berufen, während seine Korps bereits den Marsch zur Bekämpfung Bourbakis antraten, dessen Spitzen am 6. Januar vor der Front Werders vom Süden her erschienen. Ihm zu begegnen, mußte Werder früher bei Montbéliard eine feste Stellung gewinnen. Möglich war das nur, wenn er vor dem an Zahl weit überlegenen, aber schlecht gekleideten und schlecht genährten Feindesheere, das sich seiner Verpflegung wegen immer nahe an den Eisenbahnen halten mußte und sich nur langsam fortschob, den Vorsprung gewann. Dazu konnten außer der Schnelligkeit des Marsches auch plötzliche, den Feind verwirrende Vorstöße helfen, und ein solcher wurde bei Villersexel (9. Januar) unternommen und erreichte, wenn auch der Ort von den Unsren gegen die Übermacht bald wieder geräumt werden mußte, doch den bezeichneten Zweck vollständig. So rückte General Werder in die durch ihn so berühmt gewordenen Linien hinter der Lisaine ein. Die Lisaine ist ein Bach, der in fast südlichem Lauf bei Montbéliard in den Doubs geht, der hier seine nördlichste Windung beschreibt. Sie bildet mit dem von Osten kommenden Allainebach, dessen breites, sumpfiges Thal nur wenige Übergänge hat, fast einen rechten Winkel, als dessen Scheitelpunkt Montbéliard mit seiner beherrschenden Citadelle gelten kann, und so bieten die beiden Bäche eine vortreffliche Verteidigungsstellung. Da aber der Angriff von Westen kam, so ward nur das Lisainethal wichtig, dessen steile östliche Thalränder mit den zahlreichen dazwischen liegenden Dörfern Werder wohl befestigt hatte. Im Rücken seiner Stellung lag die Festung Belfort, die gleichfalls stark umschlossen und beobachtet gehalten werden mußte, obwohl Werder einen Teil des Belagerungsgeschützes und auch alle in der Belagerungslinie irgend entbehrlichen Truppen an sich gezogen hatte. Nachdem Vorposten-Gefechte in den vorhergehenden Tagen die Nähe der feindlichen Macht angekündigt hatten, begannen seit dem 15. Januar die Angriffe auf die Lisaine-Linie. Eben war wieder strenge Winterkälte eingetreten, und die Lisaine fror zu; so verlor die Stellung Werders viel von ihrer Stärke, und die Mühsale des Kampfes steigerten sich gewaltig. Aber Werder und seine heldenmütigen Truppen (Badener und gemischte Abteilungen Norddeutscher) wußten, daß alles davon abhing, daß sie hier standhielten, wußten auch, daß bereits ihre Landsleute in Eilmärschen sich nahten, Bourbaki im Rücken zu fassen und ihnen Erleichterung zu bringen. So wiesen sie alle Gewaltstöße, die am 15., 16. und 17. Januar auf die Lisaine-Linie gemacht wurden, unerschütterlich zurück: wo der Feind einmal auf dem linken Ufer des Baches festen Fuß zu fassen glaubte, ward er wieder zurückgeworfen, wo eins der befestigten Dörfer verloren war, wurde es mit stürmender Hand von den Unsrigen wieder genommen. Schon am 17. zeigte sich bei dem Feinde Erschöpfung, und er fing allmählich an, sich nur noch zu verteidigen. Die Ursache hierfür lag nicht bloß in dem ungebrochenen Widerstande des Werderschen Korps, sondern auch darin, daß Bourbaki vom Herannahen Manteuffels Kunde erhalten hatte und für seine Rückzugslinie besorgt wurde. Am 18. war der Feind vor Werders Front verschwunden, und dieser konnte am folgenden Tage zur Verfolgung übergehen. Die Franzosen hatten 150000 Mann stark umsonst gegen die

43000 Mann, die Werder führte, gerungen, und die bereits entmutigte Besatzung der Feste Belfort hatte keinen Ausfall gewagt, um den Angriff des Entsatzheeres zu unterstützen. Das Schicksal der französischen Ostarmee war bereits entschieden, wenn auch das fürchterliche Ende noch bevorstand.

§ 786. Selbst die französische Nordarmee (§ 783), die kleinste, aber am entschlossensten geführte Armee der Feinde, entging der vollständigen Besiegung durch die deutsche Minderheit nicht. Freilich Faidherbes Versuch, die von Truppen der I. Armee belagerte kleine Festung Péronne zu entsetzen, konnte nur mit äußerster Anstrengung durch den Kampf bei Bapaume (3. Januar) vereitelt werden. Als aber dann nach dem Falle von Péronne und nach dem Siege der Deutschen bei Le Mans die I. Armee sich verstärken konnte, da faßte Goeben, der an Manteuffels Stelle (§ 785) den Oberbefehl im Norden übernommen hatte, den über St. Quentin auf Paris vorrückenden Faidherbe in die Flanke und warf ihn nach siebenstündiger, heißer Schlacht in vollständiger Auflösung nach Nordosten zurück (19. Januar). Gegen 10000 Gefangene blieben in seinen Händen. Seine verfolgenden Truppen erreichten Le Cateau Cambresis, Le Quesnoy und machten erst vor dem Festungsgürtel der belgischen Grenze (Arras, Cambrai, Valenciennes) Halt. Auch die französische Nordarmee war nicht mehr zu fürchten.

§ 787. Indessen hatte die Belagerungsarmee den letzten Schritt gethan und war zum Bombardement von Paris übergegangen. Seit dem 5. Januar richteten die deutschen Batterien ihr Feuer auf die Forts von Issy, Vanves und Montrouge und brachten das erstere bald ganz, die anderen zum Teil zum Schweigen. Da es mehr darauf ankam, die schon wankende Stadt zu beunruhigen, als zu verwüsten — später haben das die Verbrecherhände von Franzosen selbst gethan — so wurden etwa täglich nur 2—300 Granaten in die Stadt geworfen, von denen die Teile an dem linken Seineufer vorwiegend betroffen wurden. Schon begann das furchtbare Gespenst des Hungers die Stadt zu bedrohen, schon begann ihr Widerstand zu erlahmen. Nun rückten unsere Batterien auch von Norden her näher; am 21. Januar eröffneten die Geschütze gegen St. Denis und die nördlichen Vorstädte ihr Feuer. Schon vorher erhoben sich einzelne Stimmen, die eine Kapitulation für unvermeidlich erklärten. Aber die öffentliche Meinung wie auch das Gouvernement und der militärische Oberbefehlshaber Trochu selbst standen noch viel zu sehr unter der Einwirkung einer wilden, zügellosen und unwissenden Demagogie, und diese verlangte der militärischen Unmöglichkeit eines Erfolges zum Trotz einen Ausfall in Masse, um die Linien des Feindes zu durchbrechen. Trochu sah sich genötigt, diesen Forderungen nachzugeben. Unter den Kanonen des Valérien, der allein den dazu nötigen Schutz gewährte, ordneten sich am 19. Januar, dem Tage der Schlacht von St. Quentin, die Ausfallsscharen. Freilich wußten ihre Führer, daß sie hier gerade auf die am besten befestigten Stellungen des Feindes trafen. Trotzdem drängten die Massen vorwärts in den Tod. Und den fanden sie, sowohl an der Montretout-Schanze und den Höhen von Garches wie in St. Cloud und im Park von Buzanval, dessen Mauern zu nehmen ihnen noch eben gelang, den sie aber in der Nacht vom 19. zum 20. wieder räumten. Hier hatten 20000 Mann eines einzigen deutschen Armeekorps (es war das fünfte) 100000 um ihre Existenz ringende, verzweifelnde Kämpfer zurückgeworfen; und hätten diese hier wirklich die ersten Linien durchbrechen können, sie würden neueren und festeren begegnet sein, und Gefangenschaft

hätte ihrer gewartet, wie dies das Los ihrer Landsleute bei der Feldarmee war. Es war der letzte Versuch eines bis zum Tode matten Ringers gewesen. Die **Übergabe** von **Paris** ward die notwendige Folge; und ein Glück, daß wenigstens jetzt die Besonneneren in der Stadt die Oberhand gewannen und daß der Waffenstillstand geschlossen wurde, ehe die letzten Vorräte erschöpft waren; das entsetzlichste Los, der Hungertod von vielen Tausenden vor den Schanzen der Unseren, die sie um der eigenen Erhaltung willen erbarmungslos hätten zurücktreiben müssen, wäre das Ende gewesen. So kam **Jules Favre** schon am 23. nach Versailles, und bereits am 26. Januar waren die Unterhandlungen soweit gediehen, daß die Feindseligkeiten eingestellt werden konnten. Am 28. Januar wurde ein 21tägiger **Waffenstillstand** unterzeichnet, damit innerhalb dieser Zeit eine **Nationalversammlung** berufen würde, die über Krieg und Frieden entscheiden sollte. Die Hauptbedingungen waren: Auslieferung der feindlichen Forts an die deutsche Armee, Kriegsgefangenschaft und Entwaffnung der Verteidigungsarmee, von deren Abführung nach Deutschland man jedoch einstweilen Abstand nahm, Zahlung einer Kriegskontribution für Paris von 200 Millionen Francs und Ausdehnung des Waffenstillstandes auf sämtliche Departements, ausgenommen Doubs, Jura und Côte d'Or.

§ 788. Hier nämlich mußte sich noch der Schlußakt der furchtbaren Tragödie dieses Krieges ohnegleichen vollziehen. Als **Bourbaki** vor den Linien Werders zurückgewichen war, schwebte ihm schon das Verhängnis über dem Haupte. Die Pommern und Zastrows Korps eilten unter Manteuffels Oberbefehl in ununterbrochenen Gewaltmärschen heran, in breiter Front die Gegend durchziehend, durch die der Rückzug Bourbakis auf seinen südlichen Zufluchtsort Lyon hin gehen mußte. Mit großer Kühnheit verzichtete Manteuffel auf eine Vereinigung mit Werder, um nach Süden einen Vorsprung vor den weichenden 150000 Mann Bourbakis zu gewinnen, ihnen die Eisenbahnen, die allein noch zu ihrer Rettung dienen konnten, abzuschneiden und sie zwischen die deutsche Armee und die Schweizer Grenze einzuklemmen, ähnlich wie es Mac Mahon an der Grenze Belgiens geschehen war. **Garibaldi**, der in Dijon stand, ließ sich mit seinen 25000 Mann und der Reserve von einer Brigade vollständig in Schach halten. Unaufhaltsam eilte die Armee Manteuffels östlich gegen die Pässe des Jura vorwärts. Kein Ausweg blieb Bourbaki mehr nach dem Süden; gegen **Pontarlier** hin hart an die Schweizer Grenze gedrängt verzweifelte der von Gambetta mit seinen Tausenden ins Unglück gehetzte General am Glücke Frankreichs und an seiner eigenen Ehre und machte einen Selbstmordversuch. An seine Stelle trat auf Gambettas Gebot General Clinchant, der seit dem 29. Januar mit Berufung auf den geschlossenen Waffenstillstand (von dem aber, wie oben gezeigt ist, dieser Kriegsschauplatz ausdrücklich ausgenommen war) Unterhandlungen verlangte, die Manteuffel mit vollem Recht abwies. Am 1. Februar griffen die Deutschen **Pontarlier** an. Von allen Seiten in die furchtbaren Engen des beschneiten **Juragebirges** hineingedrängt begann die französische Armee, die nach und nach an 15000 Mann Gefangene in der Hand der Deutschen gelassen hatte und von der nur sehr wenige nach Lyon entkommen, Tausende aber dem Hunger, der Kälte, der Ermattung erlegen waren, noch 80—100000 Mann stark nach vorher abgeschlossener Konvention mit der **Schweiz** die wilden Grenzgebirge zu übersteigen und sich auf neutrales Gebiet zu retten (1. Februar), wo sie entwaffnet und bis zum Frieden zurückgehalten wurden. Es war, als ob das

Elend von 1812, das einst auf Rußlands Schneegefilden die Macht des ersten Kaiserreichs gebrochen hatte, sich hier wiederholt hätte. Die Jammergestalten, die ausgehungert und in Lumpen die Schweizergrenze überschritten und hier von der kleinen Republik, die so oft französischer Ehrgeiz bedroht hatte, gastlich und barmherzig aufgenommen wurden, waren das Leichengefolge der französischen Gloire, der man sie sinnlos geopfert hatte. Nun hielt sich auch Belfort nicht länger; am 16. Februar kapitulierte es, und am 18. Februar rückten die Deutschen ein.

§ 789. Der in den Waffenstillstandsbedingungen vom 28. Januar vorgesehene Zusammentritt einer Nationalversammlung fand am 12. Februar zu Bordeaux statt. Diese war in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl für den Frieden und bereit, auf alle von Deutschland gestellten Bedingungen einzugehen; Thiers, der am 16. Februar von ihr zum Haupte der Staatsleitung ernannt wurde, beförderte nach Kräften den baldigen Abschluß der Verhandlungen. Die Deutschen waren inzwischen 30 000 Mann stark am 1. März unter dem Arc de Triomphe hindurch in Paris eingezogen, hatten sich jedoch vertragsmäßig auf den Raum zwischen diesem Thore und der Place de la Concorde beschränkt. Um so mehr beeilte sich die Nationalversammlung in Bordeaux, den Friedenspräliminarien vom 26. Februar ihre Zustimmung zu erteilen (schon am 1. März). Danach trat Frankreich an Deutschland Elsaß und Deutsch-Lothringen samt der Festung Metz und dem Streifen jenseits der Mosel ab, auf dem die Schlachtfelder vom 16. und 18. August lagen, und übernahm es, binnen 3 Jahren eine Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Franken an Deutschland zu zahlen. Die westlich und südlich von Paris gelegenen Landstriche wurden von den Deutschen geräumt; dagegen blieben die nördlichen und östlichen Forts um die Stadt und ebenso die nordöstlichen Departements Frankreichs einstweilen noch von deutschen Truppen besetzt. — Deutschland hatte zur Zeit des Friedensschlusses über 600 000 Streiter auf französischem Boden, mit allem Zubehör aber an Beamten- und Verwaltungspersonal, Verpflegungsmannschaften ꝛc. nahezu eine Million; in der Heimat standen noch 250 000 Soldaten bereit, auf den ersten Befehl zu folgen: so gewährte es den Frieden in ungeschwächter eigener Kraft. Nach solchen Triumphen kehrte der Kaiser Wilhelm am 17. März in seine Hauptstadt zurück, die ihn mit treuer Liebe und hingebender Verehrung empfing. Dem Vorfrieden vom 26. Februar aber folgte der endgiltige Friedensschluß zu Frankfurt a. M. am 10. Mai 1871.

15. Die Aufrichtung des deutschen Kaisertums.

§ 790. Herrlich war der Erfolg des Siegs nach außen; jede Schmach, die wir von Frankreich seit drei Jahrhunderten erlitten hatten, war gesühnt, jeder Verlust an unser Westgrenze wieder eingebracht: aber viel herrlicher noch war es, daß der ruhmreiche Krieg uns das deutsche Kaiserreich schuf. Schon als der Kampf begann, hatten sich alle Herzen gesagt, daß nun der Main nicht mehr Deutschland in zwei Teile scheiden dürfe, daß das deutsche Reich nun oder nimmer erstehen müsse. Als dann König Wilhelm in den Herrscherpalast der alten Bourbonen eingezogen war, da richtete nach längeren Verhandlungen der mächtigste der anderen deutschen Herrscher, der edle junge König Ludwig II. von Bayern, die Aufforderung an ihn, er möge die deutsche Kaiserkrone annehmen und so das Werk der Einheit

Deutschlands vollenden; zugleich machte er den übrigen deutschen Fürsten Mitteilung von seinem Vorschlage und bat um ihre Zustimmung, die sie freudig gaben. Der norddeutsche Reichstag nahm am 10. Dezember 1870 nahezu einstimmig die Bundesverträge, die mit den Ministern der süddeutschen Staaten im Heerlager König Wilhelms vereinbart worden waren, an, und am 18. Dezember empfing dann König Wilhelm in Versailles in Gegenwart vieler deutscher Fürsten und Prinzen, des Bundeskanzlers und vieler Generale eine Abordnung des norddeutschen Reichstags mit dem Präsidenten Simson an der Spitze, die ihm eine Adresse überreichte, die ebenfalls die Bitte um die Annahme der deutschen Kaiserkrone enthielt. Der König erklärte sich unter Hinweis auf die einmütige Zustimmung der deutschen Fürsten und freien Städte, die gesichert sei, und auf den damit übereinstimmenden Wunsch der deutschen Nation bereit, der Bitte Folge zu leisten. Am Neujahrstage 1871 gab dann der Großherzog von Baden dem allgemeinen Verlangen in einem Trinkspruche noch einmal Ausdruck und wies darauf hin, daß nun das Wort Friedrich Wilhelms IV. erfüllt sei, eine Kaiserkrone könne nur auf dem Schlachtfelde errungen werden. Da unterdessen die Zustimmung auch der süddeutschen Volksvertretungen eingegangen war, so ward am 18. Januar 1871, dem Gedenktage der preußischen Königskrönung (§ 465), die Annahme der deutschen Kaiserkrone, die erblich verbunden sein sollte mit der preußischen Königswürde, im Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles feierlich verkündet; ein Armeebefehl dankte an demselben Tage dem Heere, dessen Tapferkeit das Werk der deutschen Einung vollbracht hatte. Ein erster allgemeiner deutscher Reichtag ward nach Berlin berufen (21. März 1871), und der Kaiser eröffnete ihn nach seiner Rückkehr vom Kriegsschauplatze mit einer Rede, die den Dank aussprach gegen Gott, der alles zu so wunderbar herrlichem Ende geführt hatte, und mit den Worten schloß: „Möge die Wiederherstellung des deutschen Reiches für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen neuer Größe sein; möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!"

E. Das deutsche Reich unter den Kaisern Wilhelm I., Friedrich und Wilhelm II. 1871—1890.

1. Die auswärtigen Beziehungen des neuen deutschen Reiches.

§ 791. Der siegreiche Feldzug Preußens von 1866 hatte Norddeutschland unter König Wilhelms Führung geeint; durch den Krieg von 1870/71, dessengleichen an Ruhm und Ehre die deutsche Geschichte nicht kennt, war das deutsche Reich gleichsam über Nacht erwachsen. Alldeutschland war kein Traum mehr; durch das siegreiche deutsche Schwert war es in kürzester Frist Wahrheit geworden. Darf man sich wundern, daß Europa fürchtete, Kriege und Eroberungen würden die Wege des neuen Kaiserreiches bezeichnen? Wohl hatte der greise Kaiser durch den Reichskanzler Grafen Bismarck schon am Tage der Kaiser-Proklamation es als seinen sehnlichsten Wunsch aussprechen lassen, daß ihm Gott verleihen möge, „allzeit Mehrer des

Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung", wohl hatte er bei Eröffnung des ersten deutschen Reichstags seine Friedensliebe von neuem ausdrücklich betont — den vollen Glauben an diese Worte mußte die Geschichte des neuen Reiches erst schaffen. Auch Napoleon III. hatte wiederholt beteuert, daß das Kaiserreich der Friede sei, und seine Thaten waren Krieg und wieder Krieg gewesen. Kaiser Wilhelm und sein großer Kanzler, den er in Anerkennung seiner Verdienste zum Fürsten erhob, waren von andrer Art: siebzehn Jahre hat Gott den Kaiser Wilhelm seinem Reiche noch erhalten, und in all diesen Jahren ist Friede für Deutschland und Erhaltung des Friedens überall auf der Erde das Ziel der deutschen Staatskunst gewesen. Nicht leicht war die Aufgabe, die sich Kaiser Wilhelm und seine Räte gestellt hatten, aber sie ist gelöst worden.

§ 792. Der Friede von Frankfurt a. M. (10. Mai 1871) hatte zwischen dem siegreichen deutschen Reiche und der zu Boden geworfenen französischen Republik einen äußerlichen Friedenszustand geschaffen. Daß auf einen Krieg, der den Besiegten so schwere Opfer auferlegt hatte, nicht sofort Freundschaft unter denen folgte, die sich eben mit den Waffen gegenübergestanden hatten, war nicht auffällig. Die furchtbare, geradezu krankhafte Verbitterung der Franzosen gegen die Deutschen hatte aber ihre besonderen Gründe. Der Krieg von 1870/71 hatte vollendet, was jeder Franzose als ein Unglück seines Vaterlandes anzusehen sich gewöhnt hatte, die deutsche Einheit. Daß sie durch so großartige Erfolge der deutschen Waffen geschaffen worden war, schärfte noch den Ingrimm. Für Sadowa hatte man Rache nehmen wollen, und nun war Frankreichs Kriegsruhm vor dem Deutschlands so schmählich zusammengebrochen. Straßburg und Metz hatte man Deutschland zurückgeben müssen, Hunderttausende französischer Gefangener waren in Deutschland gewesen, Feldzeichen und Kanonen waren in Masse in deutsche Hände gefallen, die Eitelkeit des französischen Volkes war aufs tiefste verletzt. Was sollte ein Franzose anders gegen Deutschland empfinden als Haß? Ein wahrhafter Friede, eine innere Aussöhnung war unter diesen Verhältnissen unmöglich. Es wäre unwürdig gewesen, wenn Deutschland um Freundschaft hätte werben wollen, wo man ihm Haß entgegentrug. Deutschlands Aufgabe Frankreich gegenüber war es, so gerüstet zu sein und zu bleiben, daß die junge Republik, die kein anderes Streben kannte als ihre Kriegsmacht zu mehren, einsehen mußte, daß Deutschland doch stärker sei. Und diese Aufgabe ist gelöst worden. Immer auf der Hut haben Deutschlands Kriegsmänner sich bisher noch keinen Vorsprung abgewinnen lassen. Kaiser Wilhelm hat, so lange ihm Gott das Leben schenkte, nicht zu fürchten brauchen, daß das deutsche Heer an Zahl, an Zucht, an Ausrüstung dem Gegner nicht gewachsen sei. Gesichert war freilich selbst damit der Friede nicht unbedingt. Die vielfach wechselnden Regierungen der französischen Republik hatten nicht die Kraft, die Leidenschaften ihres Volkes immer in den Grenzen zu halten, die ihnen vernünftiges Erwägen hätte stecken sollen, der Haß gegen Deutschland brach wiederholt in ungezügelter Weise durch, und nur der maßvollen Festigkeit der deutschen Staatsleitung war die Erhaltung des Friedens zu danken. Weder die Spionagewirtschaft, die Frankreich einrichtete, noch die Anzettelungen zum Hochverrat, die in Elsaß-Lothringen leider vielfaches Entgegenkommen fanden, haben vermocht, Deutschland aus seinem ruhigen Ernst zu

bringen. Frankreich hat sehen können, daß das deutsche Reich gewillt ist, zu bewahren, was es mit seinem Blute erkämpft hat, daß es aber keine Händel sucht. Wenn Frankreich ernstlich den Frieden wollte, mit Deutschland würde es im Frieden leben können.

§ 793. Als der Leiter der deutschen Politik, Fürst Bismarck, Ende der 40er Jahre zuerst im Staatsleben auftrat, war er ein Verfechter des engen Anschlusses Preußens an Österreich. Er blieb das, bis er als preußischer Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. die Erfahrung machen mußte, daß für Preußen und Österreich nebeneinander in Deutschland kein Raum sei. Der Prager Friede 1866 hatte Österreich aus Deutschland ausgeschlossen; Deutschland unter Preußens Führung konnte jetzt wieder Österreichs Freund und Verbündeter sein, und das Interesse beider Staaten drängte zu dieser Verbindung. Trotzdem ging Österreich unter der Leitung des früheren sächsischen Ministers, des Grafen Beust, zunächst noch Deutschland feindliche Bahnen, ja bei Beginn des Krieges 1870 war Österreich mit Frankreich durch Verabredungen und Verträge eng genug verbunden. Die überraschenden Erfolge der deutschen Waffen lösten den Bund aber schnell, und nach dem Frieden von 1871 fanden die Annäherungsversuche des Kaisers Wilhelm in Wien günstige Aufnahme. Kaiser Franz Joseph, durch die bündigsten Versicherungen des deutschen Reichskanzlers überzeugt, daß seinen deutschen Provinzen von Deutschland keine Gefahr drohe, kam im September 1872 nach Berlin, zu derselben Zeit, wo auch Kaiser Alexander II. von Rußland bei seinem greisen Oheim weilte. Die Kanzler der drei Kaiser einigten sich damals über so manche streitige Punkte. Die deutsche Staatskunst hatte erreicht, was sie lange erstrebt hatte: die Freundschaft Rußlands, das Preußen 1866 in wohlwollender Neutralität zur Seite gestanden und Deutschland 1870 den Rücken gedeckt hatte, ward erhalten, das lange grollende Österreich gewonnen. Der Friede schien durch diesen Dreikaiserbund auf Jahrzehnte gesichert. Es wäre so gewesen, wenn Rußlands Gier nach dem Besitz der Balkanhalbinsel sich hätte eindämmen lassen; hier war der wunde Punkt des Bündnisses. Der Friede von San Stefano, der den russisch-türkischen Krieg von 1877—1878 beendete und in dem Rußland der bezwungenen Pforte unsäglich harte Bedingungen auferlegte, hätte zu einem europäischen Kriege geführt, wenn nicht auf dem Berliner Kongreß 1878 durch Bismarcks staatsmännisches Geschick eine Milderung der russischen Forderungen erzielt worden wäre. Freilich Rußland war nun verstimmt, und Fürst Bismarck setzte es deshalb durch, daß Kaiser Wilhelm 1879 mit Österreich ein hauptsächlich gegen etwa geplante Angriffe Rußlands gerichtetes Schutzbündnis schloß. Unter der Regierung Alexanders III., der 1881 seinem von den Nihilisten schmachvoll ermordeten Vater Alexander II. gefolgt war, gelang es dann der unvergleichlichen Staatskunst Bismarcks, auch mit Rußland wieder ein besseres Verhältnis anzubahnen und sogar (1884) eine geheime Abmachung mit ihm einzugehen, durch die sich beide Staaten im Falle eines Angriffs auf einen von ihnen wohlwollende Neutralität zusicherten. Diese Abmachung bestand bis 1890. Inzwischen aber näherte sich Rußland immer mehr der französischen Republik; und wenn auch die Eingeweihten wußten, daß Rußland für einen Angriffskrieg Frankreichs gegen Deutschland nicht zu haben war: beunruhigend war seine Freundschaft mit Frankreich doch. Andrerseits schloß sich im Jahre 1887 an den immer enger werdenden Bund Deutschlands und Österreichs auch Italien an. So entstand wieder ein

Dreibund: er hat bisher den Frieden erhalten, er will nichts anders als ihn auch ferner bewahren.

§ 794. Wie sehr das deutsche Reich ein Reich des Friedens, nicht der Eroberungen sein wollte, zeigten seine Beziehungen zu den übrigen europäischen Mächten. So wenig man von Dänemark, das noch vom Jahre 1864 her verbittert war, freundliches Entgegenkommen erfuhr, so that Deutschland doch alles, um die bestehende Spannung zu lösen. Zu der Krone Schweden trat Kaiser Wilhelm durch die Vermählung seiner Enkelin, der Prinzessin von Baden, mit dem Thronfolger in verwandtschaftliche Beziehungen; mit Holland, mit der Schweiz, mit Belgien suchte man freundliches Einvernehmen. Selbst Spanien und Portugal wie die Hohe Pforte konnten sich der guten Dienste Deutschlands rühmen. Und auch England, dessen Königin mit dem deutschen Kaiserhause so eng verwandtschaftlich verbunden war, fand Deutschland überall bereit, mit ihm zusammenzustehen, wo es sich um Wahrung des Friedens handelte, freilich auch selbständig genug, um nicht der Schleppenträger englischer Politik zu werden. Die Tage, wo Deutschland der Werbeplatz Englands war, waren endgültig vorüber, vorüber auch die Zeiten, wo englischer Hochmut die deutsche Armut verlachte und mit seinen Hilfsgeldern jeden deutschen Fürsten sich dienstbar machen zu können glaubte.

§ 795. Zur Zeit der Entdeckungen, als die Völker Europas sich beeilten, bei der Teilung der neuen Welt nicht leer auszugehen, hatte Deutschland der Christenheit, der Menschheit überhaupt die Reformation geschenkt. Das Volk ging in diesem großen Werke auf, es blieb ihm keine Kraft zu anderen Arbeiten, und die Kämpfe, in die Deutschland durch die Bestrebungen der Gegenreformation verstrickt wurde, besonders der große 30jährige Krieg, führten zwar nicht zum Untergange der Reformation, aber zu einer Schwächung des Volks, die Jahrhunderte dauerte. Als dann Deutschland im 19. Jahrhundert emporstieg, als wieder wie ehedem die deutschen Seefahrer unter eigenen Flaggen die Seetüchtigkeit der deutschen Küstenstämme bewährten, die von den fremden Nationen immer geschätzt worden war, da war die Erde fast verteilt, und nur wenig war übrig geblieben. Das deutsche Volk unter Kaiser Wilhelm sollte zeigen, daß es die Kraft und den Willen habe, mit den anderen Völkern Europas in den kolonialen Bestrebungen, in Handel und Gewerbe in den Wettkampf einzutreten, wie es in der Wissenschaft schon lange unter den ersten genannt wurde. Die neue deutsche Flagge, unter der nun aller deutschen Staaten Schiffe fuhren, kam schnell zu Ehren, und die Waren, die sie deckte, machten den englischen und französischen bald den Rang streitig. Mehr als ein Jahrhundert hindurch waren viele Hunderttausende von Deutschen hinübergezogen nach den Vereinigten Staaten Amerikas und hatte dort mit bauen helfen an der Macht und Stärke der großen Republik; ihrem deutschen Vaterlande aber waren sie verloren gegangen, denn sie blieben nicht Deutsche, sie wurden Amerikaner und glaubten es nicht schnell genug werden zu können. Jetzt dachte das deutsche Reich auch daran, diesen in die Ferne und Weite strebenden Männern ein Heim auf deutschem Boden zu schaffen; es wurden Kolonien gegründet: große Landstrecken in Afrika, an der Westküste (Kamerun), an der Südwest- und an der Ostküste, Inseln im stillen Ocean, Gebiete auf Neuguinea wurden deutsch. Mit schlecht verhehltem Neid sahen die anderen seefahrenden Nationen, namentlich die Engländer, diese Ausbreitung des deutschen Machtkreises, aber vergebens suchten sie hemmend einzugreifen. Das der europäischen Kultur

sich öffnende Japan schloß sich besonders an Deutschland an, und in China bevorzugte man immer mehr deutsche Kaufleute, deutsche Reeder; die schnellfahrenden Dampfer des Norddeutschen Lloyd überflügelten allmählich die der anderen Nationen: Deutschland schritt überall vorwärts.

2. Die Arbeiten im Innern.

§ 796. Daß der erste durch allgemeines direktes Stimmrecht gewählte deutsche Reichstag in seiner überwiegenden Mehrheit national war, kann nicht wundernehmen: war doch die Begeisterung der großen Zeit, die das deutsche Kaiserreich in einem beispiellosen Siegeslaufe geschaffen hatte, noch in aller Herzen lebendig. Mit Erfolg konnte daher die Regierung an den weiteren Ausbau des Hauses gehen, das durch Erwählung König Wilhelms von Preußen zum erblichen deutschen Kaiser nur eben erst unter Dach gebracht war. Die Verfassung, die am 16. April 1871 genehmigt ward, schloß sich eng an die des norddeutschen Bundes (§ 740) an. Bundesrat und Reichstag wurden entsprechend vermehrt; der Bundesrat zählte nun 58 Stimmen. Alles Eigenartige in Staaten und Gemeinden blieb möglichst gewahrt, im Heerwesen aber und in der Vertretung nach außen hin trat das Reich ganz an die Stelle der Einzelstaaten; ferner wurden gleiches Maß, gleiches Gewicht und vor allem — lange vergeblich erstrebt und nun endlich errungen — gleiche Münze eingeführt; auch Rechtseinheit wurde hergestellt, und Deutschland erhielt nun wirklich einen gemeinsamen obersten Gerichtshof in dem Reichsgericht zu Leipzig. Dagegen wurden Schule und Kirche den Einzelstaaten überlassen, wenn auch namentlich für die höheren Schulen eine gleichmäßigere Gestaltung der Unterrichtsziele und Unterrichtswege erstrebt und durch die Einsetzung der Reichsschulkommission angebahnt wurde.

Die Verkehrsverhältnisse ganz einheitlich zu gestalten gelang freilich nicht. Schon die Einheit der Post konnte, da Bayern und Württemberg an ihrer Sonderstellung festhielten, nicht ganz durchgeführt werden, und noch weniger geneigt erwiesen sich die Einzelstaaten dem Gedanken, das gesamte Eisenbahnsystem Deutschlands zu Gunsten des deutschen Reichs zu verstaatlichen. So mußte sich der führende Staat Preußen zunächst darauf beschränken, die Verstaatlichung in seinem eigenen Gebiete durchzuführen. Immerhin geschah doch auch im Post- und Eisenbahnwesen vieles, was einheitlicheres Verfahren, schnelleres und sichreres Ineinandergreifen ermöglichte.

Große Aufmerksamkeit wurde den Wasserwegen, besonders der Erweiterung des Kanalnetzes zugewendet. Die lange Zersplitterung Deutschlands noch mehr als seine geographische Gestaltung hatten einen gar hemmenden Einfluß geübt. Gegen die Nachbarstaaten Frankreich und Rußland, in noch höherem Grade gegen England stand Deutschland hier sehr zurück. Es galt z. B. dem industriereichen Rheinlande die deutschen Häfen der Nordsee zu erschließen (Dortmund-Ems-Kanal), es galt vor allem zwischen Nord- und Ostsee eine kürzere, gefahrlose Verbindung zu schaffen. Kaiser Wilhelm I. hat 1887 noch selbst den Grundstein zum Nordostseekanal gelegt, der 1895 unter Kaiser Wilhelm II. vollendet worden ist und dazu helfen wird, Deutschlands Seehandel und Deutschlands Seemacht zu der gebührenden Höhe zu heben.

Für die Verbesserung der recht unerfreulichen Lage des Landmannes, den das billige Getreide Amerikas und Rußlands nötigte, unter dem Preise zu verkaufen, trat die Reichsregierung mit allem Nachdruck ein. Sie schützte

durch Getreidezölle wenigstens vor maßlosen Preisherabsetzungen der Bodenerzeugnisse, sie schützte durch mäßige Zölle auch die Gewerbthätigkeit im Lande. Das Gewerbe selbst ward von den zum Teil drückenden Schranken des Innungszwanges befreit und doch der Segnungen der Innungen nicht beraubt.

Eifrig bedacht war die Regierung, dem Reiche eigene Einnahmen in ausreichender Höhe zu verschaffen, doch lange vergebens. Die nationalgesinnten Reichstage der ersten Jahre hatten anderen Platz gemacht, in denen das Fraktionswesen und die Lust am Verneinen jedem Antrage der Reichsregierung entgegentrat. Das Tabakmonopol, das dem Reiche große, dauernd wachsende Einnahmen gesichert hätte, lehnte der Reichstag ab; erst der 1887 unter dem Drucke der Bedrohung der nationalen Einheit von Frankreich und Rußland her gewählte Reichstag gab der Regierung wieder eine Mehrheit, mit der sie rechnen konnte. Nicht bloß die Verstärkung des deutschen Heeres fand jetzt begeisterte Zustimmung: es gelang auch den Branntweinzoll durchzubringen und so endlich dem Reiche Einnahmen in vorläufig genügender Höhe zu sichern.

§ 797. Der Aufschwung der Industrie, namentlich die nie geahnte Entwickelung des Großbetriebes, der Fabriken, hatte einen neuen Stand im Staate geschaffen. Das Altertum hatte den Großbetrieb wohl gekannt, aber die freie Arbeit hatte keine große Rolle gespielt. Die Arbeiter waren zumeist Sklaven, ohne Rechte im Staate, ohne Ansprüche auf gesellschaftliche Gleichstellung mit den Bürgern. Nach dem Zusammenbruche des Römerreichs, das die Staaten des Altertums in sich vereint hatte, war erst langsam und allmählich gewerbliches Leben wieder gediehen; dann aber blühte das Handwerk empor und schuf in der Stellung des Gesellen zum Meister einen Boden für gesunde Weiterentwickelung. Die Ausnutzung der Dampfkraft, die Maschinen hatten diese Entwickelung durchbrochen. Fabrikherrn und Fabrikarbeiter vereinte nicht mehr das Band, das Gesellen und Meister verbunden hatte. Der Geselle hatte die Aussicht gehabt, selbst Meister zu werden: der Fabrikarbeiter sah vor sich meist keine andere Zukunft, als auf immer Fabrikarbeiter zu bleiben. Die Massenarbeit läßt die Geschicklichkeit des einzelnen weniger hervortreten, und nur schwer kann er sich emporbringen. Da zog Unzufriedenheit ein in die Reihen der Arbeiter, um so mehr, als sie mit dem allgemeinen Stimmrecht, das ihnen das neue Reich gebracht hatte, sich der Macht der Massen bewußt wurden. Die Socialdemokratie, die auf den Lehren von Marx und Engels fußt, durch welche die Theorien des geistreichen, demokratisch und socialistisch, aber zugleich national gesinnten Ferdinand Lassalle bald überwunden wurden, gewann überraschend schnell Boden unter den Arbeitern. Daß der Staat dem vierten Stande gegen die Besitzenden, gegen das Kapital helfen, daß er die Arbeiter zu Besitzenden, zu Teilhabern der höheren Bildung machen müsse, ward so oft und so nachdrücklich gepredigt, daß schließlich, als der Staat nicht Miene machte, solchen Forderungen zu genügen, der Staat selbst mit angegriffen, die sittliche und religiöse Grundlage der Gesellschaft aufs heftigste bedroht ward. Wie tief der gesunde Sinn unseres Volks bereits angefressen war, das zeigten die Mordversuche, die 1878 erst von einem durch die socialistischen Wühlereien verkommenen Burschen Namens Hödel (11. Mai), dann von einem Dr. Nobiling (2. Juni), der ebenfalls den socialistischen Umtrieben nicht fremd war, gegen den allverehrten Kaiser Wilhelm unter den Linden mitten unter seinem getreuen Volke unternommen wurden. Die allgemeine Empörung, die das Volk über diese Unthaten ergriff, forderte strenge Maß-

regeln gegen die Brutstätte solcher Verbrechen. Noch im Jahre 1878 genehmigte der Reichstag das Socialistengesetz, das die „gemeingefährlichen Bestrebungen" der Partei hindern sollte, und gab so der Regierung die Mittel, mit der ganzen Strenge der Gesetze gegen die Ausschreitungen der Socialisten vorzugehen. Aber Kaiser Wilhelm war in seinem das ganze deutsche Volk hoch wie niedrig mit gleicher Liebe umfassenden Herzen nicht verbittert durch die Greuelthaten, die Irregeleitete gegen ihn selbst versucht hatten. Schon als er, kaum genesen von den Wunden, die ihm der zweite Mordanschlag beigebracht hatte, am 5. Dezember 1878 die Regierung, die monatelang sein Sohn geführt hatte, wieder übernahm, wies er darauf hin, daß es Aufgabe der Gesetze sei, „Heilung der Wunden in unserem gesellschaftlichen Leben zu erreichen", und er ließ es sich angelegen sein noch in der Frist, die Gott ihm, dem Greise, gegeben hatte, diese „Heilung der socialen Schäden", wie es in der kaiserlichen Botschaft an den Reichstag vom 17. November 1881 heißt, „nicht ausschließlich im Wege der Unterdrückung socialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter" zu schaffen. Nach langen Beratungen kam 1883 das Krankenversicherungsgesetz, im folgenden Jahr das Gesetz über die Unfallversicherung zustande, und von dem Gesetz über die Invaliditäts- und Altersversicherung hat der Kaiser in seinen letzten Lebensmonden wenigstens noch die Vorlage erleben dürfen. Den Bau des Friedens, den der Kaiser hier aufgeführt hat, werden erst die Jahre recht würdigen lehren. Er, der uns die deutsche Einheit geschenkt hat, hat auch das Gebäude begonnen und unter Dach gebracht, auf dem der gesellschaftliche Friede unseres Volkes sich gründen kann und, will's Gott, gründen wird.

§ 798. Die Grenzen zwischen dem Machtbereich des Staates und der Kirche sind immer sehr schmal gewesen. Nie hat es an Übergriffen von der einen nach der anderen Seite gefehlt. Die Geschichte der salischen und staufischen Kaiser geht fast ganz in der Geschichte dieses Streites auf. Den natürlichen Gegensatz hat dann in Deutschland die Reformation noch verschärft. Es ist dem Papsttum nicht gelungen, Deutschland der alten Lehre zurückzugewinnen, aber aufgegeben hat es diesen Anspruch nie. Wie wenig konnte da jetzt das neue protestantische Kaisertum in Rom gefallen! Der Gegensatz zwischen diesem Kaisertum und dem Papsttum war an sich scharf genug, er wurde aber noch verschärft durch den streitbaren Papst Pius IX. und durch das 1870 vom Konzil anerkannte Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes. Um die Pflichten der Geistlichkeit gegen das Staatsoberhaupt, die nicht in dem vom Staate geforderten Umfange anerkannt wurden, wie um den entscheidenden Einfluß, den der Staat auf die Besetzung der geistlichen Stellen beanspruchte, kam es zum Streite. Preußen, der Staat, der zuerst den Grundsatz der religiösen Duldung zum Siege geführt hatte (§ 462), sah sich durch den Widerstand eines Teiles seiner katholischen Bevölkerung, die von ihren geistlichen Oberherren in ihrem Thun vielfach bestärkt wurde, veranlaßt, in scharfen Verordnungen, den sogenannten Maigesetzen (1873—1875) des Ministers Falk, seinen Standpunkt zu wahren. Es waren Kampfgesetze, und als Kampfmittel wurden sie gebraucht, und wenn vielleicht mitunter etwas scharf zugegriffen wurde, so schien der Bund, den die Gegner mit allen, die dem Reiche feind waren, den Polen, den Elsässern u. a. schlossen, dies zu rechtfertigen. Gleichwohl war die Regierung, überzeugt, daß Staat wie Kirche in dem Kampfe Schaden leiden mußten, jeden Augenblick zum Frieden bereit. Das zeigte sich sofort, als

der neue Papst Leo XIII., der 1878 auf Pius IX. folgte, sich Unterhandlungen nicht abgeneigt erwies. Langsam nur wurden die Verhandlungen gefördert, endlich aber ward doch ein thatsächlicher Friedenszustand herbeigeführt. Kaiser Wilhelm, der, tiefreligiös wie er war, nichts inniger bedauert hatte, als diesen Kampf gegen die Kirche, der einen großen Teil seiner Unterthanen beschweren mußte, hat noch das Glück gehabt, wieder friedlichere Verhältnisse kommen zu sehen.

§ 798a. So ernste Arbeit und Sorgen die kirchlichen Wirren besonders der preußischen Staatsregierung machten, so ging sie doch nicht in ihnen auf. In der Steuerverteilung wurden tiefgreifende Umgestaltungen — Befreiung der untersten Stufen von der Einkommensteuer, stärkere indirekte Steuern — vorbereitet und zum Teil durchgeführt. Das Eisenbahnwesen, das sich durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes mächtig entwickelt hatte, wurde, wie schon erwähnt ist, verstaatlicht und damit einheitlich gestaltet. Für Gewerbe, Handel und Landwirtschaft wurde ein aus drei Gruppen bestehender Volkswirtschaftsrat errichtet (1880). Der Staatsrat, der schon unter Friedrich Wilhelm III. geschaffen worden war, aber lange geruht hatte, wurde 1884 unter dem Vorsitze des Kronprinzen wieder in Wirksamkeit gesetzt. Eine Ansiedlungskommission nahm seit 1886 in großem Maßstabe den Ankauf polnischer Güter in Posen und Westpreußen und ihre Besiedlung mit deutschen Bauern und Arbeitern in die Hände. So wirkte und schaffte die Regierung in ernster Arbeit nach allen Seiten hin, aber sie sorgte auch dafür, daß freier Entwicklung Raum geschaffen ward und daß die Selbstverwaltung, die Stein (§ 596) den Städten als ein bedeutsames Recht, zugleich aber als eine schwerwiegende Pflicht geschenkt hatte, auch in die Landgemeinden Eingang fand. 1872 wurde die neue Kreis-, 1875 die neue Provinzial-Ordnung Gesetz. Danach bildet jeder Kreis unter einem Landrat einen eigenen Verband, ein Kreistag und ein von diesem gewählter Kreisausschuß steht dem Landrat zur Seite. Städte mit 25000 und mehr Einwohnern bilden einen eigenen Kreis. Auf sechs Jahre gewählte Vertreter der Landkreise und Städte bilden den Provinziallandtag, der alle zwei Jahre berufen werden muß. Er wählt den Provinzialausschuß und den Landesdirektor, der die laufenden Geschäfte führt.

3. Kaiser Wilhelms des Großen Ausgang.

§ 799. Während der Kaiser arbeitete und sich sorgte für sein Volk, schwand Jahr um Jahr dahin. Mit jedem Jahre, mit jedem Tage, darf man sagen, ward er seinen Deutschen lieber. Und sie fanden Gelegenheit, ihm das zu beweisen. Wo er sich dem Volke zeigte, an dem geschichtlich denkwürdigen Eckfenster seines Palastes, im offenen Wagen unter den Linden, bei den Manövern, überall war er der liebevollsten Teilnahme, des begeistertsten Zurufes, des Jubels seines Volkes gewiß. Was ihn bewegte, das bewegte alle mit. Welche Bezeigungen der Ergebenheit und der Freude haben ihm die Jubiläen, die er in den letzten Regierungsjahren feierte, gebracht! Die Militärdienstjubiläen, am 1. Januar 1877 das siebzigjährige und 10 Jahre später durch Gottes Gnade auch noch das 80jährige, sein und der Kaiserin Augusta goldenes Hochzeitsfest (11. Juni 1879), das 25jährige Regierungsjubiläum (am 2. und 3. Jan. 1886) — wie sind sie vom ganzen deutschen Volke mitgefeiert worden! Wie freute es sich mit, als des Kaisers Enkel Prinz Wilhelm — unser Kaiser Wilhelm II. — sich vermählte,

als der greise Herrscher auch die Vermählung zweier anderen Enkelkinder, die der Prinzessin Victoria von Baden, und dann später die ihres Bruders, des Erbgroßherzogs noch mitfeiern, als er das Denkmal, welches das Vaterland seinen für deutsche Einheit und Größe gefallenen Söhnen auf dem Niederwalde setzte, 1883 enthüllen konnte! Und alle Liebe und alle innige Hingabe, deren das Volk fähig war, sie strömte aus, als am 22. März 1887 Gott unseren Kaiser seinen 90. Geburtstag erleben ließ. Alldeutschland wußte, was es seinem Kaiser dankte, das hat es damals gezeigt. Und der Kaiser hat es ihm gedankt in Worten, die von Herzen kamen und zu Herzen gingen. „Es giebt wahrlich für mich kein größeres Glück, kein erhebenderes Bewußtsein", so sagt er in seinem Dankerlaß vom 23. März 1887, „als zu wissen, daß in solcher Weise die Herzen meines Volkes mir entgegenschlagen. Möge mir diese Treue und Anhänglichkeit als ein teures Gut, welches die letzten Jahre meines Lebens hell erleuchtet, erhalten bleiben! Mein Sinnen und Denken aber soll wie bisher so auch ferner für die Zeit, welche mir zu wirken noch beschieden sein wird, darauf gerichtet sein, die Wohlfahrt und Sicherheit meines Volkes zu heben und zu fördern."

§ 800. Nicht lange mehr hat Gott den geliebten Herrscher uns noch erhalten. Kaiser Wilhelm hat seinen Geburtstag nicht wieder erlebt, und was Gott ihm in diesem letzten Jahre noch auferlegte, war des Schweren und Harten gar viel. Kronprinz Friedrich Wilhelm erkrankte an einem Leiden, das allmählich an seinem Marke zehrte und von dem er vergeblich in Deutschland, in Schottland, in Italien Heilung suchte. Wie sicher geordnet war jedermann im Reiche die Nachfolge Kaiser Wilhelms erschienen, und nun da der greise Herrscher in sein 91. Jahr trat, nagte die Sorge um den geliebten Sohn an seinem Herzen. Die Gefahren eines Kriegs mit Rußland und Frankreich rückten dazu in immer größere Nähe, und wenn die persönliche Zusammenkunft mit Kaiser Alexander III. von Rußland, die in Berlin im Herbst 1887 stattfand, auch manche Wolken zerteilte, so blieben ihrer doch immer noch genug am politischen Horizonte, um den greisen Herrscher sorgenvoll in die Zukunft sehen zu lassen. Wohl erquickte ihn die Bereitwilligkeit, mit der Deutschlands Vertreter im Reichstage für die Wehrvorlage eintraten; aber immer trüber wurden die Nachrichten aus San Remo, wo sein geliebter Sohn weilte; und dazu raffte ganz unerwartet der Tod einen kräftigen, dem Kaiser besonders lieben Enkel, den zweiten Sohn des Großherzogs von Baden, dahin. Des Greises Kraft war gebrochen, und der Körper vermochte nicht mehr wie früher den Schmerzen, die das alte Nierenleiden des Kaisers über ihn brachte, zu widerstehen. Am 8. März verkündeten die Zeitungen überall im deutschen Vaterlande die schwer beängstigende Kunde von dem Kräfteverfall des geliebten Herrschers, und schon am 9. März trug der elektrische Funke in alle Gaue Deutschlands und über die ganze Erde die Trauernachricht, daß der große Kaiser Wilhelm, Deutschlands Held und Einiger, vormittags um $^1/_2$9 Uhr eingegangen sei zum ewigen Frieden. Den heißen Wunsch, „seinen geliebten Sohn Fritz nur noch einmal in die Arme schließen zu können", hat ihm Gott nicht erfüllt, aber umgeben von seinen Lieben, seiner Gemahlin, seiner Tochter, seinen Enkeln ist er hinübergeschlummert zur Ewigkeit. Was der Verewigte seinem deutschen Volke gewesen war, alle Deutschen fühlten es nun erst recht, als er der irdischen Welt entrückt war. Nicht allein das Trauergefolge, das am 16. März die sterblichen Überreste des Entschlafenen die in großartig würdiger Weise geschmückten Linden entlang nach Charlottenburg zum Mausoleum, zur letzten

Ruhestätte, geleitete, war ergriffen von dem tiefen Ernst der Stunde: mit ihm und mit dem neuen Kaiser Friedrich, der aus San Remo trotz seiner Krankheit herbeigeeilt war, da die Pflicht ihn rief, der mit blutendem Herzen, was sterblich war an seinem großen Vater, vorüberführen sah am Schlosse von Charlottenburg, mit ihnen trauerten Millionen und aber Millionen. Deutschlands Held, Deutschlands Einiger, Deutschlands und Europas Friedefürst war dahin. Aber sein Werk lebt, und jedem Deutschen hat der Verewigte als heiligste Pflicht die Aufgabe hinterlassen, an seinem Teile mitzusorgen, daß es weiter lebe und blühe bis in die fernsten Zeiten. Und Kaiser Wilhelms des Großen leuchtendes Vorbild wird seinen Deutschen helfen ihre Pflicht zu thun. Mag der Wunsch, mit dem Fürst Bismarck am Todestage des Kaisers vor dem tieftrauernden Reichstage seine von Thränen oft unterbrochenen Worte schloß, in Erfüllung gehen: „Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat“.

4. Kaiser Friedrichs Regierungsantritt, Leiden und Tod.

§ 801. Am 9. März war Kaiser Wilhelm gestorben, am 11. kehrte sein todkranker Sohn und Nachfolger Kaiser Friedrich aus Italien in die Heimat zurück. Die Pflicht rief, und der Held kam, obschon die furchtbare Krankheit ihm am Leben zehrte,, kam, um seinen Platz einzunehmen und auszuhalten bis zum Ende. Wie anders hatten sich seine Deutschen den Regierungsantritt des Helden von 1866 und 1870 gedacht! Als ein Bild leuchtender Mannesschönheit und Manneskraft stand er vor aller Augen, als ein edler, für alles Große und Schöne begeisterter Mensch hatte er sich nicht bloß denen, die ihm näher standen, sondern seinem ganzen Volke mannigfach gezeigt. Was hatte Deutschland von seiner Regierung erhofft! Und nun hatte die schreckliche Krankheit die Kraft des Körpers, der so unbezwinglich schien, gebrochen, nur die Geistesstärke und das großartige Pflichtgefühl hielten aus und überwanden die körperliche Schwäche. Nur drei Monate hat Gott den hinsterbenden Kaiser Friedrich auf seinem Posten gelassen. Große Thaten nach außen hat er in dieser Spanne Zeit nicht ausführen können, aber ein leuchtendes Vorbild ist er in diesen Leidensmonden seinen Deutschen geworden. „Lerne leiden, ohne zu klagen“, das war die Mahnung, die er, der schon lange darauf verzichten mußte, zu den Seinen zu sprechen, seinem geliebten Sohne, unserem Kaiser und König Wilhelm II., aufschrieb. Es ist eine Mahnung die er uns allen mitgegeben hat und die wir beherzigen sollen und wollen, aber nachdrücklicher ist die Mahnung, die er uns gepredigt hat durch jeden Tag, jede Stunde seiner Herrscherthätigkeit: „Thu deine Pflicht zu allen Stunden, in Leid und Siechtum, in Not und Tod, zu jeder Zeit.“ Einen Ansturm der Krankheit, der ihn schon in den Apriltagen dem Tode nahe brachte, überwand die kräftige Natur des Kaisers noch einmal. Er konnte noch der Hochzeit seines Sohnes Heinrich mit der Prinzessin Irene von Hessen beiwohnen; dann wurde er matter und matter. Von Charlottenburg, wo er seit seiner Ankunft residiert hatte, siedelte er,

von der treuen Gattin begleitet, die nicht von der Seite des Leidenden wich, bis er seine große Seele aushauchte, nach Potsdam über in das Schloß, wo er geboren war und wo er nun sterben sollte. Am 15. Juni verschied der hehre Dulder, kaum 14 Tage, nachdem er seinen Einzug in Schloß Friedrichskron gehalten hatte.

5. Kaiser Wilhelm II.

§ 802. Schweres hatte Gott uns Deutschen auferlegt in dieser ersten Hälfte des Jahres 1888, keinem Schwereres als unserem neuen Kaiser Wilhelm II. Den ruhmgekrönten greisen Großvater, dem er ans Herz gewachsen war und den er verehrte als sein erhabenes Vorbild, mußte er sterben sehen, und der heldenhafte Vater schwand unter seinen Augen vor der Macht der furchtbaren Krankheit dahin. Aber dem Enkel und Sohn blieb keine Zeit, sich dem Kummer und dem Leid um die geliebten Toten hinzugeben, denn Preußen und Deutschland warteten seiner. Mit dem Ernst, der ihm eigen ist, trat er, noch nicht dreißigjährig, sein schweres Amt an. Klar und knapp waren die Worte, die er an sein Volk und an seine Armee und Marine richtete, schwungvoll die Anrede an die deutschen Fürsten, die sich um ihn versammelt hatten, ernst und voll Würde die Ansprache an den preußischen Landtag. Aus allem sprach der soldatisch straffe, der männlich starke, echt deutsche Geist des jungen Herrschers, der sich seiner Pflicht voll bewußt wie sein großer Ahn Friedrich II. und sein erhabener, von ihm so hoch verehrter Großvater in dem König nur den „ersten Diener des Staates“ sah.

Daß es ein Mann von großen Gaben, von festem Charakter und starkem Willen war, der den ruhmreichen Thron der Hohenzollern bestiegen hatte, das ward allen, die den jungen Herrscher kennen lernten, schnell klar; die seinen Entwicklungsgang beobachtet hatten, wußten schon längst, daß das Vaterland von ihm Großes erwarten durfte. Geboren am 27. Januar 1859 als ältester Sohn des kronprinzlichen Paares war er durch die Fürsorge der liebenden Eltern, die beide für alles Schöne und Edle lebten und webten (§ 742), von klein auf von den besten Lehrern unterrichtet worden. Früh hatte ihn der siegreiche Kampf mit einer körperlichen Schwäche gelehrt, daß stete Arbeit und zähe Beharrlichkeit zuletzt doch erreichen lassen, was anfangs unerreichbar scheint. Sein Wille erhielt dadurch die Festigkeit, die ihn immer auszeichnete, ebenso als er vom Herbst 1874 an die oberen Klassen des Kasseler Gymnasiums besuchte und dort als der Fleißigsten einer im Januar 1877 die Reifeprüfung bestand, wie in seinen Studienjahren in Bonn 1877 und 1878, und als er dann dauernd in die Armee eintrat, der er wie alle preußischen Prinzen seit seinem 10. Jahre schon angehörte. Seit dem 27. Februar 1881 mit der Prinzessin Auguste Victoria, der ältesten Tochter Herzog Friedrichs VIII. von Holstein (§ 721), vermählt schuf er sich im Marmorpalais zu Potsdam ein schönes Heim, dem die Schar fröhlicher Kinder, mit denen ihn seine fromme Gemahlin beschenkte, erst die rechte Weihe gab. Unermüdlich thätig in seinem Dienst bewährte er sich glänzend als Kommandeur der Gardehusaren und wurde am 1. Januar 1888 von Kaiser Wilhelm zum Generalmajor und Befehlshaber der 1. Gardeinfanterie-Brigade befördert. Daneben behielt er noch Zeit, sich durch den Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg v. Achenbach in die Verwaltung einführen zu lassen und größere Reisen zu unternehmen. Offen das Auge, klar der Blick, scharf der Sinn, warm das Herz — so zeigte er sich allenthalben seinem Volke und allen, denen er

begegnete. So war er für die Werke und Arbeiten des Friedens wohl vorbereitet, mit dem Heere, den Überlieferungen seines Hauses gemäß, völlig verwachsen und eins, als er den Thron bestieg.

Die ihm Durst nach kriegerischen Ehren nachgesagt hatten, wurden schnell eines Besseren belehrt. Wohl sprach er es, als er das Denkmal des Prinzen Friedrich Karl in Frankfurt a. d. O. enthüllte, scharf und unverhüllt aus, daß er es als seine heilige Pflicht ansehe, festzuhalten, was Deutschland 1870 mit dem edlen Blute seiner Söhne erkämpft habe; aber all seine unermüdliche Arbeit galt nur der Erhaltung des Friedens. Er bethätigte die Worte seiner Thronrede vom 25. Juni 1888: „In der auswärtigen Politik bin Ich entschlossen Frieden zu halten mit jedermann, soviel an Mir liegt. Meine Liebe zum deutschen Heere und Meine Stellung zu demselben werden Mich niemals in Versuchung führen, dem Lande die Wohlthaten des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg nicht eine, durch den Angriff auf das Reich oder dessen Verbündete uns aufgedrungene Notwendigkeit ist .... Die Stärke Unseres Heeres zu Angriffskriegen zu benutzen, liegt Meinem Herzen fern. Deutschland bedarf weder neuen Kriegsruhmes noch irgend welcher Eroberungen, nachdem es sich die Berechtigung, als einige und unabhängige Nation zu bestehen, endgültig erkämpft hat." Wie leicht hätten es ihm die Feinde im Westen wie im Osten gemacht, den Krieg zu haben, wenn er ihn gewollt hätte! Doch er dachte zu hoch von seinem Amte und von seiner Pflicht, um im kühnen Thatendrange die Kriegsfackel zu entzünden, darin völlig eins mit seinem greisen Kanzler, dem Fürsten Bismarck, der wie des Großvaters und des Vaters nun auch des jungen Herrschers Berater war.

Die Feinde Deutschlands warteten vergebens auf die Erschütterungen, die sie dem deutschen Reiche bei dem wiederholten schnellen Thronwechsel vorausgesagt hatten. Die deutschen Fürsten und das deutsche Volk jauchzten ihrem Kaiser zu, voll innigen Dankes, daß Gott nach so schweren Schlägen, nach so vielem Leid nun doch alles zum besten gewandt hatte. Deutschlands Bundesgenossen, Österreich und Italien, hatten längst in dem neuen Herrscher den echten Sproß Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Friedrichs erkannt, dem man vertrauen mußte überall. Glänzend war der Empfang des Kaisers in Wien, in Rom, in London, in Athen; aller Herzen flogen dem friedliebenden Herrscher entgegen, und auch in St. Petersburg machte der Kaiserbesuch den rechten Eindruck.

Für Deutschlands Kolonien und für Deutschlands Kulturaufgaben trat Kaiser Wilhelm II. kraftvoll ein. Der Aufstand der arabischen Sklavenhändler gegen unsere Kolonien in Ostafrika wurde von Major Wißmann niedergeschlagen, Deutschlands Ansehen in Ostafrika wiederhergestellt und die dortigen Besitzungen gesichert. Bei dem Vorgehen gegen die arabischen Sklavenhändler hatte Deutschland England an seiner Seite gesehen, und beide Staaten hatten gemeinsam die Blockade der ostafrikanischen Küste durchgeführt. Die freundschaftlichen Beziehungen, die damit gewonnen waren, führten zu Verhandlungen über die Regelung der deutschen und englischen Grenzen in Ostafrika und schließlich zu einem Vertrage (1890), durch den — allerdings gegen bedeutende Opfer in jenen Gegenden — Helgoland, die Felseninsel vor unserer Elb- und Wesermündung, die seit 1807 in englischen Besitz gewesen war, während sie früher zu Schleswig, dann zu Dänemark gehört hatte, an Deutschland, und zwar an Preußen, abgetreten wurde.

An der Herstellung des gesellschaftlichen Friedens arbeitete der Kaiser den Wegen seines Großvaters folgend emsig weiter. Mit aller Kraft ward das Gesetz über die Invaliditäts- und Altersversicherung gefördert und endlich nach heißem parlamentarischem Kampfe vom Reichstage am 23. Mai 1889 angenommen und mit dem 1. Januar 1891 in Wirksamkeit gesetzt. Wie ernst es dem Kaiser Wilhelm mit diesen Bestrebungen war, das hat er dann weiter fort und fort bewiesen. Am 20. März 1890 schied Fürst Bismarck aus seinem Amte, das er mehr als 27 Jahre zum Heile Preußens und Deutschlands geführt hatte. Der wärmste Dank des deutschen Volkes folgte ihm in seinen Sachsenwald, nach Friedrichsruh, wo er noch immer unermüdlich um das Wohl des Reiches sorgend und durch stets neue Beweise der herzlichen Liebe und der Bewunderung seines Volkes erfreut seine letzten Lebensjahre verbrachte, bis er am 30. Juli 1898 seine Augen schloß. Mit ihm sank der Größten einer ins Grab, die unser Vaterland geboren hat, und nie wird es seiner vergessen, dem es so unendlich viel verdankt. Von ihrem geliebten Kaiser aber hoffen voll festen Vertrauens seine Deutschen, daß er in seinem heiligen Eifer für seines Volkes Wohl auch ferner die Bahnen finden werde, die dem Vaterlande Heil und Ehre bringen. Zu immer höheren Zielen will er uns führen; Handel und Industrie gedeihen unter seinem Scepter zu immer schönerer Blüte; in fernen Gegenden hat er uns neue Gebiete gewonnen, und rastlos ist er vor allem bestrebt, Deutschland auch zur See immer mächtiger zu machen. Gottes Segen sei mit ihm und unsrem Vaterland!

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Schöneberg-Berlin.

Neben der vorliegenden Ausgabe von „David Müllers Geschichte des deutschen Volkes“ hat die Verlagsbuchhandlung auch eine

Prachtausgabe

mit Sachregister

veranstaltet unter dem Titel:

Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter Darstellung erzählt von Dr. David Müller, weil. Professor am Polytechnikum in Karlsruhe. Neue Pracht-Ausgabe, in der Reihe der Auflagen die vierzehnte, besorgt von Prof. Dr. Friedrich Junge,

Ein schöner Band von 43 Bogen mit Sachregister, reichen Ornament-Verzierungen nach Originalen und einem Drei-Kaiser-Bild in Photogravure.
In feinem Halbfassianband mit Deckelpressung nach Originalzeichnung.
Preis: M. 12,—

welche wegen ihrer besonders sorgfältigen Ausstattung vorzugsweise zu Geschenken in Schule und Haus Verwendung findet.

David Müllers Geschichte eignet sich gleich gut zur Lektüre der herangewachsenen Jugend, wie des gereifteren Mannes und der gebildeten Frau und verdient in jedem deutschen Hause eine Stätte zu finden.

Junge. — Quellen und Hilfsmittel zur deutschen Geschichte. Eine Ergänzung zu David Müllers Geschichte des deutschen Volkes. Von Prof. Dr. Friedrich Junge. 1893. 33 S. gr. 8°. Geh. M. 0,60.

— Der Geschichtsunterricht auf den höheren Schulen nach den Lehrplänen vom 6. Januar 1892. Ein Nachtrag zu dem erweiterten Vorwort zu David Müllers Geschichtsbüchern von 1886 für Lehrer der Geschichte von Prof. Dr. Friedr. Junge. 1892. Geh. M. 0,50.

— Der Geschichtsunterricht auf Gymnasien und Realgymnasien nach den preußischen Verordnungen vom 31. März 1882. Ein erweitertes Vorwort zu David Müllers Geschichtsbüchern für Lehrer der Geschichte von Prof. Dr. Friedrich Junge. 1886. 38 S. 8°. Geh. M. 0,75.

Neubauer. — Blätter der Erinnerung an Deutschlands Großen Kaiser Wilhelm I. Gedenkblätter an die Trauertage des März 1888; Berichte Nachrufe und Betrachtungen, Dichtungen und Gedächtnißreden; amtliche Verkündigungen und Kaiserliche Erlasse, Kundgebungen des In- und Auslandes; Charakterzüge, Aussprüche und Letztwillige Aufzeichnungen Kaiser Wilhelms I. — Für das deutsche Volk zur bleibenden Erinnerung zusammengestellt von Dr. Richard Neubauer, Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster. Mit einem Titelbild: Kaiser Wilhelm I. in seinem letzten Lebensjahre. Geh. M. 3,—. Geb. M. 4,—.

Von **David Müller** sind im Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin erschienen:

Abriß der allgemeinen Weltgeschichte für die obere Stufe des Geschichts-Unterrichtes. I. Teil. Das Altertum. Sechste verbesserte Auflage besorgt von Prof. Dr. Friedrich Junge. (VIII u. 335 S.) gr. 8°. 1896. Geb. M. 3,60.

Alte Geschichte für die Anfangsstufe des historischen Unterrichts. 15. verbesserte Auflage, nach dem Tode des bisherigen Herausgebers Prof. Dr. Friedrich Junge besorgt von Dr. Rudolf Lange, Direktor des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums in Berlin, mit vier geschichtlichen Karten. (160 S.) 8°. 1900. Geb. M. 2,20.

Digitized by Google

kluger und umsichtiger Auswahl des wirklich Wissens- und Behaltenswerthen. Fortgeführt ist die Geschichte bis zur Neugründung des deutschen Kaiserthums (1899. Elfte Auflage bis zum Jahre 1890). Der freisinnigen und gründlichen Auffassung des Verfassers wird sich die Schule nicht verschließen und sicherlich wird das Buch in kurzer Zeit in vielen Schulen eingeführt werden, wie ich es mit Freude in der von mir geleiteten Schule dem Unterricht in der Tertia zu Grunde gelegt habe."

Viëtor. (Zeitschrift für weibl. Bildung III.)

„Der vorliegende Leitfaden ist ein Auszug aus des Verfassers größerer Geschichte des deutschen Volkes und aus dem Bedürfnis hervorgegangen, den Schülern der Mittelklasse höherer Unterrichtsanstalten ein Büchlein in die Hand zu geben. Wer das größere Handbuch von David Müller kennt, wird wissen, daß dasselbe, was wir auch im Schulblatt ausgesprochen haben, **zu den vorzüglichsten Lehrbüchern über deutsche Geschichte zu zählen ist.** Die charakteristische Form, wie der echt vaterländische Geist, der sich treu und wahrheitsgemäß in dem Buche abspiegelt, geben ihm ein ganz eigenthümliches Gepräge. Von diesem Geiste ist auch auf den Leitfaden manches schlagende Wort, manche charakteristische Wendung übergegangen."

(Schulblatt f. d. Provinz Brandenburg.)

„**Ein vorzügliches Büchlein!** Daselbe ist ein Auszug aus des Verfassers größerem Werke: Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter, übersichtlicher Darstellung, zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung (7. Auflage. [1900 17. Auflage.] Berlin, Vahlen). Dieses bedeutende Werk erfreut sich der ehrendsten Anerkennung und Empfehlung der höchsten Unterrichtsbehörden und ist namentlich auch in Seminarien viel im Gebrauch. Während das Lehrbuch mehr für Lehrende bestimmt ist, soll der Leitfaden den Schülern der mittleren Klassen der Gymnasien und Realschulen dienen. **Dieser Leitfaden ist nicht, wie viele seines Gleichen, in dürrer skizzenartiger Weise zusammengestellt, sondern alle Partien der deutschen Geschichte sind in einer schönen, fließenden Sprache erzählt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt.** Daß der Herr Verfasser ein echter Deutscher ist und sich der Neugeburt unseres lieben Vaterlandes von Herzen freut, bedarf wohl nicht der Erwähnung. Leitfaden und Lehrbuch seien darum der Aufmerksamkeit der deutschen Lehrer dringend empfohlen."

(Monatsbl. des evang. Lehrerb. III. 11/12.)

„Wie Kohlrausch früher die beste populäre Darstellung der deutschen Geschichte geliefert hatte, deren verschiedene Auflagen durch die darin verarbeiteten Anregungen aus den Freiheitskriegen eine gewisse Weihe erhalten hatten, so ist David Müller derjenige Vertreter der populären deutschen Geschichtsschreibung, der die großen Eindrücke der neueren Erhebung Preußens von dem schleswig-holsteinischen Kriege bis zur Herstellung des deutschen Reiches am besten und eigenthümlichsten wiederspiegelt. Wenn auch der vorliegende Leitfaden, ein Auszug aus dem größeren Werke, das bereits 1864 in 1. (1900 in 17.) Auflage erschienen ist, zu so guten Schilderungen nicht mehr Gelegenheit bieten konnte, wie sie dem Verfasser in seinem ausführlicheren Buche auf einem verhältnißmäßig doch immer nur geringen Raum gelungen sind, so ist David Müller's deutsche Geschichte doch durch diesen Leitfaden dem eigentlichen Unterrichte bedeutend näher gerückt."

(Zarncke's Liter. Centralbl.)

„Unter den populären Darstellungen der deutschen Geschichte nimmt Dr. David Müllers Geschichtswerk den ersten Rang ein. Entstanden unter dem unmittelbaren Eindruck der gewaltigen Veränderungen, die Deutschland in den letzten fünfzehn Jahren durchlebt und die in gewissem Sinne eine lange Periode deutscher Geschichte zum Abschluß gebracht haben, trägt es den Charakter dieser Zeit in demselben Maße an sich, wie jene vor ihm am meisten gelesene „Deutsche Geschichte“ von Kohlrausch, die unter den Anregungen der Freiheitskämpfe und der Begeisterung für das deutsche Mittelalter geschrieben, jetzt freilich vielfach veraltet ist. „In Preußen vollendet sich die deutsche Geschichte. Das habe ich, Preuße nicht durch Geburt, aber längst durch freie Wahl meines Herzens, geglaubt, seit ich politisch zu denken begonnen.“ Von diesem Standpunkt betrachtet David Müller den Gang der deutschen Geschichte, er spürt dem Erwachen des nationalen Geistes nach, fixirt die Hemmnisse, die sich dem Aufstreben Preußens entgegen gestemmt haben, und verweilt dort immer am längsten und liebsten, wo Preußen die politische Führerschaft anstrebt oder übernommen. Das deutsche Altertum, die deutsche Kaiserzeit des Mittelalters behandelt er kürzer; ausführlich und detaillirt die Zeit von den Tagen des großen Kurfürsten an. So ist der Stoff in diesem Buche eigenartig erfaßt und eigenartig durchgearbeitet, und ein Buch geschaffen, das so recht „aus dem Geiste wiedergeboren“ ist.

Und die zweite Eigentümlichkeit desselben: es ist keine bloße Fürsten- und Kriegsgeschichte, sondern eine Geschichte des deutschen Volkes, der Bauern und Bürger und des Adels in den verschiedenen Jahrhunderten, eine Geschichte der materiellen und geistigen Kultur des deutschen Volkes. Stellen aus Dichtern oder alten Geistesprodukten, die mit kurzen Worten eine ganze Reihe kulturgeschichtlicher Begebenheiten des alltäglichen Lebens erzählen, werden häufig citirt und so ein quellenmäßiges, unverfälschtes Bild uns entrollt.

Das dritte, und nicht das letzte, was David Müllers Buche eine so weite Verbreitung verschafft, ist der Stil. Verschieden von dem herkömmlichen dürren, farblosen Lehrbuchstil, ist die Darstellung plastisch insofern, als die Gestalten und Handlungen als in sich abgeschlossene lebensvolle Gebilde vor die Phantasie treten und sich ihr leicht vergegenwärtigen. David Müllers Buch ist eine warmblütige Darstellung unserer Vergangenheit.“

„Pädagogium“, herausgegeben von Dittes, Bd. III. Heft 1.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google